S F

Die neue Rundschau

XIXter Jahrgang der freien Bühne

Vierter Band

1908

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 31 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1918
Bd. 4

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Seite

Paul Ernſt, Die ſelige Inſel 1472, 1676
Hermann Heſſe, Schlafloſigkeit 1834
Johannes V. Jenſen, A Koy 1816
E. v. Keyſerling, Bunte Herzen 1558, 1739
Vernon Lee, Ariadne in Mantua 1619
Jakob Schaffner, Das Kind 1411

Aufſätze:

Hermann Bahr, Barbaren 1774
Oscar Bie, Der moderne Zauberer 1691
Oscar Bie, Held oder Abenteurer? 1830
Richard Dehmel, Natur, Symbol und Kunſt 1435
Emil Heilbut, Der Maler Wilhelm Buſch 1836

Seite

Robert Heſſen, Der Komfort des Kranken 1515
Karl Jentſch, Alter und neuer Orient 1668
Karl Joel, Klaſſiſche und moderne Kultur 1713
Junius, Chronik: Bürgſchaften 1839
Junius, Chronik: Der Kaiſer hat geſprochen 1533
Junius, Chronik: Entwicklungen und Verwicklungen . . . 1696
Alfred Kerr, Theater in Berlin 1521
David Koigen, Weltſchmerz und Kulturſchmerz 1461
Richard M. Meyer, Die deutſche Flugſchrift 1492
Friedrich Naumann, Das Schickſal des Marxismus . . . 1393
Carl Ludwig Schleich, Der Rhythmus 1586
Ferdinand Tönnies, Das Jubiläum der Städteordnung . . 1553
J. v. Uexküll, Gedanken über die Entſtehung des Raumes 1768

Briefe, Reiſen, Memoiren:

Henriette Feuerbach, Briefe an Herweghs 1782
Norbert Jacques, Wanderungen in Jütland 1651
Franz Liſzt, Briefe an den Großherzog Karl Alexander v. Sachſen 1443
Friedrich Nietzſche, Briefe an Mutter und Schweſter . . . 1599
Albrecht Wirth, In Albanien 1456

Rundſchau:

Herman Bang, Aus einem Vorwort zu Peter Nanſens Novellen . . 1705
Paul Barchan, Turgenjews Schatten 1550
Oscar Bie, Sardanapal 1549
Oscar Bie, Die Briefe Hans von Bülows 1847
Bonus, Wiſſenſchaft und Askeſe 1704
Arthur Eloeſſer, Go 1848
Alfred Gold, Der ſteinerne Sinn 1711

Seite

Willi Handl, Arthur Schnitzlers neuer Roman 1851
Anſelma Heine, Das Tränenhaus 1850
Norbert Jacques, Die Inſel der Seligen 1707
Norbert Jacques, Das Märchen der Weihnachten 1855
Ignobilis, Guſtav von Schmoller 1845
Gerhardt Katſch, Biologiſche Moral 1544
Gerhardt Katſch, Königsſtraße 1847
Felix Poppenberg, Robert Walſers Wandrer 1548
Felix Poppenberg, Omar 1853
Benno Rüttenauer, Zwei „komiſche" Geſchichten 1546
S. Saenger, Paulſens Vermächtnis 1538
S. Saenger, Kongreßphiloſophen 1539
S. Saenger, Puriſienſeuche 1703
W. Schäfer, Zwölf aus der Steiermark 1708
Kurt Singer, Monelle erinnert ſich 1545
von Stetten, Die türkiſche Frau 1542
Ferdinand Tönnies, Konſumvereine 1541
Robert Walſer, Markt 1854
W. Worringer, Das Münchener Künſtlertheater 1709
Stefan Zweig, Crommelynck 1852

Das Schicksal des Marxismus/ von Friedrich Naumann

Die deutsche Arbeiterbewegung hat das große und merkwürdige Glück gehabt, daß an ihren Anfängen starke und lebendige Geister mit hoher wissenschaftlicher Bildung gestanden haben. Wie arm ist die Chartistenbewegung, welche das Aufkommen der englischen Industrie vor reichlich 70 Jahren begleitete, gegenüber der deutschen Sozialdemokratie, wie sie vor 40 Jahren unter Mitwirkung von Lassalle, Marx und Engels entstand! In beiden Fällen suchte eine Arbeiterschaft, die sich aus dem Kleinhandwerk heraus in neue Industrieverhältnisse hineingeschoben fühlte, einen Ausdruck für ihren Groll und ihr Hoffen und eine Organisation für ihre Gemeinsamkeit, in beiden Fällen war das, was die Proletarier selbst hervorbringen konnten, eine Art politischen Stammelns voll von Erlebnis, aber dürftig und hilflos in seiner politischen Form. Ich habe eine ziemlich deutliche Erinnerung an die erzgebirgischen Weber und Strumpfwirker, unter denen in Deutschland die Sozialdemokratie ihre ersten größeren Erfolge errang. Diese Leute würden sich in nichts von englischen Chartisten unterschieden haben, wenn ihnen nicht das große und wunderbare Pathos Lassalles und die schwere, für sie fast religiöse Dialektik von Marx in ihre armen Ohren geklungen wäre. Und auch die Bergarbeiter von damals, die Berliner Maschinenbauer, die Hamburger Maurer und Tabakarbeiter, — was wären sie gewesen ohne den Flügelschlag ihrer Denker? Von selbst hätten sie den reinen Sozialismus sicher nicht gefunden. Sie würden sich natürlich irgendein Programm zurechtgemacht haben, denn sie waren einmal von 1848 her in Bewegung und standen unter dem starken Atmosphärendruck der Gründungszeit des Deutschen Reiches. Man soll nicht denken, daß sie ohne Lassalle und Marx ganz harmlos und bescheiden jeder an seinem Webstuhl oder Schraubstock gestanden haben würden! Vielleicht würden sie sogar wilder und ungebärdiger aufgetreten sein ohne den sittigenden Einfluß der wissenschaftlichen Führung und der geschichtsphilosophischen Ideen. In England war die Arbeiterbewegung anfangs viel boshafter in ihren Erscheinungs-

formen als in Deutschland; man zerbrach Maschinen, warf mit großen Steinen, versammelte sich nachts in Wäldern usw. Eine Arbeiterbewegung wäre auch in Deutschland gekommen, wenn es keine wissenschaftlichen Sozialisten von der Qualität der Lassalle und Marx gegeben hätte, aber was für eine Arbeiterbewegung, wie dürftig in ihrem Geistesgehalt, wie verworren! Man sehe sich einmal die katholische Arbeiterbewegung an, und streiche von ihr, was an allgemeinen religiösen Ideen in ihr ist, und was sie indirekt von den Marxisten gelernt hat, so wird man sich eine gewisse Vorstellung machen können, welchen ungeheuren Wert die führenden Geister für die nichtreligiösen Arbeiter gehabt haben.

Es liegt eine Art Widerspruch darin, fast eine Ironie, daß der deutsche Sozialismus so sehr von einigen Männern abhing, die zufällig zur Arbeiterbewegung gerieten, während doch die Lehre der Marxisten den Zufall auszuschalten sucht und nur die Notwendigkeiten der Entwicklung hervorhebt. Nach der materialistischen Geschichtsauffassung muß es nämlich als ziemlich gleichgültig erscheinen, ob die beginnende Arbeiterbewegung einen Marx fand oder nicht, denn es sind ja nach ihr nur oder fast nur die ökonomischen Verhältnisse, aus denen heraus sich die Gedanken und Bestrebungen der Menschen entwickeln. Nach dieser Lehre mußte das sozialistische Programm sich aus der Lage des Lohnarbeiters von selbst ergeben. Sobald einmal Proletarier da waren, die nichts zu verkaufen hatten als ihre Arbeitskraft, mußten sie Marxisten werden auch ohne Marx und seine Verkündiger. Aber sie wurden es erst, als sie marxistische Stimmen hörten. Und Marx stammte nicht aus ihrer Mitte, war kein deutscher Proletarier und kam erst auf Umwegen dazu, sein Denken mit dem des Industrieproletariats zu verbinden. Er wurde der Prophet der deutschen Proletarier ohne auf deutschem Boden zu leben. Sein Freund Engels spricht das in der Einleitung seines Schriftchens: „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" in offenster Weise aus:

„So unumgänglich einerseits die deutsche Dialektik war bei der Genesis des wissenschaftlichen Sozialismus, ebenso unumgänglich waren dabei die entwickelten ökonomischen und politischen Verhältnisse Englands und Frankreichs. Die anfangs der vierziger Jahre noch weit mehr als heute zurückgebliebene ökonomische und politische Entwicklungsstufe Deutschlands konnte höchstens sozialistische Karikaturen erzeugen. Erst indem die in England und Frankreich erzeugten ökonomischen und politischen Zustände der deutsch-dialektischen Kritik unterworfen wurden, erst da konnte ein wirkliches Resultat gewonnen werden. Nach dieser Seite hin ist also der wissenschaftliche Sozialismus kein ausschließlich deutsches, sondern ebensosehr ein internationales Produkt."

Daß ein Mann aufwuchs, in dessen Gehirn sich deutsche Philosophie und englische Sozialpolitik zu einem großen Gedankensystem zusammenfügten, das

war keine „ökonomische Notwendigkeit". Daß dieser Mann gerade zu der Zeit arbeitete, wo bei uns die Ohren der Proletarier sich zu öffnen begannen, das hob die deutsche Arbeiterbewegung weit über das hinaus, was sie sonst von sich aus geworden wäre. Er gab ihr Gedanken, wie sie sonst nur der oberen Bildungsschicht zugänglich sind, weite Weltgeschichtsgedanken, starke dramatische Phantasien, Begriffsbildungen neuester Prägung, Wahrheiten, denen man noch die Glut des Schmelzofens anmerkte. Wann und wo, seit den Tagen des Urchristentums, ist das der unteren Masse zuteil geworden? Immer bekam sie sonst die abgetragenen Geistesklei der ihrer Herrschaften. Jetzt mit einem Male, durch eine Art Erdspalt rann das Gletscherwasser des geistigen Hochlandes unmittelbar in die Tiefe. Welches Labsal, welches Wunder! Man verstand nicht alles, man buchstabierte an Worten und Begriffen herum, man hörte das Tosen und Rauschen ohne zu wissen, woher das Wasser quoll und wie es zusammengesetzt war. Es stürzte die Wahrheit sozusagen selber vom Berge und füllte das Tal. Seht wie sie trinken! Noch heute nach 40 Jahren wird in zahllosen Versammlungen Marxismus getrunken. Oft freilich etwas vermischt, weil das reine Wasser zu kalt ist und zu sehr angreift.

Marx hat in seiner Weise nichts anderes getan als was ein Fürst tut, der seinen Staat auf eine politische Höhe hebt, auf die er von selbst nicht gekommen sein würde, mag man nun an Friedrich II. von Preußen oder an Gustav Adolph von Schweden denken. Ein Kopf wird zur geschichtlichen Kraft. Man stelle sich alle die Liebknecht, Bebel, Auer, Grillenberger, kurz die ganze erste Generation sozialdemokratischer Führer vor und frage sich, was sie ohne den Hintergrund der marxistischen Begriffsdichtung gewesen und geblieben wären! Wie Napoleon Feldherrn schuf, weil er selbst einer war, so weckte Marx Talente der Arbeiterbewegung. Die ökonomischen Verhältnisse allein hätten das nie fertig gebracht. Weil sie an seine Unüberwindlichkeit glaubten, wurden sie sieghaft und formten im harten Kampfe nicht nur gegen Unternehmertum und Polizei, sondern auch gegen die Unfertigkeit und Oberflächlichkeit innerhalb der Arbeiterschaft die große Partei, deren Existenz das Problem unserer inneren Politik ist, die Partei, die den Liberalismus teils entblättert, teils in die Hände der Reaktion gedrängt hat, die Partei von mehr als drei Millionen Wählern. Ist es ein Wunder, wenn jetzt die Führer dieser Partei sich am Marxismus festklammern, wenn sie Dresdner Resolutionen fassen und Argwohn haben gegen alle Verfälschung der starken Wahrheiten von Marx? Sie fühlen, daß ein solches Erlebnis wie die Entstehung der marxistischen Lehre nicht zweimal kommt.

Demgegenüber half es wenig, wenn sich bürgerliche Kritiker hingestellt haben und Marx widerlegten. Kann man im Bewußtsein der ersten Generation des deutschen Industrievolkes ihr größtes Erlebnis auslöschen? Erst langsam in der zweiten Generation kann Marx kritisch betrachtet werden. Das aber fängt jetzt an. Marx wird schrittweise Vergangenheit so wie auf anderen

Gebieten Bismarck oder Richard Wagner oder Darwin Vergangenheit werden. Ihre geschichtliche Bedeutung ist unantastbar, aber sie sprechen nicht mehr unmittelbar zum Ohr der Nachgeborenen. Vieles, was sie gebracht haben, ist selbstverständlich geworden und anderes ist allmählich alt und fremd und schwer geworden. Man mag es sich nicht recht gestehen, wie weit man schon von ihnen hinweggerückt ist. Ihr Angesicht wird marmorn wie bei einem Denkmal. Man hört nicht auf sie zu ehren, aber — das Leben geht weiter.

Das größte, was Marx der deutschen Arbeiterbewegung geleistet hat, ist die Grundstimmung, die er in der Arbeiterschaft dem technischen Fortschritte gegenüber geweckt hat. An sich liegt es nämlich sehr nahe, daß ein eben erst entstehendes Proletariat voll ist von kleinhandwerklichen und kleinbäuerlichen Stimmungen gegenüber dem Geldgeschäft, dem Großbetrieb, der Börse und dem ganzen kapitalistischen Getriebe und daß von da aus auch die Maschinentechnik, der Weltverkehr und alle neuen Erfindungen beschuldigt werden, das vorhandene Elend verursacht zu haben. Wir haben in der älteren englischen Arbeiterbewegung, wir haben in vielen Erscheinungen der französischen und italienischen Proletarierbewegung die Tatsache vor uns, daß der Arbeiter von der Gesellschaft verlangt, daß sie ihn wieder zum Handwerker machen soll durch Hemmung des Großbetriebes, Kreditgewährung an kleine Leute, Begrenzung der Lehrlings- und Gehilfenziffer und ähnliches. Und ist es nicht ganz natürlich, daß eine Arbeiterschaft, die den neuen Betrieb zunächst nur als Druck und Entmündigung kennen gelernt hat, von dem Übergange zum Fabriksystem nicht begeistert ist und lieber die Maschinen zerschlägt als in ihnen ihre zukünftigen Befreier zu sehen? Ist es nicht menschlich, wenn eine Protestbewegung der armen Leute gegen allen Geldbesitz grundsätzlich mißtrauisch ist und den Mammon in allen seinen Gestalten verfolgt und den Luxus haßt, weil er nicht allen gehört? Woher soll der einzelne Leinweber oder Maurer wissen, wohin die Entwicklung der Neuzeit zielt, wenn es ihm nicht von jemand gesagt wird, der weit oberhalb der Proletarierschicht stehend seinen Blick frei über die Jahrhunderte der Volkswirtschaft schweifen lassen kann? Marx und seine nächsten Genossen standen hoch genug, um die Wirtschaft als Geschichte erfassen zu können, und brachten es fertig, den Arbeitern eine optimistische Ansicht von der kapitalistisch-technischen Entwicklung beizubringen. Durch diese Leistung wurde erst die beginnende proletarische Bewegung zur „modernen Arbeiterbewegung". Sie trennte sich scharf von allen Arten des rückständigen Antikapitalismus. Marx als radikaler Liberaler war rücksichtslos fortschrittlich in seiner Wirtschaftsauffassung und übergab der Arbeiterschaft dieses Erbe des ökonomischen Liberalismus. Er war liberal, ehe er Sozialist wurde, und deshalb schuf er einen Sozialismus auf technisch und wirtschaftlich liberaler Grundlage. Welche hohe Wichtigkeit das hat, ist von den Liberalen oft verkannt worden, weil sie sich nicht klar gemacht haben, was eine antitechnische Proletarierstimmung bedeuten könnte.

Schon im kommunistischen Manifest, das im Jahre 1848 veröffentlicht wurde, sind alle Grundgedanken des neueren Sozialismus enthalten, teilweise so klar vorhanden, daß sie später niemals besser ausgesprochen werden konnten. Dort steht sozusagen als Einleitung zum Zukunftsdrama des Sozialismus eine prophetische Beschreibung des kapitalistischen Zeitalters. Wir nennen sie prophetisch, weil sie weit über das hinausgeht, was im Jahre 1848 mit Augen zu schauen war. Marx und Engels beschreiben hier die Umwälzung der Produktion durch die Bourgeoisie. „Erst sie hat bewiesen, was die Tätigkeit der Menschen zustande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzüge . . . . das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen . . . . Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen — welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktivkräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten?" Eine solche Beschreibung kann nur von Männern stammen, die mit beiden Füßen selbst auf dem Boden dieser modernen Arbeitsentfaltung stehen, das heißt, die selbst zur Bourgeoisie gehört haben und mit ihr und in ihr die Welt sehen lernten. Dem Arbeiter, der nichts ist und sein will als Klassenkämpfer, öffnen sich diese Dinge nicht, denn er sieht sofort auf seinen Erwerbskampf und hat keinen allgemeinen Weltblick. Marx aber hob ihn bis auf die Höhe herauf, um den bürgerlichen Kapitalismus in seiner schaffenden, geschichtsgestaltenden Gewalt zu achten. Es gibt viele bürgerliche Liberale, die von der Größe und Kraft ihrer eigenen Geschichtsperiode längst nicht so viel Verstand haben als davon in der ersten Bekenntnisschrift ihrer politischen Gegner niedergelegt ist. Wenn der bürgerliche Liberalismus sich selbst und seine Aufgaben immer so frei und weit im Bewußtsein tragen wollte, wie sie hier dargestellt sind, dann würde er sich nicht so sehr in allerlei parteipolitischen Kleinkram verlieren und würde gegenüber den Vertretern veralteter Wirtschaftsformen ein geschichtliches Selbstgefühl besitzen, das ihn vor Überschätzung der konservativen Kräfte bewahren müßte. Der kapitalistische Liberalismus ist die stärkste Umgestaltungskraft der Weltgeschichte. Das ist marxistische Lehre. Daß dieser Liberalismus dabei egoistisch ist, gefühllos, nur bedacht auf bare Zahlung, ein Zerstörer geheiligter Traditionen, ein Verächter altehrwürdiger Einrichtungen, daß er gewalttätig und ausbeuterisch vorgeht, mag alles zugestanden werden. Wenn das wahr ist, was

Marx von ihm beschreibt, dann hat der kapitalistische Liberalismus im ganzen trotzdem keine schlechte Bilanz, denn alle große Umgestaltung hat ihre Härten in sich, selbst eine sozialistische Umformung würde nicht ohne solche vor sich gehen können. Man vergibt es dem Napoleon, daß er über hunderttausende von Menschen hinwegschritt, weil er großes änderte und gestaltete. Und gerade Marx und Engels sind nicht die Leute, die aus Mitleid und Moral den Gewinn des Fortschrittes nicht anerkennen. Zweifellos hat der Kapitalismus sein Schuldkonto und die Marxisten sind gern bereit, es recht anschaulich darzustellen, aber das Wesentliche ist doch, daß in ihrer grundlegenden Theorie das Schuldkonto als notwendig für die Gesamtleistung in Ansatz gebracht wird.

In der Praxis nun war die Folge dieser theoretischen Grundsätze, daß in allen Fragen der allgemeinen Handelspolitik die Sozialdemokratie mit dem Liberalismus tatsächlich Hand in Hand gegangen ist. Das wurde oft verdeckt, weil man sich im einzelnen Vorwürfe machte über die Art der Vertretung der allgemeinen Wirtschaftsideen. Ein Beispiel hierfür ist der letzte Kampf um den Zolltarif. Da stritten sich zweierlei Taktik, die Taktik Bebels und Eugen Richters, eine Obstruktionstaktik und eine Verschleppungstaktik. Die erstere war volksverständlicher und ich bedauere nicht, sie mitgemacht und gebilligt zu haben, weil es für die Volksaufklärung wertvoll war, die Kämpfe dramatisch zu gestalten, aber nachträglich, nachdem die Obstruktionspolitik sich als wirkungslos erwiesen hat, kann man recht wohl die Frage aufwerfen, ob nicht die andere Methode, wenn sie von der ganzen Linken geübt worden wäre, ein besseres Ergebnis hätte herbeiführen können. Im Streite über die Methode vergaßen beide Teile nur zu leicht, daß sie im Grunde dasselbe wollten, die möglichste Entfaltung der Produktivkräfte, deren Ruhm Marx verkündigt hat. Auch in den Fragen der Goldwährung stehen Liberale und Sozialdemokraten auf demselben Boden. Sie sind beide Vertreter aller nur möglichen Verkehrserleichterungen, bekämpfen jede besondere Benachteiligung der Großbetriebe durch Gesetz oder Steuer, sind grundsätzlich für das gleiche Recht der Warenhäuser und Konsumvereine, sind gegen Mittelstandsprogramm im Sinne des Befähigungsnachweises und der Zwangsinnung. Überall dort, wo es sich um Hebung des technischen Könnens durch Fachschulen oder Ausstellungen handelt, ist kein greifbarer Unterschied zwischen Sozialdemokraten und Liberalen. Dabei wissen die Sozialdemokraten recht gut, daß alle Befreiung der Konkurrenz und des Welthandels in erster Linie dem Kapitalisten zugute kommt, denn sie sind ja die Herren des Produktionsprozesses, für dessen Elastizität gestritten wird. Aber ob das alles auch zunächst dem kapitalistischen Liberalismus zugute kommt, sie helfen mit, weil sie den Glauben haben, daß der Kapitalismus dem Sozialismus die Wege bereitet. Das erst ist der Punkt, an dem die Geister der Sozialisten und der liberalen Kapitalisten sich scheiden. Marx geht von dem Gedanken aus, daß die kapitalistische Bourgeoisie nur eine kurze Zeit lang die Führung des Wirtschaftslebens in ihren Händen

wird halten können. Sie erscheint ihm als kurzes glänzendes Zwischenspiel zwischen Feudalismus und Sozialismus. Weil er ihre Zeit von vornherein für kurz ansieht, fürchtet er sich nicht vor ihrem Aufstieg. Je schneller der Kapitalismus aufsteigt, desto schneller wirtschaftet er ab und bereitet die Bahn für die proletarische Revolution. Es heißt im kommunistischen Manifest:

„Der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setzt an die Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation. Mit der Entwicklung der großen Industrie wird also unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst hinweggezogen, worauf sie produziert und die Produkte sich aneignet. Sie produziert vor allem ihren eigenen Totengräber. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich."

Der Gedankengang ist dieser: Der liberale Kapitalismus beruht auf dem Grundsatze der freien Konkurrenz. Durch freie Konkurrenz entfesselt er fabelhafte Kräfte, schafft ungeahnte neue Lebensmöglichkeiten. Jeder handelt mit jedem, jeder unterbietet jeden, alle stoßen sich vorwärts, dabei aber werden die schwachen Wirtschaftsexistenzen rettungslos zerstoßen. Der Kapitalismus, welcher rücksichtslos alte Landesgrenzen ändert, Großstaaten herstellt, Feudalrechte abschafft, Innungsprivilegien beseitigt, ist auch nicht sentimental, wenn es sich um kleine Unternehmer handelt. Alles wird in große Generalformen gebracht: „Die Bourgeoisie hebt mehr und mehr die Zersplitterung der Produktionsmittel, des Besitzes und der Bevölkerung auf." Es wird alles zur Masse gemacht: der Besitz, die Betriebe, die Arbeiterschaft. Die Bevölkerung wird von der Bourgeoisie agglomerirt, die Produktionsmittel werden zentralisiert und das Eigentum in wenigen Händen konzentriert. Auf diese Weise zehrt die Bourgeoisie sich selber auf und schafft einen Zustand, bei dem die freie Konkurrenz versagt, weil schließlich nur wenige Wirtschaftsbeherrscher übrigbleiben. Immer neue Teile der Bourgeoisie werden in das Proletariat hinabgeschleudert. Alle anderen Klassen verkommen und vergehen und es bleibt schließlich nur die große kapitalistische Industrie und das Proletariat. Sobald nun dieses Proletariat als einheitliche Masse auftritt, dann muß ihm der Sieg zufallen, denn wer könnte die wenigen Reichen schützen, wenn einmal die soziale Unterwelt anfängt, ihre Legionen zu entsenden?

Es sind nun 60 Jahre her, seit Marx und Engels diese Gedankengänge formuliert haben. Erst waren sie ein grenzenlos kühner Wurf zweier geistvoller junger Revolutionäre, die der ganzen alten Welt ihren Krieg ansagten. Dann haben Marx und Engels Jahrzehnte hindurch sich hingesetzt und mit einer Fülle von Studien den Unterbau zu ihrem Jugendgedanken zu errichten gesucht. Dann haben Hunderttausende und Millionen von Menschen an diesen Gedankengang geglaubt und sind dafür zu stärksten persönlichen Opfern bereit gewesen, und nun nach 60 Jahren fängt man an, die hohe Prophetie

mit dem zu vergleichen, was inzwischen geschehen ist. Der Glaube will Stützen suchen im Erkennen. Er greift gern nach allem, was ihm günstig scheint. Es fehlt auch keineswegs an realen Stützen des Glaubens, aber — es kommt doch im ganzen vieles sehr anders als es vorher gedacht wurde. Die wirkliche Welt, in der der Arbeiter heute lebt, ist von anderem Stoffe als der Gedankengang der Marxisten. Nicht als ob dieser ganz falsch gewesen wäre! Keineswegs! Er ist sogar in so vielen Punkten von dem weiteren Verlauf der Dinge bestätigt worden, daß man sich wundern muß, aber die Abweichungen sind doch so groß und vielfach, daß heute nach 60 Jahren die vergrößerte Zahl der Sozialisten den Dingen mit mehr Zweifeln und weniger Zuversicht gegenübersteht als die kleine Gruppe der ersten Kämpfer. Wer sagt heute noch mit der fröhlichen Keckheit von 1848, daß der Kapitalismus bald sterben wird?

Wenn Bebel in den Jahren 1867 oder 1868 in seinen ersten Wahlkreis kam, da standen die Menschen um ihn und sahen ihn mit einem Hunger nach Erfüllung ihrer Hoffnungen an, der sich tief in die Erinnerung derer eingegraben hat, die das damals erlebt haben. Es gibt noch Leute, die davon erzählen, und man mag sonst stehen wie man will, ohne Ergriffenheit kann man nicht davon sich berichten lassen. Die meisten sind inzwischen gestorben und die, welche noch übrig sind, gehen jetzt nach 40 Jahren in die Versammlung und lassen sich dort vortragen, wie brutal, wie stark, wie gefährlich noch heute der Kapitalismus ist. Die Arbeiter haben sich organisiert. Das Wort „Proletarier aller Länder vereinigt euch!" hat gewirkt, es stehen Ziffern auf den Tafeln der proletarischen Bewegung, die damals niemand für möglich hielt, es gibt Geld in den Kassen, sollte nun nicht der letzte Stoß geführt werden können? Sind denn noch immer nicht genug „Totengräber" vorhanden, ist noch nicht genug organisiert? Weshalb bleibt die Luft so still? Wo ist der Schall der ehernen Sandalen? Wenn Marx richtig vorausgesehen hat, dann müßte es nun doch bald Zeit sein, jetzt ehe die letzten der Ersten Abschied nehmen. Es ist aber noch immer nicht Zeit, denn — der Kapitalismus ist inzwischen nicht schwächer, sondern stärker geworden.

Als im Jahre 1891 nach dem Ende des Sozialistengesetzes die deutsche Sozialdemokratie ihr Programm feststellte, war der Gedankengang von Marx in ihr noch ungebrochen, stärker als jemals früher gerade infolge des Ausnahmegesetzes, das allen Gegensatz gegen die „heutige Gesellschaftsordnung" und allen Glauben an ihr baldiges Absterben steigerte. Die Grundbegriffe dieses Programms sind folgende:

Notwendiger Untergang des Kleinbetriebes (Kleinbürger und Bauern),

Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern,

Riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit,

Massenhafte Armee der überschüssigen Arbeiter

Schroffer Gegensatz von Ausbeutern und Ausgebeuteten
Immer umfangreichere und verheerendere Krisen, allgemeine Unsicherheit.

An jedem dieser sechs Gedanken ist etwas Richtiges, aber in jedem der sechs Fälle findet sich auch gleichzeitig die entgegengesetzte Tendenz. Es gehen in der Tat Kleinbetriebe zugrunde, aber es entstehen auch beständig neue; es gibt Monopole kleiner Kapitalistenkreise, aber das Kapital ist stets bestrebt, sich wieder zu zerteilen; es findet sich große Steigerung der Menge der Produkte, aber gleichzeitig eine entsprechende Steigerung der notwendigen Bedürfnisse auch der Masse; es hat Zeiten gegeben, wo viele Arbeiter überschüssig waren, aber auch Zeiten, wo jede leistungsfähige Kraft in Arbeit eingestellt war; es lassen sich Beweise dafür bringen, daß die Gegensätze zwischen Unternehmern und Arbeitern stärker geworden sind, aber auch Beweise für friedliche Regelung derselben Gegensätze; es können Schwankungen im Wirtschaftsleben nicht geleugnet werden, aber verheerende allgemeine Krisen haben wir glücklicherweise seit längerer Zeit nicht mehr erlebt. Das Leben selbst ist viel bunter als ein Programm und besitzt in sich eben jene merkwürdige „Dialektik", von der Marx und Engels so oft zu reden pflegen, nämlich, daß jede Negation wieder eine neue Negation gebiert, oder anders ausgesprochen, daß jede einseitige Tendenz irgendwie das Gegenteil von sich hervorruft oder befördert. Es gibt in der Tat innerhalb der Gesellschaft die von den Marxisten hervorgehobenen Züge, aber nicht die allein, sondern gleichzeitig auch ihre Gegenspiele. Daraus folgt nun keineswegs, daß alles beim Alten bleibt, sondern nur, daß sich das Endergebnis nicht vorher berechnen läßt. Man kann nicht mehr von „wissenschaftlichem Sozialismus" reden in dem Sinne, als ob man eine mathematische Gewißheit vor sich hätte. In jedem Ansatze, den man macht, um das x der Zukunft herauszurechnen, sind so viele unbekannte Faktoren, daß eine sichere Lösung ausgeschlossen ist. Nicht das ist unbekannt, daß eine starke Tendenz auf Großbetrieb, Kapitalkonzentration, Massenarbeit vorhanden ist, wohl aber das, wieweit diese Tendenz die ganze Volkswirtschaft beherrschen wird und wo die natürlichen Standorte der kleineren Betriebsformen auch in Zukunft bleiben oder neu entstehen. Es ist heute, 60 Jahre nach dem kommunistischen Manifest, noch längst nicht so, daß es nur Großbetriebe und Proletariermassen gibt. Selbst in den Großstädten der Industriegebiete paßt dieses Schema nicht vollständig und anderswo erst recht nicht. Wer will also sagen, daß es in abermals 60 Jahren passen wird? Und wer will abermals 60 Jahre auf den Beweis einer Theorie warten, die inzwischen auch sonst veraltet sein wird?

Diejenigen Punkte nämlich, die im Wortlaute des sozialdemokratischen Programms zu den meisten Bedenken und Einwendungen Anlaß geben, sind nicht einmal die schwersten Erfahrungen der Marxisten. Es ist möglich, daß sie sich auf den Standpunkt stellen, es sei zwar wahr, daß große Teile der Volkswirtschaft sich bis auf weiteres nicht dem strengen sozialistischen Gedankengange

einordnen lassen und daß die kapitalistische Epoche länger dauere als man es sich früher vorgestellt habe, aber soweit die großen, führenden Gewerbe der Neuzeit in Betracht kommen, sei dennoch der marxische Gedankengang von der Erfahrung der letzten Jahrzehnte bestätigt worden und wenn wir die neue Berufszählung in Händen haben, so werde diese ein neues Dokument für die fortschreitende Umwandlung der Gesellschaft in der von Marx beschriebenen Richtung sein. In den Großgewerben vollziehe sich der Vorgang der Sozialisierung und irgendwann werde die übrige Volkswirtschaft ihrem Beispiele folgen müssen. Dieser Standpunkt würde sich vielleicht nicht ganz mit der reinen Lehre decken, aber er hat vieles für sich. Man läßt die Debatte über die Fortexistenz des Handwerks und Kleinhandels und vor allem des Bauerntums zunächst auf sich beruhen, indem man zugibt, daß hier die vorhergesagte völlige Zersetzung bisher nicht eingetreten ist, behauptet aber, daß alles auf die Industrie ankomme und daß sie von den großen sozialistischen Denkern richtig im voraus dargestellt worden sei. Insbesondere den Gewerkschaftlern liegt es nahe, das allgemeine Problem des Sozialismus auf diese Weise einzugrenzen, um von etwas Greifbarem reden zu können. Aus dem allgemeinen Menschheitssozialismus wird zunächst ein Industriesozialismus gemacht.

Das ist eine Auffassungsweise, die sehr viel Wahrheit in sich enthält. Unsere Großindustrie ist in ihrer Wucht von kaum jemandem so zeitig begriffen worden wie von den Marxisten. Als der Liberalismus noch wesentlich kleinbürgerlich dachte, sahen diese an englischem Leben geschulten Beobachter aus der freien Konkurrenz mächtige industrielle Herrschaften sich erheben. In mehrfacher Hinsicht aber entspricht auch hier die Wirklichkeit der Voraussage nicht und damit kommen wir zu dem Gebiete, auf dem sowohl Liberalismus wie Sozialismus ihre alten Hefte haben korrigieren müssen, wir kommen zur Bildung von Syndikaten, Verbänden, neuen Innungen nicht nur in der Arbeiterschaft sondern in allen Berufsschichten und insbesondere auch im Unternehmertum der Industrie.

Liberalismus und Sozialismus haben vor 50 oder auch noch vor 30 Jahren denselben Begriff vom gewerblichen Unternehmer gehabt, wie sie denn überhaupt in allen theoretischen Grundlagen sehr verwandt sind. Der Unternehmer, den sie beide sich vorstellten und den es in der Anfangsperiode der Industrie fast allein gibt und der auch heute noch nicht ausgestorben ist, dieser Unternehmer ist der reinste Individualist, der sein eigenes Geschäft mit seinen eigenen Mittel für sich betreibt und gar nicht daran denkt, in eine Arbeitsgemeinschaft mit anderen einzutreten, da diese anderen ja alle seine Konkurrenten sind. Diesen individualistischen Unternehmer haben sowohl Liberale wie Sozialisten als eine in ihrer Art unveränderliche Art von Wirtschaftsmenschen angesehen. Die Liberalen verwahrten sich mit Hand und Mund gegen die Idee, daß die Freiheit des einzelnen Wirtschaftssubjektes eingeschränkt

werden sollte oder könnte. Der Sozialismus erschien ihnen deshalb so dumm und völlig unerträglich, weil er den freien Einzelunternehmer in einer Vergesellschaftung untergehen lassen wollte. Wohin soll es mit der Welt kommen ohne die Energie, die im rückhaltlosen Individualismus steckt? Sozialismus erschien von diesem Standpunkte aus als die Ruinierung der Fortschrittskraft an sich, als die Lähmung aller weiteren Entwicklung. Von da aus ist bis zuletzt noch die Polemik Eugen Richters gegen alle Formen von Sozialismus zu verstehen. Während aber also die Liberalen ihren individualistischen Privatunternehmer schützten, bekämpften ihn die Sozialisten, indem sie genau von derselben Voraussetzung ausgingen, daß er ein in seiner Art unveränderlicher Typus sei. Marx sah, daß einzelne Unternehmer riesengroß werden würden, daß aber das Unternehmertum sich unter sich assoziieren und dadurch erst eigentlich zur Klasse gestalten würde, stellte er nicht genügend in seine Rechnung ein. Er traute es dem Arbeiter zu, daß er aus seiner Zersplitterung heraus zur Einheit gelangen müsse und zeichnete im voraus mit festen Strichen, wie dieser Sozialisierungsprozeß vor sich gehen würde, aber er kennt ihn fast nur für den Arbeiter. Die übrige Welt wird als individualistisch beurteilt und die letzte Frage des Marxismus lautet: Kann sich ein Wirtschaftssystem von lauter individualistischen Unternehmern gegenüber einem sozialistisch gewordenen Proletariat halten? Man kann getrost zugeben, daß die Antwort lauten muß: wahrscheinlich nicht! Aber dieses Wirtschaftssystem von lauter individualistischen Unternehmern gibt es nicht mehr. An seine Stelle hat sich etwas anderes geschoben und dieses andere ist viel kräftiger und dauerhafter als die zerbrechliche Galerie von Individualisten, gegen die Marx seine Scharen führte, es ist das System der Verbandsunternehmer. Die sozialisierten Arbeiter nahmen an, sie würden lauter Einzelfeinde finden, von denen sich jeder für sich in seinem Gehöft verschanzt, um ihren Ansturm auszuhalten, statt dessen aber finden sie eine Armee, die ebenso bewaffnet und geordnet ist wie sie selbst und welche sozusagen die größeren Kanonen besitzt. Das ist die Ursache, weshalb der Marxismus den 60. Erinnerungstag des kommunistischen Manifestes mit so gemischten Gefühlen begeht, weshalb aber auch der Liberalismus einer Welt gegenübersteht, für die er nicht recht eingerichtet und vorgeschult ist. Zwar hat Marx für den Vorgang des Zusammenschlusses der Betriebe dort, wo er von Privatmonopol und Staatsmonopol redet, einen gewissen Blick, aber er sieht noch nicht voraus, daß der Sozialismus der Unternehmer die neue Tatsache des Wirtschaftslebens ist, die alle alten Konstruktionen über den Haufen wirft.

Der Vorgang, um den es sich dabei handelt, ist nicht ganz einfach. Ich habe ihn in meinem Buche „Neudeutsche Wirtschaftspolitik" ausführlicher dargestellt und kann hier nur einige Hauptgesichtspunkte andeuten. Es gibt eine Naturgeschichte des Unternehmertums, die bisher weder von liberalen noch von sozialistischen Wirtschaftshistorikern genau erforscht und dargestellt ist. Die

Marxisten haben sich mit dem ersten Akte dieser Naturgeschichte hinreichend beschäftigt, nämlich mit der Entstehung des kapitalistischen Unternehmers an sich, der sich über den Handwerker erhebt, indem er die kaufmännische Leitung des gewerblichen Betriebes zu seiner persönlichen Aufgabe macht und damit die Leitung von der ausführenden Arbeit trennt. Dieser kapitalistische Unternehmer erster Stufe vereinigt in sich folgende Eigenschaften. Er ist:

Besitzer oder Privatschuldner der notwendigen Kapitalien,
Käufer und Verkäufer der Rohstoffe und fertigen Waren,
Technischer Leiter des Betriebes,
Organisator der Arbeitskräfte und der Arbeitsweise.

Er repräsentiert in sich selbst im kleinen alle Tätigkeiten, die im großen dem Kapitalismus zugeschrieben werden und zwar in voller Isolierung für sich allein. Inzwischen aber geht die Arbeitsteilung weiter und zerlegt auch diesen einheitlichen Unternehmer erster Stufe. Und zwar treten folgende Trennungen ein:

die Trennung des Besitzes von der Leitung (Aktiengesellschaften usw.),
die Trennung der technischen von der kaufmännischen Leitung,
die Trennung sowohl der technischen wie der kaufmännischen Leitung von der allgemeinen Oberleitung.

Es handelt sich auf der zweiten Stufe der Industrie bereits nicht mehr um Einzelunternehmer allein, sondern um ein viel verwickelteres Regierungssystem, bei dem der Privatunternehmer noch Monarch innerhalb der Industrieregierung bleiben kann (regierend oder auch nur repräsentierend), bei dem aber auch jeder Rest von persönlicher Unternehmung verschwindet und alle Leitung zur bezahlten Leistung wird. Der Betrieb arbeitet dann für Kapitalisten, die selbst nur durch ihre Bankvertreter auf ihn einwirken. Diesen Zustand der zweiten Stufe kennen natürlich die Marxisten und Liberale, aber beide haben ihn theoretisch zu sehr als Ausnahmezustand behandelt, um aus ihm die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Er ist aber insofern kein Ausnahmezustand, als jede größere Unternehmung im Laufe der Zeit dem Schicksal der Vergesellschaftung entgegenreift und in ihrem Wesen unpersönlich wird. Die Formen, in denen das geschieht, sind sehr verschieden und stets entstehen neue Betriebe erster Stufe, aber gerade die großen und entscheidenden Industrien sind bei uns in den beiden letzten Jahrzehnten mit Macht unpersönlich geworden. Man gehe ins Bergwerksgebiet, in die Metallindustrie, in die Elektrizität! Dieser Übergang aber tötet jenen Geist des Individualismus, der in der alten Theorie als unverlierbares Erbe des Unternehmers erschien. Dem Einzelbetrieb zweiter Stufe liegt gar nichts daran, unter allen Umständen etwas Eigenes und Besonderes zu sein. Er kann sich auf halbe und ganze Abmachungen und Abhängigkeiten einlassen und kann sich schmerzlos mit anderen verbinden, ohne daß deshalb die Zahl der Kapitalisten vermindert wird. Es bedeutet jetzt eine Konzentration der Betriebe, nicht mehr eine Verengung des

Kreises der Interessenten, wie es noch von Marx vorausgesetzt wird. Das Kapital wird vererbt und die Betriebsleitung wird gewählt. Diese Leitung kann die verschiedensten Einkaufs-, Verkaufs-, Organisations- und Tarifbedingungen auf sich nehmen, das heißt, sie kann in jeder Weise Verbandsunternehmung werden, gerade wie Marx aus dem Arbeiter einen absoluten Verbandsmenschen (Sozialisten) machen will. Hat aber der Unternehmer oder das Unternehmen sich einmal auf die Bahn der Verbände begeben, dann wird es bald Verbände herstellen, welche an materieller und intellektueller Kraft weit über den viel schwieriger aufzubauenden Arbeiterverbänden stehen.

Marx verlangte, daß die Arbeiter ihren Individualismus abstreifen, ihren gegenseitigen Neid, die Tücke der Konkurrenz um Lohnpfennige, und daß sie statt dessen Klassengefühl bekommen sollten. Es ist dieses in hohem Grade eingetreten. Der klassenlose, individualistische Arbeiter, der sogenannte „Arbeitswillige" ist zur bedauernswerten Gestalt herabgesunken, aber wie lange wird es noch dauern, da gibt es eher einen unorganisierten Arbeiter als einen unorganisierten Unternehmer? Der Kapitalismus wird jetzt erst das, was die Sozialisten immer von ihm gesagt haben: eine Gesellschaftsordnung. Er fängt an, sich selbst zu regieren und die Behauptung zunichte zu machen, daß er an seiner eigenen Anarchie zugrunde gehen werde. Der industrielle Kapitalismus lernt es auf dem Wege der Verbände, sich zum einheitlichen Körper zu machen. Das ist es, was wir als dritte Stufe des Unternehmertums bezeichnen.

Die Unternehmer dritter Stufe sind längst nicht mehr die Hersteller irgendeines Einzelproduktes an einer einzelnen Stelle. Sie lassen ihr Kapital in den verschiedensten Produktionen arbeiten und haben dadurch einen Überblick über das Wirtschaftsgetriebe, wie ihn in solcher Unmittelbarkeit keine Regierung und keine volkswirtschaftlichen Professoren haben können. Ihr Denken geht über den individualistischen Fabrikanten soweit hinaus, daß dieser in ihren Aufstellungen nur als ein Hilfsfaktor erscheint, ein Punkt neben anderen Punkten. Sie organisieren das Gewerbe. Wer ihre Leistungen kennen lernen will, nehme die umfangreiche Kartellenquete zur Hand, die das Reichsamt des Innern hat herstellen lassen! Dort wird er längst nicht alles erfahren, was die Herren selber wissen, aber doch mehr als was die Öffentlichkeit sonst von dieser Entwickelung begriffen hat: Welcher Lärm ist nötig, um ein Syndikat der Verkäufer von Arbeitskraft fertig zu bringen und wie leicht geht, wenn einmal die Zeit dazu gekommen ist, die Einrichtung eines Verbandes der Kohlenverkäufer, der Stahlproduzenten, der Papierfabrikanten usw.!

Die Syndikate der Unternehmungen vollbringen fast genau das, was die Sozialisten früher als Zukunftsstaat zu beschreiben pflegten, nur tun sie es aristokratisch, für sich, während die Sozialisten glaubten, daß sie dazu nötig seien, die Regelung der Produktion ins Werk zu setzen. Sie tun das, was der ältere Liberalismus als den Untergang des Fortschrittes bekämpfte, sie

machen den Einzelunternehmer zum Bestandteil eines weit größeren Organismus. Das mag für die Sozialisten eine gewisse theoretische Befriedigung sein: sie haben Recht gehabt, daß die Auflösung des Wirtschaftslebens in lauter unabhängige Einzelsubjekte nur eine Episode innerhalb der Wirtschaftsgeschichte war und daß ihr neue und größere Vergesellschaftungen folgen würden. Theoretisch wird vieles heute von den Syndikatsbeamten der kapitalistischen Gesellschaft gesagt, was vor dreißig Jahren nur Sozialdemokraten und zwar unter dem Protest der übrigen Welt behaupteten, beispielsweise, daß es ein unerträglicher Zustand sei, wenn jeder nach seinem Gutdünken produziere, was und wieviel er wolle. Wie weit sind wir doch eigentlich schon fort vom alten guten ökonomischen Liberalismus, wie weit! Wir hören die hundert Verbands- und Syndikatsreden und niemand fast findet mehr, daß sie unpassend seien.

Weil nun aber die kapitalistische Gesellschaftsordnung sich auf diese Weise selber zu kontrollieren und zu organisieren anfängt, ist gar nicht daran zu denken, daß sie in kurzer Zeit an ihren eigenen Schwächen und Widersprüchen zugrunde gehen werde. Sie wird nicht zugrunde gehen an Wirtschaftskrisen, denn sie selbst wird es lernen, diese Krisen abzuschwächen und wird nicht erst warten, bis durch proletarische Kontrolle der Menschheitsbedarf festgestellt wird, wozu die Proletarier noch lange nicht die Kräfte und Mittel haben, während Börsen und Syndikate sich dem Ziele der Abschätzung und Kontingentierung des Bedarfes wenigstens nähern. Sie wird auch nicht durch den Anprall der Streikenden gesprengt werden, da sie dem Streik die Aussperrung entgegenzusetzen gelernt hat, dieses furchtbare Mittel, um die Kassen der Kämpfenden zu leeren. Je länger der Kampf dauert, desto mehr wird sich der Kapitalismus organisieren. Das können die Sozialisten auf ihr Konto schreiben, denn ohne ihre beständigen Angriffe würde sich die Sozialisierung der Unternehmer unendlich viel langsamer und unvollkommener vollziehen. Auch hier spielt die von den Marxisten oft gepriesene Dialektik mit, der Ruf: Proletarier vereinigt euch! hat mehr als ein Echo gefunden und zwar im Unternehmerwalde ein unerwartet starkes.

Was ist also die Lage der Sozialisten? Sie ist sicherlich viel verworrener als früher, wo man die Dinge für einfacher und leichter hielt. Eine Art Sozialismus kommt, eine Regelung der Produktion und Organisierung des Verbrauches, sie kommt teils lokal, teils national, teils international. Dabei hilft die Arbeiterbewegung indirekt mit, indem sie den Klassengeist der Unternehmer schärft, aber im Kern ist diese Regelung der Produktion und der Industrie überhaupt eine gewaltige Lebensversicherung des Systems, welches die Marxisten zu stürzen gedachten. Das ist das Unerwartete in der Entwicklung. Es geht jetzt nicht mehr, zu glauben, daß der Staatssozialismus das Privatunternehmertum ablösen wird. Einige Erwerbszweige mögen noch staatssozialistisch geregelt werden; die eigentlich großen Industrien sind darüber

hinaus. Es geht auch nicht mehr, die Genossenschaften der Konsumenten als die Träger der zukünftigen Ordnung des Wirtschaftslebens anzusehen; sie werden wachsen, aber neben den gewaltigen Verbänden der Produzenten eine Nebenrolle spielen. Es geht nicht mehr, zu glauben, daß die gewerkschaftlichen Organisationen sich vornehmen, eines Tages durch Generalstreik die Führung des Wirtschaftslebens an sich zu reißen. Dieser Gedanke ist neuerdings bei französischen und italienischen Sozialisten wieder lebhafter vorgetragen worden, aber bei uns, gegenüber der jetzigen industriellen Organisation, wird er von keinem verantwortlichen Gewerkschaftsführer vertreten. Die Führung der Industrie liegt für absehbare Zeiten dort, wo Syndikate und Banken miteinander arbeiten. Dort sind Herrschaften erwachsen, die durch keine soziale Revolution aus dem Sattel gehoben werden können, solange nicht schreckliche Zeiten der Arbeitslosigkeit und des Hungers einen Massengroll verursachen, der dann einfach blind alles über den Haufen wirft, ohne etwas Besseres bauen zu können. Der Gedanke der sozialen Revolution ist sachlich zu Ende. Das alles ist sehr peinlich für alle Sozialisten alten Schlages, auch für uns soziale Ideologen, die wir einen schnelleren Gang der Arbeitererfolge gehofft haben, aber es nützt nichts, wenn wir uns selbst etwas vormachen wollen: die Würfel sind gefallen, die nächste Periode gehört den Industrieverbänden. Darauf werden sich alle diejenigen einrichten müssen, die vorher andere Gedankenwege gegangen sind. Auch die Liberalen werden sich damit abfinden müssen, daß die Verbandsidee auf der ganzen Linie siegt. So geht die wirkliche Geschichte über alle zeitweiligen Theorien hinweg und stellt etwas Neues auf, was nun erst wieder begriffen und behandelt werden muß.

Die marxistische Idee hatte zwei Bestandteile, einen sozialistischen und einen demokratischen, wie dieses auch im Namen Sozialdemokratie ausgedrückt ist. Der sozialistische Teil, die Regelung des industriellen Wirtschaftslebens, wird von der Unternehmerklasse in die Hand genommen. Die Vergesellschaftung wird von oben her gearbeitet und nicht von unten her. Der Sozialdemokrat kann dazu direkt fast gar nichts tun, höchstens daß er durch seine Anforderungen an die Arbeiterschutzgesetzgebung den Übergang zum Großbetriebe beschleunigt, weil der große Betrieb leichter auf diese Anforderungen eingehen kann als der kleine. Er kann jetzt nicht mehr die Vergesellschaftung als ein fernes schönes Ideal vor Augen malen. Sie kommt schon, aber nicht als Ideal, sondern als Macht und teilweise als Zwang und Druck. Es bleibt ihm also nichts anderes mehr übrig, als in der industriellen Vergesellschaftung die demokratischen und liberalen Ideen zu vertreten. Er tritt nicht mehr auf als der Forderer einer völlig neuen Gesellschaftsordnung, sondern innerhalb der jetzt werdenden und sich festigenden Industrieordnung als dasselbe, was die Demokratie und der Liberalismus innerhalb des einstigen absoluten Staates gewesen sind, Kräfte der inneren Umgestaltung innerhalb eines bereits vorhandenen Rahmens. In diesem Sinne wächst die Sozialdemokratie mit und

in der neuen Industrieherrschaft als ihr Gegenbild, als die „Negation dieser Negation des ökonomischen Liberalismus“. Das aber heißt, daß sie grundsätzlich liberale Aufgaben zu erfüllen hat, jene Aufgabe, die ich früher formuliert habe: die Verwandlung der Industrieuntertanen in Industriebürger. Sie ist nicht Schöpferin der neuen Gesellschaft, sondern nur Mitarbeiterin an ihrer Vollkommenheit. Seit die Unternehmer den einen Teil des marxistischen Programms für sich in Anspruch genommen haben, bleibt ihr der andere. Dieses aber ist derjenige Teil, wo sich Liberalismus und Sozialdemokratie begegnen.

Wenn man die Tageszeitungen liest, muß man denken, die Kluft zwischen Sozialisten und Liberalen sei heute größer als jemals. Was wird gescholten, schlecht gemacht, bis zur Hölle verdammt! Das liegt in der politischen Situation, aber nicht im eigentlichen Wesen der Sache. Sachlich sind sich Sozialismus und Liberalismus im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte viel näher gekommen als man früher hätte annehmen können. Von beiden Seiten her sind Schritte in dieser Richtung gemacht worden:

Der Liberalismus hat sich grundsätzlich auf den Standpunkt des gesetzlichen Arbeiterschutzes gestellt, so daß auf diesem Gebiet nur noch Unterschiede des Maßes und der Art vorhanden sind. Diese Unterschiede können im einzelnen Falle zu argen Zerwürfnissen führen, sind aber nicht so, daß sie im nächsten Falle ein gemeinsames Vorgehen verhindern. Der Standpunkt des reinen Individualismus, die Lehre, daß der Staat den freien Arbeitsvertrag zwar zu schützen aber nicht zu beeinflussen habe, ist aufgegeben.

Der Liberalismus hat eingesehen, daß er das Fortschreiten der Verbandsbildungen nicht aufhalten kann, so wenig es in sein ursprüngliches Wirtschaftsbild paßt, daß wir statt der Konkurrenz der Individuen eine Konkurrenz der Verbände vor uns sehen. Er fängt deshalb an, energischer als früher den Verbandsgedanken selbst zu vertreten, weil er ohne Verbandsmitglieder keine genügende Grundlage in der Bevölkerung mehr finden kann. Man denke an technische und kaufmännische Angestellte, Lehrer- und Beamtenvereine, auch an gewisse Unternehmerverbände der Fertigfabrikation! Oft stehen die vom Liberalismus geförderten Verbände in lebhaftem Konkurrenzstreit zu entsprechenden sozialdemokratischen Verbänden, so daß dadurch die zunehmende Ähnlichkeit der beiderseitigen Entwicklung verdunkelt wird. Sobald man aber durch geschichtliche Studien sich den Blick frei macht, erkennt man, wie groß die Wandlungen des Liberalismus nach der sozialen Seite hin schon jetzt sind.

Der Sozialismus aber hat sich auf denselben Gebieten gewandelt. Auch er wollte von Haus aus von Schutzgesetzen und Berufsverbänden nicht viel wissen. Wie unzählige Male haben wir früher gehört, daß diese „Palliativmittelchen“ nichts Wirkliches nützen! Man wollte alle Kräfte sammeln für den einen großen Schlag, für die gewaltige Götterdämmerung der bürgerlichen Gesellschaft. Lange Zeit haben die Gewerkschaften innerhalb des Marxismus

nur mühselig arbeiten können. Jetzt sind sie es, die den Ton der Arbeiterbewegung angeben. Und von ihnen sagte Herr v. Elm, der als Mitglied der Generalkommission weiß, was er sagt:

„Ich muß ganz entschieden bestreiten, daß sich die Gewerkschaften in ihren Statuten oder in programmatischen Erklärungen jemals auf das Endziel der Sozialdemokratie, die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum, festgelegt hätten. Die Gewerkschaften sind Organisationen zu dem ausgesprochenen Zweck, auf dem Boden des heutigen Gegenwartsstaates für die Arbeiterklasse die größtmöglichen Vorteile zu erringen. Die Frage einer zukünftigen Gesellschaftsordnung zu erörtern, haben alle Gewerkschaften bisher abgelehnt."

Auf diese Weise wird der Marxismus zunächst von dem Gewerkschaftsgedanken etwas in den Hintergrund geschoben. Die sozialdemokratische Partei behält natürlich ihr Programm und wird es wahrscheinlich noch sehr lange behalten, da die Nachmarxisten ihren Opportunismus schlecht als Programm formulieren können, aber was bedeutet denn schon jetzt dieses Programm von 1891? Man sehe sich die sozialdemokratischen Blätter auf ihren wirklichen Inhalt hin an! Von Zeit zu Zeit wird einmal reiner Marxismus zur Schau getragen, aber sonst — das Alltagsdenken der Masse ist nüchtern geworden, vielleicht schon viel zu nüchtern. Der Marxismus war für die Arbeiterbewegung eine wundervolle Musik zum Anfang, ein Überströmen von Geist und Idee, nun sind aber viele offenbar matt geworden, weiter zu hören und zu denken. Man läßt die Gelehrten sich über die reine Lehre streiten, aber — der Marxismus entspricht nicht der wirklichen Lage der Gegenwart. Die Arbeiter fühlen, daß das Problem der Umgestaltung der ganzen Volkswirtschaft nicht ihr eigenstes Problem ist. Jeder einzelne Arbeiter weiß ohne viel Worte, daß er mit allen seinen Kollegen nicht imstande ist, die große Aufgabe der Regelung der Produktion zu übernehmen. Die Zukunftsstaatsdebatten sind deshalb längst verhallt, die Arbeiterbewegung ist „das Produkt der ökonomischen Verhältnisse". Je mehr der Arbeiter bedeutet, desto realistischer wird er. Legt einen Lorbeerkranz um den unvergeßlichen Marmorkopf von Marx und zahlt höhere Gewerkschaftsbeiträge als bisher!

Und wir, die wir keine gewerkschaftlichen Arbeiter sind? Wir sehen mit Erwartung und Spannung auf diese Veränderung in der geistigen Struktur der deutschen Arbeiterschaft, weil von ihrem Verlaufe abhängt, ob es in Deutschland noch einmal Liberalismus im großen Stil geben wird oder nicht. Daß wir ohne die Massen der gelernten organisierten Arbeiter keinen Sieg der freien Technik und der geistigen Befreiung erlangen können, ist allen Beobachtern unserer Politik längst klar. Man muß Liberale und Sozialdemokraten gemeinsam marschieren lassen, wenn man Konservative und Zentrum werfen will. Aber ob diese Gemeinsamkeit sich je finden wird, wann und wie sie sich finden wird, das ist die Frage. Der Augenblickszustand der Parteien ist dieser

Gemeinsamkeit nicht günstig. Wir Liberale sind an die Seite der Konservativen geworfen worden und die Sozialdemokraten an die Seite des Zentrums. Das sind beiderseits keine ewigen Verbindungen, aber noch ist die Gegensätzlichkeit innerhalb der Linken viel zu stark. Es läßt sich auf diesem Gebiete nichts erzwingen, was nicht von selbst entsteht. Von selbst aber entsteht in aller Stille mitten unter dem Getöse der gegenseitigen Bekämpfung eine gewisse Einheitlichkeit der praktischen Weltanschauung. Die liberalen Elemente, die im Marxismus liegen, sind unverloren. Liberale und Sozialisten stehen beide der neuen gewaltigen Industriebeherrschung gegenüber, beide darauf bedacht, das Recht der Einzelperson inmitten des Verbandszwanges zu schützen. Die Probleme der Industrieverfassung sind im Grunde liberale Probleme. Je mehr sie aufsteigen, desto mehr wird man zur Quelle altliberaler Gedanken zurückgehen müssen. Beide Teile werden es müssen, denn vor beiden erhebt sich dieselbe schwere Zukunftssorge: ein neuer Feudalismus mit unerhört starken wirtschaftlichen Mitteln.

Marx wollte von dem Appell an den freien Willen nicht viel wissen, weil er alles als naturnotwendiges Geschehen beurteilte. So wenigstens klingt es in seiner Theorie. Als Einzelmensch freilich war er eine Persönlichkeit von Willenskraft und ein Wecker von Energien. Heute vollzieht sich nun innerhalb der denkenden Sozialdemokratie eine gewisse Rückwanderung von der Naturlehre zur Willenslehre und damit zur Grundlehre aller liberalen Bewegungen. Eduard Bernstein hat am deutlichsten davon geredet, daß man wieder zu Kants Füßen sitzen müsse. Auch in den anarchistischen oder halbanarchistischen Nebenbewegungen der Sozialdemokratie findet sich derselbe Zug vom Glauben an ein blindwaltendes Naturgeschick im Wirtschaftsleben hinweg zu der Einsicht, daß der Wille die Dinge so oder anders gestaltet. Diese Rückkehr zur Willenslehre ist Folge der Tatsache der Festigung der neuen Industrieherrschaft. Man merkt, daß sie nicht von selbst stürzt, sondern daß ihr Konzessionen durch Willensakte abgerungen werden müssen. Die Macht und Verantwortlichkeit der Persönlichkeit tritt wieder mehr in den Vordergrund. Die Massenbewegung ist vorhanden, aber sie ist nur soviel wert, als in ihr Personalkraft sich sammelt. Es gibt nichts Größeres als den wollenden Menschen! Wer aber einmal auf diese Linie sich stellt, der ist auf dem Wege, vielleicht nicht zur liberalen Partei, aber zur großen Weltanschauung, die hinter allem Liberalismus liegt.

Das Kind/ Novelle von Jakob Schaffner

Es war eine Stadt mit elektrischen Bahnen und elektrischem Licht, und sie hatte Tag und Nacht viel zu tun, was eine anerkannte Tatsache ausmachte. In ihren Kontoren und in ihren Straßen bewegten sich zu Tausenden kleine und große Geschäfte durcheinander, und viele waren um die halbe Erde gereist, um hier erledigt zu werden. Gelehrte und Erfinder saßen dazwischen, forschten verborgenen Ursachen nach und erdachten neue Hülfs- und Machtmittel. Und Künstler und Schriftsteller gingen mit offenen Augen in dem hoffnungsvollen Treiben umher und suchten es zu erkennen und es in seinen tieferen Bedeutungen darzustellen. Diese wohnten in Vorstädten bei den Kleinbürgern und zwischen der Arbeit, oder in den stillen vornehmen Straßen, nämlich wenn sie reich geboren oder zu Ruhm oder zu einer reichen Frau gekommen waren.

In einer dieser gediegenen Straßen stand zwischen Kommerzienrats- und andern Villen das kleine hübsche Lukashaus, in dem die stilvollen Teeabende erlebt wurden. Ein schmiedeeisernes Gitter von schöner Arbeit trennte es mit seinem grünen Garten von der Straße. Zwei mittelhohe Zypressen standen vor dem Haus und flankierten ernsthaft die weiße Vortreppe. Sie schliefen bei Tag und erwachten am Abend. Aber sie machten zu jeder Tag- und Nachtzeit Stimmung, im Mondschein, im Gewitterwind, im Zudämmern, und wenn die schöne Herrin aus der Haustür in die Frühlingssonne hinaustrat. Leider bestand die Tatsache, daß das seit mehreren oder vielen Tagen nicht mehr geschehen war. Erstlich hatte man plötzlich die gerngesehene Dame vermißt zusamt ihrem Kind, das sie immer so sorgsam auf dem Arm trug, weil es ein zartes und feines Kind war; aber die Mutter war groß und freudig. Und dann war dem Wetter das Warten verleidet; es hatte umgeschlagen und noch einmal Winter gemacht oder auch Spätherbst. Die beiden Zypressen troffen jetzt von Regen, und die helle Vortreppe lag dunkel und verlassen unter einem Himmel, der sackwolkig, treibends und unerfreulich zu nennen war und der kein Zubekenntnis von irgend einem Menschen oder Gott aufzuweisen hatte. Aber hinter den fließenden Fenstern des Lukashauses sah es noch ein ganzes Teil betrübter aus, denn dort lag in einem der erlesenen Hausräume ein junges Leben im Sterben. Daran war nichts zu ändern. Es war aber nicht die Herrin oder gar Lukas, der Herr, sondern es ging das Kind an. Vor einem halben Jahr hatte es Frau Lisbeth zur Welt gebracht. Es war das erste und alles nach dreijährigem Ehestand, die Frucht einer Italienreise, das Opfer nun wer wußte welcher dunklen Macht und welches feindlichen Einflusses. Der Vater sagte es auch und noch allerlei mehr, aber die Mutter saß stumm beim Leiden ihres Kindes und hatte für nichts Augen und Ohren, als für die erbärmliche Aufführung, die das junge Leben mit seinem Absterben machte. Es lag und kämpfte immer noch in den überhellen aber kalten Strömen

seines physischen Daseins, jedoch es war mehr Wille als Kraft in ihm, und alles, was bei dem Kampf herauskam, waren Krampf- und Schmerzverkrümmungen mit immer häufiger nachfolgenden Erschöpfungen. Der letzten mußte der Tod folgen und die Umkehr, und dann war der ganze schwere Versuch für nichts gewesen, verlorene Tat und verlorene Liebe. Und was blieb, war wieder ein Riß in der Natur. So dachte und empfand Frau Lisbeth über dem kläglichen Vorgang. Sie hätte auch viel dazu bemerken und erklären können, sogar noch näheres und zutreffenderes als ihr Mann, aber sie hielt alles hinter dem aufgetürmten Berg ihrer Furcht und Unzufriedenheit zurück und ließ nicht einen Fuß in das geöffnete Land treten, das finster und trotzig von ihr aus dem verkündeten Tod und Sturm entgegen gebreitet lag. Ihr Mann ging ohne Rat und Verständnis rastlos um den bedeutungsvollen strengen Vorgang herum, oder flog mit seinen Betrachtungen daran auf und ab wie ein Nachtvogel an den Scheinwerfern eines Leuchtturmes.

Als es Nacht wurde und die Dunkelheit wieder überhand nahm, tat die tötliche Kälte des Alls, die zu jeder Zeit und auf allen Sternen das wenige organische Dasein belagert, einen raschen Schritt und Andrang gegen das Leben, daß der Kampf auf der ganzen Linie hart und schwer wurde. Aber das Kind wehrte sich jetzt nicht mehr, sondern nach einem letzten leerverlornen Willenskrampf zuckte es unmutig hin und war tot. Seine Flamme verflackerte mit einem augengrellen Aufzischen und hob sich mit einem Mißklang von der ausgebrannten Stätte. Es lag zur Strecke gebracht ohne Ergebenheit düster und verbissen in seinem weißen Bettzeug, und es war keine Versöhnung dabei. Seine schöne Mutter beugte sich mit zusammengepreßten Lippen darüber und horchte. Über ihr stand der Vater. Sein Kopf schwebte im Licht. Er sah mit hellen, forschenden Augen in den Vorgang, aber ohne Ergriffenheit. Er hatte keine Personal-Union mit dem abgeschiedenen Leben. In ihm spannte sich kein Nerv zum Abreißen in diesem unsinnigen Augenblick. Zwar es war sein Kind, aber der eigentliche Vater war die Gelegenheit und der Genius Italiens, soweit er aus der Pracht der Altertümer zu ihm gesprochen hatte. Es war eine starkgeistige Nachzeugung der griechischen Helden und Götter und der großen Menschen der Renaissance. Sein wahres Kind und seine persönliche Zeugung sah er in seinem Weib. In sie hatte er alles gelegt, was er besaß an Menschheitswerten, alle Empfindung, allen Lebenswillen, alle Liebeswirkung. Er wollte sie aus seinem Weib zu seinem Geschöpf gemacht haben, und sein leibliches Kind war nur zu ihm gekommen in der Bedeutung eines entfernten Großkindes. Und so sah er es jetzt auch scheiden, ohne Vaterjammer, ohne tiefe und gefährliche Nachrufe, aber unter sehr innigem Mitleid mit seinem Weib, das er Tag und Nacht vor der schwarzen Pforte liegen und mit der Unerbittlichkeit ringen sah. Ihr stummes Leiden stand riesengroß und sonnenschön vor seinem inneren Auge. Er verehrte sie dafür von ganzem Herzen und mit der vollen Kraft seines ziemlich fruchtbaren Gemüts. Und

daneben wartete er geduldig, bis sie von ihrem einsamen Gang, den sie von ihm weggeführt worden war, zu ihm zurückkehrte. In diesem Sinn erblickte er in dem somit erfolgten Ableben des Kindes ein Zeichen, seine Räume zu ihrem Wiederempfang zu rüsten und stillsinnig um sie her mit Gruß und Schmuck aufzusiehen. Als Bathsebas Söhnlein krank lag, betete David und fastete; aber als es gestorben war, stand er auf und wischte sich die üble Zeit aus dem Gesicht, denn nun hatte es keinen Zweck mehr.

Auch Frau Lisbeth rechnete mit der Tatsache des Geschehenen. Ihr Kind war tot und sie hielt Leichenwäsche. Sie ließ ein Bad anrichten und legte das tote Kind hinein. Sie gab acht, daß es den Kopf überm Wasser behielt, und als sie sich genug getan hatte, nahm sie es heraus und trocknete es ab. Sie kleidete es in ein weißes Tragkleid und bettete es auf. Sie ließ Rosen kommen, und ihr Mann brachte von sich aus Lilien und Nelken. Kondolanten erschienen und wurden mit Ruhe und gutem Anstand empfangen, von ihr und von ihrem Mann. Lukas sagte, es sei ein Glück gewesen für das arme Würmchen, daß es doch habe sterben können, denn es wäre wahrscheinlich nichts besonderes Glückliches daraus geworden, und wurde gelobt für seine weise Ergebenheit, aber nicht von Frau Lisbeth. Dann brachte man den kleinen Sarg und Frau Lisbeth bahrte die Leiche auf. Lukas stand dabei und freute sich im stillen über ihre tiefe Gefaßtheit. Er hatte noch keine Zeit gehabt in all den Jahren, daß seine Liebe und Anbetung zu ihr so hoch an allen seinen Ufern stand. Aber er hielt sich zurück und ließ sie unverwirrt in sich und mit sich gewähren. Er ließ sie auch von aller Fürsorge und Aufmerksamkeit, mit der er sie umgab, nicht mehr erfahren, als sie geradezu und sofort anging. Zum Beispiel den geschmackvollen Trauerschmuck, den er ihr kaufte, konnte er nicht hinterm Rücken behalten, weil sie ihn doch tragen sollte; aber er legte ihn ihr stillschweigends auf den Weg und sah nicht mehr danach um. Hingegen seine Abmachung um einen Grabstein mit einem seiner Freunde konnte er füglich solange geheim gehen lassen als er immer wollte; davon erfuhr sie vorderhand nichts. Übrigens sollte darauf in einem edlen, beruhigten Relief der Trost und die Erlösung des Nichtseins dargestellt werden, und er wußte zum voraus, daß es etwas ganz Gutes werden würde, weil das Motiv gerade diesem Künstler vorzüglich lag. Er hatte auch einen besonders schönen und wertvollen Sarg nach seinen Angaben machen lassen aus Rosenholz, wußte aber nicht einmal, ob sie es bemerkt hatte. Wurde sie es nicht inne, so war es noch viel schöner, weil sie so ganz und gar mit ihrem reichen Menschtum in dem traurigen Muttergeschäft aufging. Sah sie aber nur weiter kein Wunder dabei, so zeigte es ihm, bis zu welchem Grad schon ihr Dasein sich des seinen bemächtigt und wie sie zwischen seinen Wegen selbstständig die ihren gefunden und betreten hatte.

Sie hatte an seiner Seite und an seiner Hand eine Reise und Entwicklung gemacht, daß sie aus einem unbekannten und wenig besitzenden Mädchen eine

Frau und Dame geworden war und ein Mensch mit vielfacher Verwaltung und Hoheit. Er hatte sie mit System überall entfernt und abgemeldet, wo eine Zuständigkeit über sie geübt worden war. Mit den nachfolgenden Propheten und Apostelstimmen hatte er vor ihren Augen eine kluge und gründliche Abrechnung gehalten. Er war auch nicht in den Fehler verfallen, sich an die Stelle der abgesetzten Götter bringen zu wollen. Sein Wille wollte, daß sie frei und selbstherrlich in ihrer Natur stehe und daß ihre Unabhängigkeit eine vollkommene und wunschlose Sache sei. Wieviel ihm von seinen Absichten gelungen war, erfuhr er nun und es wurde ihm kund, daß es nicht wenig ausmachte. Er war nicht inne geworden, weder heute noch sonst an einem der unguten Tage, daß sie in ihrem Schwerhaben nach links oder rechts um Beistand oder Anlehnung ausschaute, nicht bei ihm und nicht bei irgendwelchen philosophischen oder religiösen Trostgründen. Er sah sie aufrecht und stark mitten in dem schweren Reichtum ihres Leides stehen und mit stetsgefüllten Händen standhaft darin walten. Aber weil ihr nun eine gar so große und wertbetrachtete Urkunde entzogen war, dachte er, die Zeit sei gekommen, ihr eine andere dafür zu geben, die nicht kleiner war und ihr außerdem schon eine ganze Weile stillschweigend zustand. Die Herkunft war die, daß — aus diesen und jenen Gründen — seine Ehe mit dieser seltenen Frau beider Sanktionen noch ermangelte. Und jetzt wollte er ihr an gesellschaftlicher Gültigkeit einbringen, was ihr an Frauenglück für diesmal abgegangen war, nicht um damit einen Trost zu schaffen, denn er wußte wohl, daß er das nicht vermochte, wenn er es auch nicht begriff, sondern er begehrte dadurch einen öffentlichen Achtungs- und Liebesbeweis über sie an den Tag zu stellen, wie ihn sein Herz trieb. Es verlangte ihn auch, dieses auserwählt kostbare Gut sich so gewiß zu bringen, als es durch Schrift und Gegenschrift unter der Sonne immer zu machen war. Die Beförderung war bereits in die Wirklichkeit geleitet und bei Behörde und Notar auf den Weg gestellt. Aber Frau Lisbeth wußte noch nichts davon.

Als das Kind den dritten Tag tot lag, kam der Leichenträger, um es zur Bestattung abzuholen, wie es in der Ordnung war. Er schraubte den Sarg zu, nahm ihn unter den Arm und ging damit aus der Tür und die Treppe hinab. Er trug ihn zwischen den tagschlafenden Zypressen hindurch aus dem Garten auf die Straße hinaus und schob ihn dort hinter Glaswände in das Vorderteil einer Kutsche, die bereitstand. Im rückwärtigen Coupé nahmen die Eltern Platz. Der Leichenführer stieg auf den Bock und die Kutsche fuhr davon. Das Kind sollte durch die Kremation, so hatte es Frau Lisbeth angeordnet nach ihren Einsichten. Ein Geistlicher war nicht dazu geladen, weder von ihr, noch von Lukas. Die nötigen Worte wollte der Vater selber sprechen.

Die Dienstboten des Lukashauses standen unter der Tür und sahen dem Wagen nach. Sie weinten, am meisten das Kindsmädchen, weil es nun kein Kind mehr zu pflegen hatte. Aber auch die Köchin war sehr traurig. Sie sagte, es sei rein zum hinterher sterben, so daure sie die gnädige Frau und das

arme Kindchen. Sie war Braut mit einem Grünkramhändler und besaß daher allerlei Verständnis für die Sachlage. Am wenigsten angegriffen war das Stubenmädchen. Es weinte eigentlich nur so mit, weil man nicht allein trocken bleiben konnte, wo die andern naß heraus kehrten; aber sie gab nichts auf die Weinerei und fand sich im übrigen wohl zufrieden, daß sie wieder weniger Arbeit haben sollte. Sie wandte sich auch zuerst ins Haus zurück, weil ihr der nunmehr geräumte Salon einfiel, der jetzt gottlob wieder in seinen richtigen vornehmen Zustand gebracht werden konnte. Im Hineingehen hörte sie noch die Köchin predigen, man könne es gar nicht glauben, daß das Kind wirklich tot sei, vielmehr scheine ihr, als ob es droben in seinem Bettchen liege und um Milch schreie; vielleicht schwebe es auch in den Zypressen auf und ab und wimmle mit den Händen drin, daß sie so sonderbar rauschten. Aber die Köchin war ein ungebildetes Frauenzimmer und hatte rote Hände vor Dummheit und Arbeit; die gnädige Frau mußte einem viel besser gefallen, wenn sie auch stolz war; sie besaß gediegene moderne Ansichten und war ein Mensch, den man sich überall zum Muster nehmen konnte, besonders im Heiraten. Sie hatte ja nun ihr Glück gemacht, aber das hübsche Stubenmädchen getraute sich auch etwas, wenn sie nur erst einmal an die Reihe kam. Nachher lamentierte die Köchin noch über den erbärmlichen Umstand, daß das Kind solle verbrannt werden, was doch schrecklich sei und schmerzhaft, indem dem Vernehmen nach der Mensch im Feuer die Augen wieder öffne und sich aufbäume. Darauf kam der Briefträger mit der Nachmittagspost und die Köchin bediente ihn unter der Haustür ab. Worauf die törichten Jungfrauen im Haus verschwanden. Die Köchin verfügte sich nach ihrer Küche, damit die Herrschaften einen Nachmittagstee vorfanden, wenn sie von der Beerdigung zurückkamen. Und das Kindsmädchen stieg auf seine Kammer, um seine Siebensachen zusammenzupacken. Das Stubenmädchen hantierte bereits im Salon.

Nach einer Stunde kehrten Lukas und Frau Lisbeth allein vom Krematorium zurück, diesmal im Automobil. Die Zypressen rauschten in ihrem Schlaf auf, als sie den Garten betraten, und ein Sonnenblick flog durch die Welt. Das Stubenmädchen öffnete die Haustür und schloß sie hinter ihnen, und der Sonnenblick blieb draußen; übrigens verschwand er gleich darauf wieder. Aber die Zypressen rauschten weiter.

Nachher wurde es Abend. Frau Lisbeth saß im Trauerkleid am Fenster ihres Salons und sah dem breitzerflossenen Sonnenuntergehen zu. Etwas tiefer im Zimmer stand Lukas an einen Stuhl gelehnt, ebenfalls in Schwarz. In der Zypresse vor dem Fenster sang eine Amsel. Die Zypressen waren erwacht. Sie regten sich. Seit einer Stunde ging Ostwind. Lukas sagte, es scheine nun besseres Wetter zu kommen; der Barometer sei auch gestiegen. Frau Lisbeth antwortete nichts darauf und die Stille ging weiter.

Lukas betrachtete sein schwermütiges Gegenüber und wurde nachdenklich. Von ihrer Schwermut kam ihm auf einmal Unruhe. Er begann ihren Weg

nachzuprüfen. Er sah, daß Frau Lisbeth seinen Schmuck nicht trug, aber da war nichts dabei, er würde sich sogar gewundert haben, wenn sie es schon getan hätte. Man brauchte sich auch nicht besonders darüber aufzuhalten, daß sie immer noch keine Lust zu sprechen zeigte, obgleich es zu wünschen gewesen wäre, weil Mitteilung erleichtert; aber es war schließlich Sache des Temperaments. Die Nachtwachen hatten sie übrigens etwas blaß gemacht und ihr die Augen dunkel unterstrichen, obwohl der Blick selber eher heller geworden war, aber nicht vor Helligkeit nach Tränen, sondern es war ein heißes trocknes Licht, das ihm nicht gefiel. Was es im letzten Grund ausmachte, wußte er nicht zu sagen, aber sein Gefühl davon fand endlich den Weg an den Tag in einer Frage.

„Sag mal, Lisbeth, warum weinst du eigentlich nicht?" Und als er damit ihren Berg immer noch nicht bewegte, richtete er sich eingehender auf Zuspruch und Überredung ein. „Ich freue mich all die Tage über dich, wenn der Ausdruck hier am Platz ist. Ich kann ebensowohl sagen, ich bete dich an. Daß meiner Andacht der wahre Segen fehlt, werde ich erst jetzt gewahr. Sieh, Lisbeth, über unser Leben sind die heißen Tage des Leides gegangen, einer nach dem andern mit feurigen Tritten, und jeder mit breiteren Füßen. Es ist uns gesagt: wenn der Mond voll ist, so werdet ihr aufatmen. Nun sahen wir ihn freilich voll werden und untergehen, und das Gewitter steht über uns, aber es gibt keinen Regen. Liebe, sei kein trockenes Gewitter. Wenn eine Mutter ihr Kind verliert, so weint sie eben. Man kann das sogar verlangen. Die Dienstmädchen haben's nur von weitem verloren, und der Thee hat gleich salzig geschmeckt von Köchinnentränen. Es ist ein Mißstand und ich glaube im Ernst, es würde sich empfehlen, du weintest selber und verbötest's ihnen, weil es sie nichts angeht. Das gibt gleich ungeschriebene Rechte. Nachher kommen sie dir und sagen: „Gnädige Frau, wir haben für Sie geweint — er ahmte in Stimme und Haltung ganz leicht die Köchin nach —, macht zehn Mark Aufbesserung." Und so weiter redete er zu ihrem unbeweglichen Gram, daß er sich lösen sollte. Er sprach Ernsthaftes und Freundliches durcheinander und ließ keine Saite seiner Harfe ungerührt, aber sie tat ihm nicht eine Tür auf und was sie antwortete, das kam weither und aus einer ganz andern Richtung, als wohin er sprach. Er dachte sogar: „Laßt uns töricht sein," und fragte sie, ob sie ihn denn auch nicht mehr lieb habe? erreichte jedoch nichts damit, als daß sie mit einem ihrer seltsam erhellten Blicke sein Gesicht streifte, worauf er kleinlaut wurde und in der Folge in Schweigsamkeit verfiel und von neuem in Nachdenklichkeit. Auf diesem Punkt des Kreises sodann wieder angelangt, seufzte er und sagte, er wolle noch einen kleinen Abendgang machen, weil es doch einmal nicht regne und überall die Amseln sängen. Damit ließ er sie allein. Es stand auch alsobald so gut um ihn bei Frau Lisbeth, als ob er nie dagewesen wäre, denn er wurde von ihr vergessen, so schnell er ihr entrückt war.

Aber Lukas kam beim Abend und bei den Amseln sowenig zu seiner Absicht, wie vorhin bei seiner Frau Lisbeth, denn er trat nur auf die Straße hinaus, so hörten die Amseln nacheinander auf zu singen und fingen dafür ihr Nachtgeschrei an, worin keine Beruhigung lag, sondern Furcht und Mißvergnügen. Zwar der Ostwind hielt sich, aber er wurde kalt und heftig auf die Nacht, und Lukas entschloß sich, einen Freund aufzusuchen und wünschte lebhaft, daß er ihn treffen möchte.

Am längsten sang die Amsel in der Zypresse vor Lukas Haus. Sie sang hoch und tief aus voller Seele, und es war verwunderlich, was der kleine dunkle Vogel für eine Energie des Ausdrucks aufbrachte. Indessen, man wußte nicht, was sie besang und worüber sie allabendlich so wichtig wurde. Zudem war heute eine neue Melodie in ihr Gesangbuch gekommen; Frau Lisbeth hatte es sogleich gemerkt. Es war ein heißes rasches Lied im Geist des Lebens, aber es ging auf einem rätselsinnigen Fragetext vorwärts und rückwärts. „Wo ist das Herz? Wo ist die Welt offen? Die Welt ist zerbrochen und das mächtige Herz weiß niemand." Das war das Lied der Amsel. Jedoch mitten darin, als schon alle andern still waren, schrie sie auf einmal gell heraus, denn sie sah plötzlich die Nacht über sich stehen, an die sie in ihrem Eifer gar nicht gedacht hatte. Sie verstummte wie aus der Welt genommen, und im nächsten Augenblick verschwand sie lautlos in der Zypresse.

Aber ihr unvernünftiges Lied klang weiter. Es war von einem andern Schlag als die törichte Kreatur, die es sang. Es fürchtete sich nicht vor der Nacht und vor keiner Gewalt und Größe der Welt. Es schwebte vor Frau Lisbeths Fenster in der dunklen Luft wie ein singender Falke und warf zitternde Klangkreise immer neuer Melodien und Fragestellungen von sich aus, daß ein feiner tönender Regen über und in die Seele fiel, die ihm zuhörte. Über kurz begann dann die Seele mitzutönen in dem unvernünftigen Naturlied und Fragespiel, und der Part teilte sich. So fragte die Seele: „Wo ist das Herz? Wo ist die Welt offen?" Und das Lied oder der Geist antwortete: „Die Welt ist zerbrochen und das mächtige Herz weiß man nicht." Aber zwischen dem rätselsinnigen Wort und Klang ging nun schon ein Kinderatem. Alles Leben kam aus den inneren Räumen des geheiligten persönlichen Seins herausgeschossen und stürzte sich in die äußeren Sinne. Ohren wurden zu Wegen der Ewigkeit, und Augen zu Flammen und Kometenbahnen der Sehnsucht. Und der Tastsinn blühte aus dem Körper hervor in tausend langstieligen wildschönen Blumen einer selbstherrlich improvisierten Eingebung des ausbrechenden Gefühls.

Die Mutter, die keine mehr war, stand am Fenster. Ein aufschießender Strahl allergeheimsten Lebens reckte sie seltsam in die Höhe, daß sie die Empfindung auch körperlich zum Ausdruck bringen mußte. Ihre Hand schwebte wie eine weiße Taube am sattbraunen Vorhang hinauf und faßte sich dort irgendwo in einer Falte fest. Eine rote Ungeduld stieg in ihr empor mit

Licht und Flamme, aber um sie her wurde es dunkel und es lief eine Verlassenheit über ihren Körper. Sie lächelte und zitterte, und es war ein allgemeiner Aufbruch in ihrer Seele. Sie merkte es und half noch dazu. Sie trieb: „Macht, macht! wir wollen es heute noch verrichten!" Und dann wieder: „Wo ist das Herz? Wo steht die Welt offen?" Sie fing an zu schwanken und freute sich wie das Kind auf dem Schiff. Und draußen vor dem Fenster sang das Lied oder das Kind und winkte ihr mit der Stimme: „Die Welt ist zerbrochen und das mächtige Herz weiß man nicht!" Das hieß Nein, aber sie machte Ja daraus. Sie wußte es nicht. Sie wußte jetzt überhaupt nicht; sie wollte nur noch. Und sie war Frage und Antwort zugleich geworden. Differenz, was war das? Es gab keine Differenz mehr. Es gab nur Wille. Und Antwort. Nämlich Ja! Alles ging in Hunderttausenden auf. Neun dividiert durch acht, wieviel machte das? Neunachtel? Man mußte lachen. Die Welt offen machte es. Weil sie es wollte. Das große Herz machte es. Warum steckte der Pflock noch im Grund? Welcher Pflock? Wo steckte ein Pflock? Da steckte kein Pflock mehr. Es war alles bereit. Das Zelt lag vollständig aufgepackt auf den Kamelen. Wer weinte da? Niemand weinte. Oben schluchzte es. Es lachte auch. Der Himmel mit allen Sternen machte sich auf die Füße und kam einem entgegen. Mit ausgestreckten Händen kam er den Weg herab. Jemand Kleiner hing einem am Hals. Nun mußte man auch weinen. Und lachen. Es war so süß. Und jemand nahm einen in seine Arme. Es waren weitere sichere Vaterarme. Es roch nach Kälte. Es strömte frische Luft. Und es wurde einem leicht wie in guten Zeiten.

Der Sachverhalt stand so: die Amsel war schuld. Wenigstens hatte sie stark geholfen. Frau Lisbeths Wille ging auf Auszug, seit das Kind erledigt war. Auf Austreibung. Abraham hatte seine Geliebte und gute Seele Hagar aus dem Haus getrieben; so war Frau Lisbeths Wille hinter ihrem Leben her, wegen der Differenz mit dem Kind, das sie hatte und doch nicht hatte. Nämlich, ein Ding lebte oder es lebte nicht. Und ihr Kind lebte, denn sie hatte es so geboren. Darin bestand die schmerzliche Rechnung, die die Welt offen machen mußte. Man konnte austreiben mit Gift. Ein Messer öffnete das derbste Schloß wie das feinste. Oder man füllte sein Herz mit irgend etwas, das darin wuchs und es zersprengte, mit einem Explosivstoff. Zum Beispiel mit einem Amsellied. So kam man mit sich auseinander.

Und so ging es zu: Frau Lisbeth an ihrem Fenster wurde es licht vor den Augen und das Blut begann ihr langsam aus dem Gesicht zu weichen. Sie lächelte immer noch und lehnte sich mit schwindenden Sinnen gegen den Vorhang, an dem sie sich mit der einen Hand oben festhielt. Dann ging sie zu Boden. Die Gardinen folgten ihrem Fall. Sie stürzten dunkel herunter und begruben sie unter sich. Es machte ein wenig Geräusch, aber nicht sehr viel. Und nachher war es desto stiller.

Lukas saß im Arbeitszimmer seines Freundes und sprach von Frau Lisbeth; mit diesem Thema fand er immer Gehör bei ihm. Der Freund lehnte in seinem Sessel, mit dem Ohr nach Lukas hingeneigt, indessen seine Augen ruhenderweise auf einem präparierten Schädel standen, der weiß aus der Zimmertiefe hervorschimmerte. Der Schädel kam von einem jungen Weib und stellte ein außerordentlich feines und ziervolles Stück dar. Es war der geistreichste und lebhafteste Schädel, den man sich denken konnte; wenn man ihn lange genug ansah, so freute man sich, erstens weil man auf eine so kluge und geschmackvolle Weise geneckt wurde, und dann, weil es so etwas überhaupt gab. Lukas freilich vermochte nicht viel Sinn aufzubringen für den seltsamen Hausgenossen seines Freundes; er befaßte sich lieber mit lebenden Köpfen. Aber Reventlow, der Freund, stand in einem wertvollen persönlichen Verhältnis dazu, weil er ihm das Ding an sich darstellte und weil er von allem wußte, von dem Inwendigen und von dem Auswendigen. Der Schädel stand hinter Glas in einem Schrank, und vor ihm lagen seine Hände. Die liebte Reventlow fast ebensosehr, weil er in ihnen nächst dem Kopf und Schädel den Willen des Lebens am glücklichsten ausgedrückt sah. Eine Hand war ihm die kleine Persönlichkeit, der stumme Täter, der extreme Verrichtenwoller. Die geistreichen Hände waren so selten wie die geistreichen Köpfe. Frau Lisbeth hatte beides, einen rassigen Kopf und vornehme Hände. Und die Frau, der die Dinge im Glaskasten zugehört hatten, war ebenfalls damit versehen gewesen. Stand es nun nicht in der Seltsamkeit: von den beiden einzigen wirklich vorzüglichen Frauen, die er wußte, lag die eine skelettweise vor, und die andere gehörte einem andern. Es wirkte fast wie eine Posse, wenn es nicht zu ernst gewesen wäre und zu schwerwiegend. Und der andere war nicht einmal Rasse. Von Rasse sein, das hieß, nirgends versagen, immer entweder Feuer oder Wasser sein. Lukas war Destillation. Es gab viele Dinge, vor denen er kapitulierte; dann besang er sie. Sein Schädel war auch nicht besonders gut. Es fehlte an Einheit: vorn war er stark, ja, aber hinten sah es banal aus damit, vorn Tempelfront, hinten Mietshaus. Und seine Hände hatten keinen Stil. Sie waren rachitisch wie der Schädel, ohne Ausdruck und Willen, sogar ein wenig gewöhnlich. Aber eine hohe Persönlichkeitskultur hielt dem die Wage, daß es in seinem Verkehr nicht zum Ausdruck kam, oder nur selten, wenn er sich entfiel. So kannte Reventlow seinen Freund.

Lukas sagte davon, was für ein vorzügliches Wesen seine Lisbeth sei, und verbreitete sich eingehend über alles, was er in den letzten Tagen an ihr wahrgenommen hatte. Er sprach von ihrer tiefen Gefaßtheit, die sich auf den Gründen einer natürlichen und wissenschaftlichen Weltanschauung aufbaue, nur sei sie darin etwas zu weit gegangen, scheine ihm, indem sie die Mitteilung verschmähe, sogar die zu ihm, ihrem Gatten, und sich das Weinen verbiete, was er nicht für gut ansehen könne. Gewiß sei es besonders schön

für einen Schriftsteller, ein solches Weib zu besitzen, und die Förderung, die man durch sie erfahre, lasse sich nicht ausdrücken; aber manchmal wünsche er doch, er wäre Arzt, wie Reventlow; er habe das Gefühl, daß er ihr dann in manchen Dingen noch näher käme und ihr mehr bedeutete. Man erweise sich für das reale Leben oft zu abstrakt oder zu abstrahiert, um es genau zu bezeichnen, zu indirekt von Mensch zu Mensch, was neben den andern Vorzügen, die man unstreitbar durch sein Talent besitze, einen merklichen Nachteil darstelle, besonders bei Menschen wie Lisbeth.

Reventlow erhob sich und ging langsam gegen den Glaskasten, vor dem er dann stehen blieb.

„Ja," entgegnete er ruhig; „ich begreife das." Und nachdem er einen Augenblick auf die beiden weißen Knochenhände gesehen hatte, die auf dem schwarzen Samt vor dem Schädel ausgelegt waren, kehrte er sich um und sagte in derselben sachlichen Weise: „Unsereiner würde sagen: ich bin nicht Manns genug. Für Leute wie dich gibt es im Grund bloß eine Frau: die Mutter."

Lukas wendete getroffen den Blick ab und fühlte sich verletzt.

„Sage das nicht", entgegnete er ernst. Es sollte eine Ablehnung sein, war aber eine Verlegenheit. Er hatte in Wirklichkeit nichts, um den Angang heimzuweisen; es fehlte ihm dazu an Geistesgegenwart. Darauf sprang er plötzlich auf seine Heiratsabsicht über, weil Reventlow doch zum Trauzeugen auserkoren war, und begann zu berichten, wie die Dinge liefen. Reventlow stand neben dem Glaskasten und sah nachdenklich davor herunter zu Boden. Er hörte nicht mehr darauf, was Lukas sprach. In seinem Gesicht drückte sich plötzlich irgend eine Sorge aus, zwar reichlich von Zweifeln begegnet, aber sie gebot doch. Es war eigen: soeben hatte er seines Freundes Weib bleich und unglücklich wie in einer Versenkung verschwinden sehen und irgend eine dunkle Masse oder Wolke ihr nachsinken. Dazu ging immer mehr Zwang aus von dem Gesicht und er wurde unruhig. Mitten in seiner Rede unterbrach er Lukas.

„Sage mal, deine Lisbeth — wie hast du sie verlassen? Ich meine, war sie wohl? Soviel du beurteilen kannst?"

Lukas blickte verwundert auf und seinen Freund an. Was sollte das heißen? Dann sah er aber, daß ein Ernst dahinter stand und prüfte das Aussehen seines Weibes nach in seiner Erinnerung. Und während er Bescheid gab, so und so, liefen ihm auf einmal auch die Spiegel an. Da sagten sie beide zueinander, sie wollten ihr jedenfalls noch eine Stunde Gesellschaft bringen, bevor es Schlafenszeit werde; man könne dort ebensowohl plaudern. Reventlow klingelte seinem Diener und tat ihm Bescheid. Der Diener half ihnen in die Überzieher und öffnete ihnen die Tür. Dann traten die Freunde in die Nacht hinaus.

In einzelnen Provinzen des Himmels schienen die Sterne. Andere waren

noch von Gewölk bedeckt, aber es verhielt sich nicht mehr so wichtig damit wie die Tage her; noch eine Stunde, und es war dort auch illuminiert. Lukas machte seinen Freund auf den Ostwind und die andern guten Wetterzeichen aufmerksam, wovon dieser nicht viel verstand, Lukas aber desto mehr. Da war es Reventlow zufrieden, daß man wieder Sonnenschein bekommen solle und ließ sich, freilich bei schon wieder verminderter Aufmerksamkeit, auch noch etwas Himmelsgeographie weisen, in der Lukas ebenfalls eine Stärke besaß. Er war auch gelehrt in der Mineralogie und in der Biologie, aber in der letzteren hielt ihm Reventlow die Stange und war außerdem in vielen Dingen sein Gegner, besonders in der letzten Auslegung.

Aber jetzt war er weit entfernt von diesen Streitpunkten. Was ihn wieder unaufmerksam gemacht hatte, kam von der andern Seite des Freundes und lag sonst ziemlich tief verankert neben der Wertschätzung seines seltenen Weibes und der Achtung, die er pflichtmäßig dem Verhältnis der ungleichen Menschen erwies. Aber nun bewegte es sich auf einmal von seiner Stelle und kam geradeaus in den Fluß der Begebenheiten und unter das Licht der Ansprache getrieben.

„Ich halte das übrigens weder für geschickt noch wirklich wertvoll, daß du jetzt noch mit deiner Lisbeth durch die Komödie willst. Bei Tag besehen, so kann ich dir den Dienst auch nicht tun. Ich möchte mir doch das Gefühl ersparen, bei einer Unzeitgemäßheit mitgewirkt zu haben."

Er senkte die Brauen, während er so sprach, aber Lukas hob die seinen hoch.

„Warum?" fragte er rasch und mit einer gewissen Schärfe. „Warum? Das ist — du überraschest mich peinlich, muß ich gestehen. Erlaube, aber das ist auffallend. Du hast doch anstandslos zugestimmt und angenommen. Ich meinerseits kann nun höchstens bei dir eine Unzeitgemäßheit finden. Willst du mir das nicht näher erklären?"

Irgendein unreifer Verdacht klang vorlaut in des Schriftstellers Worten mit, und weil er mit Überlegenheit aufzufahren pflegte, wenn er seiner Sache nicht recht sicher ging, so hörte sich der Nachton nicht besser an als der Anschlag. Reventlow ärgerte sich, bezwang aber die Regung, und seine Antwort kam wieder völlig ruhig und sachlich heraus.

„Entweder der Mensch hat ein Prinzip und ein gutes Gewissen; dann bleibt er dabei. Oder er macht Quersprünge; dann steht es schlecht um sein Zutrauen. Du hast auf jede Weise bekannt gemacht, daß du die Formen verachtest und in Freiheit ein schönes Leben führen willst. Wozu also nun die Posse? Willst du nur deine Frau sicherstellen, so genügt ein kluges Testament, und du bist im Stil geblieben. Das Kind ist ja auch wieder fort. Ich habe deine Frau übrigens noch nie einen Wunsch in dieser Richtung äußern hören; du wärest klug, wenn du sie zuerst fragtest."

Die Freunde setzten ihren Weg fort, und als Lukas seinerseits ebenfalls

eine Empfindlichkeit überwunden hatte, fing er den Gegenbeweis an. Er brachte eine ganze Reihe wohlerwogene und beachtenswerte Dreiviertelsgründe vor nebst vielen vollgewichtigen Allgemeingültigkeiten, und obwohl er merkte, daß er damit nicht eigentlich ins Ziel schlug bei Reventlow, wußte er doch, daß man ihm nicht unrecht geben konnte, wenn man nicht den Weg der freundlichen Billigkeit mit Absicht verlassen wollte. Auch Reventlow sah das ein. Außerdem wußte er, daß seine wirklich guten Vollgründe nicht aus eigenem Antrieb in Bewegung gegangen, sondern von weiterher stammenden Unlustgefühlen aufgegriffen und als Schilde vorgestellt worden waren. Aber gerade von diesen Gefühlen gelüstete es ihn weder sich noch einem andern Anzeige zu machen, und weil so auf beiden Seiten der Aufmarsch ungelungen in der Wahrheit stand, war der Vertrag eine gegebene Sache. Lukas redete noch lange über das Thema weiter, und als er endlich aufhörte, ließ man es dahingestellt sein. Doch ließ der heimlich erregte Vorfall bei beiden Freunden Sorge zurück.

Inzwischen kamen sie vor dem Hause an. Als sie nun daran hinaufsahen, lag die ganze Front ohne Licht. Das befremdete Lukas einigermaßen und er sagte verwundert: „Nun?“ Die Zypressen rauschten ihm dunkel entgegen, aber er achtete jetzt nicht darauf, sondern trat rasch in den Garten und vor das Haus; Reventlow folgte ihm etwas langsamer und schloß die Gartentür, wie es ihm von Lukas hinterlassen war. Dann trat er an Lukas vorbei ins Haus und dieser drückte die Tür auf eine Weise ins Schloß, der die Spannung anzuhören war, in der sich seine Nerven befanden. Reventlow drückte auf den Knopf für die Flur- und Treppenbeleuchtung, womit ihre Köpfe sofort hell ins Licht kamen. Lukas blickte unruhig drein und bereit, über den ersten besten mit Vorwürfen herzufallen. Reventlow sah alt aus und skeptisch, wie vor einer zu schweren Aufgabe. Das Licht machte beide bleich. Sie sahen einander nicht an. Sie stiegen die Treppe hinauf und kamen in den oberen Korridor, wo alles still war. Sie standen einen Augenblick unbeweglich und ihre Blicke begegneten sich. Dann ging Lukas direkt auf die Tür des kleinen Salons los, während Reventlow ruhig und mit Überlegung seinen Hut an die Garderobe hing und den Überzieher auszog. Darauf war es wieder einen Moment still. Endlich sagte Lukas in seiner Tür, ohne sich umzuwenden, mit seltsam in der Kehle zusammengepreßter Stimme:

„Komm doch mal sehen, Reventlow. Was ist das dort am Fenster?“

Mit zwei Schritten war dieser neben ihm. Er tat einen Blick in der angegebenen Richtung und ging dann, eher langsam als hastig, durch das dunkle Zimmer auf das Fenster zu und bückte sich davor über irgend etwas, das dort am Boden lag. Und nach einer kurzen Weile sagte er, und war jetzt in der Stimme völlig der Arzt:

„Du mußt da nun Haltung zeigen, Lukas. Deiner Lisbeth ist etwas begegnet. Drehe das Licht an.“

Es ergab sich aus der Sachlage, daß von diesem Augenblick an nicht der Hausherr, sondern der Arzt das Kommando im Heimwesen führte. Lukas fragte zwischen die Untersuchung hinein dreimal: „Ist sie tot?" bekam aber vorerst keinen Bescheid, vielmehr mußte er Reventlows Gegenfrage nach der Hausapotheke beantworten, auch im Vorbeigehen eine Mißbilligung einstecken, weil keine vorhanden war, und dann die Bedienung mobil machen. Das Kindermädchen wurde nach der Apotheke geschickt, die Köchin mußte mit Essig einspringen fürs erste, und das Stubenmädchen hatte das Bett der gnädigen Frau bereit zu machen. Lukas lief dazwischen hin und her und rang die Hände. Er war sehr aufgeregt und hielt die Mädchen mit Einschärfungen auf, bis ihm Reventlow die Dreinrede verbot. Das brachte ihn vollends um die Haltung und er fuhr beleidigt auf.

„Wirst du nun wohl die Güte haben, mich mit einer Antwort zu beehren? Oder geht mich die ganze Sache überhaupt nichts an? Was ist's mit ihr, sage!"

Aber er machte auch jetzt keinen Eindruck damit, sondern wurde geheißen aus dem Weg gehen, daß man Frau Lisbeth zu Bett bringen konnte; der Arzt und die Köchin besorgten das. Da wurde er kleinmütig und ergab sich darein; nebenher merkte er von selber, daß sie noch lebte und es nicht so schlimm sei, wie es zuerst ausgesehen hatte, und beruhigte sich vollends.

Darauf kam Frau Lisbeth unter die Decke. Das Stubenmädchen sorgte mit Verständnis für ein hübsches Aussehen, weil doch Männer um den Weg waren. Übrigens war sie außer dem Arzt die einzige, die den Kopf über Wasser behalten hatte. Das machte, sie gab sich weder mit Herz noch mit Nerven viel zu schaffen. Lukas wollte ihr die fröhlichen grünbebänderten Stücke beanstanden, weil er unter irgend einem verdrehten Anflug meinte, sie paßten jetzt nicht, und um auch wieder den Herrn aufzubringen. Er kam aber nicht hoch damit, sondern wurde über die Schulter angesehen. Diesmal war das Mädchen also gescheiter als der Dichter, und sie gab ganz kühl ihre maßgebliche Meinung bekannt; je netter man's einem Kranken doch machte, desto eher holte man ihn retour; oder warum stand der Todesfall in den Spitälern so vielsagend? Der Arzt meldete nichts dazu, und sie behielt ihren Willen.

Jedoch mit allen diesen Geschichten blieb Frau Lisbeth unbefaßt. Sie wußte nicht nur nichts davon, sondern würde sie auch anders geleitet haben, wenn sie gekonnt hätte. Sie hing mitsamt ihrem Willen oder Eigensinn in dem mittelschwebenden Zustand einer unerreichten Absicht und besann sich. Etwas hatte sich ereignet. Etwas war nicht eingetroffen. Ein bekanntes Ungewünschtes bestand weiter. Und ein bedeutendes Neues war plötzlich in den Kreis getreten; alles hörte nach ihm hin. Das war der Sachverhalt. Und daß sie herrenloses Gut darstellte. In dem Augenblick, da ihr Wille mit ihrer Erlaubnis unter ihre Persönlichkeit hinabtauchte, um sie aus den

Angeln zu werfen, sagte sie: „Mit meinem Kontrakt ist es nichts mehr!“ und fiel auf den Markt zurück. Sie wäre als ein windiger Komet ins Nichts geflogen, wenn man ihren Wert hätte mit zwei Ziffern schreiben können; aber man brauchte fast vier dazu, und deshalb kam sie nicht durchs Netz. Nun zog sie, ein erheblicher dunkler Körper, langsam an der Grenze ihres Seins hin und orientierte sich. Ihr Leben schwankte im Raum der Möglichkeit wie ein Schiff, weil ihr schlimmer Wille noch keine Ruhe gab. Aber es war eine frische Anziehung vorhanden und sie mochte nun zunächst wollen oder nicht, so mußte sie der Kraft folgen. Das war der neue Zustand. Bisher war ihr schlecht und recht ein Mitläufer zur Seite gegangen; von heute an besaß sie einen Gegenspieler. Sie vermochte ihn freilich nicht zu erschauen, weil ihre Augen aus dem Licht gerückt waren; aber sie fühlte und merkte an der Energie des Stromes, der in ihre Unentschlossenheit griff, die Größe und das männliche Vermögen seines Willens. Er war ihr weder fremd noch feindlich, und das sprach mancherlei für die Umkehr. Sie kannte sogar den Geruch der Kraft, und weil die Sinne so nah beisammen lagen, stieß einer den andern an, und es stellte sich eine Anschauung ein, mit der man sich weiterhin beschäftigen konnte, bis die Augen wieder ins Licht kamen. Aber abseits dieser großen beruhigenden Anschauung ging unentwegt der kleine störende Mond einer ungelösten Lebensfrage mit und sorgte für weitere Unruhe.

Frau Lisbeth war versorgt und betan. Der Arzt hatte festgestellt und dagegen geschickt, was die Umstände ausgaben und forderten. Es war eine Pflegerin ins Haus gekommen, und das Stubenmädchen führte das Hausregiment. Erst war auf Lukas' Initiative eine Krankenschwester dagewesen und hatte nach der Weise vieler dieser seligen Altruistinen im Namen des Herrn das Haus auf den Kopf stellen wollen. Aber von dem Stubenmädchen war Parole dagegen ausgegeben worden, und so mußte die Sache verweltlicht werden. Schließlich wurde Lukas überhaupt aus dem Krankenzimmer ausgewiesen wegen Ansteckung, und er ließ es gelten und ergab sich von jetzt an endgültig in das neue Regiment. Jede zweite Nacht machte das Stubenmädchen eine Wache bei der gnädigen Frau. Das Kindsmädchen war endgültig seiner Wege geschickt, weil das Stubenmädchen fand, es seien genug Weiber im Haus. Nun arbeitete sie wirklich für zweie.

So zwischen Arzt und Stubenmädchen aufs Trockene gesetzt und durch die Umstände doch auch von seiner Regel abgedrängt, warf sich Lukas auf das Studium der Krankheit und unterrichtete sich über die verschiedenen Theorien und Methoden zu ihrer Bekämpfung. Da er ein unersättlicher Leser und Schüler war, schleppte er in kurzer Zeit eine ganze Literatur zusammen über die Materie und bearbeitete sie auch mit pedantischer Gründlichkeit. Nebenher nahm er Gelegenheit, seine Lebensauffassung zu revidieren und mit neuen Verteidigungen zu umgeben. Er stellte einen radikalen Anhänger der chemisch-mechanistischen Weltanschauung dar, und daran anschließend sah er alles Heil

für einen Kranken aus der Offizin kommen und aus dem Laboratorium. Und wie er es liebte, mit jedermann über dessen Fach zu disputieren, um die Schärfe seines analytischen Verstandes daran zu erproben, so war er auch ein Ärzteschreck und hing Reventlow unendlich an mit seinen Wissenschaften. Wenn dieser seinen Abendbesuch bei der Kranken gemacht hatte, so schleppte ihn Lukas unfehlbar in sein Arbeitszimmer, oder begleitete ihn wenigstens ein Stück auf der Straße, um ihm mit einem neuen Einwand gegen seine Heilmethode und sein ärztliches Bekenntnis auf den Fuß zu stehen. Dabei ging es viel weniger um das Wohl der Kranken, die er mit dem ganzen Treiben ziemlich weit aus dem Blick verlor, als um das leidige absolute Prinzip und um das Rechthaben.

Reventlow ertrug die Angänge wie der Bergalte den Holzhauer. Manchmal stellte er einen größeren Wald hervor, daß Lukas eine Weile daran zu tun hatte. Manchmal sagte er: „Es ist etwas wahres daran, was du da bemerkst; aber es ist nicht mehr sehr neu." Und manchmal sprach Lukas ins Leere hinaus, weil Reventlow mit seinen Gedanken wo anders gegenstand. Dann wurde er ärgerlich und beschwerte sich, und Reventlow kam um Entschuldigung ein und bat ihn, das letzte Bulletin noch einmal herauszugeben. Meistens war es aber nachher so anders wie vorher, und dann wuchs Gras zwischen ihnen, manchmal ein Bördchen, manchmal wiesenbreit.

Es machte einen Unterschied zwischen Reventlow dem Freund und Reventlow dem Arzt. Lukas hatte ihn eigentlich noch nie in der letzteren Eigenschaft gesehen. Er war da größer und bedeutender und man mußte zu einem guten Kommando gehören, um nicht durchzufallen vor ihm. Lukas würde keine erfreuliche Figur gemacht haben. Er ahnte es auch, ließ es jedoch nicht gelten. Aber was er jetzt ab und zu vor die Empfindung bekam von ihm, das war doch einmal etwas anderes, das war Reventlow der Sohn Gottes. Lukas war kein Sohn Gottes; dazu hatte er zu viel Analytik im Leibe und zu wenig Magnetismus. Es war eine Frage der Produktivität. Lukas ging im gewöhnlichen Zeitlauf unbestritten als der Glänzendere einher. Aber die tätige Gelehrtenheimat der mechanistischen Erkenntnisse, in der es keine ungelösten Fragen gab und die Lukas mit seinen kurzsichtigen Augen als ein Weltreich betrachtete, verwaltete der Arzt über dem Standpunkt einer umfassenden monistischen Totalität als einen wohlbekannten und situierten Regierungsbezirk im ganzen mit. Die Gewalten, die Lukas leugnete und Reventlow auch nicht zur Befriedigung nachweisen konnte, dienten diesem doch, und weil er fruchtbar war mit ihnen, machten sie seine zentrale Größe aus und seine Freiheit. Er erkannte sich als eine Naturgewalt von einer reinen heidnischen Neutralität und hatte nichts zu schaffen mit den papierblütigen Christmessen der Jahrhunderte, die durch abstruse Apostelschaften über die grüne Welt gebracht worden waren. Der gescheite Schriftsteller dagegen schlug sich noch eifrig herum mit den fatalen Geistern, was mit zu seiner Unfruchtbarkeit

gehörte. So wußte Lukas auch nichts anzufangen mit Kindern und Tieren, außer erkenntnistheoretisch; der Arzt sah ein Tier an und sprach mit ihm, so folgte es ihm; und die Kinder liebten und ehrten ihn allerorten.

Tiere und Kinder wittern einen Sohn Gottes in jeder Verkleidung; und die Frauen, wenn sie um eins der letzteren Leid tragen. Frau Lisbeth in ihrer schmerzlichen Irrfahrt wurde von Reventlows überlegenem und positivem Willen Halt geboten und Umkehr. Sie gehorchte ungern und mit wenig Hoffnung. Und ihr Sinn verdüsterte sich. Ihre Fieberphantasien nahmen einen ängstlichen und zornmütigen Charakter an und ihr ganzes Befinden ließ dem Arzt fürs erste viel zu wünschen übrig. Die Körpertemperatur war bald zu hoch und bald zu niedrig. Der Puls ging unstät. Sie hatte viel mit einem schwarzen Hund zu schaffen, der ihr den Weg zu ihrem Kind versperrte. Sie rauste mit ihm und gab ihm Backenstreiche. Sie schlug ihn auch in die Augen, und am vierten Tag fing sie sogar mit Fußtritten an, was für eine so feine Dame, die sie vorher gewesen war, als ein befremdliches Benehmen und Zeichen gelten mußte. War sie müde von der Rauferei, oder hatte sich der Hund für diesmal verzogen, so lag sie still und tückisch unter ihrer Decke und lauerte gespannt auf weitere Fährlichkeiten. Ihr Kind bekam sie nie zu sehen; das trug sie nur in der Erinnerung und im Gefühl. Um die Abenddämmerung trat zwar auf eine Stunde Ruhe und einige Haltung bei ihr ein. Dann kehrte ihr Geist an den Ausgangspunkt dieser Reise zurück und tat einen Ausblick. Ihre Augen bewegten sich unter den geschlossenen Lidern und man meinte, sie werde sie jetzt und jetzt öffnen. Aber es wäre nicht gut gewesen, wenn sie es getan hätte; es wäre ein Abschiedsblick geworden auf Nimmerwiedersehn. Es war ihre gefährlichste List, daß sie immer wieder den hohen Schwebepunkt über der schiefen Ebene aufsuchte, um den Sturz aus der Zugehörigkeit mit einem neuen Anlauf zu versuchen. Wenn die Zypressen der Nacht entgegen rauschten und die Amsel aus ihrem letzten Lied aufschrie, so richtete sie sich auf und tastete mit einer Hand über sich in die leere Luft. Dazu besann sie sich auf etwas, aber es fiel ihr nicht ein. Und weil sie Kopfschmerzen bekam davon, gab sie sich und blieb darauf die ein- oder andere halbe Stunde im Mittelzustand. Gegen Mitternacht hob aber der Kampf mit dem schwarzen Hund wieder an.

Jedoch eines Abends, als Reventlow zugegen war, streichelte sie auf einmal den Hund und redete ihm gut zu. Sie änderte ihre Taktik. Sie zog ihn an einem Ohr hoch und sprach verständige und wohlwollende Worte hinein. Der Arzt stand an ihrem Bett und fühlte ihren Puls. Er schüttelte den Kopf und sprach: „Verehrteste Frau Lisbeth, wir müssen uns noch ganz bedeutend bessern." Da bekam sie ihn am Rockärmel zu fassen und ihr Gesicht nahm einen stillen verschlagenen Ausdruck an. „Laß gut sein," sagte sie in ihrer hastigen Fieberart: „du bist ein ganz vorzüglicher Hund und wir wollen uns nicht weiter über dein Herkommen streiten, obwohl ich dir in Hinsicht auf

deine Eltern nicht besonders traue. Das heißt, ich traue dir vollständig, natürlich, aber ich bin eine anständige Frau, wenn ich auch keinen rechten Mann habe; das ist eine Sache für sich nämlich. Du mußt bedenken: mein Kind. Nur können Sie nicht von mir verlangen, daß ich Ihnen zu Ehren Hundsgestalt annehme und mir einen Knochenmagen anschaffe. Pfui Teufel, ich wollte sagen, das geht nicht, ich bin eine anständige Frau. Offen gestanden, manchmal scheint mir, als ob Sie gar kein Hund seien, sondern ein Arzt und Reventlow hießen. Wissen Sie die Sache mit dem mächtigen Herzen? Bedeutend, kann ich Ihnen sagen. Aber ich weiß nicht, ob er mir Geld borgen wird. Ich habe schon viel darüber nachgedacht. Sagen Sie mal, hätten Sie nicht Lust, meinen Mann aufzufressen? Denn was haben Sie an mir, nicht wahr! Aber mein Mann ist heimlich fett und zart. Sie sollten sich ihn jedenfalls einmal genauer ansehen. Das mit dem Kind neulich war doch bedauerlich, müssen Sie bekennen. Ihnen wäre es nicht passiert. Metaphysisch genommen, so paßten wir nicht schlecht zusammen. Aber Sie müssen mir dann den Weg frei geben; in einer Woche werde ich wieder hier sein. Bedenken Sie, daß ich das mächtige Herz suche. Freilich weiß es augenblicklich niemand. Und die Welt ist zerbrochen. Es ist ein rechter Unfug." Als sie soweit war, wurde sie traurig und vergaß den Hund. Und nach weiteren fünf Minuten vergaß sie auch die zerbrochene Welt und sagte plötzlich: „Jetzt wollen wir aber schlafen," legte sich auf die Seite herum und tat diesmal wirklich einen längeren Zug.

Nachher saß Reventlow mit Lukas zusammen in dessen Arbeitszimmer. Der Schriftsteller hatte das Thema plötzlich herumgeworfen; er sprach jetzt über die Unsterblichkeit der Seele. Und er war in Verlegenheit. In Übereinstimmung mit seiner Lebensauffassung sollte er das Ding Seele von vornherein leugnen, aber nun mochte er in seinem guten Herzen doch nicht gern seine verehrte Frau Lisbeth so klipp und klar über die Messer schicken, wenn er auch die Notwendigkeit scharf und schmerzlich einsah. Er stand mit nachdenklich gesenktem Kopf gegen den großen Bücherschrank und sprach davon, wie es nun eigentlich trist sei, wenn man eins lieb habe, und ein nebensächliches Ereignis wie ein physisches Ableben mache das ganze gemütreiche Spiel zur Episode ohne weitere Bedeutung und Folge. Und dabei sei es gerade der Vorgang, bei dem alle unsre Sinne am intensivsten beteiligt würden, den wir mit am schärfsten und tiefsten erlebten. Da halte es manchmal wirklich ein bißchen schwer, mit seiner Wissenschaft sich genügen zu lassen. Andere, die glauben könnten, hätten es entschieden besser in dieser Hinsicht, aber was solle man machen, wenn man einmal mit der unbetrüglichen Leidenschaft zur Logik zur Welt gekommen sei? Da heiße es eben Opfer bringen und nicht auf Belohnung hoffen. Das Tatsächliche herrsche, und daran sei nichts zu ändern.

Er schwieg unfröhlich und versank in allerhand resignierte Gedankengänge.

Es gibt eine Art von Betrachtungen, um die man ewig herumgraben muß, weil sie auf keine Weise zu durchdringen sind. Der eine findet sie da und der andere dort; verschieden ist nur die Fragestellung. Aber es ist immer ein wacher und redlicher Mensch, der damit zu tun hat. Man müßte außer diesem schon einen absoluten Gläubigen darstellen oder einen erkleclich großen Geist, um nicht ein Spiegelfechter zu sein. Es gab Zeiten, in denen Lukas ein Gefühl von dieser Wahrheit überkam, und dann sah er sich auf Augenblicke in seiner richtigen Bedeutung. Aber es machte ihn nicht eben glücklich und er suchte sich gleich hinterher zu retablieren, indem er andern auch den Maßstab vor die Füße warf. Dann zeigte es sich deutlich, daß er immer noch eine Größe ausmachte. Seine allzupeinliche Ehrlichkeit gegen sich war Schuld. Er zischte durch die Zähne und hob den Kopf.

„Natürlich du, du liebst niemand und hast dann leicht den Vollendeten spielen," fuhr er gegen den Arzt heraus. „Weißt denn du überhaupt, was das ist, Gründlichkeit und Elend? Du simpelst dein Fach und hast dir eine runde Redensart zurechtgelegt von der alleinzigen Natur. Ich sage dir aber, die Natur ist nicht alleinzig. Die Natur, das ist ein wilder, sehnsüchtiger, zerrissener Wirbel von Gefühl und Materie, und der Messias wird erst noch erwartet. Das ist's."

Er hatte in der Erregung ein paar Schritte gegen die Tiefe des Zimmers getan, wo Reventlow in einem Fauteuil halbdunkel saß und sich nicht rührte. Es war ein Anlaß, von der Unsterblichkeit zu reden, aber der Sinn der Stunde lag viel tiefer, denn es war kein Anlaß, darüber in Erregung zu geraten gegen den Freund. Im Haus ging ein Geist um in der letzten Zeit; wo kam er her? Freilich, aber das war immer noch keine Ursache. Jedoch alles gab einen andern Klang, wenn man's beklopfte und zeigte ein anderes Gesicht, wenn man's genauer ansah. Zum Beispiel Reventlow: er war blaß, sah angegriffen aus und unter den Augen liefen ihm breite dunkle Bahnen. Warum war das so? Was hatte der mitgenommen zu sein? Weshalb mußte man auf einmal anfangen, sich aufzuregen über ihn? Lukas beugte sich gegen ihn vor und sagte fast feindlich: „Du siehst schlecht aus, mein Bester." Er merkte genau auf sein Gesicht, was jetzt darin vorgehen würde und dachte hart: „Wegnehmen kann er mir nichts, denn wir haben verschiedene Interessenkreise: wir sind keine Konkurrenten." Es war eine Vorversicherung.

Reventlow erhob sich von seinem Stuhl und war zornig. Eine helle Röte schoß ihm aus dem Haar hervor in Stirn und Schläfen, und der Schriftsteller erschrak.

„Ich würde mich beruhigen, wenn ich du wäre," sagte er mit einer ungewohnten Schwere des Wortes, „und mir im übrigen daran genügen lassen, wenn sie morgen die Augen wieder aufschlägt."

Er hatte noch das Thema von der geschätzten Frau und der endlichen

Sterblichkeit im Kopf und hörte, Lukas lamentierte immer weiter mit seinem Leid. Das erregte seinen Unwillen, weil doch schließlich noch ganz andere Türme im Wetter standen und nicht wußten, wie sie es überdauerten. Und Lukas, mehr im Empfinden als im Wissen, erbleichte unter der Zurechtweisung. Er wurde verlegen und schämte sich, daß ihm ein Absturz passiert war, wenn er auch die richtige Tiefe nicht wußte.

„Entschuldige," murmelte er betrübt, „es war natürlich geschmacklos."

Am nächsten Tag kam ein Gewitter, das erste in diesem Jahr, ein Frühlingsgewitter. Es geberdete sich lebhaft und mutig und man spürte nicht die Spur Müdigkeit dabei, sondern Freude und Ansporn zu wachsen. Es machte keine großen Vorbereitungen und fackelte nicht lange mit Schwüligkeiten herum, sondern wimmelte fröhlich und schwarz unterm Himmel einher und schlug los, sobald es da war. Es gab einen seligen Wirrwarr von Blitzen, Regengüssen und Sonnenschein. Die Amseln standen auf Giebeln und Bäumen hoch dazwischen und sangen in den Donner hinein, so stark sie konnten, und das war nicht wenig. Alles Mögliche kam in dem Wetter mit, Enziansenseelen und Wiesenblond, Walddunkel und Drosselieder, neue Romanstoffe für Schriftsteller und gänzlich unerhörte Motive für Komponisten. Und kleine Kinder kämpften dazwischen, ungeborene und solche, die noch einmal hatten zurück müssen. Die zeigten heftige Art und drangen zornig zu; Frau Lisbeths Sohn war auch darunter.

Die Fenster von Frau Lisbeths Zimmer standen weit offen. Aber von der Kranken abgesehen, so lag das Zimmer leer und verlassen in dem unruhigen Schatten, den das Gewitter hinein warf. Die Pflegerin befand sich auf einem Ausgang, und das Stubenmädchen hatte schnell mit den Waschfrauen müssen fechten gehen, die im Waschhaus die große Wäsche umtrieben. Es lag jedoch keine Not mehr vor für Frau Lisbeth, denn sie hatte heute morgen nach längerer Schlußverhandlung endlich Frieden und Abschied gemacht mit ihrem Hund. Der Hund hatte zugegeben, daß ihm in der Tat bezüglich seiner Abstammung nicht zu trauen sei, und Frau Lisbeth war dafür die verlangte Woche Urlaub bewilligt, damit sie nach ihrem Sohn sehen konnte. Der Hund wollte sich inzwischen den Herrn Lukas näher betrachten. Sie war bereits auf irgendeine Weise leichter geworden, obwohl sie nicht herausbekam, wieso, und es ging viel weniger Tumult um sie her. Wie lange dauerte es, so wollte sie etwas vollständig Klares und Sachgemäßes denken; sie mußte nur noch den Stuhl auf die Seite stellen, daß sie ins andere Zimmer hinüber konnte, wo ihr Mann und Reventlow miteinander sprachen. Mit Reventlow hatte sie dann noch etwas ganz Besonderes auszumachen; sie wußte aber im Moment nicht, was? Übrigens war ihr Kind bei ihm. Er hatte es auf dem Arm, wie die italienischen Madonnen den Erlöserknaben. Es saß ihm nackt auf einer Hand und fingerte über sich an seiner Kravatte herum. Und er konnte es ihr zurückgeben, wenn er wollte.

Nämlich die Freunde waren in das Gemach getreten, um Frau Lisbeth vielleicht erwachen zu sehen. Und Lukas hielt einen eingehenderen Vortrag über das Leben und seinen Unwert, wie er es sah. Er sprach mit seiner lebhaften Geste, und es war ihm daran gelegen, daß Reventlow diesmal hörte und mit Aufmerksamkeit nachkam. Er stand unter dem Zwang, es so zu erkennen: das Leben als einen unglücklichen Zufall, eine folgenschwere Laune, vergleichbar dem krankhaften Reiz einer pathologischen Veranlagung, oder dem erbärmlichen Müssen der Maus vor dem Blick der Schlange. Ein solcher Blick sei es gewesen, dem wir alle ins Leben und ins Verhängnis gefolgt seien. Und das Physiologische sah er so: wie beim Menschen zuzeiten eine gewisse Form oder Unform in einer einzigen Generation auftrete und wieder verschwinde, so sei der Mensch selber eine wahnwitzige und skurrile Entartung des normalen Affen, bestimmt, ebenso unvermittelt zugrunde zu gehen wie sie aufgetreten sei, ohne etwas zu hinterlassen als eine Anzahl zweifelhafter und in ihren berühmtesten Auflagen wahrscheinlich sehr roher und kindischer Kunstwerke. Mit unsern allerbesten Malereien seien wir doch nicht imstande, ein Tier zu täuschen oder zu erfreuen, und daß die Hunde und andere feinohrige Tiere unsere Musik verabscheuten, sei nichts Neues mehr. Und so stellten wir mit allen anspruchsvollen Einrichtungen nichts anderes dar als eine wuchernde Erkrankung der Natur, von ihr selbst gehaßt, gefürchtet und bekämpft, und was wir als unsern Geist rühmten, sei ein stumpfer, rohsinniger Fiebertraum.

Reventlow lehnte am offenen Fenster. Hinter ihm am Himmel flogen die Wolkenzüge vorüber; überall dazwischen leuchteten Blitze auf. Aber er stand unbeweglich an seinem Ort und hörte mit gesenktem Kopf und ein wenig ermüdet dem philosophierenden Freund zu, nur daß er von Zeit zu Zeit einen Blick voll schwerer, unruhiger Aufmerksamkeit nach der Kranken wandte, die jetzt still unter ihrer Decke lag und horchte.

„Wenn man will, kann man's freilich auch so ansehen", antwortete er nun dem Schriftsteller, als der eine Pause machte. „Du behauptest das Naheliegende, und Naheliegendes beweist es".

Er meinte eine Ablehnung damit, weil Widerwillen dahinter aufstehen mußte, wenn Lukas dringlich wurde. Es war eine Anschauung für einen Azteken. Denn was war gewonnen, wenn er Glauben fand? Nichts, als eine Ursache, sich in Masse umzubringen. Er sah wieder nach der Kranken, aber Lukas schritt zur Beweisführung vor.

„Darin liegt die Heiligkeit des Igels, die Ehrwürdigkeit des Gnus, das Kaisertum des Kormorans, daß sie ohne Frage im Fraglosen schwimmen, daß der Ton ihres Willens mit schöner dumpfer Harmonie aufgeht im schönen dumpfen Akkord des zwecklosen Daseins. Aber wir sind der Mißklang, der Riß, die Unordnung, der erkrankte Wille, die partielle Dekadenz. Mit dem Wurm des Verhängnisses im Genick jagen wir den kahlen, kleinen Kreis

unsrer häßlichen Scheinexistenz nach einer Ewigkeit ab, die nur für die gesunde Schönheit des Unbewußten da ist. Mit Gier stürzen wir uns auf jede Frucht, die von fremden Bäumen am Weg unsrer Verdammung liegt, aber den Taumelsamen der wunderschönen Sumpf- und Giftblume Erkenntnis, unsrer einzig eigenen Energie, lassen wir ungenossen, weil unser Egoismus die Vernichtung darin wittert. Aber unser Urteil ist gesprochen. Wir sind umlauert, unterwühlt, umstellt, wie eine wilde Bestie. Sieh doch um dich: wird nicht schon überall die geschätzte Speise der sogenannten Kultur spärlich, das Brot der Religionen, das Fleisch der Kunst? Und wie fade schmeckt uns schon das Gemüse der Wissenschaft! Wir werden ausgehungert. Das ist die neueste Taktik unsrer großen Feindin, der Natur. Ausgehungert, bis wir doch daran gehen, an die langvermiedene bittere Frucht. Die Einsicht von unserer Scheußlichkeit wird es uns dann bewirken in wenig Tagen, und das erste allgemeine Gefühl von der Abgeschmacktheit des bewußten Daseins. Dann werden die Jünglinge sich, wie einst um die Irrsinnsideale der Humanisten, in Massen um das erste sittliche Prinzip scharen: um das Ideal der Selbstaufhebung. Und hinter dem letzten Selbstmörder werden die wahnsinnigen Begriffe Zeit und Raum lautlos in sich zusammensinken."

Der Schriftsteller schwieg. In die Stille leuchteten die Blitze und rollte der Donner. Reventlow stand noch immer am Fenster, aber er sah nun finster drein und nicht mehr müde, sondern mit seiner ganzen Kraft und Gewalt. Und als er wieder die Augen nach der Kranken wandte, wurden sie hell vor Zorn; sie lag ihm wieder da mit der kaum verlassenen unerfreulichen Gespanntheit des fehlgerichteten Willens und besann sich noch einmal auf ihre List. Ihre Augen bewegten sich unter den geschlossenen Lidern und ihre Finger zuckten nach irgend einem letzten Entgegenkommen. Aber sie kam doch nicht mehr auf damit, so weit sie auch das Tor der Erlaubnis noch einmal vor sich aufgetan sah; denn mitten darin stand und befahl plötzlich noch einmal der Hund, oder vielmehr der Gegenspieler, dessen Wille all die Zeit her über dem ihren geschwebt hatte. Nein, sie war nicht dumm; sie hatte es wohl gemerkt. Aber jetzt war ja Friede. Ihretwegen konnte man ruhig das Tor für immer schließen. Wenn sie jetzt dann den vernünftigen Gedanken dachte, so kam es sowieso nicht mehr darauf an. Aber nun sprach er. Still doch, was sagte er? Wie seine Stimme klang! Gleich einer Stahlsaite oder einer magnetischen Glocke. Alles was beweglich war in einem, fiel ihr zu.

„Aber die Propheten sterben im Bett. Es wäre aus mehreren Gründen verdienstlich, wenn du uns das große Sterben in absehbarer Zeit anschaulich vormachtest, erstens weil ich wirklich mit dir glaube, daß es mit deinem bewußten Dasein eine abgeschmackte Sache ist, und dann, und das hast du ebenfalls richtig herausgemerkt, weil du über fremden Gut sitzest wie der Kater überm Baldrian. Nein, entschuldige, dein Pathos ist mir in diesem Augenblick wirklich fatal. Wollen wir nicht lieber wieder von Medizin sprechen?

Das gibt einen neutralen Tonfall. Und du hast ja wirklich Kenntnisse in diesem Fach."

Es war unbegreiflich und widerwärtig: während draußen unter Blitz und Donner die lebendige Jahreszeit ihren großartigen und willkommenen Einzug hielt und hier ein hochgeschätztes Leben von einer weiten und gefährlichen Reise zurückkehrte, deckte dieser verlorene Mensch seine Gräber auf. Frau Lisbeth wunderte sich ebenfalls in ihren Kissen, wenn sie auch nicht verstand, um was es ging genau genommen. Aber es stimmte sie nahezu heiter, wie da einer apostrophiert wurde von Dem unterm Tor. Das heißt, kannte sie den andern nicht auch? Gewiß. Wer war es nur auch schnell? Sie wußte, sie gab nicht eben große Stücke auf ihn. Man mußte doch einmal sehen. Und sie tat die Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder mit einem verlegen humoristischen Gefühl des Staunens: Lebt denn das Kamel auch noch? Dann errötete sie ein wenig und biß sich auf die Lippen. Wie kam sie zu solchen Ausdrücken? Und schließlich versank sie zwischen ihren fieberverwilderten Sinnen hinab in Nachdenklichkeit und begann sich zu erinnern. Da ging ihr die kleine Heiterkeit aus und sie wurde traurig. Es stiegen sogar wieder Schatten auf und Gespanntheiten, und die kamen von des Schriftstellers unqualifizierbarem Sermon, der ihr immer noch mit seinem Ton im Ohr lag. Aber dann zuckte ihr der fröhliche Gewitterschein des Frühlingseinzuges über die geschlossenen Augen und der gutmütige, optimistische Donner faßte ihr Herz und schüttelte es ein wenig, und da fand sie selber, es sei Unsinn mit dem Wurm des Verhängnisses und der Heiligkeit des Igels. Darin fand sie sich völlig einig mit Reventlow. Jawohl, sie erwachte nur und war schon wieder einverstanden mit Reventlow. Das tat, er war ein Sohn Gottes und ganzer Mann. Ach, es machte einen Trost und Anhaltspunkt aus, daß es Söhne Gottes gab und ganze Männer. Zum Beispiel, was täte sie jetzt mit dem frischgeschenkten Leben ohne diese leise Zuversicht? Freilich, die Söhne Gottes gingen ihre Wege und die Töchter Gottes gingen ihre Wege. Und dazwischen trieb sich die hungrige, zänkische Brüderschaft der Bewußten und Hohläugigen um. Die spannte Leinen über die Wege und streckte vorwurfsvolle und fordernde Hände aus öden Haustüren: „Geh nicht vorbei. Erbarme dich unser! Erbarme dich mein!" Ach, so sah es aus. Und wo war nun das Kind? Was wurde jetzt aus dem Kind? Jetzund ging es mitten in Geringschätzung und Widerneigtheit hinein mit ihr und ihrem Dasein, und es kam keine Fruchtbarkeit mehr davon. Die Welt war zerbrochen, und das mächtige Herz wußte ihr niemand.

Lukas räusperte sich.

„Ich kann nicht finden, daß das der Ton ist, mit mir zu verkehren, Reventlow. Ich nehme an, du wolltest mich nicht beleidigen. Aber es ist immerhin auffallend, mußt du zugeben."

Frau Lisbeth wußte, das hatte er sich inzwischen ausgedacht, darum war er

solange still gewesen. Sie öffnete die Augen wieder. Da stand er abgewandt an ihrem Toilettentisch und hatte ihren Nagelpolierer in der Hand. „Der Schriftsteller Lukas", dachte ihr Kopf neugierig: „was mag der eigentlich bedeuten im Weltenplan?" Sie hatte ihre schönen Augen dunkelweit offen und ihr kluges Frauengesicht schaute daneben ringsherum: hell und schier unternehmungslustig aus den Kissen heraus, und vollständig wach. Von Lukas wandte sie sich zu Reventlow. Sie mußte sich dazu ein wenig auf einen Ellbogen heben, und von dem leisen Geräusch, das davon kam, blickten beide Männer nacheinander auf, zuerst Reventlow von seinem Fenster her mit einem komischen Gemisch von Gelangweiltheit, Verdruß und Verlegenheit in seinem dunklen Männergesicht, als ob er nur sofort loslegen wollte gegen sie: „Ist das jetzt nicht verrückt, Frau Lisbeth?" Aber es fiel augenblicklich von ihm ab, und als der Blitz verflammt war, der gerade hinter ihm aufzuckte, da war er wieder Reventlow, der Sohn Gottes und ganze Mann, der ihr Herz hatte und der ihren Sohn hatte, und von dem es ein Trost und Anhaltspunkt war im Leben, daß er existierte. Er sah sie an und sie fühlte, wie in einer vollen Woge bei ihr Kraft aufkam und guter Wille. Und noch viel mehr dazu, nämlich Vermögen und Genügen und ein wundernenes und ganz seltenes Glück mit unverhüllter Geneigtheit und heimlich verzehnfachter Zuversicht. Der Geruch der Kraft, mit der sie wochenlang an den Grenzen ihres Seins um ihre Vernichtung gerungen hatte, den fand sie jetzt plötzlich wieder im Dasein und in der hoffnungsvollen Hoheit des geschätzten Mannes. Da war wieder alles Frage und Antwort zugleich und auf beiden Seiten mit demselben abgrundtiefen Aufleuchten des Existenzgrundes. Und jetzt stieg Reventlow aus dem Gewitterschein heraus mit allem was er war und bewies und mit ihrem Kind, das ihm ums Haupt dämmerte, und kam gegen sie her. Als sie das sah, hieß sie eilig ihre Völker aufstehen, denn nun ging es plötzlich mit Bedeutung zu und es wurde auf vielfache Art ernst. Auf seiner Seite leuchteten alle ihre Zeichen auf, und er trug ein Königreich auf den Händen. Ach Gott, deine Hände, Reventlow, hat es dir noch niemand gesagt: es sind Hände, um die Wangen darauf zu legen, oder darüber zu weinen, wenn man das nicht darf.

„Da wären wir also wieder von der Reise zurück, liebe Frau Lisbeth? Weil's hierseits doch besser ist. Leicht haben Sie's uns nicht gemacht."

Sie lachte unter Tränen und nickte wichtig und glücklich, auch ein wenig verwirrt und verschämt in ihrem zärtlichen Rekonvaleszentenkopf, vor den erstaunlichen offenbaren Brautgefühlen, die sie kaum erwacht mit sich ihr Wesen treiben sah.

„Gelt, ich war krank? Es schien mir ein paarmal so. Wissen Sie, wie ich mir jetzt vorkomme? Wie eine große weiße Schneegans, die zu Weihnachten wieder in Deutschland eingetroffen ist." Sie streckte ihm die Hände entgegen. „Und Euer Gnaden haben sich in der Zeit als schwarzer Hund unnütz gemacht. Ich habe Euer Liebden vielfach mit Behandlung traktiert."

Sie errötete vor dem Geständnis und sah ihn an mit dem ganzen seligen Mutwillen der Liebe, daß nun auch nicht mehr das kleinste Geheimnis oder Widerstreben in ihrem Blick war, sondern nur Vertrauen und das blaue Vorlicht der Erfüllung.

Da fielen von dem großen Sohn Gottes alle Bärte und Prophetenmäntel ab, und es stellte sich heraus, daß es innerlich ein ganz fröhliches und glücklockiges Erdenkind war, das bloß die großen Glocken hören mußte, so freute es sich wie jedes andere. Er lachte, und das tönte schon selber wie ein Geläut.

„Ja, das ist der Rock. Ich habe seither keinen andern mehr angehabt. Hier am Ärmel hatten Sie mich und sagten, ich sei ein ganz vorzüglicher Hund. Aber wir wollen uns wieder zu unsern Kissen bekennen. Wir sollen uns auch nicht aufregen und nicht viel reden, denn es ist vorderhand vom Übel und zudem gar nicht nötig, denn wir wissen alles. Und am Ende wollen wir doch auch noch etwas für die gesunden Tage aufheben. Nicht wahr?"

Er beugte sich über sie und drückte sie mit vollen Händen sanft in die Kissen zurück. Er freute sich mit hellen Apostelaugen über ihr, und sie tastete hingenommen nach seiner Hand und legte ganz leicht und mit einer wunderbaren kindlichen Schüchternheit die ihre darauf. „Lieber", sagte sie leise.

Natur, Symbol und Kunst/ Ein Beitrag zur reinlichen Scheidung der Begriffe/ von Richard Dehmel

Aristoteles und Gefolge in Ehren — aber wenn die Kunstwissenschaft nicht ewig leeres Stroh dreschen will, dann muß sie endlich bis auf den Grund mit dem alten Aberglauben aufräumen, als wolle oder könne die Kunst, d. h. der Künstler im Kunstwerk, die Natur nachahmen. Weder die sogenannte äußere Natur, die Welt der Dinge, noch auch die innere, die Welt der Gefühle, will oder kann er zum zweiten Mal, zum immer wieder zweiten Mal, in die bestehende Welt setzen, in diese Welt der Wirklichkeiten. Er will überhaupt nicht nachahmen; er will schaffen, immer wieder zum ersten Mal. Er will einen Zuwachs an Vorstellungen schaffen, Verknüpfungen von Gefühlen und Dingen, die vorher noch auseinanderlagen, in der werdenden Welt unsrer Einbildungen. Und will man etwa dagegen erklären: das eben, was die Gefühle und Dinge zu neuen Vorstellungen verknüpft, das sei die Natur, die er nachahmen wolle — so treibt man Taschenspiel mit Begriffen. Denn *diese* Naturkraft, die hinter oder unter, zwischen oder über den Kräften der Dinge und Gefühle ihr Wesen treibt, ob nun als unbewußte Bewegung oder als bewußte Empfindung, und die wir bezeichnender das Leben oder die Seele des Lebens nennen: das grade ist ja das Schaffende selbst im Künstler, das Unwillkürliche in seinem Willen, das eigentlich Wirksame seines Werkes, das reinweg *Unnachahmliche*.

Ich möchte das Gelächter der Denkenden hören, wenn irgendeine andere Wissenschaft eine Erscheinung der Natur durch das Wort „die Natur" erklären wollte. Aber in der Kunstwissenschaft glaubt man noch immer etwas zu sagen, wenn man mit allerlei mehr oder minder modernen Verklausulierungen die ehrwürdige Weisheit ausspricht, die Kunst wolle die Natur wiedergeben, oder wenigstens doch „ein Eckchen Natur", oder strebe „wie die Natur zu wirken", oder habe gar die göttliche „Tendenz, wieder die Natur zu sein", also wahrscheinlich auch *wider* die Natur, denn es gibt ja in unsrer gottvollen Welt auch unnatürliche Naturen genug. Deshalb vermeiden die Weisesten die Klemme dieses Widerspruchs, indem sie temperamentvoll verkünden, im Grunde natürlich gebe die Kunst nur die Natur des Künstlers wieder, also „im Grunde" ihre eigne Natur, was sich freilich durchaus nicht leugnen läßt. Sie scheinen allesamt die Natur für das Einfachste von der Welt zu halten, womit man jedwedes erklären könne. Leider aber ist die Natur niemals und nirgends so fabelhaft einfach, weder als wirkende noch als seiende; sondern nur *wir* vereinfachen sie, teils durch die Wissenschaft, teils durch die Kunst, um sie uns langsam ein bißchen begreiflicher zu machen, als sie im Grunde wie obenhin ist. Die Natur ist der allseits umfassendste, vielsinnigst zusammengesetzte Begriff, den sich die Menschheit bis heute erfunden hat; und es dürfte wohl ewig ein Widersinn bleiben, den beträchtlich engeren Begriff

„die Kunst" durch jenen weiten bestimmen zu wollen. Eher schon hätte es wirklichen Sinn, unser Begriffsbild von der Natur aus Kunstbegriffen abzuleiten; ob konkrete Form, ob abstrakte Formel, ob aus künstlerischer oder wissenschaftlicher oder religiöser Intuition, jeder klar geformte Naturbegriff ist schließlich doch künstliches Gebilde des eigenwilligen Menschengeistes und kann nur durch abermals künstliche Klärung auf Art und Wert hin abgeschätzt werden.

Daraus folgt: auch das Kunstwerk selbst, als natürlicher Gegenstand aufgefaßt, also nicht mehr vom Willen des Künstlers aus, ist erst recht nicht als Nachbildung eines andern natürlichen Gegenstandes schätzbar — sonst wäre ja jede genaue Abbildung, jede richtige Zeichnung einer Pflanze, jedes exakte Modell einer Muskelpartie, ein unvergleichlich viel besseres Kunstwerk als irgend ein Raffael oder Praxiteles. Und ebensowenig kann es als Wiedergabe eines natürlichen Zustandes gelten, mag der nun sinnliche oder geistige oder gemütische Bewandtnis haben; sonst wäre jeder Parfümfabrikant der feinste Künstler des Blumenlebens, jede Schilderung eines Gedankenganges die reinste Dichtung menschlichen Wesens, jeder Freudenschrei der schönste Gesang. Man sagt dann wohl, die Nachahmung solle nur „das Organische" wiedergeben, und meint damit alles Mögliche, was sich nur leider nie feststellen läßt; denn was organisches Dasein ist, hat noch keine Wissenschaft ausstudiert. So kommt's, daß bei aller Rechtgläubigkeit die Ästhetik dieser Naturphilosophen doch am Ende stets auf den teuflischen Zweifel stößt: kann die Kunst die Natur denn wirklich nachahmen? die unendliche, unergründliche, ungeheure U-U-Urnatur! Und dann wird rasch ein heiliges Kreuz geschlagen, in Gestalt eines X vor oder hinter dem U, entweder + oder — X. Denn natürlich: vollkommen nachmachen läßt sich nichts: man muß oder soll oder will oder kann da immer allerlei ab- oder zutun, von wegen der allgemein menschlichen Ohnmacht wie der ungemein künstlerischen Vollmacht des Machers. Und wer dann immer noch nicht begreift, was das Künstlerische nun eigentlich ist, dem wird in Gnaden zuguterletzt das Allerheiligste offenbart: das Orakel vom Wesen und vom Schein. Danach bedeutet „Nachahmung" keineswegs Nachäffung der gemeinen und stets nur scheinbaren Wirklichkeit, sondern nachschaffende Verkörperung der wahren Wesenheit der Erscheinungen, was wiegesagt ein ungemeines, ein schier gottgleiches Stück Arbeit ist. Das eben unterscheide die wahre Kunst vom trügerischen Kunststück sowohl, wie von der bloß wirklichen Kunstfertigkeit, die jedem menschlichen Machwerk eigen. Auch das echte Kunstwerk sei freilich nur Schein, aber eben Erscheinung des Wesenhaften, und dadurch eben erscheine es „schön". Es sei also nicht so sehr richtiges Bildnis als vielmehr Gleichnis der wirklichen Welt, nicht sowohl Abbild vergänglichen Daseins als eher Abzeichen ewigen Seins, nicht gerade unmittelbares Bild des Lebens, aber immerhin mittelbares Sinnbild, kurz symbolische Naturnachahmung.

Das hört sich nun schon viel sinniger an, und außerdem viel seelenvoller;

und in der Tat kann man nach dieser Zeichenlehre verschiedene schöne Grenzlinien ziehen, je nachdem sich nämlich der Zeichendeuter aus den empfundenen Bildwirkungen das seelische Verhältnis der sinnlichen zu den geistigen Wesensteilen zurechtlegt. Da wäre zunächst das vollkommene Sinnbild, das die sinnlichen und die geistigen, die deutlichen und die deutsamen Gefühlsreize des wirklichen Lebens in ein klares Gleichgewicht übersetzt: das realistische Symbol, das sich nur bei den besten Klassikern findet. Dann die mehr oder weniger unvollkommenen: Erstens das vorwiegend geistige, das idealistische Symbol, das einen bedeutenden Gedanken durch eine Reihe figürlicher Reizmittel gemütvoll auseinandersetzt, gemeinhin Allegorie genannt, sanktioniert nur durch einige wenige, schwer klassifizierbare Klassiker. Zweitens und drittens das phantastische und impressionistische Symbol, das einen vorwiegend sinnlichen, geistig recht vieldeutigen Stimmungseindruck aus allerlei wirklichen oder erträumten Nervenreizen zusammensetzt, gestissentlich Symbolismus getauft, von der modernen Romantik ausgebildet und dem platten Naturalismus verwandt. Denn gibt nicht auch dieser, bei konsequentem Begriffsgang, mit seiner eindeutig stimmunghaften Abkonterfeiung der Außennatur das lebendige Vorbild nur sinnbildlich wieder? Und verkörpern nicht all die andern Symbole, mit denen der menschliche Gemeinsinn auf Grund gemütvoller Tradition bestimmte Lebensverhältnisse andeutet, gleichfalls natürliche Wesenheiten? Dann wäre also jede Kokarde, die eine reale Korporation mit ihrer gesamten sinnlichen und geistigen Machtfülle repräsentiert, ein plastisches Meisterwerk ersten Ranges, jedes kirchliche Abendmahl ein wunderschön idealistisches Drama, jeder Sandpalast von Kinderhand eine phantastische Architektur, und das Bleistiftschmierakel des kleinen Moritz, das einen Soldaten bedeuten soll, in der Tat ein impressionistisches Kunstwerk. Ja, das gewöhnlichste Werkzeug würde, sobald man von seinem Gebrauchswert absieht, ein künstlerisches Sinnbild sein: die Schaufel, die Schale und der Teller als Nachahmungen der flachen Hand, die Gabel und Harke als gefingerte Hand, die Zange und Säge als Gebiß, der photographische Apparat als Auge, die Lokomotive als ganzes Arbeitstier, usw. usw.

Nachdem man sich so zur Genüge im Kreise gedreht hat, wird man endlich vielleicht dahinter kommen, daß jeder Gedankengang um das Wesen der Kunst, der die Naturnachahmung zum Mittelpunkt nimmt, immer wieder nach dem Begriff der wahren, echten, reinen, vollkommenen Kunst tappt, dessen Sinn sich jedoch fortwährend verschiebt, ganz nach dem Gefallen der Völker und Zeiten und sogar nach Belieben der einzelnen Menschen, von Lebensalter zu Lebensalter, Bildungsstand zu Bildungsstand. Für den Begriff der Vollkommenheit sind eben nur Neigungsgefühle maßgebend, oder wenigstens ausschlaggebend; er schwebt freilich jedem einzelnen Künstler und erst recht dem Kunstliebhaber vor, aber da sich mit Vorurteilen keine Allgemeinwerte nachweisen lassen, kann er der Wissenschaft nicht als Grundlage dienen, sondern

kommt nur als Umstandswert in Betracht. Es mag wohl sein, daß die Ehrfurcht des Urmenschen vor der wundersamen Erfindung des Werkzeugs den Verfertiger eines Beils oder Topfes wirklich als wahren Künstler empfand; der ägyptische Priester und Schriftgelehrte maß seinen symbolischen Hieroglyphen sicher noch vollen Kunstwert bei, wie noch jetzt der chinesische Poet den Schriftzeichen seiner lyrischen Verse. Die Kunstleistungen des kleinen Moritz werden von seinen Freunden und Tanten zuweilen gleichfalls für voll genommen; und was man einstmals *ohne* Sentimentalität unter „wahrer Natur" verstand, das hatte damals für die Erforschung der Kunst wohl in der Tat noch greifbaren Sinn. Man kann sich nun zwar auch heute noch mit der kindlichen Wahrnehmung begnügen, daß in jedem Kunstwerk mancherlei Einzelheiten natürlicher Gegenstände und Zustände teils ziemlich deutlich nachgebildet, teils ziemlich undeutlich angedeutet sind; aber ob jemals ein Künstler damit den wahnwitzigen Zweck verfolgt hat, es der Natur in irgendeinem, auch nur dem sinnbildlich oberflächlichsten, geschweige gründlichen Sinne gleichzutun? — Jene Ähnlichkeiten mit der Natur müssen also wohl lediglich Ausdrucksmittel zu einem anderen Wesenszweck sein, oder was innerst dasselbe sagt, für einen anderen Willenstrieb. Wir Kreaturen der Natur können uns eben stets bloß natürlicher Äußerungs- und Förderungsmittel bei unserm Menschenwerk bedienen; das ist die ganze Pfennigweisheit, die sich aus all den Betrachtungen der sogenannten Nachahmerei seit zweitausend Jahren herausmünzen läßt.

Was ist es nun, das die Kunst ausdrücken will? oder anders gesagt: gestalten muß? oder nochmals anders: schaffen willmuß? Da liegt wieder die Antwort verführerisch nahe: eine menschlichen Sinnen faßbare Vorstellung des geistig bewußten Bestandteils von Lebenseindrücken, die durch unfaßbare Naturvorgänge in einer Künstlerseele bewirkt worden sind. Aber auch das vermag keine Kunst auf Erden; es ist die berüchtigte Mär von dem „Urbild" des Künstlers, dem er zeitlebens vergeblich nachtrachte. Und übrigens: auch alle sonstigen Vorstellungen, selbst die des geistlosesten Philosophasters, bedeuten ja menschlich bewußtes Leben und werden gleichfalls nur durch die Sinne von einer Seele zur andern vermittelt. Bleibt also wieder die Frage offen: eine Künstlerseele, was heißt das denn eigentlich? Da muß man doch wohl vor allem ergründen, was die Kunst *kann*, nicht was sie nicht kann! Es liegt nachgerade zu flach auf der Hand, daß sie weder die wirkenden noch die bewirkten Eindrücke des Lebens darstellen kann, mag auch von beiderlei Wirklichkeit etwas jedwedem menschlichen Werk anhaften; wer es lediglich daraufhin untersucht, findet immer und überall nur ein Chaos teils übermäßig deutlicher, teils maßlos deutsamer Einzelreize. Tatsache aber ist und bleibt doch, daß manches Menschenwerk uns nötigt, eine ungewöhnlich reizvolle Gesamtwirkung darin zu entdecken, ein sonderbar kraftvolles Maßverhältnis zwischen jenen zwiefachen Wirkungsmitteln, eine merkwürdig übersichtliche Einheit, wie sonst nichts in der Welt sie uns Topfguckern zeigt, und daß wir ein solches

Werk Kunstwerk nennen. Das also, diesen planvollen Kosmos aus chaotischen Lebenseindrücken, kann die Kunst unter Umständen wirklich herstellen; und also wird es auch dies wohl sein, was jeder Künstler gern können will. Wer's nicht will, ist eben drum kein Künstler, mag er ein noch so reizender Schönfärber oder sonstiger Tausendkünstler sein. Bleibt demnach nur noch zu untersuchen, unter welchen Umständen und von welchem Gesichtspunkt aus jenes überschwängliche Kräfteverhältnis der mannigfachen Wirkungsmittel jedesmal zustande kommt, d. h. durch was für Bewertungen es sich von andern planvollen Schöpfungen des Menschengeistes unterscheidet. Und da ist, wie bei jeder richtigen Fragestellung, auch schon die Richtung zum Hauptpunkt der Antwort gewiesen.

Die Wirkungsmittel sind der Natur entnommen zu einem lediglich menschlichen Zweck; folglich steht hier der Begriff „Natur" im Gegensatz zur Menschennatur, und — man verzeihe die logische Wortklauberei, aber es geht hier leider nicht anders, wo jeder Begriff vom Rost alter Meinungen starrt — das Kunstwerk dient wie all unser Wirken zur Befriedigung von Kulturinstinkten, von ausschließlich menschlichen Bildungstrieben, deren Haupteigenschaft die Einbildungskraft ist. Die Umstände, unter denen es wirkt, sind wandelbar von Mensch zu Mensch, aus naturellen wie kulturellen Ursachen und Beweggründen; folglich können sie nicht den Hauptwert der Wirkung, sondern nur Unterwerte bestimmen. Der Gesichtspunkt, von dem aus das Einheitsverhältnis der einzelnen Wirkungsmittel gestaltet und dann als Kunstschöpfung empfunden wird, muß demnach unter allen Umständen unabhängig sowohl von bestimmten Naturmotiven wie von besondern Kulturinteressen sein. Da er aber doch vom Kulturinstinkt angesetzt wird, so kann er nur jenem allgemeinsten Trieb unsrer vielfachen Bildungsgelüste entspringen: der selbstbewußten Einbildungskraft. Und da er auf keinem bestimmten Wirkungsgebiet dieser Hauptbewegkraft zu suchen ist, z. B. auch nicht auf dem der Erfindungslust, der spezifisch figürlichen Phantasie, so kann er sich stets nur da befinden, wo die verschiedenen Reizgefühle sich gegenseitig aufheben und zum gemeinsamen Selbstgefühl des Menschengeistes steigern, d. h. im Bezirk unsers Freiheitstriebes. Das also ist das Grundwesen jeglicher Kunst: maßvolle Anordnung teils natureller, teils kultureller Einbildungsreize zur Befriedigung von Freiheitsgelüsten. Das gibt dem Kunstwerk jene wirkliche Übersichtlichkeit, die alle Willkür und Zufälligkeit der wahren Natur zu beseitigen scheint, und zugleich jene wahrhafte Unbegreiflichkeit, die jeder Naturerscheinung eignet, kurz seine selbstbedingte Gesetzmäßigkeit. Man wird sagen, diese Begriffsbestimmung sei der Schlange gleich, die sich selbst in den Schwanz beißt. Nur solche Begriffe aber sind richtig und bilden die Grundlage jeder Erkenntnis, während falsche gewunden wie Schlangen sind, die sich selber den Kopf abbeißen wollen, z. B. die Kunst der Naturnachahmung. Es kommt eben immer noch darauf an, den gewonnenen Grenzring des Grundbegriffes mit genaueren Kennzeichen auszufüllen.

Vorerst steht folgende Wahrnehmung fest: Sobald wir in einem menschlichen Werk eine eigenmächtige Verwendung gewisser Vorstellungsreize entdecken, aber dabei an irgendeinen oder auch einige dieser Reize unmittelbar gefesselt bleiben, dann empfinden wir es zwar als ein Kunstwerk, lehnen uns aber über kurz oder lang gegen die sinnliche Fesselung auf, aus einem geistigen Unbehagen an der unzulänglichen Vorspiegelung lebendiger Gefühlswirkungen. Erst wenn uns diese Erinnerungszeichen einen andern Gefühlszustand vermitteln, in dem auch wir nun eigenmächtig dem Leben bildsamen Geist beimessen, erst dann gelangen wir zum Genuß der künstlerischen Schaffenskraft, der Befreiung vom unstäten Augenschein um beständiger Anschauungsformen willen, der sogenannten Übersinnlichkeit. Es ist dasselbe Freiheitsgefühl, das Aristoteles „Reinigung" nannte und als hauptsächliches Wirkungsmerkmal der attischen Tragödie ausgab; es ist aber Kennzeichen jeglicher Kunstwirkung. Gleichviel ob das Kunstwerk gemächliche Lustbarkeiten oder die heftigste Unterwerfung unter furchtbare Schicksalsgewalten in den Kreis seiner Darstellung zieht: nachhaltig befriedigt es nur dann, wenn durch den überlegenen Wert der menschlichen Umgestaltungskraft der natürliche Rohstoff entwertet wird. Das ist es wohl auch, was Kant ziemlich fraglich mit der „Zwecklosigkeit" des Kunstwerks meinte, wohl im Hinblick auf andere menschliche Schaffenszwecke gegenüber der Natur. Denn in der Tat unterscheiden sich diese von der Kunst vor allem durch das Eine: sie wollen dem Dasein selbst Werte abdingen, sie befreien den Geist nicht vom Spiel des Zufalls, sie weisen durch ihre Naturbehandlung — ob nun durch religiöse Beschwörung oder wissenschaftliche Erforschung oder soziale und industrielle Benutzung — immer wieder erst recht auf die unbezwingbaren, unerklärbaren, unverwendbaren Willkürlichkeiten der Stoffkräfte hin. Ihr Zweck ist wirkliche Naturbeherrschung, und infolgedessen stoßen sie stets auf den Tiefpunkt der menschlichen Machtvollkommenheit; die Kunst begnügt sich mit Feststellung unsrer eingebildeten Naturbeherrschung, schafft aber dadurch den Höhepunkt, von dem aus all unsre übrigen Schöpfungen überhaupt erst Richtung und Ziel empfangen. Sie schafft nicht Abbilder des natürlichen, sondern Vorbilder menschlichen Daseins und Wesens; daher die Gefahren schlechter Kunst für unsre Gesinnung und Gesittung, für unser ganzes Bildungsleben.

Von diesem Gesichtspunkt aus wird sich nicht leugnen lassen, daß auch der Kunst ein Zweck innewohnt; wie könnte sie sonst einen Wert für uns haben? Sie erstrebt einen unvergänglichen Zuwachs von immer neuen Freiheitsgefühlen, die selbstbewußte Eroberung von unwillkürlich zusammenpassenden, bisher zwecklosen Vorstellungsgebieten, welche der Wissenschaft und der Religion, wie erst recht der praktischen Kultur, entweder noch nicht zugänglich oder überhaupt unbeschreitbar sind. Dadurch stellt sich die ganze Kunstgeschichte als ein gradezu notwendig hochgestuftes, fortwährend im Bau befindliches Befestigungswerk des Geistes dar, das die Kultur gegen die Natur errichtet,

gegen die Menschennatur wie die Weltnatur, um nicht in ihre bodenlosen Tiefen und Weiten zu zerschwanken. Und dadurch auch erklärt sich erst, warum wir die einzelnen Kunsterzeugnisse fortwährend verschieden hoch bewerten. Denn jedes Kunstwerk ist nur ein Baustein auf der Grundlage sehr vieler früheren; sein Wert läßt sich also genau nur schätzen durch Vergleich mit vorher gebildeten Werten, und bestimmt sich überdies noch dadurch, auf welcher Höhenstufe der Bildung der Abschätzer jeweils selber steht. Deshalb entwickeln die kräftigsten Kunstzeitwenden auch jedesmal eine neue Ästhetik, wenn sie nicht etwa so selbstgewiß schaffen, daß sie dies zweifelhafte Vergnügen lieber den Nachkommen überlassen. Es ist demnach Sache der Kunstwissenschaft, immer von neuem zu ergründen, aus was für Unterwerten sich regelmäßig der Oberwert der Kunstwirkung aufbaut. Den Oberwert zeigt die Vernunft uns von selbst, da sie gesetzmäßiges Empfinden ist. Wesen der Kunst oder Willen des Künstlers: Darstellung reizvoll geordneter Gefühls- und Gedanken-Vorstellungen, durch die unsre Einbildungskraft befreit wird vom verwirrenden Druck des sinnlichen Lebens. Zweck jeder Kunst oder Trieb des Künstlers: Unterwerfung von immer neuen Eindrucksgruppen unter Standpunkte der Einbildungskraft. Hauptwert des einzelnen Kunstwerks und Künstlers: nachhaltig wirksame Umgestaltung der jeweils bedingenden Lebensumstände, der kulturellen wie naturellen. Das gilt auch für die Freunde des kleinen Moritz, die sein Schmierakel nämlich nicht deshalb bewundern, weil sie so dumm oder überschlau sind, einen Soldaten darin zu erblicken, sondern weil sie ein paar Minuten lang in eine der wüsten Zickzacklinien hunderttausend Soldaten nebst allen Blitzlichtern ihrer Bajonette hineinsinnen können. Durch was für Gliedwerte nun wird dieser Hauptwert regelmäßig zustande gebracht?

Offenbar ist da dreierlei maßgebend. Erstens der Umfang, Schwerpunkt und Beweglichkeitsgrad der selbständigen Einbildungskraft des Künstlers, zweitens der Bildungsstand des Gesellschaftskreises, auf den sich die Wirkung des Kunstwerks gründet, und drittens die ausreichende Vereinigung und nötigenfalls Bereicherung der innerhalb dieses Bildungskreises bisher entwickelten Wirkungsmittel; das bietet dann auch den künftigen Zeiten die Anhaltspunkte der Bewertung. Also spitzt sich die Frage darauf zu: durch was für Maßempfindungen wird die kulturelle Auswahl und Abwägung der natürlichen Ausdrucksmittel bestimmt? Das weist von selbst auf die Rhythmodynamik der psychomotorischen Nervenfunktionen, die sich nur in der Angemessenheit der spezifisch technischen Darstellungsmittel an die ästhetischen Vorstellungsreize ausprägt; und es wäre demnach vor allem zu untersuchen, durch welche Spannungs- und Steigerungsmerkmale das unwillkürliche Einheitsverhältnis zwischen dem Kunstzweck und der Kunstfertigkeit, d. h. die stilistische Harmonie der nervösen und substanziellen Energieen, zur zweifellosen Wahrnehmung kommt. Oder, da sich hier starre Regeln in keiner Hinsicht begründen lassen, so wären die Reizgrenzen festzustellen, die Maxima und die Minima, innerhalb deren die Spannung

aufs Ganze durch die einzelnen Steigerungsmittel erreicht wird. Jedenfalls ist ohne weiteres klar: je mehr neue rohe Naturstubstanz ein Künstler zu bewältigen strebt, um so kräftiger muß seine Einbildungskraft, um so feinsinniger seine Sinnlichkeit sein, sonst wirkt jeder Fehlgriff der rhythmischen Reizanordnung sofort als plumpe Nachahmung oder grobe Vortäuschung der Wirklichkeit. Deshalb behelfen sich schwache Künstler, die übrigens sehr starke Träumer oder auch Kopfrechner oder beides sein können, gern mit phantastischen Motiven, besonders mit altgeheiligten, und meinen dadurch von vornherein die angestrebte Gesamtwirkung in übernatürliche Sphären zu heben; dann aber steigern sich nachträglich unsre Ansprüche an die Zulänglichkeit der technischen Beglaubigungsmittel, und die naive Selbstäuschung solcher Künstler wirkt leicht wie ein sehr raffinierter Schwindel. Es gibt sogenannte poetische Motive, besonders mythisch sanktionierte, die mancher Artifex noch immer für besonders wertvoll und wirksam hält, trotzdem kein Mensch mehr recht an sie glaubt; sie gleichen der Mistel, die für ein Wunder galt, solange sie nicht als Schmarotzergewächs erkannt war, und nun von gefühlvollen Engländerinnen noch immer heilig gehalten wird. Wie lange noch? —

Man wende nicht ein, das hänge alles vom bloßen Geschmack des Betrachters ab, oder von dem seines Bildungskreises; eben *weil* der Geschmack veränderlich ist, können wir Werte sichten und sammeln, die jeden Geschmackswechsel überdauern. Früher oder später wird immer entdeckt, ob und wo und inwieweit Kunst oder Künstelei geherrscht hat, der Rhythmus gemeisterter Ergriffenheit oder nur der Takt geschulten Begreifens. Irgend ein augenblicklicher Kunstwert kann freilich in jeglicher Handfertigkeit, selbst in der stümperhaften stecken; es kommt aber überall darauf an, was für Dauerwerte gewonnen werden. Die Wissenschaft könnte der strebsamen Menschheit diese Abschätzungsarbeit wirklich erleichtern; wo bisher der persönliche Instinkt — notabene wenn er vom kritischen Rang eines Diderot oder Meier-Graefe ist — von Fall zu Fall entschieden hat, könnte sie intelligible Normen aus bestimmten Zeitläufen, Landstrichen und Volksklassen sichten. Man müßte z. B. momentphotographisch an fliegenden Vögeln, windbewegten Bäumen, seltsam beleuchteten Baulichkeiten, gestauchten Gewandfalten u. dergl. festzustellen suchen, durch welche stilistischen Proportionen sich die vorgebliche Naturgetreuheit mancher altdeutschen und japanischen Bilder von den wirklichen Naturmotiven typisch unterscheidet, und daraus Rückschlüsse auf die Geschmacksgrenzen ziehen. Auf alle Fälle hat sich endlich die Aufgabe herausgestellt, eine relative Ästhetik zu schaffen statt der bisherigen absoluten, biologische Kategorieen zu suchen statt der verewigten ideologischen, eine *gradnelle Methode* zu finden statt der gottseligen prinzipiellen, *dynamische Maßstäbe* zu erlangen statt der — dynastischen Anmaßungen. Die Herren Gelehrten werden auf diese Weise *mehr* „Natur" zu schöpfen bekommen, als mit den bodenlosen Bechern aus „Wesen und Schein" oder „Inhalt und Form".

Franz Liszt, Briefe an den Großherzog Karl Alexander von Sachsen

Zu das seltene Verhältnis, das Liszt und seinen großherzoglichen Freund mehr denn vierzig Jahre verband, eröffnet der demnächst bei Breitkopf und Härtel erscheinende Briefwechsel beider einen überaus fesselnden Einblick. Aus dem Reichtum seines Inhalts, der uns mit ihren vereinten Bestrebungen zugleich die geistigen Strömungen ihrer Zeit vor Augen führt, seien hier einige von mir aus dem Französischen übertragene Schreiben mitgeteilt. Den Jahren nach weit auseinanderliegend — die ersten drei sind noch an den Erbgroßherzog gerichtet — empfangen sie durch die dramatischen und Theaterfragen, die sie behandeln, eine gewisse Einheitlichkeit. Ihre Mehrzahl gibt der begeisterten Liebe des Meisters für Wagner echt Lisztschen Ausdruck. Überall vernehmen wir die eigenste Sprache des großen, für sich selbst so wenig begehrenden Künstlers und Menschen; auch in dem charakteristischen Briefe vom Februar 1859, der ein paar Wochen nach der denkwürdigen Uraufführung des „Barbier von Bagdad" von Cornelius geschrieben wurde, bei der das liebenswürdige Werk einer Liszt und seiner Richtung feindlichen Koterie zum Opfer fiel. Den darnach niedergelegten Taktstock nahm Liszt bekanntlich nicht wieder auf. Zwei Jahre später folgte er der ihm vorangegangenen Fürstin Wittgenstein nach Rom. Die gehoffte Vermählung mit ihr daselbst vereitelte ihm das Schicksal. La Mara

Gnädigster Herr!

Ein Streifzug durch Ungarn und mehrtägiges Unwohlsein haben diese Zeilen verzögert. Wollen Eure Königliche Hoheit mir daher die scheinbare Nachlässigkeit verzeihen und mir ohne weitere Entschuldigungen gestatten, meine ersten Reisestunden, die zugleich tatsächlich meine ersten Ruhestunden seit Monaten sind, dazu zu verwenden, Ihnen, gnädigster Herr, in aller Aufrichtigkeit auszusprechen, wie tief ich von Dankbarkeit für Ihre Güte durchdrungen bin und welch hohen Wert ich darauf lege, mich derselben nicht ganz unwürdig zu zeigen.

Jetzt, wo ich für einige Tage wenigstens die menschlichen Ameisenhaufen, die man große Städte nennt, verlassen habe und mich wiederum von den Wogen meines Heimatflusses, der Donau, tragen lasse, ist mir's ein süßes Gefühl, an Weimar, den meinen Wegen leuchtenden Fixstern, das Heimatland des Ideals zu denken, dessen Bürgerrecht ich einst zu erlangen hoffe und dessen erhabene Fürstin mir vor fünf Jahren zum erstenmal das ernste und frohe Bewußtsein meiner Zukunft erschlossen hat.

Gewiß, nie werde ich die schmeichelhafte Ermutigung, mit der Ihre Kaiserliche Hoheit meine bescheidenen Leistungen von Anbeginn beehrte, nie die Huld vergessen, mit der sie meinen Wunsch, ihn gleichsam erratend, aufnahm,

meine Bestrebungen der ruhmreichen Tradition Weimars zu verknüpfen. Indem sie mir eine Stellung anvertraute, die mich künftig mehr und mehr an Ihr illustres Haus fesseln soll, erfüllte sie einen der heißesten Wünsche meines künstlerischen Ehrgeizes und lohnte meine guten Absichten und emsigen Versuche weit über ihr Verdienst.

In Beantwortung der Fragen, die Sie die Gewogenheit haben, betreffs der weiteren Entwicklung meiner Laufbahn an mich zu richten, erlauben Sie mir, gnädigster Herr, auf einige diesbezügliche Details in Kürze einzugehen.

Wie ich, als ich Weimar verließ, die Ehre hatte, Eurer Königlichen Hoheit zu bemerken, steht mein Programm vollkommen fest. Es erübrigt nur, es dem Publikum annehmbar zu machen, was keine so leichte Sache ist. Mit 35 Jahren (Nel mezzo del camin di nostra vita!) kommt für mich der Moment, den Puppenzustand meines Virtuosentums zu zerbrechen und meinen Gedanken freien Lauf zu lassen, natürlich mit dem Vorbehalt, weniger herumzuflattern. Wären nicht die unglücklichen Geldfragen, die mich oft an der Kehle packen, nicht die mannigfachen Phantastereien, zu denen ich mich in meiner Jugend fortreißen ließ, ich könnte schon um vier oder fünf Jahre weiter sein. Wie es nun aber ist, habe ich Gott sei Dank nicht allzuviel verloren, und die Ehre blieb unbefleckt. Kein Makel haftet an meinem Leben und, da mir der Zufall zu Hülfe kam, war mir's hier und da auch möglich, manchen guten dummen Streich zu begehen, was mich zuweilen über mein Zurückbleiben tröstet.

Meine letzten dreißig Konzerte in Wien, Prag und Pest, die Subskription von 3000 Gulden (für ein von Wiener Kunstfreunden beabsichtigtes Geschenk für mich), auf der die ersten Namen der Aristokratie, der Literatur und der Bürgerschaft prangen, meine dreifache Ernennung zum Ehrenbürger in Ungarn, meine zweifache zum „Gerichtstafel-Beisitzer" in den Komitaten von Ödenburg und Bars, bezeichnen für mich einen Zeitabschnitt, nach dem ich ohne zu viel philosophische Resignation allem nichtigen Gekläff, allen schweren Anschuldigungen und Eifersüchteleien gegenüber gleichgültig bleiben darf. Die Hauptsache ist bloß, ein ordentlicher Kerl zu sein und den inneren Kern und Samen durch Werk und Tat herauszubilden.

Um hierzu zu gelangen, werden die Reisen, die bisher Mittel und Hauptzweck meines Lebens waren, bald nur noch Nebensache sein. Was bliebe mir auch noch zu sehen? Höchstens ein Stück Orient oder Italien, Schweden und zu allerletzt vielleicht Amerika. Aber alles das eilt keineswegs und kann je nach Bequemlichkeit einmal daran kommen.

Als weitaus wichtigstes Ziel gilt es mir jetzt, meinem Schaffen das Theater zu erobern, so wie ich es während der sechs letzten Jahre meiner Persönlichkeit als Künstler erobert habe. Ich hoffe, daß das nächste Jahr nicht vorübergehen soll, ohne daß ich zu einem entscheidenden Ergebnis in dieser neuen Laufbahn gekommen sein werde.

Sie können nicht glauben, gnädigster Herr, was es mich an Zeit und Geduld kostet, mit meinen Librettos zustande zu kommen. Denn ich habe ja die Unverfrorenheit, an zwei italienischen Opern zugleich zu arbeiten und so mit Erzeugung eines Zwillingspaars als Erstlingstat zu prunken. Jetzt endlich kann ich, Gott sei gelobt! daran gehen, und wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse dazwischen treten, singt die italienische Truppe des Kärntnertortheaters im künftigen Mai auf meine Melodien aus vollem Halse felicità! dolore! valore ed amore!

Meine gegenwärtige Reise nach Siebenbürgen, Bukarest, Odessa und Konstantinopel dient mir in gewisser Beziehung nur als Vorwand für meine einigermaßen schwere künstlerische Niederkunft. Wie sehr ich vorgezogen haben würde, mich friedlich in Weimar niederzulassen und meine Geburt daselbst in Ruhe abzuwarten, können Eure Königliche Hoheit sich vorstellen. Doch einesteils müßte ich mir in dem immerhin möglichen Falle, daß es mir nur gelänge zwei Mißgeburten hervorzubringen, ein Gewissen daraus machen, den guten Ruf einer so keuschen Stadt zu gefährden, andernteils bin ich augenblicklich durch meine beständigen Geldnöte zu sehr beengt und auf das bestimmteste entschlossen, nie einen Pfennig Schulden zu machen.

Ich weiß nicht ob Genast es für gut befunden haben wird, Eure Königliche Hoheit von den in Wien und durch verschiedene deutsche Blätter verbreiteten Gerüchten zu unterhalten, die meine demnächstige Ernennung zum k. k. Kammer-Kapellmeister (wie viele Ks!) an Stelle Donizettis zum Gegenstand haben. Vor dem kommenden Frühjahr kann eine Entscheidung in der Sache nicht fallen; denn einerseits kann Donizetti, wie ich trotz seiner schweren Erkrankung hoffe und wünsche, sehr wohl wieder genesen; andernseits hätte ich, bevor es zu einem bestimmten Abschluß käme, verschiedene Bedingungen zu stellen. In Anbetracht dessen scheint es mir überflüssig, Eurer Königlichen Hoheit gegenüber gegen eine gewisse Unschicklichkeit der Form seitens einiger Zeitungen zu protestieren, insofern diese die große Neuigkeit verkünden, „daß Liszt sich um den Platz Donizettis bewirbt". Ganz Wien weiß sehr wohl, daß ich mich um nichts bewerbe, was einem Platz ähnlich sehen könnte, sondern daß ganz natürlich und einfach Liszt ein besprochener Kandidat in Österreich sein muß, mit der angenommenen Voraussetzung, daß er für solch einen Posten mehr Kapazität und Talent anschaulich an den Tag gelegt hat als andere . . .

Verzeihen Sie diese Geckenhaftigkeit! Was immer auch kommen, wie die Entscheidung der bestimmenden Mächte sich auch gestalten möge, gestatten Sie mir, gnädigster Herr, Ihnen zu sagen, daß ich, im Fall mir diese neue Stellung, die mich nur einige Monate des Jahres in Anspruch nähme, zuerkannt würde, ich darin nur einen Grund mehr für meine Niederlassung in Deutschland erblicken, mich der noch näheren Nachbarschaft von Weimar nur freuen könnte, wo ich eines Tages die schönen Träume verwirklicht zu sehen hoffe, von denen Sie mir zuweilen huldvoll sprachen.

In Prag hatte ich auf meiner Durchreise die Ehre S. K. H. Erzherzog Stephan meine Aufwartung zu machen. Der junge Prinz erfreut sich in Böhmen großer Popularität. Als er die Güte hatte mich zu empfangen, nahm ich mir die Freiheit, ihm von Eurer Königlichen Hoheit zu sprechen. Als ich ihn dann zu dem warmen Beifall beglückwünschte, mit dem am Abend zuvor, bei der Geburtstagsfeier S. M. des Kaisers sein Erscheinen im Theater begrüßt worden war, erwiderte er ungefähr folgendes: „Sie wissen doch, was Popularität bedeutet? Flut und brandende Wogen am Morgen — Ebbe und schmutziger Sand am Abend!" Ich weiß nicht mehr, wer mir erzählte, er habe beim Herzog von Wellington als Zierstück auf dem Kamin einen riesigen Kieselstein liegen sehen, der bei einem Aufruhr an die Fenster seines Arbeitszimmers geschleudert worden war. Und gerade diese Fenster haben die Aussicht auf die Kolossalstatue des Herzogs im Hyde-Park. Sagt dies Zusammentreffen nicht genug? —

Obwohl dieses Schreiben schon viel zu lang ist, wage ich, es noch um einige Zeilen zu verlängern. Ich möchte Eurer Königlichen Hoheit gütige Aufmerksamkeit gern auf einen meiner Freunde, H. W. Ernst, lenken, der zu der geringen Zahl bedeutender Künstler gehört, die in ihrer Lebensführung wahre gentlemen sind. Er beabsichtigt nächstens durch Weimar zu kommen, und ich habe ihm ein paar freundschaftliche Zeilen für Ziegesar in der Hoffnung versprochen, daß Sie, gnädigster Herr, ihn mit jener Huld empfangen werden, von der ich wiederholt Zeuge war und die ihn in hohem Grade beglücken würde.

Gegen Mitte März nächsten Jahres hoffe ich mit Sack und Pack von meinen Fahrten durch unzivilisierte Länder aller Art zurückzukehren. Erlauben mir gnädigster Herr, Ihnen aus Odessa oder Konstantinopel Nachricht zu geben? Fänden Eure Königliche Hoheit einige Augenblicke der Muße mir zu schreiben, so brauchten Sie nur an Mecchetti, Hofmusikalienhändler, Wien, zu adressieren.

Noch wage ich, Sie, gnädigster Herr, zu bitten, Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin meine Verehrung zu Füßen legen und mich Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin in geneigte Erinnerung zurückrufen zu wollen.

Vor Ausgang des Winters werde ich Ihnen persönlich die tiefe und verehrungsvolle Anhänglichkeit zu erneutem Ausdruck bringen, mit der ich die Ehre habe zu verharren Eurer Königlichen Hoheit

6. Okt. 1846, ganz ergebener und dankbarer Diener
an Bord der Gallathée, Fr. Liszt.
zwischen Preßburg und Pest.

Gnädigster Herr!

Die zwei Briefe, mit denen Eure Königliche Hoheit mich im Laufe des Winters beehrten, erreichen mich endlich, nachdem sie vielfach aufgehalten und

hin und hergeschickt worden sind, fast gleichzeitig bei meiner Rückkehr nach Jassy. Der fortwährende Wechsel meiner Reiseroute in den drei oder vier Monaten meiner Kreuz- und Querfahrten durch die Gouvernements von Kieff, Podolien, Volhynien und Galizien haben mir eine regelmäßige Postverbindung unmöglich gemacht.

Obwohl durch einen heftigen Katarrh, den Nachfolger eines Wechselfiebers, das mir zehn Tage Gesellschaft leistete, noch ans Bett gefesselt, kann ich nicht zögern, Ihnen, gnädigster Herr, für Ihre immer erneuten Gunstbezeigungen meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. Ich verzichte darauf, Sie durch die Kundgebung von Empfindungen zu ermüden, die ich glücklich bin, Ihnen darbringen zu dürfen, und von denen ich Ihnen gern vollgültigere Beweise geben möchte als Worte es sind. Gestatten Sie mir, hinfort Ihr Herz anzurufen, das gerecht fühlend und klar schauend, alle aufrichtigen Gefühle zu erkennen weiß.

Die Ernennung Ziegesars an Stelle Baron Spiegels als Intendant des Hoftheaters erfreut mich sehr. Sie wird, davon bin ich überzeugt, gute und erwünschte Folgen für Weimar nach sich ziehen. Seit ich Baron Ziegesar näher kenne — und es sind dies bereits mehrere Jahre — hege ich von ihm die unabänderliche Meinung, daß er zu jener seltenen Art von Männern gehört, die in jedem ihnen anvertrauten und von ihnen übernommenen Amt an rechter Stelle stehen und das Rechte in rechter Weise tun.

In bezug auf das Theater wollen wir uns keinen großen Illusionen hingeben. Wir sind, scheint es, jetzt in die sieben Jahre der mageren Kühe vom Traume Pharaos eingetreten (was übrigens die Sänger und Sängerinnen nicht hindert, dabei fett zu werden). Der fabelhafte Glanz, den ganz exzeptionelle Persönlichkeiten um sich verbreiten, bringt dem Publikum falsche Begriffe bei und überreizt seinen Appetit. Man möchte gegenwärtig überall und bei jeder Gelegenheit lauter Linds, Rachels, Rubinis haben. Wo soll man sie aber fischen, mit welchem Köder von Kassenscheinen sie herbeilocken? Die Aufgabe eines Direktors oder Intendanten wird demnach äußerst kompliziert und schwierig. Um nicht hinter ihr zurückzubleiben, hat er viel Takt, Geschmack, Lebensart, Kenntnisse, Instinkt, Verstand und Energie vonnöten. Dazu den Nerv, der für Krieg wie Frieden unentbehrlich ist: Geld, Geld, das heutzutage nahezu über alles entscheidet.

Für die Weimarer Oper hätten sich die dringendsten Reformen und Verbesserungen baldmöglichst zu erstrecken:

1. Auf die Wahl neuer junger erster Sängerinnen.

2. Auf Heranbildung des Chors, der augenblicklich unter Null ist.

Die Ehre Ihres Theaters, gnädigster Herr, erfordert neue Engagements, sowie neue wirksame Maßnahmen zur sorgfältigeren Einstudierung und Inszenierung der Werke. Auch in bezug auf Trauer- und Lustspiel erscheint es geboten, das vernünftige, der Tendenz unsers Jahrhunderts vollkommen

gemäße System des Tun- und Denkenlassens (namentlich betreffs der dramatischen Ökonomie) etwas mehr auszuüben und die kraftvollen Schöpfungen neuer, „zukunftsschwangerer" Talente — um mich eines tiefsinnigen Worts von Leibniz zu bedienen — nicht durch brutale Zensurstriche zu verstümmeln.

Entsprechend solch weiser Toleranz der Ideen, wird es sich als notwendig erweisen, den deutschen Autoren, die mit Recht allgemach müde werden, die Truthähne für die Farce andrer Leute zu sein, vorteilhafte Tantiemen zuzusichern. Vielleicht hat man diese Einrichtung in Weimar bereits getroffen, und zwar, wie ich in diesem Falle hoffe, in allen Ehren, ohne irgendwelche sparsame Übergehung getroffen. Wie dem auch sei, ich gestehe, da Eure Königliche Hoheit mir gestatten, Ihnen meine Meinung offen zu sagen, daß ich das System der Tantiemen nicht nur für das rechtlichste und fortschrittgemäßeste, sondern auch für unumgänglich notwendig erachte.

Das einsichtsvolle Wohlwollen, der vortreffliche Geschmack Eurer Königlichen Hoheit wird von den Literaten, die die Ehre gehabt haben, sich mit Ihnen zu unterhalten und geistige Beziehungen mit Ihnen anzuknüpfen, bereits gebührend geschätzt und ihr Ruf in Deutschland verbreitet. Ich bin überzeugt, es wird Ihnen ein leichtes sein, die eine oder andere unsrer Berühmtheiten zu bestimmen, sei es eins ihrer neuen Werke in Weimar zur ersten Aufführung zu bringen, sei es die Proben vom Erfolg schon gekrönter Stücke persönlich zu leiten und dadurch deren Vorstellungen mehr Zug zu verleihen. Um aber derartige Schritte unternehmen zu können, ist es erforderlich, das Personal auf einen anständigen Kriegsfuß zu setzen und ihm ein gewisses lebendiges Fluidum und den Wetteifer des Ehrgefühls einzublasen.

Sobald ich nach Weimar zurückgekehrt bin, will ich mich gern ausführlichst über all diese Dinge und die geeignetsten Mittel sie schicklich ins Werk zu setzen, mit Baron Ziegesar besprechen. Man darf im voraus dessen gewiß sein, daß er sich des ihm geschenkten Vertrauens würdig zeigen, vermöge seiner beharrlichen Fürsorge die gute Darstellung guter Werke erzielen und somit das Niveau der Weimarer Bühne allmählich auf das der vier oder fünf bestberufenen deutschen Theater emporheben wird.

Um von der dramatischen Szene zur parlamentarischen überzugehen, so sehen wir sich jetzt in Preußen ein großes Schauspiel eröffnen, das, so Gott will, nicht bloß ein leeres Schauspiel mit leerem Wortgepränge sein wird. Unter den handelnden Personen, die sich mit Recht eine sehr bedeutsame und überlegene Rolle erwählt haben und sich, wie mir scheint, gut auf sie verstehen, finde ich mit großer Genugtuung an erster Stelle einen alten Freund, den ich einst häufig gegen ungerechte Vorurteile und neidischen Groll verteidigen mußte: Fürst Felix Lichnowsky*. Wenn ein paar Maulaffen oder ver-

* Während der Revolution 1848 wurde er in Frankfurt a. M. vom Pöbel gemordet.

knöcherte Leute hoher Abstammung bei seiner Heimkehr aus Spanien versucht haben, ihm seine strategische und militärische Begabung streitig zu machen, die ich überdies durch eine Autorität von Fach — den Marschall Marmont — in Wien siegreich verfechten hörte, so vermute ich, daß man heute kaum mehr daran denkt, seine parlamentarische Fechtkunst, seinen Scharfblick in der geschickten Wahl des Terrains für Angriff und Verteidigung anzuzweifeln. Hieße dies doch, Tatsachen in Abrede stellen oder leugnen. Was mich betrifft, so wissen Sie, gnädigster Herr, daß ich allezeit ein Bewunderer des Fürsten Lichnowsky und stets der Ansicht war, daß der Geist der andern ihm nur als Relief dient.

Noch hätte ich Eurer Königlichen Hoheit viel zu sagen; doch wage ich nicht, dies Schreiben noch länger auszudehnen. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich mir Ende dieses Monats die Ehre geben, Ihnen aus Konstantinopel Nachricht zugehen zu lassen. Genehmigen Sie, gnädigster Herr, den Ausdruck der unwandelbaren Dankbarkeit und Ergebenheit, mit dem ich verbleibe Euer Königlichen Hoheit untertänigster Diener F. Liszt.

Galatz, 4. Juni 1847.

Gnädigster Herr!

Unsere Zeit ist so reich an Ereignissen, daß sie für schriftliches und mündliches Geplauder keinen Raum mehr zu haben, daß der Austausch gewisser Gedanken und Gefühle nahezu überflüssig geworden scheint, indes Parlamente und Verfassungen weichen müssen und als rückständig abgeschafft werden, wie einst die alten Götter.

Haben Eure Königliche Hoheit mir nichtsdestoweniger erlaubt, mich bei Ihnen nicht ganz in Vergessenheit kommen zu lassen, so verzeihen Sie, wenn ich Sie während einer Ihrer Mußestunden im Feldlager durch diese Zeilen aufsuche, denen ich einige friedliche Kolonnen, die soeben im Journal des Débats erschienen, als Eskorte beigebe*.

Wie Sie leicht bemerken werden, diente mir diese poetische Analyse von Wagners Libretto nur als Gelegenheit, ein mich tief durchdringendes Gefühl zum Ausdruck zu bringen, und ich wünschte meine ehrfurchtsvolle Bewunderung für die erhabene Fürstin, deren Huld mich an Weimar fesselt, noch besser bezeugen zu können.

Wagner war einige Tage hier und wohnte zwei Proben seiner Oper bei. Das von uns erreichte vortreffliche Resultat verursachte ihm eine an Überraschung grenzende Genugtuung. Ein seltsames Zusammentreffen fügte es unglücklicherweise, daß die Leipziger Zeitung gerade am Tage der Aufführung den Steckbrief veröffentlichte, der ihn zur sofortigen Abreise zwang. Ich weiß nicht, ob er den Weg nach Dresden oder nach Paris eingeschlagen hat. Was

* Ein Aufsatz über „Tannhäuser".

er auch tue, ich habe nicht verfehlt, ihm sehr eindringlich von jeder Teilnahme an politischen Dissonanzen abzuraten. Die Kunst hat mit dem heiseren Geschrei der Barrikaden nichts zu schaffen. Ihr Reich ist höher, reiner, ihre Wirkung wohltuender und dauernder. Ohne die peinvolle Reizbarkeit, die die jahrelangen Kämpfe um seine Stellung, seinen Ruf, seinen gerechten Stolz — selbst abgesehen von seiner seltenen, an sich schon erregbaren Organisation als Dichter und Musiker von Gottes Gnaden — herbeigeführt haben, hätte er sich schwerlich in all dies Wirrsal gestürzt, und ich bin überzeugt, daß er mehr dem Anschein nach als in der Tat kompromittiert ist. Überdies, wie gestern eine Frau von Geist und Gemüt treffend sagte: „Außerordentliche Menschen muß man nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe messen."

Kommt er, wie ich hoffe, mit heiler Haut nach Paris, so wird er die Ruhe, deren er bedarf, sicher wiedergewinnen, um ein neues Werk zu schaffen, dem der Erfolg nicht fehlen kann — damit wird sich sodann seine politische Genesung vollziehen. Was zum Teufel auch hatte er mit diesen Dingen zu tun? . . .

Ist Ihnen, gnädigster Herr, die Kunde vom Tode Madame Recamiers zugegangen? Mit Anmut nur sollte man von dieser Macht der Anmut reden, die der Welt ganz zu entschwinden scheint. Was bleibt uns noch? Das, was hienieden dauert: Streben und Verdienen. Die Lücke, die dieser Tod in Ihrem Briefverkehr zurücklässt, wird sich schwer ausfüllen lassen.

Frau Erbgroßherzogin bereitet mir neuerdings durch Wiederaufnahme ihrer Gesangstunden ein besonderes Vergnügen, bei dem der Lehrer mehr als der Schüler gewinnt. Wenn Eure Königliche Hoheit heimkehren, werden, denke ich, die Soli und Rouladen aus dem „Propheten", dank der eifrigen Übungen der königlichen Donna assoluta, zur Vollendung gediehen sein.

In der Hoffnung, daß die langen Kriegsversuche in Schleswig bald einem ruhmreichen und endgültigen Frieden Platz machen werden, erwarte ich voll Ungeduld die Rückkehr Eurer Königlichen Hoheit, um Sie mündlich der verehrungsvollen Ergebenheit zu versichern, mit der ich, gnädigster Herr, die Ehre habe zu sein

Ihr untertänigster und getreuer Diener

Weimar, 23. Mai 1849. F. Liszt.

Gnädigster Herr!

Es erscheint mir Pflicht, Ihre Aufmerksamkeit von neuem einer großen Sache zuzuwenden, und ohne Umschweif gehe ich auf dieselbe ein. Dem Interesse und der Gönnerschaft zu Ehren, die Eure Königliche Hoheit den schönen Künsten angedeihen lassen, wie zu Ehren der Initiative und des Vorrangs, die ich Sie bitte, für Weimar in dieser Angelegenheit nach Möglichkeit in Anspruch zu nehmen, dünkt es mich nicht nur schicklich, sondern notwendig und unerläßlich, daß Wagners Nibelungen an erster Stelle in Weimar zur Aufführung gebracht werden. Diese Aufführung ist ohne Zweifel keine

einfache, keine leichte. Sie erfordert ausnahmsweise Maßnahmen, wie z. B. die Erbauung eines Theaters und das Engagement eines den Absichten Wagners genau entsprechenden Personals. An Schwierigkeiten und Hindernissen wird es kaum fehlen; doch brauchen Eure Königliche Hoheit meiner Ansicht nach nur ernstlich zu wollen und alles wird wie von selber gehen. Was den materiellen wie den moralischen Erfolg anbelangt, so scheue ich mich nicht, die Bürgschaft dafür zu übernehmen, daß er Sie, gnädigster Herr, nach allen Seiten hin zufriedenstellen wird.

Wagners Werk, das zur Hälfte bereits fertig ist und binnen zwei Jahren (im Sommer 1858) vollendet sein soll, wird unsere Zeit als ihr monumentalstes Meisterwerk beherrschen. Es ist unerhört neu, wundervoll, erhaben. Wäre es nicht beklagenswert, wenn es den kleinlichen Erwägungen der in gewisser Beziehung herrschenden Mittelmäßigkeit gelänge, zu verhindern, daß es der Welt als leuchtende Großtat aufginge? Gestatten Sie mir, an dem Glauben festzuhalten, daß dem nicht also sein, daß Eure Königliche Hoheit in Erfüllung der Ihnen vorbehaltenen edlen Aufgabe nicht zögern werde.

Seit einer Woche fesselt mich eine wenig ernste, doch langweilige Krankheit ans Bett, von dem aus ich diese Zeilen an Sie richte, um mit Kundgebung eines jeden andern Gedanken beherrschenden Gefühls nicht zu säumen. Vor zehn Tagen werde ich kaum wieder auf den Füßen stehen; doch rechne ich darauf, gegen Ende des Monats wieder in Weimar zu sein. Voll Vertrauen auf Eurer Königlichen Hoheit Güte, mehr denn je bereit mich ihrer wert zu machen, indem ich Ihren Absichten diene, kehre ich zurück und verbleibe, gnädigster Herr, aufrichtigst Ihr ergebenster und dankbarer Diener

Zürich, 10. Nov. 1856. F. Liszt.

Gnädigster Herr!

Eure Königliche Hoheit haben nicht nur gewünscht, sondern befohlen, Ihnen die Bedingungen anzugeben, von denen die Wirksamkeit meiner weiteren Mitarbeit an Ihrem Theater abhängt. Als Ihr Diener gehorche ich, doch kann ich nicht umhin zu bemerken, daß ich damit sowohl gegen meinen Wunsch als gegen mein persönliches Interesse handele. Wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen, gnädigster Herr, zu sagen, ist es mir unmöglich, in dieser Saison meinen Platz am Dirigentenpult bei einer anderen Vorstellung wieder aufzunehmen, als bei dem Vorspiel von Halm*, für das ich in dem Fall die Musik zu schreiben versprochen habe, daß es, wie man mich versicherte, beim Weimarer Schillerfest eine Stelle finde. Es wäre mir daher erwünscht gewesen, dem von mir zu Sagenden nicht den Anschein einer heftigen Erregtheit oder vorübergehenden Unzufriedenheit zu geben; um so mehr als es nicht unangebracht ist, daran zu erinnern, daß, wenn die neuerlichen Vorfälle als

* „Vor hundert Jahren."

letzte Tropfen das Maß zum Überlaufen brachten, dies Maß zuvor schon voll war. In jedem Fall, ob früher oder später, hätte ich Eurer Königlichen Hoheit zu bedenken geben müssen, daß, sei es mit Herrn von Dingelstedt, sei es mit jedem anderen Intendanten, die zu engen Grenzen, die ich mir gesteckt sah, mir nicht mehr erlaubten, meine bisherige, wohl oder übel ermöglichte Tätigkeit in einer Ihrer und meiner würdigen Weise fortzuführen. Ich weiß sehr wohl, daß man leichtes Spiel hat, mich als einen Verschwender, einen Phantasten hinzustellen, der die Bühne zugrunde richten würde, besäße er die nötige Autorität, auf ihr nach Gefallen zu schalten und zu walten. Gleichwohl hat weder im Verlaufe meines Wanderlebens, noch während der zehn Jahre meiner Weimarer Tätigkeit irgend jemand das Recht gehabt, mir einen durch mich erlittenen Verlust vorzuwerfen. Fange ich's anders an als andere, so bin ich nicht der einzige, selbst im Bereich des Geschäftlichen. An den Früchten kennt man den Baum, nach den Ergebnissen beurteilt man die Methode. Der Theaterkasse zum Beispiel habe ich kein Defizit gebracht — im Gegenteil, und obwohl ich mich zu der Theorie bekenne, daß Rücksichten dieser Art, sobald es sich um Hof- oder Kunstfragen handelt, stets in zweite Reihe zu treten haben. Nicht meine Schuld ist es, wenn die Kurzsichtigen nicht erkennen, daß gewisse und zwar sehr wichtige Vorteile sich nur als Folge gewisser anderer, die vorangehen müssen, aus Rücksicht auf Rücksichten, erreichen lassen.

Es ist möglich, daß Eure Königliche Hoheit durch die zu meinen Ungunsten verbreiteten Vorurteile so weit beeinflußt sind, um meine Art und Weise ungern zu sehen und eine Unklugheit darin zu finden, mir das winzige Maß von Bewegungsfreiheit zuzuerkennen, das man mich zwingt zu fordern. Als die nötige Garantie würde es mir nur erscheinen, wenn Sie, gnädigster Herr, Ihre Zustimmung dazu erteilen würden, daß mir faktisch und rechtlich vorbehalten bliebe zu bestimmen:

1. Über zwölf Opernvorstellungen im Lauf einer Theatersaison, und zwar sowohl über zwei oder drei ganz neue Werke meiner Wahl, als über Wiederaufnahme von früher gegebenen Opern, unter meiner Leitung oder unter der eines von mir zu bezeichnenden Musikdirektors.

2. Über eintretenden Falls zu schließende oder zu lösende Engagements im Opern- oder Orchesterpersonal.

3. Über den den Mitgliedern des Orchesters oder der Oper zu erteilenden Urlaub, nach Besprechung mit der Intendanz rücksichtlich des Repertoires.

4. Über Abschluß des Engagements eines fremden Künstlers in der Saison für zwei oder drei von mir zu wählende Rollen.

5. Über die dem Orchester- und Opernpersonal versprochenen Avancements und Gratifikationen, was in den diesbezüglichen Anzeigen zu erwähnen wäre.

Was ich hier ausdrücklich begehre, ist mir zwar niemals ganz abgeschlagen, aber doch nur sparsam, bisweilen wie eine Art von Gnade gewährt worden,

die man eher geneigt war zu verweigern, indem man den Inhalt unter Formen verhüllte, was zu Verdrießlichkeiten führte. Vermied ich seit je, Eure Königliche Hoheit mit dergleichen zu unterhalten, so geschah dies, um Sie nicht unehrerbietig in diese Wirtschaftsdetails einzumischen, die nicht ohne Unannehmlichkeit, oft zu meinem Nachteil ablaufen.

Wollen Sie mir diese erweiterte Machtbefugnis zugestehen, gnädigster Herr, so wäre dies die einfache Anerkennung dessen, daß ich ein vernünftiger, der gebührenden Rücksichtnahme auf Ihre Wünsche, wie auf andre gerechtfertigte Anforderungen zugänglicher Mann bin. Wie aber kann ich glauben, daß Eure Königliche Hoheit in meine Betätigung einiges Vertrauen setzen, wenn Sie diese Annahme abweisen? Vertrug ich mich bisher jederzeit mit den Personen, mit denen ich zu tun habe, so liegt geringe Wahrscheinlichkeit vor, daß dies anders werde, nachdem mir die mir schuldigen Rücksichten garantiert worden sind.

Zudem handelt es sich keineswegs darum, die äußere Stellung irgend eines anderen zu beeinträchtigen. Niemand würde dadurch seine Position geschmälert, seine Eitelkeit gekränkt sehen. Es ergäbe für mich selbst nur die Möglichkeit, gewissenhaft das Wenige zu leisten, was ich für unumgänglich halte, um dem Vertrauen Eurer Königlichen Hoheit zu entsprechen, das ich zu besitzen scheine, indem ich auf meinem Platze stehe.

Meine äußere Stellung ist so ungünstig und in mehr als einer Beziehung so peinvoll, daß sich meinem ernsten Ausblick in die Zukunft nur neu zu erduldende Verluste zu eröffnen scheinen. Die geringen Ersparnisse, die ich meinen früheren Erfolgen danke, genügen mir, um ein paar Jahre in Zurückgezogenheit zu leben, wo ich mich ohne Störung, ohne tagtäglichen Verdruß, ohne die Notwendigkeit lokaler Beziehungen der Vollendung einiger großer Werke widmen kann, die Sammlung und geistige Ruhe erheischen. Daß man meinen Kompositionen so Übles nachsagt, muß mich im Grunde nur ermutigen; denn unbedeutende Hervorbringungen bekämpft man, selbst wenn es Parteisache ist, nicht mit so erbitterter Heftigkeit. Sie müssen also entweder sehr schlecht oder sehr gut sein. Die tapfere Begeisterung, die sie denen einflößen, die sich mit ihrem Studium befassen, trägt dazu bei, mich zu überzeugen, daß sie nicht zur Kategorie von Orontes Sonett gehören. Was ich noch schreiben werde, wird, hoffe ich, einen dauernderen Widerhall finden, als ich ihn von meiner persönlichen Mitwirkung bei Theater und Konzerten zu erwarten habe. Mit Weiterführung meines Amtes, gnädigster Herr, gäbe ich Ihnen, was keine Summe zu vergüten vermag: meine Zeit, die mein Renommee ist. Die Dankbarkeit kann mir jegliches Opfer auferlegen — nur nicht ein unfruchtbares!

Sollte ich in einer anderen Saison wieder beim Theater eintreten, so könnte dies — selbst wenn Eure Königliche Hoheit mir die für mein Wirken unerläßliche bescheidene Machterweiterung bewilligten — nur mit einem Werke

geschehen, das mit der durch mich repräsentierten Richtung vollkommen in Einklang steht und neu genug ist, daß ich, wenn ich es dem Publikum vorführe, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen habe. Man hat Ihnen gnädigster Herr, mit einer Art Geringschätzung von den „Experimenten" gesprochen, mit denen ich sozusagen Ihre Bühne überhäufte. Es sei mir erlaubt, wiederholt darauf hinzuweisen, daß man die Bedeutung der Theater nach ihrer Initiative bewertet, die notwendigerweise die ersten Aufführungen in sich begreift, die man als „Experimente" zu verleumden sucht. Vermöge dieses Grundsatzes folgere ich, daß die Opern Wagners, die (dank der mir zuteil gewordenen gnädigen Unterstützung Ihrer Kaiserlichen Hoheit) schon auf dem Repertoire stehen und die gleich andern Meisterwerken zu leiten stets ehrenvoll sein wird, meiner nicht mehr bedürfen. Die darnach streben, den Weg zum Ruhm zu beschreiten, stehen nicht vor schon eroberten Pforten still.

Welche Entscheidung Eure Königliche Hoheit auch zu treffen geruhen, ich zweifle nicht, daß es die beste sein werde. Es ist mir nicht unbekannt, daß nicht nur der Künstler, daß auch die Kunst selbst als ein unnützer Luxus gelten kann, daß ich in gewissem Sinn den Weimaranern als überflüssig erscheine, daß ich von allen Seiten nur Mißtrauen begegne, daß man mich gern in einer alltäglichen, spießbürgerlichen Existenz untergehen sähe.

Die feindlichen Elemente können mich grausam verwunden, nicht aber erniedrigen, und je mehr sie mich bedrohen, um so mehr nur schulde ich es mir und einer anderen, die mir teurer ist als das Leben und jede Genugtuung dieser Welt, daß man einst, wenn ich nicht mehr bin, sagen könne, ich hätte ein besseres Los verdient. — Ich liebe die Einsamkeit, aber eine vollkommene, und Eure Königliche Hoheit wollen in jeder Beziehung geneigtest darüber entscheiden, indem Sie mich meines Dienstes entheben. Ich bitte nur, überzeugt zu sein, daß ich die Dankbarkeit unveränderlich bewahre, aus der ich mir stets eine Ehre machen werde, um der Freundschaft willen, die Sie, gnädigster Herr, während langer Jahre zu bezeugen geruhten

Ihrem untertänigsten und ergebensten Diener F. Liszt.

14. Februar 1859, Weimar.

Gnädigster Herr!

Das Herannahen Ihres Geburtsfestes mahnt mich, Ihnen meine bescheidenen Wünsche und Huldigungen zu erneutem Ausdruck zu bringen. Die Entfernung vermag ihre Aufrichtigkeit und Wärme nicht zu vermindern. Treuen Herzens bleibe ich Ihnen allzeit ergeben.

In diesem Jahre feiert Ihr Theater den 24. Juni durch das bisher leider mit Unrecht wenig gehörte Werk eines hohen Genius. Nur einige Male ist es auf Befehl S. M. König Ludwigs II. von Bayern in München zur Aufführung gekommen. Anderwärts widersetzten sich ihm die Trägheit, das Unverständnis der Theaterroutine, die sich um so tyrannischer geltend macht,

je mehr die unangebrachte Nachsicht von oben wie von unten her sie begünstigt.

Wagners Tristan ist die Liebesleidenschaft selbst, furchtbar und erhaben in ihrer Intensität, ihrer Flammenglut. Daneben, durch Kurwenal vertreten, die edelste Ritterlichkeit, und tief ins Innerste dringend, die Stimme des Königs, ernst und düster wie das Schicksal. Wahrlich, diese Oper bildet den vollsten Gegensatz zu jenen, die Berlioz als „les habituels mauvais lieux de la musique" bezeichnete. Wagners Ruhm ist es eben, Deutschland die erhabenste Region der Kunst zu erschließen — und Eure Königliche Hoheit werden freudig darin verweilen.

In Rom geruhte der heilige Vater mich in Audienz zu empfangen. Ich sah darnach den Kardinal Antonelli, der Ihren Königlichen Hoheiten seine warme Anhänglichkeit bewahrt.

Gegenwärtig und für den Rest des Sommers erfreue ich mich der Gastfreundschaft des Kardinals Hohenlohe, dessen Villa d'Este ich in friedlicher Einsamkeit bewohne. Sie ist dem Schutze des deutschen Reichs unterstellt, dessen Adler über dem Eingang meiner Wohnung thront, und Baron Keudell hat mir liebenswürdig seinen Besuch hier zugesagt.

Goethe, der berühmte Diener Ihres Hauses, sagt: „In der Jugend ist man monoton, im Alter wiederholt man sich." Gestatten Sie, gnädigster Herr, in aller Demut ihm zu folgen

Ihrem dankbaren und getreuen Diener F. Liszt.

Villa d'Este, 17. Juni 1874.

In Albanien/ von Albrecht Wirth

Auf Gemsenpfaden nach dem ersten Stamm der Albanesen, nach Hoti. Der Priester war nicht zu Hause, aber sein verständiger Diener bereitete einen guten Empfang. Das Haus sehr geräumig, die Zimmer hoch; besonders groß und malerisch die Küche, wo auf einem kiefernholzverkleideten Kamin gekocht wird. Freilich, der Rauch fährt oft zurück und beizt die Augen. In der Arbeitsstube nicht nur theologische Werke, sondern auch Gozzis Novellen. Abends kommt der Priester. Es ist der patre Luigi, ein bereits in der Literatur berühmter Mann. Von allen Albanienfahrern, besonders dem ungarischen Baron Nopca und dem Ingenieur Steinmetz, wird er gerühmt. Nur hieß er früher anders. Bei den Japanern ist es Sitte, bei einem wichtigen Ereignis, Vollendung der Studien, Heirat u. dergl. sich einen andern Namen beizulegen. Ähnlich werden die hiesigen patres je nach Bedürfnis von ihrer Gemeinde umgetauft. Bei dem früheren Stamm war der Name Luigi unbekannt; man wandelte ihn in Don Antonio. Dieser Stamm war der der Nikai, einer der wildesten des Hochgebirges, wo ziemlich jede Woche ein Totschlag vorfiel. Auch der Priester ist entschieden militant, ist kriegerisch gesinnt. Er erinnert an die schmalnasigen Bravurgestalten eines Michelangelo da Caravaggio. In seinem jetzigen Bezirk sei es jedoch zahm und milde geworden. Es komme fast gar nichts mehr vor. Der Vater malte offenbar in zu sanften Tönen. Wie ich nachher anderswo erfuhr, sind gerade die Hoti wegen ihrer Duelle berühmt. Diese werden mit Säbeln ausgefochten. Sekundanten dürfen nicht fehlen. In scharfem Gegensatz dazu steht die Sitte von Skutari. Dort schießt man auf zwei Schritte mit großen Revolvern aufeinander. Keine Sekundanten.

Luigi brachte eine allerdings falsche Nachricht mit. Der deutsche Kaiser sei nach Jannina gekommen. Er möge doch auch einmal nach Nordalbanien gehen, auf daß auch dort die Straßen gebessert würden. In gutem Wein wurde dann hierauf der Zukunft Albaniens alles Schöne und Herrliche gewünscht. Es gab sogar zwei Arten Wein. Die eine, ein herber Landwein, sehr gut für den Durst, wird in den Pfarreien selbst gezogen. Der Schlaf war auch entsprechend gut.

Wie weiter? Mit dem bisherigen Führer kann ich nicht weiter gehen. Erstens kannte er den Weg nicht, zweitens kannten ihn die Leute nicht, drittens, das schlimmste, er sei Muselmann. Und wenn nur jemand frage: wer seid ihr, von wo kommt ihr? Fraglos müssen die Gäste, die unter der Bessa, dem Schutze, des Brieft (Priester) stehen, überall durchkommen. So ward der Muselmann betrübt nach Montenegro zurückgeschickt und der Diener der Pfarrei begleitete uns nach dem oberen Hoti, das prächtig in den Vorbergen der Alpen liegt und einen entzückenden Blick auf den Skutarisee bietet. Der dortige Pater, Sebastiano, war stark politisch angehaucht. Sogar für Marokko hatte er das größte Interesse. Er sprach ganz gut deutsch, hatte in Innsbruck studiert. Ich merke

allmählich, daß die Stämme hier freier leben wie in einer Republik, kein Türke läßt sich blicken. Wenn aber, so würde man sagen: pack dich, oder wir schießen. Die christlichen Nordalbanesen machen ganz was sie wollen und leben ganz nach ihren eigenen Gesetzen, nach ihrem Gewohnheitsrecht. Die eigentlichen Herren sind die Priester. Aber sie haben doch nur eine beratende Stimme, können nichts befehlen und haben kein Mittel, Widerspenstige zu zwingen.

Ein alter Mann kam, Marasch Udze, gewöhnlich Bismarck geheißen. Im Jahre 1879, als das nördlichste Albanien, die Gegend von Gosinje, an Montenegro fallen sollte, da wurde eine große Versammlung der Stämme in Hoti abgehalten und dieser Marasch hielt eine feurige Rede, worin er ausführte, jetzt lebe man ganz frei und unbehindert, während von den griechisch-orthodoxen Montenegrinern die Katholiken bedrängt würden. Lieber mit den Mohammedanern, als mit den Orthodoxen. Daher sollte man jedem Versuch der Raagorz mit gewappneter Faust entgegentreten. So wurde beschlossen, und die Montenegriner, die ohnehin nicht an Übervölkerung leiden, verloren 4000 Mann in dem rauhen Alpenlande von Gosinje. Der Pascha aber, der damals im nahen Thuss weilte, belobte Marasch Udze, und sagte, er habe wie ein zweiter Bismarck geredet und gehandelt. Dabei sieht er dem eisernen Kanzler auffallend ähnlich.

Bismarck begleitete mich auf zwei Stationen, nach dem oberen Kastrati, wo ein gutmütiger, wohlbeleibter Tiroler des Amtes waltete, und nach Schkreli. Es ging über karstiges zerklüftetes Gelände, Kalkfelsen, untermischt mit Schiefer. Sehr trocken, aber kein Staub; infolgedessen die Luft rein und klar. Tizianisch leuchteten die Farben. Vor uns blinkender Firnschnee. Ab und zu Ziegenherden, auch Kühe und Schafe. Keine Pferde. Wir gingen zu Fuß. Bismarck trug den nicht allzu schweren Rucksack, dazu sein Martinigewehr. Auch die Bauern, die hinter den Ochsen am Pfluge herschritten, hatten alle Gewehre. Bei einer Biegung kamen plötzlich elf bis an die Zähne bewaffnete Männer über eine Hecke gestiegen. Man begrüßte sich und setzte sich nieder. Zigaretten wurden getauscht und eine lebhafte Wechselrede begann. Das Ergebnis war, daß die Leute — es waren meist Schkreli — umkehrten und mit uns zwei Stunden weit nach ihrem Dorfe gingen. Dort neue Beratung, die lange dauerte und der auch Frauen zuhörten. Lionardo hat keine eindrucksvolleren Gesichter im Abendmahl gezeichnet. Ich begriff, daß es sich um Totschlag handelte. Zwei Hoti waren mit türkischen Gendarmen in Streit geraten und hatten, so gaben sie zu verstehen, fünf davon niedergestreckt. Darauf hatten sie, die Hoti, von ihrem Stamme, der unmittelbar am See wohnt, sich zu den höher im Gebirge wohnenden Schkreli geflüchtet. Bismarck leitete die ganze Verhandlung, führte gelegentlich einen Hoti abseits, um mit ihm allein zu reden, und es gelang ihm, die Aufgeregten zu beruhigen. Konsequenzen hat die Sache nicht gehabt. Kein Türke wagt sich zu den christlichen Stämmen des Hochgebirges. Wenn auch nur ein mohammedanischer Kaufmann sich bei

ihnen niederlassen will, erklärt man ihm kurz: pack dich oder tak tak! (was auf das Knattern der Flinten geht).

Ins Herz des Hochgebirges zu den Buga. Überall schöne Mädchen und nicht selten recht zutraulich. Die Männer erläutern gewisse Annehmlichkeiten des ehelichen Lebens mit drastischen Gebärden. Einer macht an seinem vor ihm reitenden Weib zur Hälfte den Versuch, den König Kandaules mit seiner Gemahlin machte, um den Neid des Nichtbesitzenden zu erregen. Die Sache macht ihm und ihr unbändigen Spaß und er wiederholt den Versuch. Ich höre später, daß Ehebruch äußerst selten sei, dagegen die jungen Leute, zumal bei der ungebundenen Bewegungsfreiheit der Mädchen, häufiger miteinander verkehren. Abtreibungsmittel stehen hoch im Preise. Bis zu einem Beutel (500 Piaster = 110 Mark) wird dafür geboten. Für uneheliche Kinder hat der Vater, falls er sich nicht der Blutrache aussetzen will, bis zu fünf Beuteln zu zahlen, eine unverhältnismäßige Summe für die armen Gebirgler, eine Summe, die dem Wehrgeld für einen Erschossenen gleichkommt. Ich möchte dabei bezweifeln, daß stets der Mann der Verführer sei, denn viele Mädchen kokettieren bedenklich. Schade, daß ihrem Reiz so häufig die Pocken Eintrag tun, von denen die Nasen oft halb zerfressen sind, und dann auch die plumpe Tracht, an der nur der breite Gürtel und Halsketten, sowie rote Streifen an dem schweren Lodenrock ein Streben nach Schmuck verraten. Besonders freundlich werden die Weiber aber keineswegs behandelt. Namentlich schleppen sie große Lasten (zwar lange nicht so gewaltige wie in Montenegro), während der Mann leicht und frei daneben hergeht. Doch habe ich öfters beobachtet, daß der Mann zeitweilig oder ganz sein Reittier der Frau oder einem Mädchen überläßt, um weniger müd zu werden. Ausnahmsweise sah ich entzückende Geschöpfe, deren zarte Schönheit durch anmutige Bescheidenheit erhöht wurde. Alle aber nahmen willig große Mühen und Anstrengungen auf sich. Sie gehen gut, klettern gut. Auf dem Schnee bewegen sie sich sogar besser wie die Männer, da sie, bei ihrer Zierlichkeit, weniger tief einsinken. Auch die Männer sind durchweg sehr schlank, ja mager — unter 100 sind vielleicht zwei Beleibte — jedoch sie sind viel höher gewachsen. Im allgemeinen erreichen sie aber keineswegs den Wuchs der Montenegriner. Sie unterscheiden sich überhaupt sehr scharf von ihnen. Nicht einmal einen Übergang der Rassen habe ich bemerkt.

Die Buga sind der einzige Stamm, der mir nicht gefallen hat. Es sind unausstehliche Schwätzer und außerdem recht unzuverlässig. Dagegen war der Pfarrer mit seiner serbisch redenden Mutter die liebevolle Aufmerksamkeit selbst. Sogar sein Bett überließ mir der besorgte Mann, so sehr ich mich auch sträubte. Es ist wirklich hier besser zu reisen als in den Alpen, denen an Schönheit die hiesigen Berge durchaus gleichkommen. Bei dem gesteigerten Verkehr der Gegenwart kann man in den größeren Hütten nicht auf Anschluß zählen, und noch weniger auf liebevolle Behandlung, hier aber hat man stets Unterhaltung und erfährt immer von dem kompetentesten Manne alles Merk-

würdige der ganzen Gegend. Die Priester sind froh, in ihrer Einsamkeit Besuch zu erhalten, und der Reisende ist glücklich, ein vernünftiges Gespräch führen zu können. Man zahlt nachher nach Gutdünken, etwa 3—5 Mark. Die Pfarrer sind ohne Ausnahme sehr herzlich und gar nicht geldgierig. Dagegen sind die Schäflein ihrer Herde gar sehr auf Geld aus und häufig überspannt in ihren Forderungen. Wer freilich die Habsucht deutscher und französischer Bauern kennt, der wird die Bauern hier nicht sonderlich tadeln.

Die Südalbanesen sind sehr pünktlich. Vermutlich hat da das Beispiel der Türken etwas Gutes gewirkt. Im scharfen Gegensatz dazu sind die meisten Nordalbanesen Langschläfer und unpünktlich. Das ist besonders lästig, wenn man infolgedessen in Hitze und weichen Schnee gerät. So geschah es mir beim Übergang nach Schala. Die einzige Entschuldigung war für den Führer, daß nachts ein Stall abbrannte, wobei er denn auch zugegen war. 23 Ziegen verbrannten in der Lohe. Ich kann übrigens dem guten Pfarrer von Buga die Bemerkung nicht ersparen, daß er von Traversierung eine recht unzutreffende Vorstellung hatte. „Nach Schala? unmöglich!" „Warum?" „Zu viel Schnee, schrecklich steil, Lawinengefahr." „Wie lange sind Sie hier in Buga?" „Acht Monate." „Waren Sie schon einmal in Schala?" „Nein." Es ergab sich nachher, daß sogar Weiber gerade jetzt den Übergang machen wollten. Die Rede des Pfarrers hatte aber doch wenigstens den Erfolg, daß der äußerst elende Führer einen viel zu hohen Lohn zugebilligt erhielt. Es war eine leichte Damentour. Sehr lohnend übrigens. An Spitzen von ungefähr 2300 m vorbei, vor uns der ragende Zahn der Maja Malit, weiter rechts die unschwer ersteigliche Maja Dranit. Zum Teil treffliches Skigelände. Die einzige Schwierigkeit war am Joch. Hier waren ansehnliche Wächten, dann zog sich das Schneefeld mit einem Absturz von 60—70° abwärts. Ein Mann ging voraus, um für uns und fünf Weiblein mit einer Art Stufen zu hauen. Weiter unten nahmen die Männer ihre Schafpelze, setzten sich darauf, zum Teil mit einem Weib hinter sich und rodelten frohgemut zu Tal, welchem Beispiel ich flugs folgte.

Die Perle von allen Dörfern war Dedi im Gebiet der Schala. Ein herrliches Amphitheater; überall schimmernde Schneespitzen. Die Bauart der Häuser ist hier völlig anders. Auch die Rasse beginnt abweichende Züge aufzuweisen. Die Kula wird womöglich auf einem isolierten Felsblock errichtet. Sie ist von Stein und hat ein, auch zwei Gemächer und eine kleine Holzveranda. Sie hat keine Fenster, nur schmale Schießscharten. Das Haus ist daher dunkel. Man muß die Tür aufmachen, um genügendes Licht zu erhalten, oder das Feuer tüchtig schüren, dessen Rauch Tränen erzeugt. Die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, die sich in so unbequemem Hausbau kundgeben, waren scheinbar nicht unbegründet. Einmal kommen mitunter des Nachts Krieger feindlicher Stämme, der Nikai, der Mertori, um eine Kula zu überfallen. Sodann muß man gegen die Blutrache im eigenen Stamm auf der Hut sein. Wenn einer gjakfor ist, Blut schuldet, so zieht er sich gern in seine Kula

zurück und geht oft jahrelang nicht aus. Zuweilen wohnt der Bluträcher gerade gegenüber, einige Steinwürfe entfernt. Wenn die beiden sich langweilen, so eröffnen sie, wird versichert, ein klangvolles Feuergefecht, das aber selten oder nie Schaden anrichtet. Eine andere Version, die ich hörte, ist die, daß der ganze Stamm die Kula eines Totschlägers verbrennt und seine Habe konfisziert. Der gjakfor flüchtet sich zum Nachbarstamm, und lebt dort jahrelang, geehrt, gespeist, getränkt, ohne daß er sonderlich zu arbeiten braucht, bis endlich irgend ein Kompromiß zustande kommt oder ihn doch endlich der rächende Schuß ereilt. Zwei Gewohnheitsrechte scheinen da nebeneinander zu bestehen. Obwohl aber der Albanese ganz genau die Folgen einer Bluttat kennt, zögert er keinen Augenblick, auf die kleinste Beleidigung, auf ein Wort, auf eine Miene, durch einen Schuß zu antworten. Das Ehrgefühl der Nordalbanesen ist das empfindlichste der Welt. Es ist reizbarer selbst als das der Japaner. Man darf auch nicht etwa glauben, daß jemand, um ein faules Leben zu führen, und andere Leute kahl zu essen, schieße: er ist gar nicht sicher, nicht sofort von einem Verwandten des Getöteten seinerseits niedergeschossen zu werden, und Frau und Kinder dürfen ihm in die Verbannung nicht folgen. Gerade auch für die Frau sind die Folgen hart. In Schala ist ein Anwesen, das einst blühte. Aber der Hausherr starb und zwei Söhne. Die Witwe schlägt sich mit zwei Töchtern so einigermaßen durch. Aber jetzt kommen die Schwertmagen und erklären: ein Anwesen gehört in Manneshand. Sie wollen, kurz gesagt, der schutzlosen Witwe Land und Haus nehmen. Sie wird nebst Töchtern ins Elend gehen müssen, als Bettlerin. Nicht nur Pharisäer bedrückten Witwen und Waisen. Nicht selten wird zur Rache der Kirchgang benutzt. Man kommt da so bequem zusammen, braucht nicht lange zu suchen. Das Ergebnis beläuft sich zuweilen auf ein Dutzend Tote und viele Verwundete. Gerade in den letzten paar Jahren sind jedoch die Sitten etwas milder geworden. Der Pfarrer vermittelt viel. Doch bedeutet wieder die Vermittelung Gefahr für ihn. Vater Ludwig von Schala zeigte mir ein Loch in seiner Franziskanerkutte. Als er sich zwischen Streitende warf, ging eine Revolverkugel durch seinen Rock.

Fremde wandern sicher bei den christlichen Albanesen. Die bessa schützt sie. Ich war ganz ohne Waffe. Was könnte auch der vielgeliebte Revolver nützen, wenn unvermutet eine Schar von zehn oder zwanzig Gewehrträgern auftaucht? Auf den Klang von Schüssen würden zudem in kürzester Frist fünfzig mehr herbeieilen, ihre Freunde zu rächen. Nur bei den mohammedanischen Albanesen ist es tatsächlich schwerer durchzukommen, als in Mittelafrika. Natürlich kann Temperament und Laune auch dem Fremden einen Streich spielen. Gegen mich zückte schon einer das Schießeisen, aber ich muß gestehen, daß die Schuld auf meiner Seite war. Was eigentlich am gefährlichsten ist, das ist ein Bericht über die Reise. Denn jedes ungünstige Urteil erfahren die Hochländer und nehmen es gewaltig übel.

Weltschmerz und Kulturschmerz/ von David Koigen

Der echte Schmerz ist stumm und blind. Die Wucht seiner Macht, die ihm eigene Schwere zieht nach unten, wirkt statisch und reißt das lebendige Band entzwei, das zwischen dem einzelnen und der Umwelt bestand oder bestehen konnte. Und keine Argumente der Vernunft, keine noch so verlockende Aussichten vermögen den tief Betrübten aus der also aufgezwungenen, beängstigenden Enge herauszuführen. Die Angst ist ein Zeichen dafür, daß die Beziehungen zum nahen Lebenskreis noch nicht ganz gelockert sind. Der höchste Grad des Schmerzes bedeutet dagegen eine vollständige Losreißung vom eigenen und fremden Dasein, ist die Schwermut, im zusammengesetzten Sinne des Ausdruckes. Der Mut, das Verhalten des einzelnen, sein Streben nach einem außenliegenden Punkt schlechtweg nimmt an Schwere zu, sinkt in sich zurück und drückt und wirkt erstarrend. Der vom tiefen Schmerz Heimgesuchte macht übernatürliche Anstrengungen, allein es gibt keine Möglichkeit, sich zu erheben und des eigenen Selbst gewahr und habhaft zu werden. Sogar das Weinen und Lachen, diese visionären Äußerungen und Surrogate der ursprünglichen Aktivität, die den schmerzenden Zustand zu durchbrechen und zurückzusetzen pflegen, wollen sich nicht einstellen. Zwischen der Schwermut und der schaffenden Sehnsucht, aus der die frische Heiterkeit hervorbricht, liegt noch ein gutes Stück Weg. Den Menschen ist dieses drückende Erlebnis auch wohl geläufig, indem sie vom Alp, das ihr Herz bedrückt und gefangen hält, sprechen.

Bei genauerer Beobachtung, sieht man sich genötigt, von periodischem Auftreten des Schmerzes zu reden. Und da bleibt der seelische Schmerz meistens örtlich umschrieben. Das heißt hier: er wird von den anderen Aktivitätsäußerungen zurückgeschoben oder gar übertönt, das Weh und Glück, das Keimen, Sprossen, Wachsen und Werden gehen über ihn hinweg. Er „ernährt" nicht und „erhält" nichts und so wird unter seinem Einfluß auch nichts verwandelt. Physiologisch kommt ihm keine Rolle zu, eher gibt er sich als eine biologisch minderwertige Größe. Die Niederlagen und Erhebungen des täglichen Lebens, die Verwundung und Gesundung dessen, was man als das Lebendigsein, als den Daseinskampf bezeichnet, haben kaum etwas mit dem eigentlichen Schmerz gemein. Jene spielen sich doch in einer heftigen Situation ab, was schon an sich werttragend anmutet, während der Schmerz in seiner Reinheit jede Verletzung und Bereicherung ausschließt. An der Grenze des also gemeinten Lebens, auf der ganzen Länge seiner Peripherie ist der Ort des Schmerzes, und dieser vermag weder in die Leere zu fallen, noch zum Nichtsein, zum Nichtsschlechtsein in Opposition zu geraten. Durch die ihm eigene innere Zähigkeit wird er in gleicher Entfernung von der Quelle, wo die Aktivität sich in Wille und Vorstellung wandelt und Kulturleben zeugt, wie auch von den in Form gekleideten Bildungsrichtungen des

Daseins gehalten. Mit seiner ganzen Schwere belastet er die einzelnen Wurzeln des Lebensaktes und gräbt sich tief in den Stamm der Aktionsbildungen, in das Sich-Selbst-Fühlen ein und hält diesen fortwährend gefangen.

Ehe der einzelne sich von der Enge des Schmerzes umschließen läßt, müht er sich, zu tausendfachen Rettungsinseln Zuflucht zu nehmen. Und als der Schmerz bereits seine Fittiche ausbreitet, wird das Gedächtnis oder das aus der Tatsache des Werdens und der Zeit hervorgehende Zukunftsbewußtsein angerufen: ob nicht diese endlich Befreiung bringen könnten. Allein der Schmerz ringt auch diese Aussichten nieder. Wie eine dunkle Wolke bedeckt er das Angesicht der Seele und die Seele wird gebunden und mit Blindheit und Taubheit geschlagen. Rasch vollzieht sich dann die innere Entwurzelung und Entfremdung des vom Schmerz Befallenen von der Umwelt. Die Menschen pflegen dann zu sagen: die strafende Hand Gottes ruht auf ihm.

Stellt sich der unbedingte, das gesamte emotionale Leben erfassende Schmerz ein, so wird der Geist des Menschen verhindert, sich außerhalb der eigenen beengenden Welt zu stellen, um so von außen her den Kampf gegen diese zu führen. Der tragische Zustand läßt da keine tragische Erschütterung und Erhebung zu. In dieser Eigenschaft liegt die ganze Tragweite des Schmerzes, der als eine aufgezwungene Macht erscheint. Um von Dauer und Stärke zu sein, muß das Aufgezwungensein sich dem Lebensvermögen des Einzelnen innerlich vermählen, was nur dann geschehen kann, wenn die Lebensaktivität, das Ich schlechthin im Prozesse der fortwährenden Teilung begriffen ist. Dem geteilten, atomisierten Ich gebricht es natürlich an Kraft, um Widerstand zu leisten. Der Kampf wird aufgegeben und das Gefühl der Bedrückung wandelt sich in stummes Weh. Die nähere und weitere Umwelt hüllt sich in Schmerz, der jetzt in alle Poren der Seele eindringt und zum Motiv des Lebens selbst zu werden strebt.

Die Gebrochenheit der Empfindungen und Gefühle, der die weitere innere Teilung und zuletzt ein abgeschwächter diskontinuierlicher Verlauf des emotionalen Lebens auf die Spur folgt, stellt den Grund und Boden dar, aus dem der totale Schmerz, der Weltschmerz herauswächst. Dieser gibt nach manchen Richtungen hin viel zu denken. Vor allen Dingen beachte man den eigenartigen Zusammenhang, der zwischen der inneren Atomisierung und dem Schmerz besteht. Gerade das in eine Mannigfaltigkeit von emotionalen Zentren, aber von annähernd gleicher Höhe und Intensität, geteilte, „differenzierte" Seelenleben, — die Hoffnung der Harmonie-Apologeten! — läßt keinen Lebenston die Oberhand gewinnen, erzeugt vielmehr innere Enge und Schwäche und als Folge davon — den unausgesetzten Schmerz. Und demnach wird auch die Arbeit des Willens und Denkens, die gleichzeitige Selbsterfassung der tausendfachen, geteilten Emotionen eine minimale und schwache: der Schmerz wird da von der Resignation begleitet. Das Aktivitätsvermögen

vermag sich nun nicht als Ganzes und Einheitliches zu fassen und zu wollen. Nach Analogie der Kulturgeschehnisse, würden wir sagen: dasselbe entbehrt des ganzen Willens, dieser Grundlage aller spontanen Sittlichkeit und Religion. Es ist zerstückelt und liegt zerschmettert da und erzeugt eine Mannigfaltigkeit von unentschlossenen Willen. Mit der Resignation geht hier Hand in Hand die Zweifelssucht, der ein gewisses Gefühl des Ernstes nicht abzusprechen ist. Innere seelische Geteiltheit, Weltschmerz, Resignation, Zweifelssucht und Ernst hängen so miteinander zusammen, und vereint hemmen sie diese Stoßkraft des Willens und trüben so auch die Heiterkeit der Seele. Daß der Weltschmerz mit all seinem Gefolge, mit seinen Voraussetzungen und Begleiterscheinungen, alle Seelen der Kulturschichten heimsucht und hie und da als leiser Ton durchklingt, versteht sich von selbst. Scharfe Ohren vernehmen wohl diesen gedämpften Ton, nur wird er zum Glück von den Forderungen der sozialen Verbindungen, durch das notwendige Aufrichten von Kulturakten zurückgedrängt und auch übertönt. — Allein mir liegt es hier ob, den Weltschmerz in Reinkultur zu erfassen.

Sieht man die Wurzel und den Sammelpunkt des emotionalen Lebens, d. h. den Ort, wo Wahrnehmung und Gefühl zusammentreffen und auseinanderfließen, in dem menschlichen Ich, bezw. in dem Sich-Selbst-Fühlen und -Wollen, so darf geschlossen werden: allenthalben, wo Teilung und Zwiespältigkeit (Gebrochenheit) des emotionalen Vermögens die Grundlage für den Schmerz und obendrein Weltschmerz abgibt, ist das Aktivitätszentrum des Menschen oder das Ich an seiner Wurzel beschädigt. Der Träger des jeweiligen Weltzusammenhanges ist da in den Hintergrund getreten und die sich an ihm entzündenden Emotionen sind auseinandergeflossen, haben sich atomisiert und er ist samt seinen Lebenstrieben der Passivität und dem Leiden zum Opfer anheimgefallen. Im gesamten seelischen Kosmos findet man jetzt keine Aktivitätsart, die die Rolle einer führenden und schaffenden zu übernehmen vermochte; und die atomisierten, von Zweifelssucht, Resignation, Ernst und also von Schmerz durchsetzten Emotionen umschlingen die Seele und wie Parasiten nagen sie an ihrem Stamm. Der längst objektivierte oder von außen her zuströmende Geist unterliegt der allgemeinen Zerrüttung. Die klagende Resignation über das arme und schmerzende Leben, das jetzt das Leben schlechtweg bedeutet, wird laut.

Es liegt im Wesen des Weltschmerzes begründet, daß er sich in Übergangszeiten der Kultur und in den Umwandlungsperioden im Leben des einzelnen von selbst einstellt. Entweder kommt er nach großen Enttäuschungen auf oder er gilt als Vorbote neuer Daseinsrichtungen; aber immer liefert er den Beweis dafür, daß eine weitgehende Änderung im Anzuge ist. Die Interimszeit, die zwischen der absterbenden Antike und dem Aufkommen des christlichen Bewußtseins liegt, darf zu den großen Perioden des Weltschmerzes gerechnet werden. Als vielsagendes, uns noch frisch im Gedächtnis haftendes Denkmal des Welt-

schmerzes gilt auch die Epoche der Enttäuschung, die nach der revolutionären Schlacht der Franzosen in Europa eingesetzt hat. Diese Zeit hat auch das Wort für den summarischen Schmerz geprägt. Lord Byron und Leopardi, Graf Platen und Lenau, aber auch schon ihr Vorläufer: Goethes Werther, in dem der Weltschmerz in eine rein künstlerische Form gekleidet wurde, haben das neue schwermütige Gefühl dem europäischen Bewußtsein nahe gebracht. Wie man sieht, waren es keine Franzosen, sondern Deutsche, Italiener, Engländer, die den Weltschmerz gelebt haben. Und als die zum großen Teil mißglückte deutsche Revolution aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Ende war, war es der Russe Alexander Herzen, der Klage führte und aus der europäischen Luft die dämpfenden, schwermütigen Töne heraushorchte. Unwillkürlich forscht man darnach, ob nicht in der so beschaffenen Tatsache auch ein verborgener Zug des Weltschmerzes zu erraten ist. So geschieht es, daß der den Feldzug führende Mann nie das Leiden in der Stärke zu empfinden vermag, wie es der Außenstehende, der nur intellektuell miterlebt, fühlt. Daß das durch die ausschweifende Einbildungskraft verursachte Leiden schwerer wiegt, ist allbekannt. Mehr als ein Beispiel dafür bietet die Intensität der visionären Schmerzen. Man denke auch an den höchsten Grad derselben, wie diese von dem durch den Wahn Heimgesuchten erlebt werden. Und vor allen Dingen: wer mit Leib und Seele im Leben stand und die Erhebungen des Kampfes gekannt hat, dem vermögen keine Mächte einzureden, die Welt sei in Schmerz gehüllt, sie sei eitel und ihre Bewegung trage keinen Sinn in sich. Ihm ist der Ernst des Wollenden eigen und keine noch so grausige Illusion vermag seine Sehnsucht nach einem Stück Leben, da draußen, aus ihm herauszutreiben. Dieser harte Lebensernst bleibt auch der Jugend verschlossen, so lange sie sich noch auf dem Wege zur Mannesreife befindet. Der negative Tatbestand begünstigt da den Weltschmerz unter der Jugend. Die bestimmende Ursache des Weltschmerzes aber liegt da tiefer, in der vitalen Umwandlungsphase selbst. Der schwache Sinn der Jugend für die Tatsächlichkeit und den Fluß des Daseins und der damit verknüpfte Zug zur hohlen Abstraktheit, die keine Emotionen auslöst und so die Umwelt verarmt, sind eher Folgen denn lose Begleiterscheinungen der vitalen Zwischenstufen. In dem an Ahnungen und Möglichkeiten reichen Seelenleben des Jünglings vermochte sich noch keine der emotionalen Strömungen zum Lenker und Inspirator des Innenlebens durchzuringen. Die Gebrochenheit und zum Teil Zersplitterung der Aktivität resultiert hier aus dem chaotischen Reichtum. Das aktive Ich-Zentrum hat zwar keine Schädigung erlitten, wie es beim Weltschmerzler par excellence der Fall ist, allein die tausenden von schäumenden Instinkten und Wallungen treten mit gleichem Anspruch auf und drücken und belasten die Seele mannigfach. Und zu dem hier in Weltschmerz übergehenden Leiden gesellt sich noch das Leiden des Jünglings als eines Wachsenden und sich Wandelnden. Wo eine von Grund aus vor sich gehende Wandlung statthat, dort berührt sich die Seele,

während ihrer Umkehrung, mit dem Nicht-Sein und dem Nichts, — ein Augenblick — und sie wird des Todes gewahr. Die leise Erinnerung an diese Wege des Wachsenden drückt der Seele Melancholie auf und läßt sie die Welt, wie sie lebt und webt, als Fremdes und Aufgezwungenes empfinden. Also wird bisweilen die Welt zum Schmerz für jeden Wachsenden und sich Wandelnden und Schaffenden. Dieses Leiden des sich Erneuernden aber hat seine eigene Bedeutung und darf nicht in eine Linie mit dem Weltschmerz der innerlich Gebrochenen und Geteilten gestellt werden.

Das Mitleid ist die Krone des Weltschmerzes, sie ist fast die einzige aktive Verhaltungsform, die dem Leidenden übriggeblieben ist. Dies ist der eigenartige Kulturwert, den der Weltschmerzler, sich der Resignation und dem Ernst hingebend, hervorbringt. Durch dieses verschafft er sich auch einen Weg in das Leben, und dies allein vermag dann und wann die schattige Melancholie, die ihn ständig umnachtet, zu teilen . . . Mein Leben und meine Welt, ihr seid in unzählige Strömchen auseinandergeflossen, und keine unter euch bietet mir einen Halt, keine spornt mich an. Alle seid ihr gleich, alle umspült ihr mich mit gleicher Schwäche, keine von euch ist zum Herrscher und Führer geboren; alle seid ihr gleich wertvoll oder, was dasselbe ist, gleich wertlos, und so beengt und begrenzt ihr mich ständig und bereitet mir Leiden. Und was draußen und darüber vorbeiströmt, was sich groß gebärdet oder klein daniedersinkt, dünkt mich gleich unbedeutend, trügerisch und schmerztragend. Auch die angeblich großen Erhebungen und Kulturgeburten und all der heiße Kampf, der mir vorausging und neben mir die Waffen schmiedet, ist Schein und eitler Rausch, dem der Katzenjammer auf die Spur folgt. Einzig ideal und wahr bin ich und was ich mein nenne. Und dies zerfällt in geteilte, gebrechliche Emotionen, die Schmerz tragen und düster stimmen. Der aufbrausende, stolze Wille ist eine Lüge. Ich bin lauter Schmerz, und die widerspruchsvolle Welt ist es auch. Wie soll man da kein tiefes Mitleid mit sich selbst, mit den Mitmenschen und dem All empfinden!

Also redeten Aurel und Werther, und so fühlten alle vom Weltschmerz Befallenen. Der Weltschmerz, wie jede Lebensart, wandelt sich zum Motiv, zeugt seine eigene Art und will ewig sein. Und wo er einkehrt, dort verliert die Welt an Tönen und Farben, dort stellt sich Taubheit und Blindheit ein; aber zugleich wird da das Geheimnis des „Menschlichen" gewoben und fortgesponnen. Und fast in jeder Seele des europäischen Menschen, und mag er sich noch so „barbarisch" gebärden, klagt dann und wann leise die Stimme des Weltschmerzes.

Der Schmerz vergeht, sobald das Sich-selbst-Fühlen und -Wollen in eine bestimmte, dem eigenen Ichwesen entgegengesetzte Willensrichtung umgesetzt wird. Dem Jüngling ist es nicht mehr bange, wenn sich die Pflichten und Rechte des Mannes ihm aufdrängen. Die Aktivität in ihren sozialen, gedanklichen und künstlerischen Gestaltungen entledigt sich rasch des „Weltschmerzes", um auf eigene Art dem Gott des Leidens und der Überwindung

Tribut zu zahlen. Es liegt in der Natur der willentlichen Aktivität (der Kultursubstanz schlechtweg), die aufrichtet, Beziehungen schafft, Menschen und ihre Erzeugnisse nebeneinander schmiedet, unter- und überordnet, Spannungen erzeugt und innerlich ausgeglichene Verbindungen hervorlockt, daß sie in ihrem Laufe auf Hindernisse und Grenzen stößt. Die allerwichtigste Hemmung des Willens aber sind die immanenten Formen seiner Äußerung: er vermag sich nur in bestimmten Richtungen, deren jede von vornehinein abgesteckt ist, zu bewegen. Die Richtung der Strebigkeit, ihr Ziel und Zweck sind die unüberbrückbaren Grenzen des Willens. Werden diese überschritten, so gerät man in neue Daseinskreise, seien es die der Bewertung, Anschauung, Vorstellung oder Ideen. Der Wille wird, wie man sich auszudrücken pflegt, umgeworfen, und die Macht seiner Bewegung geht dem Ende entgegen. Erst hier läuft er Gefahr, mehr und anders zu wollen, als er Kraft seiner Natur zu beherrschen und zu bezwingen vermag. Wird dieser Zustand zu einem latenten und dauerhaften, so ist die aktive Beurteilungsweise geschaffen, die man gemeinhin als pessimistische bezeichnet. Das Wollen überwiegt da das Können, das Ziel besitzt einen größeren Umfang als die ihm entspringende adäquate Wirklichkeit. Diese entbehrt in der Regel der vollkommenen, abgeschlossenen, ästhetischen Gestalt, die in Gemeinschaft mit der natürlichen Entfernung, welche zwischen Wollen und Können besteht, Leiden verschaffen. Es häufen sich Emotionen an, die zu einer verneinenden Beurteilung drängen. Die Selbstbesinnung des Wollens mündet hier in Pessimismus. Es ist durchaus falsch, wenn man diesen als Krankheit des Willens hinstellt. Er erfreut sich vielmehr des Überflusses an Willen. Und infolge solcher Beschaffenheit seines Naturells stellt er entweder den Gesamtwillen in Frage und plädiert für die Verzichtleistung oder wird dadurch erst recht zur „Verzweiflung" und übermenschlicher Tat getrieben. Der Pessimismus ist immerhin eine heroische Welterfassung. Dies der Grund, weshalb die ursprünglichen Revolutionäre im Grunde Pessimisten waren. Die revolutionäre Willensrichtung, der unbedingte Willen zum Anders-Werden und Anders-Sein berührt sich folgerichtig mit dem pessimistischen Wollen. Dem Pessimisten, den die ungegebene Verzweiflung und der Verzicht zur Tat treibt, ist die tragische Erhebung geläufig, deren befreiende Schmerzen aber nichts mit Schwermut und Melancholie des Weltschmerzes gemein haben. Jeder trägt hier den Kummer nur um seiner Einzigkeit willen. Durch die Befreiung des Willens von der Richtung und dem Ziele, durch die so entstehende Hingabe an den reinen Willen, d. h. an das Werden als solches, wähnt der Pessimist und mithin der „Revolutionär", die ungebundene, absolute Freiheit zu erreichen.

Mit dieser Feststellung will ich die Tatsache verständlich machen, warum die revolutionären Aktionen und die Tat der pessimistischen Philosophie keine drückenden Emotionen und Affekte um sich verbreiteten. Ganz im Gegenteil. Man wurde, speziell in Europa, des Gefühls wahr, daß hier ein verwegener

Aufstand, eine heroische Tat in Szene gesetzt wurde. Einen wesentlich anderen Eindruck hinterließ die jüngste russische Revolution. Dies hängt mit der Beschaffenheit der russischen Gesamtkultur, die keine Pessimisten aufzuweisen hat, zusammen. Es können dort bisweilen Verwirrte, „Nihilisten", Raisonneure aller Arten aufkommen, aber nur nicht Pessimisten. Elementare Ausbrüche der ursprünglichen Genialität werden dort nicht selten mit den Taten des Willens verwechselt. Die Apologie des „armen Lebens", der Kultus des Gebrechlichen und Gedemütigten, das tiefe Mitleid mit dem Willenlosen, all dies sind echt russische Erscheinungen. Der am Willen Arme findet ipso facto seine Lebensberechtigung. Das „Ideal des armen Lebens" ist wohl auch den Westeuropäern erinnerlich. Allein in Westeuropa ist es nie aus dem Rahmen einer Kirchenepisode herausgetreten, während der Osten es versucht hat, ihm allgemeingültige majestätische Attribute beizulegen.

Schopenhauer ist ein deutscher Philosoph und obendrein der Philosoph einer revolutionären Epoche. Die methodische Handhabung des Willens bleibt ein anglo-sächsisches Erzeugnis. Bei den Franzosen oder gar bei den Juden von heute, von denen man sagen darf, sie seien plus européens les Européens, wo der Wille noch sprunghaft, enthusiastisch und ekstatisch auftritt, ist ein Schopenhauer auch kaum möglich. Rousseau war so wenig Pessimist, wie Tolstoi es ist. Das Schäferidyll des „Discours" und des „Contrat social", diese Hymne, ja Mythologie der liberal-demokratischen Menschenordnung, zeugen dafür. Den modernen Franzosen oder gar den Juden würde auch der Pessimismus sehr schlecht bekommen. Die Deutschen aber, und obendrein die preußischen Deutschen, bedürfen des Pessimismus, um dem in jüngster Zeit liebgewordenen Barbarismus einige Stiche beizubringen. So hat auch die athenisch-französische Feinheit Friedrichs des Großen, um Carlyles Ausdruck zu gebrauchen und Verwandtes zu berühren, den Preußen nicht geschadet.

Der Pessimismus deutet immerhin auf einen starken und entschiedenen Willen, der keinen Hauch von dramatisierenden und verkleinernden Affekten zuläßt. Wesentlich anders aber gestaltet sich das aktive Verhalten des Menschen, wenn sein Wille entzweit und unentschlossen hin und her sich bewegt und wenn es mehrere Ziele sind, denen er sich zuwendet, zuwenden muß. Der Wille selbst rührt da von außen her, wird durch den herrschenden Mechanismus der Kultur aufgezwungen, und so löst die Wandlung, die ihm korrespondiert, bei weitem nicht die Emotion aus, die ihm sonst innewohnt, Der Wille verrichtet Handlungen, ohne sie um ihrer selbst willen zu wollen und zu bejahen. Zwischen dem Wollen und der Handlung entsteht ein umgekehrtes Verhältnis: viele Taten mit großen Ansprüchen, die sonst kleine Kraftquellen erwecken. Der Mensch und seine Wollungen werden von einander abgeschnitten, isoliert. Und wie es im Innern des Einzelnen vor sich geht, so verhält es sich auch im Leben der Menschen unter- und miteinander. Isolation, Mechanisation und Erschöpfung der belebenden Emotionen treten

in den Vordergrund. Überlegung, Vorsicht und Utilitarismus tritt an Stelle von spontaner Äußerung und Unmittelbarkeit. Die innere freischöpferische Zusammengehörigkeit wird von dem Mißtrauen und der Feindseligkeit abgelöst. Das Kombinieren, das Talent verdrängt das Komponieren und die Genialität. Jeder sieht von nun an im Nächsten ein Symbol von beherrschender Macht, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit zu besitzen und zur Assimilation, eine Quelle des Habens und nicht mehr ein Sein, eine Person schlechthin. Der qualitativen, individuellen Wertschätzung stellt sich die quantitative, die rechnerische und kommerzielle entgegen. Die Seele als solche gilt nicht mehr. Und das Handeln und Wirtschaften selbst wird eher als Last, als Gesetzesnotwendigkeit, denn als Wurf des Glücks und revolutionäre, umwälzende Erhebung empfunden. Das Sich-Berufen-Fühlen zu einem „Beruf", zu einer Tätigkeitsart schwindet. Der Beruf wird „hier genommen", sei es mit Rücksicht auf die Not, sei es infolge konventioneller Familien- und Gesellschaftsverhältnisse. Adam Ferguson, der Lehrer und Freund Adam Smiths, schreibt in seiner „Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft": „Das Verlangen nach Gewinn erstickt die Liebe zur Vollkommenheit. Der Eigennutz ernüchtert die Einbildungskraft und verhärtet das Gemüt..." „Die Berufsteilung, (während sie eine Vervollkommnung der Geschicklichkeit zu versprechen scheint und tatsächlich der Grund ist, warum die Erzeugnisse jeder Kunst immer vollkommener werden) dient doch am Ende und in ihren äußersten Folgen gewissermaßen dazu, die Bande der Gesellschaft zu zerreißen, leere Formen und Regeln der Kunstfertigkeit an Stelle der Genialität zu setzen und die Individuen vom gemeinsamen Schauplatz ihrer Beschäftigung abzuziehen, auf dem die Gefühle des Herzens und ihr Geist am glücklichsten angewendet werden." Dem also zivilisierten und „gesitteten" Menschen geht der Gemeinschaftswille ab, der immer aus zwei ein Drittes, Gemeinsames erzeugt, der die Seele ausspannt, ihr Einheit verschafft und in die Höhe führt.

Daß dieser Zustand einen typischen Zug unserer Zivilisation ausmacht, wenn er auch ihren gesamten Reichtum mit sich nicht zu decken vermag, wird kein Kundiger leugnen können. Und daß eine solche Daseinsbeschaffenheit das Leben hie und da mit Trauer und Wehmut anweht und ein schmerzendes Gefühl, das man vielleicht Kulturschmerz taufen könnte, um sich verbreitet, wird keinen wundernehmen. Den Besten ist der Kulturschmerz schon seit langem vertraut und man tut dem von diesem Schmerz Befallenen unrecht, wenn man ihn in eine Linie mit den Romantikern oder gar Weltschmerzlern hinstellt. Die romantischen Illusionsmenschen zählen entweder zu den Spätgeborenen oder zu den heimlichen Königen, für die das Leben keine Kronen mehr aufbewahrt hat. Beim Weltschmerzler ist in das „natürliche", ursprüngliche Individuum eine Bresche gelegt worden. An den Lebenswurzeln krankt es hier. Der Kulturschmerz aber deutet auf die Beschädigung des Kulturobjektes, d. h. der sozialen Willensrichtungen und Verhaltungsformen des Einzelnen hin. Denn der Einzelne ist von der „Kultur" aus dazu bestimmt, alle grundsätz-

lichen Bildungsrichtungen seines Wollens, d. h. den Kulturakt schlechthin im individuellen Leben wie im Zusammenleben mit Anderen zu bewerkstelligen und zu erschöpfen. Wird aber der Mensch vom Mechanismus der Kultur genötigt, mehrere seiner typischen Wollungen zu vernachlässigen oder gehen diese auseinander, werden sie an verschiedene fremde Mächte gebunden, so entsteht unumwunden eine Gebrochenheit des Kultursubjekts, des gesamten Wollens. Und die einzelnen Aktivitätsäußerungen selbst verlieren an ursprünglicher Freiheit, an urgegebener Lebendigkeit und sie arten in automatische Handlungen aus. Zerrissen und zersplittert liegt dann das Kulturganze, der Kulturakt des Einzelnen. Und so steht es auch im Kreise der Verbindungen und Vergesellschaftungen der Menschen. An der Peripherie ihrer Beziehungen tritt der Wille zur Macht und zur Herrschaft und dem Haben auf, aber gleichzeitig plädieren sie für die Autonomie und die Geltung der Person; auf dem Gebiete der Wissenschaft, z. B. sind sie für die Ungebundenheit und die freie Forschung, und im abstrakten Patriotismus wähnen sie den Gemeinschaftswillen zur Ruhe zu bringen. Das Ganze entbehrt eines Zentrums und der Äußerungen des mutigen Angriffs. Die Willensrichtungen und ihre Ziele selbst enthalten nichts Bindendes und Absolutes in sich. Der zeitliche, vorübergehende Wille findet in seiner Bewegung keinen überzeitlichen Punkt, auf den er sich stützen könnte. Die hier erwachsenen Ziele und Werte, all diese Etappen und Betonungen der Aktivität sind von nun an relativ und bergen keine weitgehende Bedeutsamkeit in sich. Die längst verklungenen Märchen, die mit der engeren festen Blutsgemeinschaft geboren sind, die Ideale des „Naturzustandes" und der eigenen Stammesgeschichte wetteifern jetzt mit den Möglichkeiten der Gegenwart. Man beginnt sich gar nach der Wirklichkeit, die wie die Natur notwendig und ohne Fragen verläuft und der Zwecke gar entbehrt, zu sehnen. Und dann wird das Verlangen nach dem Frommen und Heiligen wach, und dieses wird bald von der Sehnsucht nach dem Helden und Krieger abgelöst. Und so geht es in einem fort weiter, die Vermischung der Charaktere nimmt zu und der Mensch wird nicht edler, nicht höher und nicht ganzer.

Die Geschichte der Willensgebrochenheit, die den Kulturschmerz erzeugt, wird jetzt täglich geschrieben. Die Naturkunde und die Seelenkunde und vor allem die Wissenschaft von den speziellen Verbindungen und dem Verkehr der Menschen sind nicht selten dem Phänomen auf die Spur gegangen. Psychologen deuteten ihn als notwendige Herrschaft des willkürlichen Denkens über das unwillkürliche, mit der ursprünglichen Natur gegebene, sie wollten darin den Unterschied zwischen Natur- und Kulturvölkern überhaupt erblicken. Den Biologen, die es sich abgewöhnt haben, die zur Schablone gewordene Formel vom Daseinskampf und der Zuchtwahl immer im Munde zu führen, erschien er als Folge der successiven Abnahme der ursprünglichen Lebensenergie, die sich fortwährend in mittelbare, intellektuelle Mittel und Werkzeuge verwandelt hat. Allein mit diesen Kulturwissenschaftlern hat es seine eigene Bewandtnis.

Die Wissenschaft hat es ihnen beigebracht, daß der Zustand der Willensgeteiltheit und Gebrochenheit kein vorübergehender und zärtlicher ist, sondern das Herz der Kultur als solcher ausmacht. Als Menschen, als darüber und hinüber Denkende — und darin begegnen sie allen Europäer —, vermögen sie bloß ein Doppelverhältnis zu der also beschaffenen Kultur zu fassen. Sie lieben diese, wie man nur etwas lieben kann, wenn man es als das einzige, letzte Gut, das einem übriggeblieben ist, liebt. Aber die Kultur, die ihnen als Ganzes Ehrfurcht und Achtung einflößt, paralysiert ihr Schöpfungsvermögen, mechanisiert ganze Seelenschichten, macht wankelmütig, tut ihnen weh. Zurück in die „vorbürgerliche" Zivilisation, in den „Naturzustand", dahin vermag sie sogar die Phantasie nicht zu verleiten. Sie sind allzu moderne Menschen, für neue Aussichten aber reicht nicht der Glaube, fehlt der ganze und namentlich gesamte Wille. Die Wissenschaft aber fordert strikte sittliche Beherrschung und Begnügsamkeit. Der echte Wissenschaftler hängt auch vor der Wissenschaft den Kopf fromm und demutsvoll. „Du sollst dir außer mir keinen Gott machen . . . ."

Als Wissenschaftler sind sie aber alle geborene Ketzer und im Handumdrehen sündigen sie. Im wissenschaftlichen Tun — wenn es den ganzen Menschen in Anspruch nimmt — kommt die Zwiespältigkeit der Freiheit und Notwendigkeit am stärksten zum Ausdruck. Das wissenschaftliche Verfahren als Ganzes bedeutet revolutionäre, umwälzende Tat, das Werden desselben hingegen führt zur vollständigen Unterordnung des Einzelnen unter die fremden und entfremdeten begrifflichen Zusammenhänge. Der widerspruchsvolle, gebrochene Wille gehört daher zu den Eigenschaften des Wissenschaftlers. Und hat dieser den Sinn für das Ganze des Lebens noch nicht eingebüßt, so ist ihm auch das Bewußtsein der Gebrochenheit verwandt. Dazu gesellt sich noch der in ihnen tobende Kampf von aus dem Willen oder dem Intellekt stammenden Lebensmotiven. Dichter, Kulturgestalter, Tatmenschen, Philosophen, solche also, deren Aktion mit dem Selbst, mit dem eigenen Ich intim verknüpft ist, waren es, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die den Weltschmerz in die Welt gesetzt haben. Das Selbst, die Quelle und der Zusammenhang ihrer Taten, war beschädigt oder wenigstens als zerrüttetes stark empfunden, — und die Grundlage für den Weltschmerz war gegeben. Begreiflicherweise sind es aber Wissenschaftler, die zuerst das Gefühl des Kulturschmerzes um sich verbreiten. Denn dieser setzt die Geteiltheit der intellektuell-willentlichen Sphäre voraus; und diese Geteiltheit ist das Fundament der wissenschaftlichen Existenz. Ihre Liebe zum Leben und die Bejahung desselben stellt sich als Gebot der Gesetzes- und Begriffsformeln dar. Die Form, das Sein in lebendiger Gestalt ist ihnen versagt — vorausgesetzt, daß sie treue Diener ihrer Wissenschaft sind, daß diese die Form der Weltdarlegung für sie bedeutet. Das Höchste, dessen sie im Bereiche der menschlichen Angelegenheiten fähig sind, ist eine Art geistiger Liebe zur Kultur. Reicht diese intellektuelle, gewollte Liebe nicht aus,

wird der wissenschaftliche Mensch von der Kulturtrauer heimgesucht, so bricht er die Treue, sündigt gegen seine strenge Herrin und wer weiß, vielleicht verrichtet er dann auch heimlich Gebete an die virgo gloriosa Maria. Er ist kein stumpfsinniger Tatsachen- und Begriffsanbeter mehr, wenn er sich auch nach außen als solcher gibt.

Die Stimmung dieser Menschen ist auch anderswo zu treffen, ist heutzutage dem Durchschnittswissenschaftler und dem nationalisierten Durchschnittsbürger nicht fremd. Aber da schleicht sie noch rasch vorbei, wie eine unwillkommene Reflexion, wie ein leiser Hauch, der kaum die Seele zu berühren vermag. Die Hast des Lebens, der Prozeß des Schaffens und der Aneignung von Alltagswerten erstickt da den Kulturschmerz, der schon mit der einfachen Satzung, mit der Erhebung der Kultur über die Natur ins Leben getreten ist. Die Gegenüberstellung der Naturtriebe und des Kulturwillens bedeutet seine erste Geburtsstunde. Hamlet ist daher der schuldlose Urheber und eigentliche Träger der Kulturtrauer. „Kein Arg und kein Betrug befleckt bis jetzt die Tugend seines Willens: doch befürchte, bei seinem Rang gehört sein Wille ihm nicht." Hamlet als Kulturwesen, als Diener einer höheren Moral und Lebensbewertung ist gezwungen in einer Welt zu leben, wo vornehmlich die „Barbarei", die „Natur" Geltung besitzt. Der Edle muß nach den Gesetzen des Gemeinen leben. Dies teilt den Willen, macht wankelmütig und läßt abermals die Kultur als Schmerz und Leid empfinden. Der gewöhnliche Mensch, der gebildete, findet sich schnell mit dem Hamlet-Problem ab. Da kommt ihm der „Takt", der „Ton", die Verwicklung der Charaktere zu Hilfe. Er ist Ritter und Barbar, neidisch und selbstsuchtslos, Christ und Heide zur gleichen Zeit. Und das heißt ihm Mensch, Kulturmensch, Mensch schlechthin sein. Aber der Europäer, dem es um das Ganze zu tun ist, grübelt noch, sucht den überzeitlichen Sinn im Strome der zeitlichen Geschehnisse, sucht hinter der rationalisierten, wissenschaftlichen Gestalt die wahre, atmende Realität, schaut nach dem Gotte, der aus dem geteilten und auseinandergehenden Willensrichtungen einen lebendigen Organismus erschaffen könnte, und forscht nach der Quelle, die den entindividualisierten Willen in einen freischöpferischen und lebendigen zu verwandeln vermochte. Einer nimmt da seine Zuflucht zur Romantik und den sozialen Utopien, diesen Mythen der gegenwärtigen vertragsmäßigen Zwangsgesellschaft, ein anderer schmiedet eine Theorie von kultureller Aussichtslosigkeit, ein dritter greift gar zum Leichtsinn und zur Hilfe des stillenden Trieblebens, und der Dichter komponiert schon ein Lied und schafft ein Trauerspiel.

Der Kulturschmerz ist keine Episode unseres protestantisch-liberalen Zeitalters. Er ist eine Notwendigkeit. Und wird er voll und ganz zu Ende erlebt, so wird er sicherlich die Kulturfreude gebären.

Die selige Insel/ Erzählung von Paul Ernst

(Fortsetzung)

Nun kam es so, daß Herr Heinrich ganz heimisch ward bei den beiden alten Leuten und der Contessina. Und saßen abends die vier am Herd zusammen, die Männer tranken, und der Alte sang zur Gusla Lieder von Marko Krajlevicz, wie der ausreitet zum Kampf gegen die Ungläubigen, die Frau aber erzählte Verwirrtes von der Contessina Vorfahren und von dem Schloß und seiner alten Herrlichkeit. Niemand lebte sonst auf der Insel, die umsäumt war von hohen Bäumen mit weiten Ästen, ins Wasser überhängenden, unter welchen man ruhig fahren konnte rund um das kleine Eiland, indessen verlorene Sonnenstrahlen durch das Gezweig hernieder schienen auf das stille Wasser. Morgens in der Frühe zog Herr Heinrich aus mit allerlei Gerät, Fische zu fangen, und mit ihm ging leichtfüßig die Contessina, setzte sich zu ihm auf die Bank des Bootes, und die beiden vergaßen der Fische.

Die Contessina wohnte im Geschoß des Schlosses, da hatte ihr verstorbener Vater zu seiner Zeit einige Zimmer herrichten lassen aus der Zerstörung, indem er ein Dach baute, und die zerbröckelten Wände wieder aufmauerte und mit den Platten des edlen Marmors verkleidete. Da lagen auf dem Marmorfußboden uralte Teppiche, von längst verschollenen Vorfahren aus dem Morgenlande mitgebracht, an den Wänden stand weniges Gerät von edlen Formen, fast zu Trümmern vergehend durch das Alter, aber noch stolz und würdig, und ein hoher Bücherschrank hütete die großen Werke der alten Dichter, Ariost und Petrarca, Dante und Boccaccio, und Tasso und viele andere, welche die Götter geliebt haben. Aus diesen Büchern hatte sich die Contessina ihr Bild der Welt geschaffen, das ihr vorschwebte, wie ein Traumgesicht des fernen Venedig auf den Wellen der Adria, ohne Berührung mit der dürftigen Erde. Aber ihr Mund blieb verschlossen über diesen Gedanken, und sie harrte stumm aus neben dem schweigenden Herrn. Einmal nur sang sie ihm zur Laute die schöne Kanzone aus dem achten Tage des Dekamerone:

Tanto è, Amore, il bene
Ch'i per te sento, e l'allegrezza e 'l gioco,
Ch'io son felice ardendo nel tuo fuoco.

Ihr Vater, der alte Graf, welcher nun schon seit Jahren tot war, schloß ein altes Geschlecht von ruhmvoller Vergangenheit ab, das viele Jahrhunderte lang mit der Geschichte Venedigs verbunden gewesen. Als die Republik österreichisch wurde, hatte das damalige Haupt der Familie mit den Fremden Frieden gemacht und war der Führer der österreichischen Partei geworden, und bis zuletzt hatte noch der Contessina Vater treu zu dem gewählten Herrn gehalten, indem er den Haß der Mitbürger mit Gelassenheit trug.

Von seiner Gemahlin hatte er eine einzige Tochter, denn ein Sohn war ihm früh gestorben. Damit das Geschlecht nicht erlösche, richtete er auf einen jungen Mann einer befreundeten Familie sein Auge, welcher die Erbin heiraten und den Namen weiterführen sollte. Indessen, wie es oft geschieht, schreckte die Absicht des Vaters die Tochter zurück, trotz seiner strengen und harten Erziehung zu Gehorsam und Fügsamkeit, und faßte eine heimliche Liebe zu einem andern Jüngling, gleich ihr vornehmen Standes, aber aus einer seit alters feindlichen Familie, und die nun auf der Seite der Freiheitsfreunde stand. Aber der wußte nicht um das, was sie wünschte, denn sie hatte ihn nur einmal in der Kirche gesehen aus einer ziemlichen Entfernung, und er mochte sie kaum bemerkt haben in der reichen Schar schöner und feiner Mädchen, welche da beieinander standen; ihm aber Nachricht zu geben von ihrer Gesinnung, erschien ihr unschicklich und gemein. So härmte sie sich ab in Furcht vor dem aufgedrungenen Bräutigam und in Sehnsucht nach dem unwissenden Geliebten.

Nun geschah es, daß eine Verschwörung entdeckt wurde, welche unbesonnene Jünglinge angerichtet hatten, in der Meinung, durch solche Heimlichkeiten vermöchten sie das Joch der Fremdherrschaft in ihrer Stadt abzuschütteln, und weil die österreichischen Herren argwöhnisch und furchtsam waren, so verfolgten sie die gefundenen Fäden mit vielem Eifer, und bestraften die entdeckten Feinde mit vieler Grausamkeit, also, daß ein Entsetzen alle erfaßte, welche sich schuldig wußten. So kamen die Häscher auch zu jenem Jüngling, welchen des alten Grafen Tochter liebte. Der bewohnte in seines Vaters Palast ein Dachstübchen, und sah durch Zufall, aus dem Fenster blickend, die Abgesandten der Polizei unten in das Haus eindringen. So faßte er einen schnellen Entschluß, schwang sich aus dem Fenster und erstieg das Dach, und gelangte von da aus, weil durch Zufall einige Häuser hier zusammenhingen, zum Dach des dritten Nachbarhauses. Nun schien ihm die weitere Flucht unmöglich gemacht, weil ein schmaler Zwischenraum zwischen hier und dem Nebenhause war; aber es lagen da einige Stangen, welche benutzt wurden von den Mägden, wenn sie Wäsche trocknen wollten, die legte er über, und um die Last zu verteilen, warf er sich flach hin und kroch über die Brücke wie eine Schlange, gelangte auch glücklich auf die andere Seite und warf nun die Stangen hinunter in den Kanal. Indem aber erschienen auch schon die Verfolger auf dem Hausdach seines Vaters, und eilten ihm nach, und wie sie an den Zwischenraum kamen, konnten sie zwar den nicht mehr überschreiten, aber sie schossen hinter ihm her, und eine Kugel traf ihn in den Arm, daß er eine große Furcht bekam und mit größerer Eile floh, und indem wieder ein Zwischenraum erschien, welcher aber noch schmäler war, und das Haus gegenüber war auch niedriger wie das, auf welchem er stand, so nahm er einen Anlauf und sprang hinüber; aber wie er sich von dem Sprunge erheben wollte, da hatte er sich den Fuß gebrochen und konnte nun nicht mehr eilen; so sah er keine andere Rettung, als

daß er durch eine offene Luke auf den Boden dieses Hauses kroch und sich da versteckte. Dieses war aber durch Zufall das Haus des alten Grafen, und auf dem Boden war eben der jungen Contessina Lukrezia, denn so hieß des alten Herrn Tochter, vertraute Magd, welche Spitzen gewaschen hatte, die sie nun sorgfältig aufspannte, um sie an der Luft zu trocknen. Die schrie zuerst auf, wie der verwundete Jüngling ungeschickt durch die Luke auf den Boden fiel, und sein Gesicht war so bleich, daß man sah, er war an dem, daß er ohnmächtig werden mußte. Aber als eine gewitzte Person von vieler Geistesgegenwart begriff sie schnell aus der vornehmen Kleidung des Fremden wie alles zusammenhing, und aus Mitleid für den hübschen Jüngling und in allgemeiner Liebe der Weiber für das Außergewöhnliche und Ungesetzliche half sie ihm gleich und versteckte ihn sorgfältig hinter einen großen Korb Wäsche, der da stand, welche zum Rollen und Bügeln abgeholt werden sollte. Die Verfolger aber verloren die Spur, da sie erst nach einer Weile auf herbeigeholten Brettern den Zwischenraum zu überschreiten vermochten und sich nicht dachten, daß der Jüngling gerade in das Haus seines Gegners geflohen sein werde.

Nun hielt die Dienerin den hübschen jungen Mann eine Weile versteckt und pflegte ihn so gut sie vermochte, mit manchem zärtlichen Seufzer und häufigem Bedauern; aber in dieser Zeit wurde die Wunde am Arm bösartig, da sie beide nicht wußten, in welcher Weise sie sie behandeln sollten, und der Fuß war zu Unförmigkeit angeschwollen. So bekam das gute Mädchen zuletzt eine heftige Angst, denn als sie dem Kranken einmal Essen brachte, redete er irr, und sie fürchtete, daß er anfangen könne zu toben und zu rasen, wodurch dann das Geheimnis offenkundig und ihre Handlung verraten würde. In dieser Angst wußte sie sich keinen anderen Rat, als daß sie ihrer Herrin alles erzählte. Die schalt sie zuerst sehr, daß sie sich dergleichen übernommen und erklärte ihr, sie möge nichts mit der gefährlichen Sache zu tun haben, indessen siegte am Ende doch die furchterzeugte Beredsamkeit der Magd, die eigene Neugierde und das gute Herz; so suchte sie denn allerhand Verbandzeug zusammen und folgte mit Schelten der Dienerin. Als sie aber den ganz verwirrten und irre redenden Jüngling erblickte, der matt und abgemagert war mit wüstem Haar und glänzenden Augen heftigen Fiebers, da erkannte sie ihren Geliebten und wäre fast vor Schrecken umgefallen. Doch sie faßte sich mit Anstrengung, damit die Magd nichts merken solle, und bereitete sich, ihm zu helfen. Und wenn auch ihre Hand nicht viel kundiger gewesen sein mag wie der Magd, so hat dem Kranken vielleicht etwas anderes geholfen, daß er allmählich wieder zur Besinnung kam und zu Kräften.

Aber lange Wochen währte des Jünglings Kampf um das Leben; und indem damals der Krieg der Italiener und Preußen gegen Österreich begonnen hatte, wachte die Polizei der fremden Herren mit vergrößertem Fleiß über alle Leute, welche ihr gefährlich erschienen, und so mußte auch weiterhin eine

besondere Heimlichkeit erhalten werden. So vermochten Lukrezia und die Magd nur immer auf kurze Augenblicke ihren Gefangenen zu besuchen, der hatte sich indessen sein Versteck besser eingerichtet, und sich an eine Luke gemacht, aus welcher er in den langen Stunden des Tages auf den freien Himmel sehen konnte und auf ein Stück des blauenden Meeres hinter den Häusern, und den alten Glockenturm auf dem Markusplatz vermochte er zu betrachten, welcher so viel Ruhm, Reichtum, Ehre und Glück der alten Freiheit erlebt hatte.

Zwar hielt sich Lukrezia zurück mit ihren Gefühlen und war kalt und streng gegen den Fremden; aber wir können ja nicht verbergen, was in uns lebendig ist, und so geschah es, daß an ihren verborgenen Liebesflammen sich auch in seinem Herzen Feuer anzündete, ohne daß er wußte, wie das geschehen war. Und zu ihrer Zurückhaltung fügte Lukrezia, wiewohl sie durch ihre Liebe eine Freundin der Bestrebungen auf die Freiheit Venedigs geworden, daß sie äußerlich als ihres Vaters Tochter tat und die fremden Herren rühmte und pries, denn sie schämte sich, wenn sie hätte denken sollen, der Gefangene wisse etwas von ihr.

Während dieser Vorgänge wurden die Heere der Freiheitsfreunde besiegt und der alte Graf dachte, daß er durch die Vermählung seiner Tochter mit dem Gatten, welchen er ihr ausgesucht, die Siege feiern wolle. So wurde alles bestimmt und vorbereitet, und war auch bereits der Tag für die Hochzeit festgesetzt, wiewohl Lukrezia allen Widerstand leistete, welcher einem schwachen Mädchen gegen einen starren und unbeugsamen Vater möglich ist: denn auf alle Bitten und Tränen erwiderte der immer nur, daß sein ruhmreiches und altes Geschlecht nicht mit ihm erlöschen solle, sondern die Übertragung des Namens auf den Bräutigam sei schon ausgefertigt, und alte Blutsverwandschaft verbinde den schon mit ihrem Stamm derart, daß nicht ein gänzlich fremdes Reis aufgepfropft werde. Von diesem allen aber erzählte Lukrezia dem Geliebten nichts, denn sie fürchtete sich und dachte, sie werde weinen vor ihm und er werde sie durchschauen.

Aber wie nun der Vorabend des bestimmten Tages kam, da wußte sie doch keinen weiteren Rat, und wie die Nacht kam, da floh sie heimlich in das Versteck und dachte, sich einen Rat zu holen. Sie begann aber, indem sie dem Gefangenen erzählte, seine Reden, welche er ihr oftmals geführt, seien ihr am Ende ein Beweis geworden, und sie hänge nun nicht mehr an ihres Vaters Glauben sondern wünsche gleich Leonardo (denn diesen Namen hatte der Jüngling), ein freies und einiges Italien. Hierüber jubelte der, und das nicht nur aus Liebe zu seinem Vaterlande, sondern auch, weil er hoffte, daß er nun sie auch seiner Liebe geneigt machen werde, denn von ihrer Neigung war ihm noch nichts bewußt wegen ihrer Strenge und Kälte.

Aber wie sie ihn jubeln hörte, da weinte sie und erzählte, daß die Krieger der Italiener besiegt seien, und sei keine Hoffnung mehr, außer, daß ein dunkles

Gerücht durch die Stadt gehe, daß die Österreicher gegen die Preußen verloren haben und nun um dieser Feinde willen den Krieg in Italien aufgeben müßten. Hie tröstete sie Leonardo mit vielen Hoffnungen und feurigem Glauben, und unter seinen Worten wurde er zwar selber froh, Lukrezia aber ward nur immer trauriger. So drang er zuletzt in sie, daß sie ihm den weiteren Grund ihres Kummers nennen solle. Da konnte sie nicht mehr an sich halten, fiel ihn um den Hals und küßte ihn, indessen er selbst ganz erstarrt blieb, denn er war durch die Freude tief erschreckt. Aber dann brach ihm die Freude aus den Augen, und noch vielmehr wie vorhin zeigte er seinen Rausch, und er konnte nicht anders, als daß er mit dem gesunden Arm einen der dicken Dachsparren packte und daran rüttelte, als wolle er alles einreißen, und vergaß den kranken Fuß, sprang auf, und stürzte dann machtlos um. Sie war tief erschrocken, als sie ihn fallen sah, und in dem letzten Schimmer des Tages, welcher durch den schwachen Ausguck in den eng verpackten Raum fiel, konnte sie sein Gesicht nicht erkennen, ob es von Schmerz verzogen sei, bückte sich deshalb über ihn, da ergriff er sie, drückte sie mit aller Macht an sich und küßte sie vielmals.

So strömte die Freude auf sie selbst über, und tat es ihr auch leid, daß sie ihn aus seinen entzückten Träumen reißen sollte, durch ihren Kummer, und hörte seine Pläne und Hoffnungen mit an, wie ihr Vaterland in Bälde befreit sein werde, und ihr Vater werde sich dann nachsichtig zeigen und ihn als Freier annehmen, denn seine Familie war die Führerin der Gegenpartei, und es mochte ihm lieb sein, wenn er sich nach dem Siege der verband. Und am Ende vergaß sie über solchen Träumen selber ihr Leid, nickte zu seinen Plänen, lachte und freute sich. Dann schieden sie voneinander, und ihr war das Herz leicht.

Aber als sie in den bewohnten Sälen und Gemächern ankam, da fand sie die Leute in emsiger Tätigkeit für das Vermählungsfest, und in ihrem Schlafkämmerchen lag sorgsam ausgebreitet auf einer Tafel das leuchtende Brautkleid, welches sie morgen tragen sollte. Da ward ihr klar, wie es kein Entrinnen gab und keine Möglichkeit für eine Flucht, und daß sie wie ein Fisch war in einer Reuse, der entkommen will, und nur immer in ein engeres Gemach getrieben wird, bis er am Ende in das engste Netzwerk gelangt, wo ihm keine Bewegung mehr möglich bleibt.

Da erinnerte sie sich, wer sie war und welches Blut in ihren Adern floß, und daß es sich nicht schickte für sie, dergestalt ohne einen Widerstand sich fremdem Willen zu ergeben; raffte ihr schleppendes Kleid vorn auf und stieg wieder die Treppe hinan zu ihrem Geliebten, der in seinem dämmerigen und heimlichen Winkel glückliche und frohe Hoffnungen hegte. Dann erzählte sie alles mit schnellen Worten, und daß auf einer Tafel schon ihr leuchtendes Brautkleid ausgebreitet dalag, und dann fügte sie hinzu: „Und nun sehe ich, daß ich dem Willen meines Vaters nicht entfliehen kann; denn wenn du deine gesunden Glieder hättest, so vermöchtest du wohl, mich aus dieser Stadt

fortzuführen an einen verborgenen Ort, wo wir leben könnten bis wir uns wieder hier zeigen dürften, aber nun hast du einen zerbrochenen Fuß, und die Häscher suchen dich überall. Deshalb habe ich mich entschlossen, daß ich sterben will, denn einen andern Ausweg gibt es nicht für mich. Und weil du mich liebst mit treuem Herzen, so sollst du vorher deiner Liebe Früchte pflücken, denn auch ich liebe dich und ich will auch nicht dieses Leben verlassen, ohne daß ich das kenne, was nach der Meinung aller Menschen das höchste Glück unseres Lebens ist auf der Erde, nämlich daß zwei, die sich lieben, einander genießen. Deshalb will ich dich diese Nacht in meinem Kämmerlein erwarten, welches die letzte Nacht ist, die uns noch angehört." Und wie sie dieses gesagt hatte, beschrieb sie ihm genau den Weg, Treppen und Türen und versprach ihm, daß ihre vertraute Dienerin zu ihm kommen solle, um ihn zu geleiten mit seinem kranken Fuß.

Darauf sagte er zu ihr, daß er einverstanden sei mit ihrem Willen, und als eine Gunst über diesen hinaus erbitte er sich, daß er zugleich mit ihr sterben dürfe. Dieses aber verweigerte sie ihm, indem sie sprach: „Du sollst am Leben bleiben, denn dich zwingt keine Notwendigkeit, und auch ich würde nicht sterben wollen, wenn ich für mich einen andern Ausweg wüßte; fürwahr, ich habe mein Leben sehr lieb, und ungern werfe ich es von mir, besonders nun, da ich eine solche Liebe gefunden habe; aber schwerer wäre es mir, die Umarmungen eines andern zu dulden, wie den Tod zu suchen, der ja doch nicht ein Übel an sich ist, sondern uns nur scheidet von unsern Freuden. Du bist noch jung, wie auch ich, und wenn du aus der gegenwärtigen Gefahr befreit bist, so wirst du unserem Vaterlande noch vieles helfen können, welches in dieser Zeit solche braucht, die es lieben; und nach Jahren, wenn mein Andenken in dir verblaßt ist, wirst du eine neue Liebe verspüren, und vielleicht kannst du noch vieles Glück genießen. Nur versprich mir, daß solche neue Liebe nicht meiner unwürdig sein soll, sondern wenn es möglich ist, so sollst du eine Jungfrau begehren, welche besser ist wie ich, zum mindesten aber ebenso gut, und nicht schlechter. Und ferner vergiß nicht, daß du mich an meinem unmenschlichen Vater rächst, welcher mich in den Tod treibt, da ich noch so jung bin, und kein Leiden oder Krankheit habe, und schön bin, und noch viele Jahre in Glück leben könnte."

Diesen Worten gab Leonardo nach, und Lukrezia ging von ihm. Und wie es ganz still war in der Nacht, kam die treue Dienerin, und war ganz blaß und zitterte, und half ihm, daß er leise ging und in die Kammer gelangte, wo ihn seine Geliebte erwartete.

In derselben Nacht aber geschah es, daß die österreichischen Truppen, welche die Stadt besetzt hielten, Befehl kriegten, sie sollten sogleich aufbrechen und nach dem Norden ziehen, denn der Kaiser gebrauchte sie in seinem Kriege gegen die Preußen, und seine italienischen Länder wollte er verlassen, weil er meinte, er könne sie nun doch nicht mehr halten.

So ertönten in der stillen Nacht Rufe, Trompetensignale und Lärm eilender Soldaten; und wie durch ein Wunder erfuhren die Italiener sogleich alles und wußten die Bedeutung, und da füllten sich die engen Gänge an den Häusern und die schmale Merceria, und der Markusplatz, und die Kanäle waren ganz bedeckt von Gondeln. Und zuerst war die Menge stumm und schweigend. Aber plötzlich läuteten von den Kirchen die Glocken, und lautes Jubeln und Schreien erscholl von allen Seiten, und ein Lied wurde gesungen, das unter der Fremdherrschaft verboten war.

Die Führer der Vaterlandsfreunde kamen in dem Beratungssaale des Dogenpalastes zusammen und beredeten, wie sie für die Zwischenzeit die Herrschaft ergreifen und führen wollten, bis die geordneten Verhältnisse wiederkehrten, und machten Leonardos Vater zu ihrem Häuptling. Unterdessen aber hatten sich schon Pöbelhaufen zusammengerottet, welche die Gelegenheit der allgemeinen Verwirrung benutzen wollten zu allerhand Unfug, Rache und Raub; und zuerst wendeten sie sich gegen das Haus von Lukrezias Vater. Zwar vermochten sie nicht durch den vorderen Eingang zu dringen, denn der war im Wasser, und sie hatten keine Gondeln; aber es war noch eine schmale Tür an der Rückseite, welche auf einen engen Gang führte; hier hämmerten sie mit allerhand zusammengerafftem Gerät und wollten den Eingang in den festen Steinbau erzwingen, aber die Tür war aus festen Eichenbalken gezimmert und mit schwerem Eisen beschlagen, und bei der Schmalheit des Ortes vermochten die Leute nicht rechte Gewalt anzuwenden, denn auch so drängten sie sich gefährlich an den Rand des tiefen Kanals.

Wie die Schläge durch das Haus donnerten und hallten, erwachten die beiden Liebenden und kleideten sich an, und aus dem Gesang und Jubel und den erleuchteten Booten, und dem Feuerwerk, welches überall sprühte und zischte, und dem Läuten der Glocken vernahmen sie, was geschehen, und daß die Stadt von ihren Bedrängern verlassen war. Da fielen sie auf die Knie, dankten den Heiligen, und freuten sich sehr, denn sie dachten, daß sie nun aus dem Hause entweichen wollten und zu Leonardos Vater gehen.

Aber wie sie zur Tür schritten, und Leonardo stützte sich auf die besorgte Lukrezia, da öffnete sich die Tür, und der alte Graf erschien, der seine Tochter holen wollte, mit ihr auf einer Gondel der Plünderung des Hauses zu entfliehen. Und so groß war Glück und Freude der beiden Liebenden, daß sie jauchzend ihren Feind umarmten und dem Vaterlande Heil riefen, denn sie hatten in dem Augenblick gar keine Gedanken an seine gegnerische Gesinnung. Er aber stieß sie beide zurück, und sah sehr blaß aus und erkannte plötzlich den Zusammenhang, daß nicht nur zusammenbrach, was er für das öffentliche Wohl geplant und gewollt hatte, sondern auch seine Vorsätze mit seiner Tochter, Familie und Vermögen zerrannen; und sie selbst kamen zu erschreckter Besinnung, wie sie in sein zerstörtes Gesicht sahen.

Leonardo, welcher mit einem untauglichen Fuß und gelähmten Arm sich ohne

Stütze nur mühsam aufrecht hielt, vermochte ihm nichts zu sagen; aber Lukrezia ergriff sogleich das Wort, erzählte ihrem Vater alles, daß Leonardo seit Wochen heimlich im Hause verborgen sei, und daß sie beschlossen, einander anzugehören; aber von ihrem geplanten Tode sagte sie nichts, denn sie meinte, daß nun noch alles gut werden könne, wenn auch mit heftigem Widerstand und Groll des Vaters.

Der aber sprach zur ihr, daß das Kriegsglück wankelmütig sei und daß Staaten groß werden und vergehen, aber beständig sei die Familie, welche auf einem festen und unveränderlichen Willen der Vorfahren ruhe. Deshalb bekümmere ihn wenig, was jetzt geschehe, denn in einer kleinen Zeit von hundert Jahren sei vielleicht alles wieder ganz anders, und noch weniger bekümmere ihn der Wunsch eines unbeständigen Weibes. So sei sein Wille noch der gleiche, daß sie am morgenden Tage ihrem versprochenen Bräutigam angetraut werde; und daß nicht dieser andere ihn störe in solchem Plane, dafür sei gesorgt. Wie er das sagte, erhob er eine Schußwaffe, die er zu sich genommen, weil er gemeint, vielleicht müsse er sich gegen den Pöbel verteidigen, zielte auf den schwankenden Leonardo und traf ihn so gut, daß der ohne einen weiteren Laut nach vorn auf den Boden fiel. Hierauf ergriff er seiner Tochter Hand, um sie fortzuführen.

Lukrezia aber entriß sich ihm, warf sich auf Leonardo und wendete ihn um; da war ein Blutstropfen auf seinen Lippen, und sie verspürte, daß er tot war; und wie ihr Vater sich weiter bemühte, sie mit sich fortzunehmen, denn heller und splitternder wurde das Arbeiten an der Hintertür, und die Menge johlte freudig, daß sie bald eindringen konnte, da entriß sie ihm unvermutet die kleine Schußwaffe, welche noch einen Lauf geladen hatte, richtete die gegen sich und drückte ab.

Sie hatte schlechter gezielt wie ihr Vater, und dessen kundiges Auge sah wohl, daß sie nicht auf den Tod verletzt war. Deshalb hob er sie auf und legte sie auf ihr Lager, öffnete die Kleider und rief den Leuten, daß sie helfen sollten. Aber alle Dienerschaft war geflohen, aus Furcht vor der wütenden Menge. So suchte er mit zitternden Händen nach Leinwand, und wie er nichts anderes fand, zerriß er das schimmernde Brautkleid und verband die Wunde, aus welcher dunkelrotes Blut quoll; schnell war der Verband gerötet und wurde dunkelrot und strotzte von Blut, indessen er suchte, noch fester zu binden, um das Quellen des Blutes zu stillen.

Während diesem hatte die Menge die Tür gänzlich erbrochen und johlte in der unteren Halle, vieles zertrümmernd, was sie erreichen konnte; es hingen aber in der Halle Waffen und Rüstungen der Vorfahren, welche seit vielen hundert Jahren in Kriegen und Schlachten der Republik getragen waren. Und während nun die einen in den unteren Räumen weiter tobten, liefen die andern die breite Treppe herauf und verteilten sich in den oberen Räumen, und auch die Tür der Kammer ward aufgerissen, wo des Jünglings Leichnam

lag und der alte Herr seine Tochter pflegte. Er blickte auf und sah die Männer stehen, die hatten plötzlich Scheu vor den blitzenden Augen und dem schneeweißen kurzen Bart des alten Mannes, daß sie verlegen zurückwichen, wie er sie anfuhr. Indem aber kam anderes Volk dazu, ein Mann mit zwei Weibern, die krächzten Schimpfreden gegen den Grafen und höhnten die Männer, ob sie Furcht hätten. Da schwang einer ein schweres Eisen und schlug dem weißhaarigen Herrn damit auf den Kopf, daß ihm Blut über die Augen lief und er hinstürzte. So lagen zwei Halbtote und ein Toter in dem engen Zimmer, durch dessen Fenster schien die aufgehende Sonne.

Wie nach einigen Stunden der Pöbel wieder beruhigt war und die geplünderten Häuser untersucht wurden, fand es sich, daß Lukrezia durch großen Blutverlust gestorben, denn zwar mochte ihre Wunde an sich nicht tödlich sein, aber es war eine große Ader verletzt, und weil sie keine Hilfe gehabt, so hatte sie viel Blut ausgegossen. Der alte Graf lag lange krank, aber am Ende wurde er wieder geheilt.

Sobald er es vermochte, verließ er Venedig, und weil er unter österreichischer Herrschaft bleiben wollte, so siedelte er auf jene kleine Insel über, wo ihm von seinen Vorfahren her ein wüster Palast stand. Hier ließ er sich, wie beschrieben, einige Gemächer zurichten, schaffte aus seinem Hause in Venedig nötige Geräte herüber und wollte nun allein leben.

Als Bedienung hatte er die beiden Leute, welche auch schon vorher auf der kleinen Insel gewirtschaftet hatten, wie seit Urzeiten ihre Vorfahren, und bei ihnen lebte ihre Enkelin, welche damals wohl zwölf Jahre haben mochte. Und wie die Enkelin mit der Zeit zu einem schönen und stolzen Mädchen heranwuchs, da geschah es, daß der alte Graf sie zu sich nahm als seine Geliebte, und bekam eine Tochter mit ihr, bei deren Geburt starb sie.

Diese Tochter wuchs die ersten Jahre bei den Großeltern auf, die eine große Ehrfurcht und Liebe zu ihr hatten, und wie sie älter wurde, besuchte sie oft ihren Vater und erfreute den straffen alten Mann durch ihr kindliches Geplauder. Dann nahm der sie zu sich, lehrte sie Lesen und Schreiben, und unterrichtete sie in vielen Dingen, in Mathematik und Festungsbaukunde, auch Lateinisch mußte sie treiben, und er war sehr streng zu ihr, so daß sie eifrig lernte. Und wie sie zur Jungfrau erblühte, da kam die Zeit, daß er in seinem hohen Alter sterben mußte, da blieb sie allein bei den Urgroßeltern, welche sie für die Contessina hielten, und wohl wußten, daß sie zur einen Hälfte ihrer Enkelin Kind war, deren Mutter sie selber gezeugt hatten; aber so vornehm und stolz erschien sie ihnen durch Gesicht, Haltung und Gestalt, welche in die Art der väterlichen Familie schlug, und durch ihr Lesen, daß sie dieses Wissen von ihrer Abstammung sich doch nicht recht klar machen konnten und sie immer nur als Herrin betrachteten und nicht als ihren Nachkommen.

Die Contessina und Herr Heinrich hatten im Ariost gelesen. Nun lag das große Buch auf dem schweren eichnen Tische, der in der Mitte des

marmorgetäfelten Gemaches stand. Sie saß in einem hohen Lehnstuhl, in dessen langem Rücken ein leuchtender Teppich herabhing, und um ihr Haupt mit den goldenen Haaren glänzte ein Schein gegen den leuchtenden Teppich. Er stand in der Höhlung des rundbogigen Fensters und schaute in das Freie hinaus; über die breiten Wipfel der alten Eichen schaute er, und über glänzendes Myrtengesträuch, das auf einem kleinen Hügel wuchs, und über das weite rollende Meer. Im Sonnenschein blitzten Spitzen der Wellen auf, und es waren da breite Streifen, und schmale Streifen, die gerade waren und gebogen, und rätselhaft war der Ursprung dieser Streifen, da war ein Grau wie im Auge von Menschen. Wie so tiefe Stille war in dem hohen Raume, da schien ihm der Augenblick die Unendlichkeit einer Mücke, welche da vor uns summt, und hat ganz andere Augen wie wir, daß sie in einem anderen Raum lebt wie wir leben, in den muß immer Märchenhaftes und Unverständliches hineinragen. So war es ihm, als gäbe es kein Wollen, und vor urdenklichen Zeiten sei da ein Mühen, Gehen und Sorgen gewesen, nun aber war nur Träumen, wie verschlafene Wellen leise an den Strand spülen, wo kleine Steinchen liegen und bunte Muschelschalen, und war ihm, als seien die Hände, welche da vor ihm lagen, nicht seine Hände, und schien, als sei früher da ein festes Band von Zwang und Gewalt gewesen, das ihn zusammengehalten, nun aber flossen hierhin und dorthin seine Teile, und das beruhigte ihn wunderlich. Und indem eine geringe Klarheit in seine Gedanken kam, meinte er, daß das Leben ihm eine Seifenblase sei, welche in der Luft schwebt und herrliche Farben laufen über die Seifenblase, und er freute sich der Farben und des leichten Schwebens, das war nur einen Augenblick und war doch eine Ewigkeit, und sein eigenes Leben war es, welches außer ihm schwebte und ihn erfreute, als etwas Fremdes und Schönes.

Da nahte sich ihm mit leisen Schritten die Conteſſina, und indem sie in seinem Rücken auf den Fußspitzen stand, legte sie ihren Arm um ihn, der weiß leuchtete durch das durchsichtige Gewand, bog ihr Gesicht, in welches die goldenen Locken fielen, daß die Augen blau glänzten wie hinter goldgeschmiedetem Gitter, und küßte ihn auf seinen Mund; in seinem Herzen aber wallte über Freude und Glück, und er hielt sie an sich mit starken Armen, indessen ein silbernes Lachen aus ihrem fröhlichen Munde ertönte, wie ein lustiger Bergbach im Sonnenschein klingend hüpft von Felsen zu Felsen. Das machte in ihm, daß er wie trunken wurde von Glück, denn es war ihm wie von altem Wein, und hob sie auf mit beiden Armen und trug sie im Saale auf und ab, indessen sie, sich windend wie eine schnelle Schlange, ihre Arme um seinen Hals gelegt hielt, deren Ärmel weit zurückgefallen waren, und küßte ihn unaufhörlich auf Mund, Wangen, Augen und Stirn. Und noch war es ihm, als weile ihr Lippenpaar auf seinen Augen, da hatte sie sich leicht aus seinen Armen gewunden, und war durch den Saal geschlüpft, und stand auf der Brüstung des hohen und rundbogigen Fensters, auf dem

schrägen Bordsteine außen, und breitete weit ihre Arme aus, daß sie fast die Seiten der Fensteröffnung berührten, und jubelte in das Freie hinaus, über die breiten Wipfel der Eichen, und über die Myrten und das leise rollende Meer, in welches langsam sich der Sonnenwagen senkte; rot umsäumten ihre Gestalt des Sonnenunterganges Strahlen, und ihr Haupt leuchtete unter dem Bogen des Fensters.

Ihm war jäh das Herz erschreckt über ihre gefährliche Stellung, denn sehr tief war an diesem Orte die Mauer, aber dann dachte er, daß ein Tod im höchsten Glück der seligste ist. Wie sie sich wieder zu ihm wendete, auf den Fußboden sprang, und mit leichten Füßen in seine Arme zurückeilte, da mußte er lachen über diesen nordländischen Gedanken, denn in ihrem Gesicht und Gestalt war nur Glück, und jede Bewegung, Haltung und Wendung war unbesorgte Freude.

Tage vergingen, indem die Sonne sich erhob aus dem Wogenbette und den Himmel durchschritt, sich niederzulegen in den kühlen Wellen, und Wochen vergingen, indem Knospen der Rosen aufbrachen in der Mittagssonne, und nach Tagen verloren sie die Blüte, aber unbekümmert standen die andern Knospen, schwellten, öffneten sich und wurden duftende Rosen; und Monate vergingen, indem der Wein Trauben dünner Beeren aus dem Laub hervorschob, und die Beeren zunehmen ließ, bis sie sich drängten in Gesundheit und Fülle, und ließ sie rot werden und feurig. Aber den beiden rollten gleichmäßig dahin die Tage, Wochen und Monate, und an den Abenden saßen sie bei den Alten in dem hohen Gewölbe, um den Herd, über dem sich die glänzende Esse erhob, und der Alte sang die alten Lieder vom Helden Marko, und die Alte erzählte Geschichten von alten Zeiten, wie ihre Urahnen schon hier gehaust, als der Herrschaft das Schloß geplündert wurde und verbrannt durch die Türken. Arm in Arm saßen da die Contessina und der Fremde, und lauschten dem eintönigen Leben, welches ihnen das Glück barg.

Herrn Heinrich wurde klar, daß er hier ein anderer Mensch war, wie zu Hause, und lag der Grund darin, daß er zum ersten Male die große Macht der Liebe verspürt hatte, welche wohl allein schon einem Menschen Wesen und Art ändern kann; aber nur wenige Menschen erfahren diese Macht der Liebe; und auch darin lag der Grund, daß Luft, Licht, Meer und Land anders waren wie zu Hause, nämlich frei, und nicht bezwungen vom Menschen; und darin, daß die Menschen selbst hier gewachsen schienen wie die Blumen, welche aus der Erde kommen und ihre Köpfe nach der Sonne wenden, und wenn er an die Heimat dachte, wie sich da die Menschen quälen mit Gedanken, und die Bücher fielen ihm ein, welche sie schreiben und die Bilder, welche sie malen, da schien es ihm, als lebten dort alle in einer argen Verzauberung, nämlich in einem dumpfigen und finsteren Gewölbe, eingeschlossen von einem bösen Geiste, und halten sich doch für frei und wissen nicht, daß sie gefangen sind in einem modrigen Gefängnis, dessen Trübsal in ihre Seelen gewachsen ist.

Er lag die Nacht bei seiner Liebsten, und durch das offene Fenster drang Sternenlicht und der salzige Hauch der See, und leises Rauschen der Wogen. Eine Nachtigall hub ihr Lied an, und in ihren sehnsüchtigen Tönen war der beiden Liebesglück. Vom heißen Kissen erhoben sie sich, ließen den Hauch der Luft mit ihrem Haar spielen, indessen sie am Fenster lauschten, und wie die Nachtigall schwieg, da erweckte das Rauschen der Wogen in ihnen Glück der Einsamkeit, daß sie sich an ihn hängte mit einem langen Kuß, und es war, als ob sie in eins verschmölzen. Um die mitternächtige Stunde war es, da erschallte in das Geheimnisvolle des Sternenlichts das tapfere Schreien des Haushahns und rief sie zurück in die heitere Welt des täglichen Lebens, daß sie lachen mußten, und wie spielende Kinder zurückliefen zum verlassenen Bette, um Küsse und Umarmungen zu erneuern. Und aus halbem Schlummer erweckte sie der zweite Ruf des wachsamen Vogels, und das erste Grauen des Tages begann und kühlere Luft. Und dann erhoben sich die vielfachen Geräusche des Waldes, ein leises Knistern und Knacken der Zweige, und verschlafene Stimmchen kleiner Vögel, und der Morgenwind ließ die See tiefer rauschen, daß bald alle leiseren Geräusche übertönt wurden. Da schossen die ersten Pfeile der aufgehenden Sonne über den Himmel, und jubelnd in frischen und frohen Tönen stieg die Lerche in die hohen Lüfte, den roten Strahlen entgegen, und verscheuchte der beiden Müdigkeit, und ward ihnen wie Schwimmern in der klaren, grünscheinenden Meerflut zwischen leichtem Schaum.

Die beiden Alten im unteren Raume erhoben sich, und auf dem alten Herde unter der rußigen Esse knisterte das Feuer auf; der Mann nahm den Karst auf die Schulter und ging hinaus auf das Feld, dazu sang er in die aufgehende Sonne und in das Jubeln der Lerchen ein altes Volkslied von zweier Liebenden Erwachen, wie die Nachtigall singt, und sie umarmen sich, und die Lerche singt, und sie küssen sich, und der Wächter auf dem Turm erhebt seine Stimme, die Sonne begrüßend, und mahnt zum Aufbruch, aber die beiden können nicht scheiden, und wie die Sonne den Tau hinweggeküßt hat von den Blumen, da erhebt sich der König, und wiederum singt der Wächter vom hohen Turm, daß der Tau verschwunden ist, und alle Tiere gehen im Walde, und der König hat sich erhoben, seine goldenen Gemächer zu durchschreiten, bis er an das weiße Kämmerlein kommt, wo seine Tochter schläft mit der goldenen Krone auf dem hellen Haar, und sie hat ihre weißen Arme um ihren Liebsten geschlungen, und ihr Köpfchen ruht auf seiner Brust, und ihr helles Haar umhüllt der beiden weiße Glieder. Aber wie der König vor ihnen stand, da erwachten sie, und der treue Wächter sang, nun singe ich das letzte Lied, und nie wieder will ich singen.

Viele hundert Jahre ist es her, da dichtete ein Ritter das erste Taglied, und dichtete es in der schönen Sprache der Troubadours, und andere dichteten es ihm nach mit andern Worten in fremder Sprache und neuer Weise

und von den sonnenbeglänzten Haiden des Südens ward es gesungen bis zu den nebelverhüllten Wäldern des Nordens, bis am Ende die schöne Welt des Mittelalters verging und das gleichgültige Alter der neueren Zeiten heraufzog, da hatte sich Vers und Weise gerettet zum Volk, das noch froh sein kann.

Herrn Heinrich fiel das Lied schwer aufs Herz, stand auf aus dem weißen Bett und weinte, und die Contessina, weil sie nicht wußte, was ihm war, wußte sie keinen Rat und suchte ihn zu trösten durch freundliches Streicheln und liebevolles Gehaben. In seiner Seele aber verdüsterte es sich, und Schwermut kam über ihn wie Wolkenschatten über ein lachendes Gefilde, und ein Argwohn, das nicht Dauer war in der Geliebten Sinn, sondern Wankelmütigkeit und Freude am Neuen. So stieß er sie von sich mit rauhen Gebärden, kleidete sich an, nahm seine Büchsflinte, wie er in früheren Zeiten wohl gewohnt gewesen und ging aus dem Hause nach anderer Richtung wie der singende Alte.

Er ging den schmalen Steig in den Wald hinein, auf welchem er das erstemal gekommen war, aber die Bäume waren nicht mehr glückverheißend, sondern standen gleichgültig. Über die Wiese schritt er, wo einst tausende von Narzissen ihre Blüte gebeugt hatten, nun sah er nur ein einförmiges Gras. Und wieder überwölbte ihn der Wald, da kam er an den Quell, welcher aus dem Munde des Fauns silbern in das Becken sprudelte. Noch blitzte das Wasser, und seine Gräser und Farnkraut hing über das Naß; da war ihm, als müsse er weinen aus Kummer, daß nun alles Glück aus seiner Seele verschwunden war, und er wunderte sich, wie das geschehen konnte, daß das Glück verschwand; aber es war doch so, und widerwärtiger Argwohn war in seiner Seele. Recht quälend malte er sich aus, wie sie jetzt vor ihrem Spiegel stehe und sich schmücke mit gleichmütigem Lächeln. Da ward ihm der Gram so heftig, daß sein Herz weh tat. Nun verstand er, was die weisen Dichter lehren, daß in der wahren Liebe das tiefste Leid verborgen liegt, denn sie will mehr als dem Menschen möglich ist zu erlangen. So war er bei der kleinen Bucht angekommen, wo er vor Monaten sein Schiffchen angelegt; wie eine Schar weißer Tauben, welche in den Sonnenstrahlen in der Luft aufblitzen, blitzten viele Gedanken in ihm auf, und deren Ende war wieder, daß ihm sein Gram im tiefsten Grunde rätselhaft schien, denn er hatte keine scheinbare Ursache, nur kam er aus der Tiefe des Herzens, aus welchem auch seine Liebe kam.

Er fuhr mit der Hand in den Riemen der Büchsflinte. Recht ohne Zweck hatte er die mitgenommen, denn es gab keinerlei jagdbar Tier auf diesem Eiland. Aber vor ihm saß ein kleiner Vogel auf einem dünnen Zweig; da ergriff ihn eine wunderliche Mordlust, und wenn er gleich wußte, daß er mit einer Büchsenkugel das Tierchen nicht treffen könne, so zielte er doch und schoß. Erschrocken flatterte der kleine Vogel auf, und langsam fiel ein Blatt

vom Baume herab. Er staunte über seine Begier zu töten, die plötzlich wild in ihm hochgekommen war aus seinem Gram, ohne eine Ursache, wie durch einen Vulkan plötzlich Feuer und glühende Masse aus den untersten Tiefen der Erde emporkommen, welche längst überdeckt ist durch Felsen, nährenden Erdboden, Bäume und andere Gewächse, von denen sich Tiere erhalten und Menschen, und von den Zeiten weiß niemand, da alles Feuer war und glühende Masse.

Indessen war die Contessina weinend zurückgeblieben, Perlen gleich flossen ihr die Zähren über das blühende Gesicht und rollten in den Schoß. Sie ging herum in dem hohen Gemach und rang die Hände, und wußte nicht Grund noch Ursache von ihres Freundes Mißstimmung. Sie dachte: vielleicht bin ich nicht schön? Denn weil sie wenige Menschen gesehen in ihrem Leben, so wußte sie nicht, wie schön Frauen sein können, und ob sie andere übertraf. So trat sie vor den Spiegel und wollte sich prüfen, aber ihre Tränen rannen ihr aus den Augen und machten, daß sie sich häßlich erschien. Nur daß sie ihr schweres goldenes Haar rühmen konnte und die Schlankheit ihrer biegsamen Gestalt, und den weißen und kleinen Busen; aber sie wußte auch, daß sonst ihre Augen leuchteten, und ihre Haut rosenfarben war. Da ging sie hinab zu der Alten, welche eifrig wirtschaftete, legte der die Arme um den Hals und sagte: Nicht wahr, Mütterchen, ich bin schön? Und die Alte freute sich ihrer Zärtlichkeit, glättete ihr das wirre Haar und ordnete ihre Kleider, und pries ihre Schönheit, indem sie erzählte, aus ihrer eigenen Jugend, und von Tänzen in der alten Zeit, Heldentaten der jungen Männer und Trinkgelagen. Und oft sagte sie zwischen den Erzählungen, daß sie viele schöne Frauen und Mädchen gesehen habe, vornehme und aus dem Volke, sie aber sei die schönste; nur gebe es Leute, welche berichten, im Norden lebten die Allerschönsten, die hätten weiße Haut und blau blitzende Augen und stolzen und ruhigen Gang; solche aber habe sie nie erblickt.

Da kam der Contessina in den Sinn, daß ihr Freund ein Weib daheim hatte, und meinte, vielleicht habe er sich an die erinnert und sehne sich nach der, und ihre Liebe sei ihm gering geworden durch solche Erinnerung. Da ging es ihr durch das Herz wie ein spitziges Messer, und faßte einen unbändigen Haß auf die Fremde, deren sie bis dahin kaum gedacht hatte, und heftige Flüche gegen die kamen ihr über die Lippen, und der Wunsch, daß die Flüche Kraft haben möchten, zu schaden. Die Alte aber schüttelte bedächtig den Kopf und ermahnte, indem sie erzählte, wir alle erleiden Übles, und müssen die Kleinen leiden von den Großen wie die Großen von den Kleinen, aber wenn die Leute alt werden, so kriegen sie Ruhe in ihr Herz und freundliche Zufriedenheit.

Nun ging die Contessina von der Alten und meinte, daß ihr Freund sie verlassen habe, und sein Schiff schwimme wieder auf dem leeren Meere und kehre zum Norden zurück, und erinnerte sich an alles, das zwischen ihnen

beiden geschehen, das war nun alles dahin, und die Tage flossen über dieses Geschehene. Da tat es ihr leid, wenn sie an diese Stunde dachte und an jene, wenn sie da nicht ganz froh gewesen war und alle Freude, welche möglich gewesen, in sich aufgenommen hatte; denn damals hatte sie gedacht, das glückliche Sein währe ewig, und neue Tage bringen neues Glück; nun aber dachte sie, daß ein Tag verloren ist, an dem wir nicht glücklich gewesen sind, und nichts bringt das Versäumte zurück. Auch das fiel ihr ein, wie oft sie hart gewesen gegen den Freund, und sie klagte sich an, und warf sich alles vor, und bitter weh tat ihr jedes gleichgültige Wort, das sie einmal zu ihm gesprochen, dessen sie sich erinnerte, denn jedes Wort hätte Liebe sein sollen.

In solchen Gedanken und Meinungen ging sie aus dem Hause und schritt in den Wald, und indem sie über raschelndes Laub ging und zwischen Zweigen, welche sie festhalten wollten, gelangte sie zu einer kleinen Lichtung. Da stand ein zartes Bäumchen, dessen Stamm war daumenstark, und seine Zweige waren klar zu erkennen aus den feinen und wenigen Blättchen, welche an ihnen wuchsen, wie sie sich auf den Himmel richteten. Am Boden waren zarte Blümchen, wie weiße Sterne, welche aus grünen Halmen hervorschimmerten. Da setzte sie sich und dachte nach über alles. Und indem die Sonne höher stieg, und weil des Bäumchens zartes Geäst keinen Schutz gab, so stand sie auf, und pflückte Zweige zu einem Schirmdach. Es wuchsen da aber viele Rosen, deren lange Ruten waren voll besetzt mit Blüten, die pflückte sie ab und verflocht sie, und hohe Lilien standen an einer geschützten Stelle, die brach sie und wand sie zwischen das Flechtwerk, und wie das nun so blühte von Rosen und Lilien, da flocht sie noch andere Blumen dazwischen Maßliebchen und Augentrost; und da wuchs auch Männertreu, die pflückte sie mit weinenden Augen, küßte das feine Blümchen und steckte es an ihre Brust. Nun lag sie in dem duftenden Blumenhaus und sah in die Höhe, ein Dorn hatte sie geritzt, davon war ein Blutstropfen in den weißen Kelch einer Lilie gesprungen, die schwankte gerade über ihren Augen. Und durch Blätter und Blumen erblickte sie den blauen Himmel, an dem ging der freundliche Sonnenwagen.

Über diesem Wesen kam ihr Erleichterung, und ein Trost floß in ihr Herz, der Tag machte sie müde, und sie schloß die Augen zum Schlummer.

Als sie wieder erwachte, stand die Sonne bereits im Westen und sandte schon mildere Strahlen, und an dem blassen Himmel wurde der Abendstern sichtbar. Den sah sie lange an, und die Tränen flossen ihr, denn sie dachte: vielleicht sieht auch er jetzt von seinem kleinen Schiffe aus im leeren Meer nach diesem bleichen Stern, welcher allein steht an seinem Ort, und er weiß nicht, daß auf diesen selben Stern ich meine Augen gerichtet habe. Und bei diesem Andenken wollten ihr wieder schmerzliche Gedanken kommen, und auch Reue, denn sie meinte, er hat mich verlassen, weil ich ihm alles gab und wenn ich zurückgehalten hätte mit mir, so wäre er noch an meiner

Seite. Aber bald schämte sie sich solcher Meinung, erwiderte sich und sprach: ich bin nicht eine Krämerin, daß ich handeln sollte, um größeren Gewinn zu erzielen.

Dann erhob sie sich von ihrem Lager in dem Blumenhaus und schritt weiter, und die Luft war unbewegt und das Meer spiegelglatt. Bei dem Gehen kam ihr ein neuer Trost, denn sie dachte: Vielleicht habe ich von ihm ein Kind, das will ich aufziehen und bei mir behalten auf dieser Insel, und so werde ich viele Freude haben; denn vielleicht sieht es mich an mit seinen klugen und guten Augen, und wenn ich älter geworden bin und den gegenwärtigen Schmerz verwunden habe, so ist in diesem Kinde sein Leben mir noch immer nahe als eine süße Erinnerung an das frühere Glück.

Mit solchen Gedanken ging sie und kam auf den Hügel, auf welchem dunkelglänzendes Myrtengesträuch wuchs, und stand auf der Spitze des Hügels gegen den gelben Himmel im Westen. Weil aber das Meer ganz ruhig war, so spiegelte sich im Wasser die Insel mit den überhängenden Eichbäumen, und ein Teil des Hauses baute sich auch unten auf in der schimmernden Tiefe, und der Myrtenhügel war da gemalt, auf welchem sie stand in ihrem hellen Gewande, das unter dem Busen gegürtet war, gegen den gelb leuchtenden Himmel, und auch ihre helle Gestalt spiegelte sich, mit dem hellen Himmel, gegen den sie stand.

Unterdessen war Herr Heinrich seiner trüben Gedanken mächtig geworden und begann sich zu verwundern, wie er sich so hatte hinnehmen lassen. Und auch er sah den bleichen Abendstern am blassen Himmel und blickte lange hin nach dem, indem er in Liebe und Sorgen seiner Geliebten gedachte. Dann erhob er sich und machte sich auf den Weg nach dem Hause, und wie er sie da nicht antraf, verfolgte er ihren Pfad durch den Wald, bis er an das Blumenhaus kam, das sie vor kurzem verlassen. Da sah er noch die geknickten weißen Blumensterne zwischen den grünen Halmen, darauf sie gelegen, und fand die gebogenen Zweige und Ästlein des Rosenbusches, und die Lilien, Maßlieb und Augentrost, die allbereits die Köpfe hängten, weil die Strahlen der Sonne sie versengt hatten; und in dem Kelch einer Lilie inmitten des Blumenhauses, der schlaff zusammengesunken war, sah er noch den Tropfen ihres Blutes, wie sie sich an einem Rosendorn geritzt hatte.

Da sprach er: hier hat gewiß meine Liebste geweilt und hat Kummer gehabt, und Zähren sind aus ihren schönen Augen geflossen, welche dieser Erdboden getrunken hat, und die Blümchen und Halme haben sie getrunken, die ihre Gestalt mir bewahrt haben. Deshalb legte er sich in das Blumenhaus, auf die Stelle, wo sie gelegen, und sah durch das Gerank in den Himmel, indem er an sie dachte; und über diesem Denken kamen ihm Tränen, und er weinte so viel, daß er sich darüber verwunderte; es waren aber Tränen der Freude und des Glücks, welche er weinte, und war ihm, als sei er ganz jung noch, und viele schwere Gedanken, welche er gedacht im Laufe der Jahre, die

hatte ein anderer gedacht, und er selber begann erst zu leben. Darauf erhob er sich, pflückte den Lilienkelch mit dem Blutstropfen, küßte ihn und hob ihn sorgfältig auf.

So ging er weiter und kam an eine Stelle, wo er den Myrtenhügel vor sich sah und das Meer, und sah die Myrten, und in ihrer Mitte die helle Gestalt seiner Liebsten, und sah sie zwiefach, in der Wirklichkeit und im schwimmenden Spiegelbild, und zweimal schien es, als wachse sie in den Himmel hinein. Da freute er sich sehr und ging mit schnellen Schritten zu ihr; sie aber, wie sie ihn erblickte, stieß einen kurzen Schrei aus, lief ihm entgegen und war in seinen Armen.

Nun lachten sie beide und küßten sich, und sie mochte ihn nicht freilassen, sondern hielt ihn immer und sprach viele Worte aus Glück. Und wie sie die erste Freude ausgefreut hatten, legten sie die Hände ineinander und gingen ihrem Hause zu. Er wollte erzählen und entschuldigen, aber sie sagte, daß er ihr nichts berichten solle, denn sie wisse auch so alles, wie es gewesen; sie habe über vieles nachgedacht in sich während dieser Stunden, und da sei ihr gewesen, als gehöre zur Liebe eine Qual, und sei Liebe nicht vollkommen ohne die, und da habe sie eingesehen, daß es das sei, was ihn getrieben habe, und vielleicht, wenn nicht er so von ihr gewichen war, so wäre sie von ihm gegangen; dann aber hätte sie sich mehr abgehärmt wir sie so getan.

Als sie nach Hause kamen, da war es, als ob die beiden Alten sie erwartet hätten, und sie setzten sich zu denen in das rauchgeschwärzte Gewölbe, wo an den Wänden Maisbüschel hingen, und saßen auf der alten großen Bank vor dem schweren und langen Tisch. Die Alten besorgten ihre gewohnten Geschäfte und führten ihre gewohnten Reden, so hatten sie ein tiefes Gefühl von Beständigkeit, Ruhe und Voraussicht in lange und währende Zeiten; denn viele Jahrhunderte schon stützten sich diese schweren Gewölbe auf die Pfeiler, und so lange saßen hier Leute, so gekleidet wie die beiden, und wirtschafteten wie die beiden, und hatten dieselben Geräte, und dieselben Gedanken hatten sie und Worte. Das beruhigt uns aber wunderlich, wenn es uns recht ins Gemüt dringt, wie unveränderlich alles wiederkehrt, und wie auch unser Frühling nicht etwas ist, das nur einmal gewesen und nie wieder, sondern in alle Ewigkeiten werden Menschen dieselben Gefühle haben, die uns eben als unser Eigenstes, Geheimstes und Innerstes erscheinen, daran niemand teil hat; denn dann erkennen wir in unserer Freiheit die Notwendigkeit unserer Art und verspüren Gott.

Es war ihnen beiden das Herz so voll, daß es ihnen schien, als sei ein Heiliges in ihnen, das müßten sie in Ruhe und Einsamkeit hegen. So sagten sie sich zur Nacht Lebewohl, und die Contessina ging zu schlafen in ihr Gemach, Herr Heinrich aber schritt hinaus unter den hellen Himmel und wendete sich zu dem Blumenhaus, da wollte er ruhen und vieles bedenken. Und solchergestalt verging ihnen ein Teil der Nacht.

Er erwachte aus einem Halbschlummer und schreckte zusammen; da sah er, wie das Schloß brannte, und eine hohe Flamme schlug zum Himmel. Schnell lief er hin und traf schon die beiden Alten in großer Geschäftigkeit, aber sie mühten sich ohne alle Überlegung, denn die Frau schleppte vielerlei Küchengerät aus dem unteren Raume ins Freie, und der Mann war zwar in der Contessina Gemach gedrungen, wo das Feuer war, denn die unteren Räume, weil sie kellerartig aus Stein gewölbt waren, standen in gar keiner Gefahr; aber er wußte nicht, was er tun solle, und jammerte nur immer, daß er die Bücher nicht kenne, welche die Contessina am meisten liebte, damit er die retten könne, aber er vermöge die rechten nicht zu finden.

Die Contessina selbst aber war in Todesgefahr und konnte sich nicht helfen, sondern rief nur immer verzweifelt nach Heinrich. Denn die Decke ihres Gemaches, welches in das obere Stockwerk der Ruine eingebaut war, hatte ihr Vater zum Teil aus altem Eichenholz zimmern lassen, das er im Meer an der Südseite der Insel gefunden; da hatten Stämme jahrhundertelang im Wasser gelegen, vielleicht von einem alten Schiffbruch her, wie eine Galeere sie hatte nach Venedig bringen wollen, einen der großen Paläste auf ihnen zu erbauen, die waren ganz schwarz geworden und so fest wie Eisen oder Stein. Aber weil die Stämme nicht lang genug gewesen waren, so hatte er erst einen Querbalken von einer großen Pinie hauen lassen, den durch die Mitte gelegt, und auf ihm zu beiden Seiten das feste Eichenholz aufgekammt. Nun hatte das Feuer diesen Stamm ergriffen und ganz aufgezehrt, so daß die Eichenbalken keinen Halt mehr in der Mitte gehabt und da zu Boden gegangen waren; auf der Hälfte aber, wo der Contessina Bett stand, hatten sie sich in schräger Lage gesenkt, indem sie mit der einen Seite, wo sie auf der Wand oben befestigt waren, nicht losgelassen hatten. So lag nun die Contessina wie unter einem schrägen Dach, welches zwar vor dem Feuer sicher war, denn an dieses steinharte Holz wagte sich die Flamme nicht, und Wände und Boden waren von Stein: aber der Rauch war in diese schräge Höhle gezogen, und sie hatte Furcht, daß sie ersticken mußte.

Wie Herr Heinrich kam, sah er bald den Zusammenhang, und daß er unter dem Schutt von Kalk und Ziegeln einen solchen Stamm herausheben mußte aus seiner Verbolzung, und sie dann durch die Öffnung befreien. Deshalb machte er eilig Raum in dem glühenden Schutt mit der Schaufel, und achtete nicht der Schmerzen und Wunden an seinen Füßen, welche ihm der Brandschutt zufügte, und gelangte bald an einen Balken. Den bearbeitete er mit einer Axt, aber er vermochte von dem Holze nichts abzusplittern. Am Ende erreichte er es, daß er auf den oberen Rand der Mauer kletterte, wo die Balkenköpfe aufgekammt waren, und indem er mit allen Kräften mit dem Axtrücken den Balken fortschlug, rückte er den nach langer Arbeit eine Kleinigkeit weiter, und dann noch weiter, bis er zuletzt keinen Halt mehr hatte und nach innen auf den Boden fiel, wo sich die Contessina auf seinen Zuruf in

den äußersten Winkel gerettet hatte. Nun konnte er durch die Öffnung einsteigen und sie unter dem erstickenden Dache hervorholen. Noch gelang es ihm, sie die Treppe hinunter und auf den Rasen zu tragen, da wurde er ohnmächtig vor Schmerzen, die er nun erst fühlte, denn bis dahin hatte er keine Schmerzen gefühlt durch die Aufregung.

Es zeigte sich, daß er sehr schwere Brandwunden empfangen hatte, besonders an den Füßen, und daß lange Zeit vergehen mußte, bis er wieder genesen konnte; die Conteſſina hatte nur von dem Rauch gelitten und erholte sich in wenigen Stunden.

Nun erhielt er sein Krankenbett in dem unteren gewölbten Raum der Ruine aufgerichtet, neben dem Herd und fast noch unter der weiten Esse; ein Stückchen Himmel konnte er durch die erblicken, wenn er hoch sah, an dem glänzte ihm immer ein tröstlicher Stern, und auch durch die Tür konnte er sehen auf den überwachsenen Fußpfad, niedriges Gras und den unteren Stamm zweier Bäume; deren Wipfel waren ihm verborgen, und in seinen langen Stunden dachte er sich oft, welcher Form die wohl sein mochten, ob weit oder hoch, rund oder flach; und auch die Beschaffenheit der einzelnen Äste war ihm merkwürdig zu bedenken.

Die Conteſſina saß neben ihm mit großer Geduld und Sanftmut, und bediente ihn in allem, welches ihrem Wesen schwer wurde. Aber sie sagte zu ihm, daß sie sich gewandelt habe gegen früher und sei anders geworden, und sprach: Jetzt ist mir, als habe ich früher keine Seele gehabt, wie die Nixen und Nymphen leben ohne Seele, und darum sind sie nicht verschieden voneinander und gleichen sich alle. Und auch noch in der ersten Zeit, da unsere Freundschaft begann, hatte ich die Seele nicht, sondern erst in den Stunden, da du mich verlassen aus Gram, und ich meinte, du seiest abgesegelt in deine Heimat, da begann sie in mir gezeugt zu werden; und sie wurde geboren, wie ich in Todesnot unter den schrägen Eichenbalken lag, und der Rauch bedrängte mich; denn da hörte ich deine Axtschläge über mir, und Ruhe kam in mein Herz, und in der Zuversicht entstand die Seele. Denn früher hätte ich mich getröstet und gedacht: vielleicht sterbe ich, aber ich habe doch zum wenigsten das Glück gekannt, und so will ich mich trösten. Nun aber hatte ich andere Gedanken und dachte: Ich bin doch nicht allein im Leben, und bin nicht bloß ich, sondern mir ist, als gehöre ich zusammen mit dir, der du mit der Axt über mir hämmerst. Dieses zu denken aber, das ist das wahre Glück, und alles andere ist nur Torheit und ein flüchtiger Tau, welcher vergeht wenn die Sonne scheint und bleibt keine Spur von ihm. Und das ging wunderlich zu, daß ich früher nie Angst gehabt habe, und nicht gedacht, es könne mir ein Leid geschehen, nun aber hatte ich eine heftige Angst; und wenn ich mir auch selbst Vorwürfe machte, daß ich durch solche Angst meine und deine Lage nur verschlimmere, indem ich vielleicht die Besonnenheit verliere, so konnte ich sie doch nicht zurückhalten. Hierüber wurde mir klar, daß unser tiefstes Wesen

Leiden ist; das ist es aber nur, weil wir eine Seele haben, denn vorher leben wir wie die Blumen auf der Wiese und sind unbekümmert. Aber dieses Leiden ist mir lieber, wie die frühere Unbekümmertheit, und wenn ich meine Seele wieder zurückgeben könnte und könnte wieder so leer und heiter sein wie vorher, so möchte ich das nicht. Deshalb dürfen wir uns verständigerweise nicht beklagen über das Leiden, sondern wir sollen uns seiner freuen; und auch die Nixen und Nymphen möchten ja gern ihr Leben einer Blume wegwerfen und selbst ihre Unsterblichkeit, die mir wenigstens als das höchste Gut erscheint, welches möglich ist, wenn sie einen Menschen lieben könnten und könnten von einem Menschen geliebt werden, kriegten dadurch eine Seele und lernten das Leiden.

So sprach sie; er aber wunderte sich über das Kind und forschte bei sich nach, da fand er, daß bei dem Manne dieses alles anders ist, denn er kennt das Leiden schon vorher, und darum ist die Liebe des Mannes ein ander Ding wie die Liebe des Weibes.

Langsam ging seine Heilung weiter, und sie sprach zu ihm mancherlei. Da zeigte es sich, daß sie in Hoffnung war, und er selbst zwar erschrak tief, weil er an die vielen Widerwärtigkeiten des gewöhnlichen Lebens dachte, sie aber hatte eine hohe Freude. So sprach sie zu ihm: Nun sehe ich, daß noch ein weiterer Wandel uns Frauen beschieden ist, und unser Leben enthält einen dreifachen Reichtum: denn schon jetzt fühle ich, daß ein eigenes Kind, welches die Mutter großzieht und säugt, wiederum ein neues Wesen in uns schaffen muß, davon ich jetzt zwar noch nichts ahne; aber ich freue mich auf das Schwere und Mühselige noch mehr, wie auf das Frohe und Leichte.

Über alle diesem kam der Winter heran, Sturm und Regen und auch Kälte. Deshalb schloß der Alte die Türen, und lebten nun alle zusammen in dem gewölbten Raum. Da heulte draußen der Sturm, und das Meer brauste mit lauten Tönen, aber Ruhe und Sicherheit war in dem alten Gemäuer, und ein einfaches Leben von Brot, Milch, getrockneten Früchten und Wein. Die Alte spann, indem sie die Spindel auf dem Boden tanzen ließ, wie seit Jahrtausenden die Frauen gesponnen haben, und hatte die Wolle ihrer eigenen Schafe, welche sie selbst großgezogen, geweidet und geschoren hatte. Der Alte schnitzte Fallen und bog Sprenkel, im Frühjahr Vögel zu fangen, als eine leckere Speise, davon er schon jetzt viel erzählte. Herr Heinrich lag da, fast geheilt, und neben ihm saß seine Liebste, und beide erwarteten, daß ihrer Liebe ein Kind werden sollte.

Da kam über ihn wieder das Gefühl, wie alles immer das Gleiche bleibt und ewig dasselbe wiederkehrt, und daß auch die Menschen in ihrer vorgeschriebenen Weisen leben, gleich den Tieren und Pflanzen, und Frömmigkeit kam über ihn, daß er die Hände falten mußte.

(Schluß folgt)

Die deutsche Flugschrift/ von Richard M. Meyer

Es ist merkwürdig, und auch wieder bezeichnend, daß die deutsche Literaturgeschichte (und wohl nur sie) literarische Gattungen um so unfreundlicher zu behandeln liebt, je näher sie der mündlichen Rede stehen. Schleiermachers „Reden über die Religion" und Fichtes „Reden an die deutsche Nation" haben einen gesicherten Platz, weil sie als schriftmäßig geformte Werke erschienen sind; aber der wirklichen Rede der Paulskirche oder der preußischen Konfliktszeit glaube erst ich Raum in der Geschichte unserer Literatur erobert zu haben. Aber selbst die Flugschrift, die doch gleich literarisch gedacht ist, wird stiefmütterlich angefaßt oder lieber noch gar nicht. Von den berühmten Sendschreiben der Reformationszeit, von Lessings Kampf mit Goeze muß freilich gesprochen werden, und auch die Streitschriften der Antipoden Fr. D. Strauß und Friedrich Nietzsche sind nicht ganz zu umgehen; aber von denen aus der Zeit der Freiheitskriege, von Johannes Ronges einst weltberühmtem Offenen Brief oder Carl Vogts epochemachendem Pamphlet erfährt man kaum, so groß auch die historische und so unverächtlich die literarische Bedeutung dieser Kampfesworte war! Bei unsern Nachbarn steht es anders.

Zweierlei ist wohl die Ursache unseres Verhaltens. Zunächst ist unser öffentliches Leben noch immer nicht derartig organisiert wie das der Franzosen und zumal der Engländer; die literarischen und die politischen Kreise fallen vielfach auseinander und wo jene höchstens die Form interessiert, nehmen diese nur von dem Inhalt Kenntnis. Dann aber herrscht bei uns noch oft ein weichlicher Pharisäismus der Unentschlossenen, Vermittelnden, Halbundhalben, der auf jede kräftige Äußerung einer klaren Meinung mit Mißbehagen blickt und sich vor dem Wort „Pamphlet" scheu bekreuzigt. Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß es bösartige, giftige, sogar unanständige Pamphlete gibt, was man freilich Herrn von Voltaire und seiner Ehrwürden dem Dechanten von St. Patrick Jonathan Swift weniger übel nimmt als unseren eigenen Landsleuten; es ist sogar zu gestehen, daß im Wesen der Flugschrift — wie in dem der Rede — die Gefahr heftiger, übertreibender, bedenklicher Äußerungen begründet ist. Aber so schlimm wie die von unsern trockensten Pedanten über das Bohnenlied gepriesene aristophanische Komödie ist auch das aggressivste Pamphlet nicht; viele ermangeln jener mehr moralisch als literarisch anfechtbaren Eigenschaften ganz, und andere entschädigen dafür durch die Energie der Überzeugung, die Wahl des Ausdrucks oder die Eleganz des Witzes.

Wir brauchen das Wort „Pamphlet" ohne jeden tadelnden Nebensinn mit „Flugschrift" gleichbedeutend und verstehen darunter jede Schrift von einigem literarischem Wert, die auf die unmittelbare Erreichung eines bestimmten Einzelziels von allgemeinerem Interesse gerichtet ist, sofern sie kurz genug ist, um im Notfall in einem Satz gelesen zu werden. Äußere Nebenerscheinungen

wie die Absicht weiter Verbreitung und der entsprechend billige Preis, aber auch die gemeinverständliche Sprache sind mit unserer Definition ohne weiteres mit gegeben.

Die Flugschrift setzt daher gewisse Formen des öffentlichen Lebens voraus: ein zum raschen Lesen fähiges und bereites Publikum, die Möglichkeit rascher Vorstellung und Verbreitung, die Existenz „brennender Fragen" oder mindestens weithin empfundener Interessen. Sie ist also ein Kind entwickelter Kulturstufen und setzt eine nicht unbeträchtliche nationale Bildung voraus.

Vorstufen natürlich hat sie in urältester Zeit. Wenn freilich der treffliche Robert Prutz in seiner „Politischen Poesie des Deutschen" (1845) bis auf die Lieder zurückgeht, die nach Tacitus die Altgermanen in der Schlacht sangen, so hat das doch mehr symbolische Geltung als historische.

Überall hat sich die Flugschrift aus einer Prosagattung entwickelt: nicht aus dem Lied, sondern aus dem Brief. Die unendlich fruchtbare Form der wirklichen oder angeblichen Mitteilung an Entfernte, der auch die ganze Kunstform der Zeitung entwachsen ist, liegt auch dieser Zwischenstufe zwischen dem wirklichen Brief und der Zeitung zugrunde. Nicht zufällig nehmen Flugschriften (wie etwa die Johannes Ronges über den Heiligen Rock) Titel und Form des „Offenen Briefes" an.

Ist der Brief ihr Vater, so ist die mündliche Rede ihre Mutter. Eine Ansprache an eine große, wenn auch unsichtbare Versammlung ist die Flugschrift; einen unmittelbaren Zweck verfolgt sie wie die Rede: wie diese will sie den Wankenden umstimmen, den Gegner ad absurdum führen, vor allem aber den Gesinnungsgenossen kräftigen und ermutigen. Nicht bloß in der häufigen direkten Anrede an die vorausgesetzten Hörer zeigt sich dieser „mündliche" Charakter; etwas von Ton und Wesen der Improvisation hat auch die längere Flugschrift nötig, und am besten wird sie gelingen, wenn sie in einem Zug wie gelesen so auch geschrieben wird. Der Verfasser muß sich in der Mitte des Gefechts fühlen, Zwischenrufe hören und beantworten, die Mienen der Zuhörer beobachten, den vorrückenden Zeiger der Uhr verfolgen; eine ausgezeichnete Abhandlung, in nüchterner Sachlichkeit am Schreibtisch abgefaßt, kann anderen Zwecken trefflich dienen — aber die unmittelbar einschlagende Wirkung des Pamphlets wird sie nie erreichen.

Ein Hauptteil dieser Wirksamkeit ist wieder der Flugschrift und dem Brief gemein: er besteht in der Prägung packender Schlagworte. Von des Abbé Sieyès berühmter Denkschrift, die die große Revolution ins Rollen bringen half, behauptete Rivarol, nichts werde von ihr bleiben, als der Titel und ein Schlagwort, das er dem Abbé gegeben: „Was ist der dritte Stand? Nichts. Was wird er sein? Alles!" So haben oft die glücklichen Titel allein Pamphlet und Verfasser berühmt gemacht; so wenn etwa Jules Ferry den Titel von E. Th. A. Hoffmanns Märchensammlung gegen die sehr anfechtbaren Rechnungen des Seine-Präfekten Haußmann ausmünzte: „les contes plantastiques

d'Haussmann!" Besondere Meister in der Erfindung unwiderstehlicher Buchtitel sind die englischen Pamphletisten. Aber „der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" (von E. M. Arndt), — „der Heilige Rock zu Trier und die vierzig andern ungenähten Röcke" (von Sybel und Gildemeister), „die Halben und die Ganzen" (von D. Fr. Strauß) — das sind auch keine schlechten Ankündigungen. Und wie viel Schlagworte sind aus Flugschriften aufgeflogen! ich erinnere nur an des französischen Sozialisten Proud'hon „Eigentum ist Diebstahl" oder an die Werke des kommunistischen Manifestes (von Karl Marx und Fr. Engels): „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Es liegt aber in dem Wesen der deutschen Entwickelung, daß für die deutsche Flugschrift der Brief noch mehr als anderswo die Hauptquelle ist und die Rede weit dahinter zurücktritt. Offene Briefe sind gleich jene Pamphlete, die die Geschichte der deutschen Flugschrift so recht eigentlich eröffnen, und wirksam und glänzend genug: die „Epistolae obscurorum virorum" (1517) für die jetzt in dem Humanisten Crotus Rubianus der fast einzige Autor festgestellt ist. Sie beruhen in fortgesetzter Verspottung der Mönche, in ihrem Leben wie in ihrer Weltanschauung, in ihren Sitten wie in ihrem Stil; und so tritt uns gleich ein Hauptelement des Pamphlets entgegen: über die Parodie aber ist anzumerken, daß diese in der deutschen Flugschrift verhältnismäßig selten herrscht und dem zweiten Hauptelement, dem Pathos, durchaus (und oft zum Schaden der Wirkung) den Vortritt lassen muß.

Die Epistolae dienen der Sache der Aufklärung, des Humanismus, der Bildung gegen rückständige und gehässige Feinde. Hierin lag das öffentliche Interesse, das den Kampf zwischen Reuchlin und den Kölner „Obskurantisten" über die persönliche, zufällige zu allgemeiner Bedeutung erhob. Immerhin ist die „Öffentlichkeit" doch noch beschränkt: Kenntnis des Latein sind vorausgesetzt, ja genügende Kenntnis, um sich an den Purzelbäumen des Mönchslateins zu ergötzen. Insofern, und weil sie eben nicht in deutscher Sprache geschrieben sind, bilden auch sie eigentlich doch erst ein Vorspiel. Aber mit Ulrich v. Hutten (seit 1520) vollzieht sich unmittelbar der Übergang aus der gelehrten Rede in die Volkssprache. Und nun folgt der große Meister des Wortes, der wie die Predigt auch die ihr so eng verwandte Flugschrift den Deutschen neu schenkt: Martin Luther. Sein Sendschreiben „An den christlichen Adel deutscher Nation" (1520) ist in der überzeugenden Kraft des Appells an das deutsche Gewissen, in der einfach starken Beredsamkeit des Herzens unübertroffen geblieben. Biblische Vorbilder wirken natürlich mit: die Hirtenbriefe des Apostels Paulus vor allem; aber wie ist alles frisch, deutsch, von unmittelbarer Faßlichkeit und doch so ganz persönlich wie die Anrede des alten Fritz an seine Generale vor der Schlacht!

Und die Schlacht folgte. Flugschriften über Flugschriften fliegen hin und her; Oskar Schade hat ihrer eine stattliche Zahl gesammelt und herausgegeben. Aber nur einer noch ist neben Luther ein Meister: der Prediger

Eberlin von Günzburg, wie sein großes Vorbild ein früherer Mönch, aber so durchaus von süddeutschem Gepräge (er stammte aus Bayern), wie der miles Christianus aus Eisleben von mitteldeutscher Art. Eberlins „Fünfzehn Bundesgenossen" (1521), in Klarheit der Anordnung Luthers stürmischer Siegreifrede noch überlegen, zeigen aber gleich eine bezeichnende Wendung. Luther ist durch und durch der religiöse Reformator, wohl voll nationaler Empfindung, auch sozialem Gefühl nicht fremd, alles aber doch dem einen was nottut unterordnend. Der bayrische Prädikant dagegen ist noch mehr Sozialpolitiker als Reformator. Mit seinen Vorschlägen zur Eindämmung der Staatsgewalt — die im Grund auch Luther mit geistlichem Mißtrauen betrachtete — ward er der erste Verfechter jener utopischen Vorstellung von kleinen freigebildeten fast gänzlich zwangsfreien Gemeinden — eine Idee, die ich als „idyllischen Anarchismus" bezeichnet habe und der Nachfolger bis in unsere Tage erwachsen.

Es ist nun von höchstem Interesse, die wechselnden Mittelpunkte der deutschen Flugschriftenliteratur zu beobachten. Diese rollt nämlich keineswegs in lückenloser Stetigkeit ab. Natürlich werden wohl jedes Jahr ein paar Streitschriften gewechselt, zumal unter dem genus irritabile vatum: die literarische Prozeßsucht unserer Theologen hat das ganze sechzehnte Jahrhundert und einen guten Teil des siebzehnten erfüllt und auch in den beiden nächsten keineswegs gefeiert. Aber auch politische und erst recht persönliche Pamphlete haben nie gefehlt. Doch neben dieser allerdings kaum je ganz stockenden Produktion zeigen sich große Linien einer wirklichen, nur eben nicht ununterbrochenen Entwickelung. Von Zeit zu Zeit flammen lebhafte Meinungskämpfe wie Feuergefechte auf und berühmte Pamphlete lodern wie Fackeln durch die Nacht. Dann läßt sich an der Hitze des Streits und mehr noch an der künstlerischen Höhe, zu der die Streiter sich erheben, ein neuer Brennpunkt allgemeiner Interessen erkennen, ein Umschlag der nationalen Tendenzen oder doch der Tendenzen in den führenden Kreisen der Nation. Nirgends so deutlich als an diesen literarischen Knotenpunkten der Entwicklung läßt sich die Kurve der großen deutschen Volksfragen ablesen. Hierin nicht zum wenigsten liegt die besondere Wichtigkeit dieser mit Unrecht vernachlässigten Literatur!

Das sozialpolitische Interesse also sehen wir dem religiösen unmittelbar auf die Fersen treten, gerade wie der Bauernkrieg mit der Reformation innerlichst zusammenhängt. Aber beide erheben sich nur eben in Luthers großen Sendschreiben und denen weniger Zeitgenossen und Nachfolger zu literarischer Kommentalität. In tristem Durchschnitt fließen dann die religiösen oder vielmehr konfessionellen Pamphlete dahin, mehr durch Grobheit als durch Witz und mehr durch Breite als durch Schlagkraft ausgezeichnet, was alles wieder schon die Titel verraten.

Es ging den Deutschen der Reformationszeit wie es den alten Germanen der Völkerwanderung gegangen war, wie es jetzt wieder den Buren im Trans-

vaalkrieg ging: ein wilder mächtiger Ansturm warf den Feind zunächst über den Haufen; sobald er sich aber sammelte und zu zäher Verteidigung rüstete, versagte den Stürmern die Ausdauer. Auch Luthers Deutsche hatten noch zu viel vom „Naturvolk". Die Gegenreformation nahm den Reformatoren und den Reformierten weite Strecken ab, denn jetzt war der Katholizismus das Prinzip des Fortschritts: er neuerte, organisierte, erzog, wo die protestantischen Kirchen nur noch behaupteten. Aber auch auf seiner Seite waren die Flugschriften ohne höheren Schwung, ohne künstlerische Kraft, und an brutaler Grobheit gaben sie denen der Gegenseite wahrlich nichts nach.

Die aufstrebenden Geister der Nation wandten sich eben nach einer andern Seite. Der religiöse Besitzstand der Parteien war durch den Frieden von Münster einigermaßen gefestigt; die sozialen Probleme waren leider durch die blutige Niederwerfung der aufständischen Bauern und die zunehmende Demütigung des Bürgertums vor der Hand erledigt. Um so stärker regte sich das politische Interesse. Zwar zunächst geschah es lediglich in Dienst und Auftrag der Fürsten; aber ein nationales Interesse schimmert doch bei den großen Staatsschriftstellern des 17. Jahrhunderts durch. Freilich, Leibniz schreibt französisch, und lateinisch ist die erste rein politische Flugschrift verfaßt, die auf deutschem Boden lebhaften Kampf erregt und dauernde Bedeutung erringt: des großen Publizisten Samuel Pufendorf unter dem Pseudonym Severini de Monzambano de statu Imperii liber (1667). Gewiß, es ist eine umfangreiche gelehrte Abhandlung; aber in geistreichem Stil, der noch Heinrich v. Treitschke entzückt hat. Und in fremder Sprache erscheinen auch noch Friedrichs des Großen Pamphlete, witzig, aber oft zu witzig um geschickt zu sein, gern wieder den Ton der Parodie, der Ironie anschlagend, wenn er sich etwa über das Breve lustig macht, mit dem der Papst den Degen des Feldmarschalls Daun gesegnet haben sollte.

Aber das politische Interesse, das der große König erregte, der „reale Inhalt", den seine siegreichen Kämpfe in unsre Literatur brachten — produktiv wurden sie doch nur in Lessings „Minna" oder in Ewald v. Kleists, Ramlers, Gleims Gedichten. Für eine allgemein politische Teilnahme war unser Volk noch nicht reif.

So wird der nächste Knotenpunkt der Streitschriften (und von nun an in deutscher Sprache geschriebener) ein literarischer Kampf: der berühmte Krieg zwischen Gottsched und den Schweizern (1740 f.). Er hatte ein internationales Vorspiel an dem berühmten epochemachenden Streit der „Alten und Neuen", den in Frankreich (1688) der Märchensammler Perrault erregt und den Sir Richard Temple und sein Schützling Jonathan Swift als Herolde der allein seligmachenden Antike, der große Philolog Richard Bentley aber als Anwalt der Modernen nach England getragen hatten. Damals zuerst war um eine eigentliche Kulturfrage mit demselben leidenschaftlichen Interesse gefochten worden wie einst nur um dogmatische und rituelle Streitpunkte. Haben

die Alten überall und endgültig das Höchste erreicht oder können die Neueren, weil sie sie in einigen Fällen (z. B. in der Technik) schon überholt haben, sie überhaupt zu besiegen hoffen? — So tief geht das Problem nicht, das Gottsched hie, Bodmer und Breitinger dort angreifen; aber unter den persönlichen und nebensächlichen Gegensätzen verbirgt sich doch immerhin ein wichtiger prinzipieller: für die Alleinherrschaft der Regel streitet der Klassizist von Leipzig, für das Recht des Genies, des Wunderbaren treten die „Romantiker" von Zürich ein.

Aber freilich — so wirksam auch die Geschosse oft sind, die in diesem Kampf hinüber- und herüberfliegen — die böse Erbschaft der nachreformatorischen Pasquille bleibt lebendig.

Doch in dieser Schule lernte ein Größerer: der zweite Schöpfer der deutschen Flugschrift nach Luther, mit dem man ihm auch sonst vielfach und nicht mit Unrecht verglichen hat: Lessing. An dem Hader der literarischen Parteien hatte er sich nicht beteiligt; wie sein älterer Leipziger Studienfreund, der Epigrammatiker Kästner, stand er über den Parteien, Gottscheds Theorie noch würdigend und Hallers Dichtung anerkennend. Aber Lessing konnte wie sein Gesinnungsgenosse Boileau — der ihm viel näher stand als alle anderen Franzosen, den einzigen Diderot ausgenommen — von der Wahrheit sagen:

c'est elle qui, m'ouvrant le chemin qu'il faut suivre,
m'inspira, dès quinze ans, le haine d'un sot livre.

Der Zorn über einen verpfuschten Plan, über eine verdorbene Übersetzung, über ein verfehlt ausgeführtes Motiv machen ihn wild; zumal in Hinsicht der Alten ist er ein wahrer Rhadamant. Da schlägt er los, in Rezensionen und dann in seinem ersten Pamphlet in dem „Vademecum für den Pastor H. Samuel Gotthold Lange in Laublingen" (1754). Unzweifelhaft, hier ist noch viel vom Schulfuchs, wie auch später noch in den „Antiquarischen Briefen" gegen Klotz (1768); aber daneben wie viel neues in der Technik seiner Polemik! Gleich der Titel ist ein schlagender Witz und überall macht die Freude an der Auseinandersetzung den unerbittlichen Angreifer beredt, witzig, vernichtend. Er sieht den Gegner vor sich und dialogisiert mit ihm: „Erst noch ein Glas Wasser, Herr Pastor! — Nun wollen wir anfangen!" Er macht seine Schuljungen gegen ihn mobil; er sieht überall einen lebendigen Menschen vor sich und nicht mehr bloß, wie die Finsteren, den abstrakten Verfasser eines Buches. — Immerhin — was wäre uns das „Vademecum", wenn auf die Zerreibung eines schwachen Horaz-Übersetzers und eines eiteln Halbgelehrten nicht die Vernichtung Gözes gefolgt wäre!

Aber bis dahin hatte es noch gute Weile, fast ein Vierteljahrhundert lang. Zunächst sollten wieder die Theologen Träger der Polemik werden — nicht zwar ins Hauptamt wie Göze, sondern ins Nebenamt als politische und wissenschaftliche Agitatoren.

Sie hatten sich immer weiter vorgewagt als andere; die rabies theologica

allein war imstande gewesen, in der Epoche allgemeiner Knechtsdemut selbst vor Fürstenthronen ein kräftigeres Wort zu wagen; der weiche Paulus Gerhardt sogar hatte dem Toleranzedikt des Großen Kurfürsten getrotzt. Etwas von der alten Tradition, die man gern in der Gestalt des Täufers an Herodes Hofe verkörperte, wirkte wohl auch bei dem ersten öffentlichen Auftreten Lavaters mit; daneben aber wieder das auswärtige Beispiel. Ohne Voltaires siegreiche Streitschriften für Calas hätte der Züricher Diakon es schwerlich gewagt, in dem (zunächst anonymen) öffentlichen Brief „Der ungerechte Landvogt, oder Klagen eines Patrioten (1762)" einen Machthaber seines Heimatskantons, den Landvogt Felix Goebel, anzugreifen. Es ist ein leidenschaftlich bewegter Aufruf im Predigtstil, der sich bald betend an Gott wendend, bald die Namen der Patrioten von der Kanzel ruft: „Schläfst du denn, Escher und Leu! schläfst du denn, Rüschler und Schwarzenbach! Orell! und du selbst, Heidegger!" Einen „so gottlosen Bösewicht, einen meineidigen Tyrann, und einen schwertwürdigen Übeltäter" nennt dieser d'accuse-Brief den Verres der zürcherischen Herrschaft Grüningen. So dicht konnte man nur in kleinen Staaten den Machthabern auf den Leib rücken — aber ungefährdet wahrlich auch hier nicht: noch 1780 wurde ein anderer Züricher Diakon, Heinrich Waser, wegen seiner „hochverräterischen" Schriften hingerichtet. Jedenfalls war der Wagemut Lavaters (und seines Genossen, des später in London berühmten Malers Füßli) groß genug, um sofort auf den neuen Cicero die Aufmerksamkeit zu lenken.

Er war bereits eine bekannte Persönlichkeit, als er (1772 bez. 1775) mit seinen Schriften zur Physiognomik von neuem allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Nun begann ein Zeitschriften-Scharmützel zwischen seinen Anhängern, besonders dem hitzigen und plumpen „Ritter" Zimmermann, und den Gegnern seiner Physiognomik, die der geistreiche und tiefe Lichtenberg vor allem zum Sieg führt. Der Göttinger Satiriker hatte schon einmal gegen Lavater Partei genommen: als dieser (1770), diesmal als Geistlicher, die bekannte Zuschrift an Moses Mendelssohn gerichtet hatte, in der er ihn vor die Wahl stellte, das Christentum zu kritisieren oder zu bekennen. Beides mußte dem frommen Juden gleich unmöglich sein; und die peinliche Zwangslage, in die Lavaters Zudringlichkeit ihn versetzte, hat noch in Nathans des Weisen Situation vor Saladin ihr verklärendes Abbild gefunden. Damals also hatte Lichtenberg das witzige Pasquill ausgehen lassen. „Timonrus, das ist Verteidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben" (1773) — die Göttinger Würste haben dann noch bei Schiller und Heine ein literarisches Nachfest gefeiert. Zehn Jahre später erschien gegen die Physiognomik (nach Zeitschriftenaufsätzen Lichtenbergs) das berühmte „Fragment von Schwänzen, ein Beitrag zu den Physiognomischen Fragmenten" (1783). In diesem Stil der übermütig witzigen Verhöhnung

hatte Lichtenberg nach Fischart nur noch einen Vorgänger gehabt: Christian Ludwig Liscow; aber dessen Pamphlete gegen obskure Pedanten wie den Magister Sievers (1732) und den Professor Philippi (vom gleichen Jahr an) hatten ein allgemeineres Echo nicht erwecken können. Wohl aber fanden Lichtenbergs Flugschriften diese Resonanz. Durch Jahre spann sich der hitzige Kampf fort, freilich ohne die Kraft der ersten Schriften; auch Musäus, der Märchenerzähler, nahm mit seinen viel zu ausgedehnten parodistischen „Physiognomischen Reisen" (1778—79) daran teil. Endlich schloß in der Blütezeit der deutschen satirischen Flugschrift eins der berüchtigsten Pasquille, das je in deutscher Sprache erschien, den Krieg ab: „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann" (1790). Niemand anders als Kotzebue, der bereits nur zu berühmte Verfasser des Dramas „Menschenhaß und Reue" versteckte sich hinter der frech dem Aufklärer Knigge zugeschriebenen Schandschrift, die eine ganze Reihe hervorragender Aufklärer (darunter auch Lichtenberg) als eine Bande sittenloser Verschwörer gegen Zimmermanns Ruhm darstellte und dabei die schmutzigste Beschimpfung der untadeligsten Charaktere fast als einziges Kampfmittel verwandte. Die niederträchtige Pasquinade rief einen Hagel von Erklärungen hervor, unter denen Kotzebue schmählich erlag; wir werden sehen, daß dieser Elende noch einmal im Mittelpunkt eines Flugschriftenschwarms stehen sollte — diesmal aber nach seinem wirklichen, wie das erstemal nach seinem moralischen Tod.

Lichtenberg hatte gegen Lavater allemal die Rechte der „Besonnenheit" gegen die „Schwärmerei" verteidigt; es war im letzten Sinn die Sache der Wissenschaft, die er gegen das Dogma verteidigte. Aber auch dieser Prinzipienkampf war bald zum persönlichen entartet. Ebenso der, den jener unselige Dr. Bahrdt hervorgerufen, dessen Namen Kotzebue seiner Schmähschrift aufdruckte: ein unwürdiger platter Geselle der Aufklärung, dessen „Neueste Offenbarungen Gottes" (1773) schon Goethe verspottet hatte und der fast mit jeder seiner niedrig gehaltenen theologischen Schriften eine ganze Literatur hervorrief, und mehr noch durch sein Leben und seine Schicksale. Kurze Zeit konnte er als Vertreter vorurteilsloser Bibelforschung gelten wollen; nachher war er nur noch ein Schreier, der die Leute auf dem Markt zwang, von ihm Notiz zu nehmen. Er selbst schrieb bei aller Derbheit ohne rechte Kraft und keine seiner vielen Veröffentlichungen hat literarisch etwas zu bedeuten.

Und wieder wendet sich das Blatt. Eben erst hatten politische und kulturelle Fragen das Publikum aus seiner Ruhe aufgestört. Nun aber strebte die edelste Blüte der Aufklärung, die neuerwachte Poesie, ans Licht.

Zum erstenmal war es Deutschland gegönnt, der Welt zu sagen, was sie leide: Goethes „Werther" erschien (1779). Und sofort setzte der Kampf ein: neben gelegentlichen Äußerungen der vornehmsten Aufklärer, Lessings und Lichtenbergs, kamen Flugschriften, in denen sich die Extreme berührten und der Papst der Aufklärung, Nicolai, mit dem „Papst Hammonias", dem

Hauptpastor Göze, Seite an Seite das unmoralische, zum Selbstmord führende Werk des verdorbenen jungen Poeten verdammte.

Es gibt Persönlichkeiten, die zu dem Pamphlet in innerer Verwandtschaft stehn: es ihre liebste Ausdrucksform, und sie ziehen es magnetisch auf sich. So Kotzebue; so Friedrich Nicolai. Der platte Witz, die breite Selbstgefälligkeit, die unvermeidliche Selbstwiederholung des nicht verdienstlosen Mannes ward von jetzt ab die sichere Zielscheibe mehrerer Generationen. Goethe zwar behielt seine scharfen und derben Antworten im Pulte; aber in den „Xenien" holte Nicolai das Strafgericht ein. Dann hatte er das Unglück, gegen Fichte, gegen die Romantiker zu schreiben und jedesmal in Pamphleten, die er herausgefordert hatte („Fr. Nicolais Leben und sonderbare Meinungen", von Fichte 1801) furchtbar heimgesucht zu werden. Und doch war das eine Ehre: er war zum Repräsentanten der Aufklärung geworden, der alten beschränkten aber auch ehrenfesten Weltanschauung des Fridericianismus. Mit ihm teilten freilich kleinere die Ehre, in Flugschriftschwärmen als Vertreter dieser Richtung gesalbt zu werden: der seltsame, auf Friedrich Wilhelms II. Befehl abgesetzte Prediger Schulz, der sogenannte „Zopfschulz" (Amelang u. a., 1798 f), der unsympathische, aber doch nicht ganz unbedeutende Garlieb Merkel, an dem sich A. W. Schlegel zum Ritter schlug (Testimonia auctorum de Merkelio das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel 1806 — die witzigste und kunstreichste aller romantischen „Teufeleien").

Aber als Nicolai gegen den „Werther" schrieb, suchte er höchst ungeschickt den Feind seiner eigenen Weltanschauung und Moral unter den Männern der aufstrebenden Jugend. Unter den Alten standen sie nach wie vor und ein größerer als Friedrich Nicolai hatte für die Weltanschauung der Aufklärer einzutreten: Gotthold Ephraim Lessing in seinem ewig denkwürdigen Fragmentenstreit (1777 f.). In Lessing und dem Hauptpastor Göze, einem rüstigen Nachfahr der hergebrachten theologischen Polemik, verkörperte sich der Gegensatz einer älteren im Dogma gefestigten Epoche und einer neuen, die tapfer auf die Fortentwicklung von Vernunft und Wissenschaft vertraute. Mehr und mehr entwickelte sich Lessing zum Gegner aller „geoffenbarten Religion", aller in Satzungen unbeweglich festgelegten Glaubensformen; mehr und mehr entwickelte er sich zum glänzendsten Virtuosen der Flugschrift. Die „Antigöze" vereinigen die Überzeugungskraft lutherischer Sendschreiben mit dem sichern Witz und der gymnastischen Gewandtheit Voltairischer Satiren, und bringen auch von dem skurrilen Humor Jonathan Swifts ein Element in die Mischung. Freilich auch von den Schwächen dieser Meister sind sie nicht ganz frei. Luthers wilde Heftigkeit, Voltaires unerbittliche Gehässigkeit, Swifts Neigung den Geschmack dem Witz zu opfern entstellen manche Seite. Dennoch aber hat dies literarische Gewitter an Schönheit wie an Kraft nicht seinesgleichen. Wie zerstreute es die Wolken, die sich ringsum angesammelt hatten! und wie lag, als es ausgetobt hatte, in herrlichem Glanz, erquickt eine neue Landschaft da: „Nathan der Weise"!

Die Vereinigung von Pathos und Ironie, durch die allein die höchste künstlerische Blüte der Streitschrift zu erreichen ist, ward hier auch durch den Gegenstand begünstigt: um die höchsten Fragen ward gestritten, um die Gewissensfreiheit selbst; und doch waren unter Lessings zahlreichen Gegnern (Erich Schmidt hat kürzlich eine Auswahl ihrer Streitschriften gesammelt) Gestalten, die zum Hohn herausfordern mußten. Göze selbst zwar mit seinem frommen Ernst kommt vielleicht zu schlecht fort; aber verdient hatte er es schließlich doch, denn er hatte getan, was den redlichen Deutschen mit Recht am meisten empört: er hatte denunziert. Denunziationen haben die Epistolae obscurorum virorum, den Kampf gegen Wolfgang Menzel, den Kuno Fischers gegen Schenkel hervorgerufen: um ähnliches handelt es sich auch bei Fichtes Atheismusstreit.

Dieser heut allerdings in Vergessenheit gesunkene Kampf war ein nicht ganz unwürdiges Nachspiel zum Fragmentenstreit. J. G. Fichte war des Atheismus beschuldigt worden, den ja noch vor wenigen Jahren der Rintelnsche Antrag zu unserem berüchtigten „Umsturzgesetz" unter Strafe stellen wollte! Die Behörden mischten sich drein. Der Philosoph veröffentlichte (1799) seine „Appellation an das Publikum" mit dem charakteristischen Untertitel „Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, eh man sie konfisziert". Ich besitze einen dicken Sammelband darüber gewechselter Streitschriften. Fichte schreibt in dem ihm eigenen stolzen, auch wohl hochmütigen Ton und darf sich über die Grobheit seiner Gegner nicht wundern, deren einer seinen offenen Brief an den „Neuesten Herrn Exprofessor" gleich beginnt: „Ich habe herzlich über den renommierenden Philosophen gelacht, die pöbelhaften Ausdrücke Ihrer Leidenschaft und den philosophischen Zynismus bewundert, die handfeste Stärke Ihrer transzendentalen Philosophie gefühlt, die vorgespiegelte Einwirkung des reinen Sittengesetzes auf Ihr Herz vermißt . . ." Es war den Theologen rasch gelungen, die Streitschrift wieder dahin zu bringen wohin sie die ganze Kultur zu bringen strebten: auf das niedere Niveau des 17. Jahrhunderts! Erst der Agendenstreit, den Friedrich Wilhelm III. (1814) verursachte, ließ Schleiermacher auch die theologische Flugschrift wieder klassisch bilden!

Aber dasselbe letzte Jahr des großen 18. Jahrhunderts, dem der Atheismusstreit angehört, erlebte noch einen zweiten wilden und merkwürdigen Wechsel an Streitschriften: den Kampf um Fr. Schlegels „Lucinde" — das Vorspiel des ein Menschenalter späteren blutigen Krieges, den Gutzkows „Wally" entzündet.

Wir pflegen die Philosophen der Romantik zu deren Schriftstellern mit Recht in engste Beziehung zu bringen, was freilich für Schelling und Schleiermacher noch mehr als für Fichte (und Schopenhauer) zutrifft. Der Kampf gegen Fichte so gut wie der gegen Schlegel ist ein Kampf gegen die Romantik und vor allem gegen die von ihr behaupteten selbstherrlichen Rechte des genialen Individuums. Undeutlich war dieser Streit zwischen Gottsched und den Schweizern ausgefochten worden; deutlicher schon von den verschiedensten

Anhängern der alten Ordnung gegen Goethes „Werther" und die in ihm enthaltene Anklage wider die Gesellschaft, die in ihm liegende Forderung persönlicher Selbstbestimmung. Dann trat mit aller wünschenswerten Klarheit der größte Repräsentant des aufgeklärten Despotismus selbst für seine Weltanschauung in die Schranken: Friedrich der Große mit der Denkschrift „de la litterature allemande" (1730). Der denkwürdige Versuch einer großgedachten Literarpolitik ging freilich von falschen Voraussetzungen und ungenügender Kenntnis der Lage aus; die Schrift war ein Anachronismus, und dreißig Jahr früher hatte sie befreiend wirken müssen. Aber auch so war der Anteil des Königs an der großen Kulturfrage bedeutsam, ob Deutschland wirklich wieder eine eigene, große Literatur erhalten sollte; und die rasch übersetzte Schrift ward der Zielpunkt mannigfacher zum Teil trefflicher Entgegnungen, besonders durch den Theologen Jerusalem und den unerreichten Publizisten Justus Möser, dessen kleine Schriften eigentlich alle den Charakter von offenen Briefen und alle wünschenswerte Eigenschaften populärer Volksschriften, agitierender Flugschriften besitzen. — Goethe selbst, wegen der Formlosigkeit seines shakespearisierenden „Götz" von König Friedrich persönlich angegriffen, trug sich mit dem Gedanken einer Entgegnung, die dann aber unterblieb.

Auch der große König also hatte engen Anschluß an die von den Franzosen ausgebildete Art verlangt und der neuen Lockerung aller Formen widerstrebt. Aber „Werther" wie „Götz" betrachteten doch diese äußere Entfesselung nur als Sinnbild der inneren, und bei Fr. Schlegel wurde denn vollends dieser Symbolismus der geistigen Emanzipation auf die Spitze getrieben. Da er nun leider nicht, wie Goethe, ein großer Dichter war, so entstand aus allzu viel Absicht und allzu wenig Kunst das Zerrbild der „Lucinde" (1798). Was er nicht im Bild sagen konnte, sagte er in herausfordernden Einlagen, verherrlichte von romantischer Ironie trunken die Frechheit und die Faulheit und brachte ein Produkt zustande, das schließlich selbst mehr Pamphlet als Roman war und etwa an die aufklärerischen Schriften der alten englischen Deisten, der Toland und der Mandeville (1723) erinnert.

Natürlich war der Sturm noch wilder als nach dem „Werther". Vergeblich hatte sich Schleiermacher in seinen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" (1800) gemüht, die Künste seiner Dialektik in den Dienst des Freundes zu stellen; was die Romantiker als Mißverständnis ansahn, war doch nur zu vielfach richtiges Verständnis dieses Manifests in Romanform. Fr. Schlegel hat durch sein späteres Leben leider nur zu deutlich verraten, daß er sich selbst täuschte, als er sein Lob der Frechheit und zumal der Faulheit für Ironie hielt. Was Wunder, daß eine „Theorie des Müßiggangs und der faulen Künste" (1799) sich über ihn und seinen geliebten Jakob Böhme lustig machte? daß Schleiermachers Briefe in „Drei Briefen an ein humanes Berliner Freudenmädchen über die Lucinde von Schlegel" (1800) parodiert wurden?

Man fühlte eben ganz richtig heraus, daß Fr. Schlegel nichts anderes bieten wollte als die Quintessenz des Romantizismus; und in diesem Sinn bildet das Gefecht um die „Luzinde" nur den Höhepunkt des romantisch-antiromantischen Pamphletkrieges. Die Romantiker schwärmten für Satire, Ironie, „Teufelei". Aber wie es in den Wald hineinschallt, schallt es wieder heraus. Hatten die Schlegel im Athenäum ein prosaisches Xeniengericht über die Schriftstellerwahl abgehalten, voll unsterblich boshafter Pointen, so antwortete wieder Kotzebue — immer er! „ce sont toujours les mêmes, qui se font tuer!", sagte der Marschall Bugeaud! — mit dem parodistischen Drama „Der hyperboreische Esel oder die heutige Bildung", das die Schwächen der neuen Bewegung gar nicht übel in einer nur in Athenaeumsphrasen sprechenden liederlichen Hauptfigur bloßstellte; was ihm bald der gleich begabte und gleich verwerfliche Julius v. Voß („Liebe im Zuchthause" 1807) nachmachte. Gegen Kotzebue wiederum richtete A. W. Schlegel die geistreichste aller romantischen Satiren, das von Witz überschäumende poetische Pamphlet „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland" (1800).

Nur tritt auch hier hinter dem Persönlichen das Allgemeine so stark zurück, und das gilt auch von der dritten Sturmflut antiromantischer Pamphlete, die wieder durch Kotzebue und dem von ihm geleiteten „Freimütigen", das letzte Organ der aufklärerischen Ästhetik heraufbeschworen ward, und deren Teile („Expektorationen" 1803; „Ansichten des Zeitalters", vom gleichen Jahr u. a.) auch durch Zuhilfenahme von Karikaturen die Schlagkraft ihrer Vorläufer nicht zu erreichen vermochten. Der „Literaturkrieg" von 1803 bewies zwar, daß die „Nikolaiten" von der Technik der romantischen Satire profitiert hatten, aber doch auch, daß der starke Zug erloschen war, der zuerst den Kampf um die neue Kunst beseelt hatte. Was einen Augenblick lang, fast wie der Fragmentenstreit, eine nationale Sache geschienen hatte, war jetzt wieder ganz in die Kreise der „Gebildeten" zurückgetreten; die Satire war wieder ganz literarisch, setzte ästhetische Kenntnisse und einige Belesenheit voraus, wie zu Gottscheds und des jungen Lessing Zeit. Denn die Nation hatte an anderes zu denken.

Mit dem Beginn der „Franzosenzeit" beginnt, obschon merkwürdig langsam, das politische Interesse über alle andern Herr zu werden. Zunächst ist die neue politische Flugschrift noch ungelenk wie ihr schleppender Titel: „Über Deutschlands verlorene Freyheit, seine politische Verfassung, den Despotismus der Fürsten, über Aufklärung, Toleranz, Patriotismus, Gesetzgebung, Publizität und Preßfreyheit" (1798). Oder sie bleibt in leeren Phrasen stecken („Noch ein Wort an Deutschland" 1800): „Vielleicht würde es sogar dem Feinde schon gelungen sein, deine Brust, o Germania, zu durchbohren, und alle deutsche Untertanen ihren Regenten, wie Kinder ihren Vätern, zu entreißen, wenn nicht Seine Königl. Hoheit der Erzherzog Karl, ein Held ohne seinesgleichen, mit seinen tapferen Kriegern bisher damit Vormauer und Schutz gewesen wäre" ... Ach, sie hielt nicht, diese Vormauer! Umsonst richteten (1806) die Einwohner

des Markgraftums Anspach an den König von Preußen ihre rührende „Bittschrift", in der sie baten, nicht wieder anderer Herrschaft überantwortet zu werden; und bereits ruft Friedrich Wilhelm III. hilflose Antwort die kräftigen „Bemerkungen eines Anspachischen Beamten" hervor, in denen ein ganz neuer Ton der Kritik von Königen vernehmbar wird. Es folgt Jena und ein Musketenfeuer heftiger Debatten, etwa jenes Julius v. Voß, eines bei allen Schwächen leidenschaftlichen preußischen Patrioten: „Was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des preußischen Staats zu tun" (1807), wesentlich militärisch; dann ein Nachzüglergefecht von Flugschriften über Schills Unternehmen („Schilliana" 1809 u. a.), militärisch und politisch. Nun aber mit dem Herannahen der Freiheitskriege kam die Zeit der großen politischen Flugschriften. Ein großer Name beherrscht sie, der eines unserer größten Prosaiker, dessen unvergleichlich dahinflutende ungebundene Rede man über seinen unbedeutenden Versen vergessen hat. Was aber bedeutet das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" neben dem „Geist der Zeit" (1807)? was das Lied vom Feldmarschall neben der Flugschrift „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" oder dem „Katechismus für den Deutschen Kriegs- und Wehrmann" (1815)? Ironie oder irgendwelche Künste der Polemik wird man hier freilich vergebens suchen; auf dünnem schlechten Papier vergilbter Druck und darin schlichte Rede, aber jedes Wort erfüllt vom Pulsschlag eines leidenschaftlich treuen Herzens. Das patriotische Pathos hat bei uns nichts Höheres aufzuweisen, trotz Fichtes „Reden an die deutsche Nation" (1807) und Schleiermachers Predigten, trotz Kleists poetisch glühenden und Görres' rhetorisch flammenden Aufsätzen. Aber doch — welche Phalanx! Und zu diesen fünf großen Rednern der nationalen Befreiung treten mit einzelnen Meisterstücken andere berühmte Namen: Anselm v. Feuerbach, der gefeierte Jurist, mit den herrlichen Flugschriften „Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas" (1813) und „die Weltherrschaft das Grab der Menschheit" (1814); B. G. Niebuhr, der große Historiker, mit „Preußens Recht an den Sächsischen Hof" (1814), Philipp Joseph Rehfues, der ausgezeichnete Romandichter, mit seinen „Reden an das deutsche Volk" (1814). Das Pathos herrscht naturgemäß durchweg vor, aber kein oratorisch aufgeputztes, sondern in freier Rede die leidenschaftlich bestechende Empörung. Großartiger ist Preußens historische Stellung nie gezeichnet worden als in Niebuhrs würdevoller Entrüstung, mag ihm auch gelegentlich der Zitatenreichtum des Gelehrten anhängen wie dem stürmisch vordringenden Feuerbach — nomen et omen! — der Wortreichtum des Advokaten. Lange, lange muß man suchen, ehe man wieder eine so gute Sache so gut verfochten findet. Selbst die schwächeren Charaktere stählte sie zu zündender Rede: Friedrich v. Gentz übertraf mit dem österreichischen Manifeste (1813) des jüngeren Hippel preußischen „Aufruf an mein Volk" und Friedrich Schlegel lernte fast wie ein einfacher deutscher Patriot schreiben . . .

Schlimm, daß so bald auf diese höchste Glanzzeit der deutschen Flugschrift der traurige Niedergang folgen sollte — des Vaterlandes erst, und dann der Flugschrift.

Gleich an den Sieg von Waterloo setzten die Verdächtigungen der Freiheitskämpfer an und zwei Reihen von Pamphleten gingen von ihnen aus. B. G. Niebuhr selbst erhob seine edle Stimme „Über geheime Verbindungen im preußischen Staat und deren Denunziation" (1815) wider jenen Sykophanten, dessen erstes Rektorat die Universität Berlin (die ihn freilich durch Ernennung empfing — sie selbst wählte als Ersten Fichte!) so traurig kompromittierte: den Juristen Schmalz. Schleiermacher trat würdig kräftig neben ihn und „der Streit nahm solche Verhältnisse an, daß sein Ende gewaltsam durch eigene königliche Verordnung am 6. Januar 1816 herbeigeführt werden mußte, welche die Polemik und überhaupt jede weitere Publikation über die Geheimbünde verbot" — wie bei einem Mönchsstreit des Mittelalters! Schmählich war der Denunziant unterlegen und sein unberufenes Eintreten hatte nur denen gedient, die seit der Besiegung Napoleons öffentlich für freiere Gestaltung der Staatsverhältnisse eintraten; so Ludwig Wieland, des Dichters Sohn (1819), dem Theoretiker wie der spätere Minister Ancillon („Über Souveränität und Staatsverfassungen" 1815) gegenüberstanden. Aber hier finden wir nicht, wie dort, die großen Namen unserer beredtesten Patrioten, nahmen sie auch innerlich an dem Kampf teil; und das große Pathos der Entrüstung fehlt, das die Gegner des Denunzianten erfüllt hatte. Und neue Anlässe wie das Wartburgfest (1818) und die Diskussion über die studentischen Verbindungen (1820) brachten nicht genug Feuer, um die Beredtsamkeit hoch aufflammen zu lassen. Vielmehr erlosch mehr und mehr die Größe und der von nun ab nicht mehr versagende Kampf verlor sich in Persönlichkeiten.

Ein trauriges Beispiel der Art war der berüchtigte Konflikt zwischen den Jugendfreunden Voß („Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" 1820) und Stolberg „Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des H. Hofrat Voß", im gleichen Jahr) anläßlich des Übertritts des Grafen zur katholischen Kirche. Gewiß, der Gegensatz der Weltanschauungen lag zugrunde, der Voß schon zum unversöhnlichen Gegner der Heidelberger Romantik und Vorkämpfer in dem lächerlichen Sonettenstreit gemacht hatte; aber wie verlor er sich in persönliche Verdächtigungen und Schmähungen, daß Goethe ausrief:

Mir wird unfrei, mir wird unfroh,
Wie zwischen Glut und Welle,
Als läs' ich ein Capitolo
In Dantes grauser Hölle!

Wie Ugolino und seinen wilden Feind sah er sie incinander verbissen.

Einen größeren Stil führte nur einer durch die öde Zeit durch: Görres („Deutschland und die Revolution" 1819, „Europa und die Revolution" 1821).

Aber draußen im Land nahm mehr und mehr ein, fast möchte ich sagen anekdotisches Interesse an der Einzelerscheinung den Platz der großen Prinzipienkämpfe ein.

Als König Wilhelm von Württemberg (1821) mit seinem „Manuskript aus Süddeutschland" die Bundesverhältnisse in öffentliche Diskussion zog, erfolgte kein lautes Veto. Um so lebhafter und mannigfaltiger knüpfte wieder eine ganze Literatur an Carl Ludwig Sands unselige Tat an: an seine Ermordung Kotzebues. Sand und Kotzebue waren gewiß merkwürdige Typen: das von niemandem bemitleidete Opfer ein kalter, kluger, herzloser Virtuos äußerer Künste; der von aller Welt beklagte Mörder ein Robespierre aus dem Tugendbund, ein unklarer Jüngling, dem man mehr Gehirnfanatismus (wie Pückler der Bettina „Gehirnsinnlichkeit" vorwarf) als eigentlichen Enthusiasmus nachsagen muß. Und allerdings faßte man sie als Vertreter zweier Richtungen, Parteien, Generationen. Aber wie blieben die Flugschriften Fouqués („Der Mord Augusts von Kotzebue. Freundesruf an Deutschlands Jugend", in Versen), des Philosophen Henrik Steffens („Über Kotzebues Ermordung"), die der Professoren Krug („Über deutsches Universitätswesen mit Rücksicht auf Kotzebues literarisches Wochenblatt und gewaltsamen Tod") und Jeune (Über die neuen Assassinen") und anderer (Ludolph Beckedorff „An die deutsche Jugend. Über der Leiche des ermordeten August v. Kotzebue" — alle von 1819) im allgemeinsten stecken wie wird mit billigen Gemeinplätzen von der „verwilderten Jugend" und dem „christlichen Geist" die symptomatische Bedeutung des Moments überdeckt? wie wenig findet man bei dem Literaten Krug oder dem Altkonservativen Jeune das Talent des echten Pamphletisten, die Sachlage selbst für sie sprechen zu lassen!

Das wiederholt sich bei dem nächsten, höchst merkwürdigen Brennpunkt öffentlicher Teilnahme. Zweimal ist Caspar Hauser, „das Kind von Europa", der Gegenstand eines Flugschriftenhagels geworden: zuerst als psychologisches und kriminalistisches Rätsel bei Anselm v. Feuerbach („Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen" 1832) und seinen Nachfolgern, dann ein Vierteljahrhundert später als angebliches Opfer fürstlicher Schandtaten und geheimer Hofintriguen durch G. Fr. Daumer („Enthüllungen über Kaspar Hauser" 1859), seine Meinungsgenossen und Gegner. Was wir oben das anekdotische Interesse nannten, tritt hier stark hervor. Hausers abenteuerliches Schicksal wird gleich als Roman vorgetragen (J. M. Frey „Geheimnisvolle Geschichte von Caspar Hauser" 1834), zum wirklichen Roman umgeformt („Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt von ***", im gleichen Jahr), wie denn das einzig dastehende Thema noch spät Verlaines berühmtes Gedicht oder Kurt Martens' Drama und eben erst Wassermanns Roman hervorgerufen hat. Das Geheimnis reizt, das Milieu interessiert; doch das Faktum war zu isoliert, zu wenig zu symbolischer Auslegung geeignet.

Dennoch bleibt der Kampf um Caspar Hauser ein merkwürdiges Datum: zum erstenmal ward in Deutschland in öffentlichstem Verfahren ein Prozeß durchgekämpft, zum erstenmal traten neben Juristen Schriftsteller und andere Laien als Anwälte von Civilparteien vor das große Forum, wie es sich später so oft wiederholen sollte: ich nenne nur den Kölner Mordprozeß Fonck, dann später den Prozeß Arnim (1874), neuerdings den Mordprozeß Hau (1906). Vorangegangen war Beaumarchais mit der öffentlichen Erörterung seiner eignen Prozeßangelegenheiten — so lange hatte es gedauert, bis die publizistische Revision juristischer Urteile auch in Deutschland Fuß faßte! Es geschah mit zweifelhaftem Erfolge, wie bei uns überhaupt die forensische Beredsamkeit hinter der politischen und akademischen so weit zurücksteht. So hat es auch keine einzige von diesen prozessualischen Flugschriften (ich nenne die Paul Lindaus zum Fall Ziethen 1892 und zum Fall Hau 1906) zu wirklicher Bedeutung gebracht, nicht einmal die halbpolitischen (Graf Arnim „Pro nihilo“ 1874; Glagau u. a. zur Gründerzeit 1877) — nur die Lassalles ausgenommen!

Natürlich lag es zum Teil, zum großen Teil, auch an den „Fällen“ selbst, daß keine Diskussion von dauernder Bedeutung von ihnen ausgelöst wurde. Je singulärer ein Ereignis ist, desto schwerer wird ihm eine symptomatische Bedeutung abgewonnen werden können; je weiter seine Wurzeln greifen, desto leichter wird es allgemeineren Interesses sicher sein. Und so folgen sich denn von dem Ende der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. an Schlag auf Schlag merkwürdige Geschehnisse, die eine bedeutsame publizistische Erörterung entfesseln.

1835 erschien das „Leben Jesu“ von Fr. D. Strauß und rief eine leidenschaftliche Diskussion hervor, in Flugschriften und gelehrten Werken, in Reden und Zeitungsartikeln geführt, die das Werk größtenteils mehr unter dem religiösen oder kulturhistorischen als dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt betrachten. Wie der schlechte Kotzebue und der edle Lessing gehört auch Strauß zu jenen Naturen, die für den publizistischen Kampf, aktiv und passiv, berufen sind; wir werden seinen eigenen Streitschriften — und der Nietzsches gegen ihn noch begegnen. Wichtiger aber noch für die Geschichte der deutschen Flugschrift wurde die Denunziation, die Wolfgang Menzel vom 11.—14. September 1835 gegen Gutzkows „Wally“ und das „Junge Deutschland“ richtete. Ihr verdanken neben zahllosen andern Pamphleten bekanntlich zwei der berühmtesten, von denen unsere Literaturgeschichte meldet, ihre Entstehung: Heine „Über den Denunzianten“ und Börne „Menzel der Franzosenfresser“ (beide 1837). Wenn Heine sich hier in der ganzen Fülle seines Witzes ergeht, kommt bei Börne noch das Pathos ehrlicher Entrüstung hinzu, um seine Antwort auf eine seltene Höhe zu heben. Er hatte schon einmal einen Flugschriftensturm zu bestehen gehabt, als nach seinen „Pariser Briefen“ (1830), die selbst oft genug pasquillartig wirken, Eduard Meyer (beiläufig bemerkt der Vater des jetzt in

voller Manneskraft wirkenden berühmten Historikers des Altertums, der die gleichen Namen führt) ihn leidenschaftlich angegriffen hatte („Gegen L. Börne, den wahrheits-, rechts- und ehrvergessenen Briefsteller aus Paris" 1831). Damals hatte unter andern Gabriel Riesser, der berühmte Redner der Paulskirche, auf die verallgemeinernden Beschimpfungen der Juden wirkungsvoll geantwortet („Börne und die Juden" 1832); jetzt tat es in einer noch recht ungewandten Erstlingsschrift ein noch ganz unbekannter junger Schriftsteller namens Berthold Auerbach („Das Judentum und die neueste Literatur" 1836). Sein Manifest ist übrigens wegen des klaren Standpunktes interessant; zum Volksredner freilich war der treffliche Volkserzähler auch nicht geboren!

Dafür erwuchs in kürzester Frist dem größten Volksredner Deutschlands seit Luther die Gelegenheit zu gewaltigster schriftlicher Rede an das Volk.

Bei dem Kampf zwischen Menzel und dem jungen Deutschland gab es gewiß prinzipielle Gegensätze von Bedeutung; aber sie wurden wieder durch persönliche, landschaftliche, politische, religiöse Parteigefühle von zum Teil kleinlichster Art verdunkelt.

Nun aber ward an ein fundamentales Prinzip gerührt. Die „Kölner Wirren" (seit 1837) rührten den uralten Streit von Kirche und Staat auf, der im Grunde seit den salischen Kaisern nicht geruht hatte. Hand in Hand damit gingen die Gegensätze von Romantik und Aufklärung, Individualismus und Kollektivismus. Da sprang Görres wie ein Löwe in die Arena mit der großartigen Flugschrift „Athanasius" (1838). Vielleicht noch nie hat in Deutschland sich ein so gewaltiges Gestöber von Flugschriften erhoben; ich besitze allein etwa dreißig, mit den lockendsten Umschlägen und Titeln, die ich bei einem Straßenantiquar gekauft habe. Sie kamen aus dem Besitz des Hamburger Johanneums — charakteristisch genug, daß ein akademisches Gymnasium diese Tagesrufe sammelte! — Am berühmtesten ward Gutzkows Gegenschrift „Die rote Mütze und die Kapuze" (1838), nach Gutzkows Art allzu persönlich und viel zu „gebildet" um durchzuschlagen. Görres selbst ergriff gegen drei Gegner, deren einer der berühmte ultrakonservative Historiker H. Leo war, noch einmal das Wort („die Triarier" 1838), ohne hier und in einem Rückblick („Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung" 1842) die rhetorische und poetische Kraft des mächtigen „Athanasius" wieder zu erreichen.

Aber der Kampf führte weiter. Daß Heinrich Leo durch ihn zu dem berüchtigsten Pamphlet wider die Schule Hegels („die Hegelingen" 1839) geführt wurde, in dem mehr Grobheit als Geist herrscht und der improvisatorische Charakter alle Ordnung über den Haufen wirft — das blieb mehr nur Episode. Aber die „Kulturkampfstimmung", die nun einmal erweckt war, dauerte fort und schlug zu hellem Feuer auf, als der Bischof Arnoldi von Trier die lang unterlassene Ausstellung des „Heiligen Rocks von Trier"

anordnete. Man faßte das vielfach wie eine Herausforderung auf, die der Geist des Mittelalters an den der Neuzeit richte. Während zwei berühmte Professoren von Bonn, Sybel und Gildemeister, in einer glänzenden Flugschrift („Der heilige Rock von Trier und die 40 andern ungenähten Röcke" 1844) sich an das Objekt hielten, deutete ein unbekannter Priester in Schlesien, Johannes Ronge, in seinem „Offenen Brief an den Bischof Arnoldi" (im gleichen Jahr) das Ereignis symptomatisch aus und schuf in einem unübertrefflichen Meisterstück glühenden Zorns ein nicht unwürdiges Gegenstück zum „Athanasius", weniger poetisch, aber noch gemeinverständlicher. Wie mußte eine Wendung zünden gleich dieser: „Wissen Sie nicht — als Bischof müssen Sie es wissen — daß der Stifter der katholischen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? Sein Rock, Bischof Arnoldi von Trier! gehört seinen Henkern!"

Aus diesem Brief wuchs die „deutschkatholische" Bewegung hervor wie (1817) aus den neuen „Thesen" des holsteinschen Predigers Claus Harms — dessen sich auch Schleiermacher gegen den sächsischen Oberhofprediger Ammon in einer „vernichtenden Streitschrift" annahm — die Neubegründung der lutherischen Orthodoxie. Aber noch war man im lebhaftesten Meinungskampf — da löste das politische Interesse (das hier freilich auch schon mitgewirkt hatte) das religiöse, man möchte fast sagen endgültig ab. Nur ein Nachklang noch war des berühmten Gießener Theologen Credner Streitschrift „Asterisken" (1842) gegen die katholische Staatspropaganda des hessischen Kanzlers v. Linde.

Es folgen sich nun wieder Schlag auf Schlag berühmte Flugschriften von Johann Jacoby („Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen" 1841), Josef von Radowitz („Neue Gespräche" 1846), Heinrich Simon („Annehmen oder Ablehnen" 1847), Graf Usedom („Politische Briefe und Charakterbilder" 1849), Harkort („Bürger- und Bauernbriefe" 1851), K. J. von Bunsen („Zeichen der Zeit" 1855). Twesten („Was uns noch retten kann" 1861), L. Parisius „Ein Kultusminister der seinen Beruf verfehlt hat" (1865) — dies neben den pathetischen das einzige ganz munter satirisische Pamphlet. Sie erstrecken sich von Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt bis in die Konfliktszeit hinein, wo sie dann durch eine neue Reihe von Flugschriften der Haym, Duncker, Parisius abgelöst werden. Diese letzteren unterscheidet von der älteren Gruppe der Mangel allgemeiner, besonders auch staatsphilosophischer Gesichtspunkte; sie haften mehr an dem aktuellen Problem, und wo die Früheren gern in gepflegtem Stil sich ergehen, nähern sie sich lieber der Sprache der Zeitung, auch des Witzblattes. Aber ausnahmslos, oder doch höchstens mit Ausnahme der offenen Briefe des trefflichen Harkort (auf die neuerdings G. Kaufmann in seiner Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert wieder nachdrücklich hingewiesen hat) muten sie uns heut veraltet an, trocken, künstlich. Nur zwei wirkliche Meister der Flugschrift tauchen aus der

Flut empor: Friedrich List und Lothar Bucher. Aber die größte Wirkung erzielte Johann Jacoby, weil er als der erste klar aussprach, was viele empfanden. Dann mußte das Pamphlet seine Macht an zwei starke Mitbewerber der Revolutionszeit abtreten: an die mündliche Rede der Gagern, Rießer, Blum, Beckerath — und an das politische Lied der Herwegh und Freiligrath.

Dafür erobert sich die Flugschrift neue Gebiete. Von dem politischen teilweise verdrängt, nimmt sie Besitz von dem der wissenschaftlichen und ästhetischen Diskussion.

An die Politik streifen Richard Wagners berühmte und geschickte Flugschriften („das Kunstwerk der Zukunft", „das Judentum in der Musik" — beide von 1850) noch nah genug heran; und in ihrer Technik ist der Ton der politischen Agitation unverkennbar. Von da stammen schon die effektvollen Titel, die Schlagworte wie „Zukunftsmusik", aber auch die häufigen persönlichen Invektiven.

Doch Richard Wagner trieb immerhin Kunstpolitik. Merkwürdiger ist es, daß die wissenschaftliche Polemik jetzt auch ihrerseits in die Wege des Pamphlets einmündet.

Wissenschaftliche Flugschriften hatte es natürlich längst gegeben; selbst jene seltsamen geistlich-politischen Ausdeutungen wirklicher oder angeblicher Mißgeburten in der Reformationszeit, über die Konrad Lange in einem interessanten Buch („der Papstesel" 1891) gehandelt hat, tragen doch einen halbwissenschaftlichen Charakter. Zur Blütezeit der Naturphilosophie war in die bunte Schüssel romantischer Polemik auch manches Gefecht um philosophisch und naturwissenschaftliche Fragen eingegangen. Einen lauteren Widerhall im Publikum erweckten erst die Probleme des Magnetismus und Somnambulismus, die ja immer auch dilettantischer Behandlung und Beurteilung offen standen; besonders rief Justinus Kerners umfängliche Schrift über „die Seherin von Prevost" (1830) Gegenschriften z. B. von dem bekannten Rationalisten Paulus, weitere Erörterungen von Kerner selbst und seinen Freunden hervor — ein Kampf, dem dann bekanntlich Immermann im „Münchhausen" („Poltergeister in und um Weinsberg") ein ironischer Geschichtsschreiber wurde.

Aber die neue Tradition der wissenschaftlichen Flugschrift setzt erst nach der Revolution ein. Ziemlich persönlichen Charakter tragen noch die Pamphlete, die über einen neuen „Atheismusstreit", über des jungen Kuno Fischer Amtsentsetzung in Heidelberg (1859) von dem später so berühmten Historiographen der Philosophie selbst, von dem bekannten späteren Mitbegründer des Protestantenvereins Schenkel und andern gewechselt wurden. — Zu starken persönlichen Gegensätzen traten methodische in dem berühmten „Nibelungenkampf", den Karl Müllenhoff („Zur Geschichte der Nibelunge Not" 1855), Holtzmann („Der Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nach-

treter" im gleichen Jahr) und eine nicht kleine Zahl anderer Germanisten jahrelang mit berserkerhafter Heftigkeit führten. Die alte deutsche Gelehrtenkrankheit, methodische Meinungsverschiedenheiten zu moralischen umzudeuten, trat grell hervor; der Parteigeist überwältigte nicht selten die Sachlichkeit; aber um die alte philologische Trockenheit und falsche Vornehmheit zu gemeinverständlicher wirksamer Darstellung durchzubilden hat dieser Krieg der „A-B-C-Schützen" Erkleckliches geleistet. — Von noch allgemeinerer Bedeutung war der Prinzipienkampf, der sich zwischen Carl Vogt, dem alten Parlamentarier und populären Naturforscher, und Rudolf Wagner (Professor der Physiologie in Göttingen, Vater des berühmten ebenfalls christlich-konservativen Nationalökonomen Adolf Wagner) wieder aus persönlichen Konflikten entspann. Carl Vogts „Köhlerglaube und Wissenschaft" (1855) ist von Eugen Dühring geradezu zu einem Grenzstein der modernen Entwickelung gemacht worden. Das heißt die glänzende Streitschrift doch wohl überschätzen, die den frischen fröhlichen Freimut der philosophischen Bekenntnisse Ludwig Feuerbachs („Wesen des Christentums" 1841, „Wesen der Religion" 1849 u. a.) mit der hellen Lachlust der ‚Epistolae' vereint; aber freilich unterlag sein Widerpart (Rudolf Wagner „Der Kampf um die Seele" 1852) nicht bloß, weil er schriftstellerisch weniger gewandt war. Ein geringeres Gegenspiel, das sich unmittelbar anhängte, spielte zwischen den philosophischen Naturforschern Schleiden und Fechner („Professor Schleiden und der Mond" 1856).

Natürlich konnte der wissenschaftliche Kampf, nachdem er einmal die Form der publizistischen Polemik angenommen hatte, sich nicht dauernd auf jener Höhe des Prinzipienstreits halten, wie er zwischen Lessing und Goeze, zwischen Görres und Gutzkow, zwischen Carl Vogt und Rudolf Wagner wogte. Wie zwischen „Lachmannianern" und „Antilachmannianern" nur die Methode, aber keine Weltanschauung trennend lag, so auch zwischen den Theologen Baur und Hase (Karl Hase „Die Tübinger Schule" 1856, sehr elegant geschrieben) oder gar den Medizinern Virchow und Semmelweis bei dem unglücklichen Kampf des armen Entdeckers der Ursachen des Kindbettfiebers für seine gute Sache. Politische Tendenzen spielten dagegen eine große Rolle bei den historischen Auseinandersetzungen zwischen Sybel und Ficker (1861 f.).

Es mußte wieder ein neuer Hauch aus der politischen Atmosphäre in diese Professorenzänkereien hineinblasen, um sie zu größerer Bedeutung zu erheben. Nur eben dies, wie damals der Kampf um rein theoretische Probleme geführt wurde, wie das Feuilleton sich mit dem gelehrten Wälzer (z. B. bei Fechner) verband, wie diese sich jagenden gelehrten Pamphlete eifrige Leser und Kritiker fanden — nur dies macht die symptomatische Wichtigkeit der Flugschriften von 1854 bis 1865 aus. Sie bilden eine deutlich charakteristische Gruppe. Sie verschmähen es scheinbar — und zum Teil auch ernstlich — die wissenschaftlichen Probleme vor dem Laienauge auszubreiten, machen aber doch von all den Mitteln Gebrauch, die die Technik des Öffentlichen Briefs, der Ansprache an die zufällige

Menge ausgebildet hat. Insbesondere der Witz, und nicht immer von der feinsten Sorte, neben ihm nur zu oft die Grobheit, dann die Kunst parodistischer Wiederholung von gegnerischen Wendungen, und am Schluß unfehlbar ein Appell an die Moral und die siegreiche Macht der Vernunft — das sind so etwa die beliebtesten Kunstmittel.

Eine Nachblüte erlebten diese Streitschriften an den historisch-politischen kurz vor und nach dem großen Kriege, als Adolf Wagner gegen die „Manchesterleute" einen „Offenen Brief an Herrn H. B. Oppenheim:" (1872) „weniger von göttlicher als von burschikoser Grobheit" (wie der darin kompetente Glagan sich ausdrückt) verfaßte und siegreicher als sein Vater im Schriftenkampfe bestand; als Heinrich v. Treitschke und Gustav Schmoller (1875) die Klingen kreuzten und Journalisten von der Bedeutung der „Bismarckischen Schreiber", H. Wagner, Lothar Bucher, Constantin Rößler gewandt den Standpunkt ihres Herrn vertraten — wie denn eigentlich auch Bismarcks Gesandtschaftsberichte aus Frankfurt trotz ihres „intimen" Charakters Flugschriften sein könnten. Freilich bleiben sie diplomatisch und ermangeln der saftigen Aufrichtigkeit im Ausdruck, die jene Philologen, Theologen, Nationalökonomen kultivierten!

In dieser Epoche bildete sich zum zweitenmal — wie schon einmal im 17. Jahrhundert — eine leider nicht ganz unberechtigte Vorstellung von der deutschen Gelehrtengrobheit im Ausland, und wenn etwa der berühmte englische Rechtshistoriker Sir Fred. Pollock über die polemischen Gewohnheiten eines Landsmanns spricht, sagt er: natürlich habe dieser nicht nach deutscher Manier mit „Absurdität" um sich geworfen ... Die Flugschrift war ja nicht der einzige Satz dieses allzu aufrichtigen Tones: mit welchen massiven Waffen ist H. Steinthal in Zeitschriftenaufsätzen dem amerikanischen Linguisten Whitney entgegengetreten! Wand an Wand mit dem juristischen Kollegen soll Windscheid von Bindings „Normenwahnsinn" gesprochen haben. Aber das Pamphlet allein brachte doch solche Liebenswürdigkeiten vor das große Publikum und vergiftete sie noch durch das Maß ihrer Verbreitung.

Das wird nicht so bald anders. Wenn Fr. D. Strauß sich in einer übrigens an glücklichen Wendungen reichen Streitschrift („Die Halben und die Ganzen" 1865) gegen Hengstenberg, den „Papst von Berlin", und gegen K. Fischers Gegner Schenkel richtet, so helfen politische Animositäten seine Feder beflügeln; im ganzen bleibt es doch das Gelehrtenpasquill der Konfliktsperiode. Und noch erheblich später suchten die Politiker Lassalle und Bucher wohl den Literarhistoriker Julian Schmidt im Stil von Lessings Vademecum zu vernichten („H. Julian Schmidt der Literarhistoriker" 1878) — aber im Grund unterscheidet auch diese sehr populär gewordene Broschüre sich höchstens durch etwas flotteren Witz von jenen andern allen. Sie steht den politischen Flugschriften Lassalles weit nach, in der dieser bei dem Meister des modernen Pamphlets, bei dem Franzosen Paul Louis Courier, und bei

den publizistischen Feldzügen wider die Restauration in die Schule gegangen war — Feldzügen, an denen auch Claude Tillier, der uns Deutschen so werte Verfasser des „Onkel Benjamin" sich rühmlichst beteiligt hatte.

Courier und sein sozialpolitischer Nachfolger Bastiat haben die neue politische Flugschrift in Deutschland erzogen, deren Vertreter neben Lassalle besonders Bamberger, List, aber in seiner Art auch Lagarde waren. Die Ironie tritt wieder stark in den Vordergrund, doch fast nie ganz vom Pathos verlassen; eine entschiedene Originalität des Ausdrucks wird angestrebt, Zitate sind beliebt, gelegentliche exquisite Anspielungen noch mehr. Es ist der Stil, der sich in übertriebenster Form bei Maximilian Harden auslebt. Der Offene Brief ist wieder ganz literarisch geworden, setzt eine geschlossene Gemeinde vor und dient, wie die regelrechte Predigt, mehr der Stärkung im Glauben als der Mission; dennoch hat er oft auch werbende Kraft.

Die verschiedenen Phasen, in die seitdem unsere Flugschrift eingetreten ist, sind nur noch durch ihre „Brennpunkte" interessant, nicht mehr durch Eigenheiten des Stils. — Eine große Ausnahme wird noch zur Sprache kommen. Aber ob seit 1882 um die „Neue Kunst" überhaupt oder von 1889 an um die „Freie Bühne" insbesondere gekämpft wurde, ob 1876 der wilde Vernichtungskampf gegen die „Gründer" oder zwanzig Jahr später der kaum wieder ruhende gegen den Reformkatholizismus ausbrach — Helferich und Liebermann, Knille und Trübner, Schlenther und Brahm, Glagan und Parrot, Schell und Commer ändern nichts an dem Wesen der bestehenden Flugschrift, die sie nur mehr oder weniger geschickt, elegant, witzig, grob oder gelehrt handhaben. Auch die Broschürensintflut des Antisemitismus (seit 1888) hat zwar den Ton heruntergedrückt, neue Stilmittel aber nicht gefunden: es ist etwa die moralische Höhe Wolfgang Menzels mit der Eleganz der alten Streittheologen und der Sachlichkeit Kotzebues verbunden.. Die letzte rechte Blütezeit der Flugschrift schien 1865 abgeschlossen.

Da kam ihr noch einmal eine große Zeit. Noch einmal entstand ein Meister der Flugschrift, einer der sich neben Luther und Lessing stellte und die Arndt und Görres hinter sich ließ: Friedrich Nietzsche. Seine „Geburt der Tragödie", seine „Unzeitgemäßen Betrachtungen" (1871 f.) hoben noch einmal den Kampf zweier Meinungen auf eine Höhe, die großen Stil forderte, und gaben der Flugschrift einen Stil, der selbst ein geringes Objekt geadelt hätte. Wieder ward um tiefgreifende Gegensätze gekämpft, wie sie allein große Schriftwerke polemischer Natur erzeugen können: „Kultur und Zivilisation" hieß diesmal das Schiboleth zwischen R. Wagner, Nietzsche, Erwin Rohde auf der einen Seite, Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, Alfred Dove, Fr. D. Strauß auf der andern. Das waren Parteirufe, so scharf und klar wie damals, als des Francis Juniusbriefe zwischen Konstitutionalismus und verkapptem Absolutismus schieden oder Burkes und seiner Nachfolger (de Maistre, Bonald, v. Haller, Stahl usw.) Arbeiten zwischen der Tradition des christ-

lichen Staates und dem neuen Naturrecht der Freiheit. Und „in beiden Lagern schlagen Heldenherzen", hüben wie drüben waren ehrliche Überzeugung, Gelehrsamkeit, Witz am Werke.

Freilich, ein Genie des Geisteskampfes wie Nietzsche war keiner seiner Gegner, und keiner seiner Genossen — gewiß auch nicht der geistreich-schwerfällige Verfasser der inhaltreichsten neueren Flugschrift außer seinen eigenen: des „Rembrandt als Erzieher". Alles wirkte zusammen, um Nietzsche hier zu einem Klassiker zu machen. Er besaß vor allem jene Lust am Kampf selbst, die alle großen literarischen Streiter beseelte, Luther und Lessing, Defoe und Swift, Courier und Rochefort; jene Selbstberauschung des Starken im Zorn. Daneben eignete ihm die aufklärerische Freude an dem lichtspendenden Aphorismus, dem starken Schlagwort, der wirksamen Pointe; aber auch das romantische Vergnügen an Ironie, Parodie, Teufelei war dem Sohn zweier großer Richtungen eigen. Was hätte aber das alles bedeutet, wäre nicht das Wichtigste gewesen — eine starke Persönlichkeit, die sich feurig einsetzte für ihre Ideale!

So entstanden noch einmal Flugschriften von faszinierendem Reiz. Daß Nietzsche immer im Recht wäre — wer will das behaupten? er wählt seine Opfer oft ungerecht, aber er trifft die Tendenzen immer richtig, die sie ihm vertreten sollen. Das Bildungsphilisterium traf er schwerer als irgend eine Satire der Romantiker gekannt hätte; daß er dabei gegen Fr. D. Strauß ungerecht ward, ist so wesentlich nicht. Ebenso verherrlichte er im Positiven fruchtbar ein neues Bildungsideal, mochte er auch selbst davon zurückkommen, es in Richard Wagner vorgebildet zu sehn. — Wie sich sein Pamphletstil entwickelt, ist charakteristisch genug: wie er die ganze Geschichte der Gattung durchlebt! Er beginnt mit der gelehrt-doktrinären Streitschrift („Geburt der Tragödie"), kommt zu dem lebhafteren, populäreren Stil der Offenen Briefe („Unzeitgemäße Betrachtungen") und endet mit dem scharfen schneidenden Ton des eigentlichen Pamphlets („der Fall Wagner"). Überall aber, im Nah- und im Fernkampf, in schwerer Rüstung oder leichter Kleidung bleibt er ein furchtbarer Gegner, denn er gräbt tief und er schlägt mit den furchtbaren beiden Waffen der Flugschriften: Ironie und Pathos in kunstvollster Verbindung!

So hat die lange Geschichte der Flugschrift doch auch in den neuesten Tagen noch einmal auf einen Gipfel geführt. Von hier übersehen wir noch einmal ihren Weg. Die innere Entwickelung ist schwankend genug und zeigt uns zu lange und tiefe Wellentäler; sie bezeugt wieder einmal, wie gering die Macht der technischen Tradition in unserer Literatur ist. Die äußere aber folgt als getreuer Schattenriß der geistigen Entwickelung unserer Volksseele; keine große Idee hat diese beweglichste aller Völkerpersönlichkeiten bewegt, die nicht ein scharf geschmiedetes Schwert im Zeughaus niedergelegt hätte!

Der Komfort des Kranken/ von Robert Heſſen

Wenn wir von der großen Katharina leſen, daß ſie in Rußland Krankenhäuſer eingerichtet habe, ahnen wohl die wenigſten, wieviel Furchtbares deren Nichtvorhandenſein bedeutet hatte, wieviel Furchtbares andrerſeits in jenen unhygieniſchen Tagen ſofort in ſolche Häuſer einzog. Es iſt mir ſelbſt noch aus dem Jahr 1873 erinnerlich, wie ein gewiſſenhafter und ehrgeiziger chirurgiſcher Aſſiſtent an einer deutſchen Univerſitätsklinik beinahe tiefſinnig wurde, weil auch die gelungenſten Operationen der Pyämie (Blutvergiftung) zum Opfer fielen, ein Patient nach dem andern von dieſer Seuche, gegen die man keinen Rat wußte, hinweggerafft wurde. Und nun verſetze man ſich hundertfünfzig Jahre zurück. Von den Schlachten des ſiebenjährigen Krieges ſind nur die Zahlen der Gefallenen und Gefangenen auf uns gekommen; zwiſchen Toten und Verwundeten, vollends zwiſchen Schwer- und Leichtverwundeten wurde kaum ein Unterſchied gemacht. Denn jeder Verwundete, der nicht bei der Truppe blieb oder in irgend eine Privatpflege kam, war ſo gut wie verloren.

Von den grauenhaften Zuſtänden in den Lazaretten, die nach der Schlacht von Zorndorf die ruſſiſche Rückzugſtraße beſäumten, iſt es für uns Heutige ſchwer, eine annähernde Vorſtellung zu bilden. Viel zu niedrige enge Räume mit zu wenigen Betten, Verwundete und Kranke durcheinander, oft zwei zugleich auf demſelben Strohſack ſich gegenſeitig anſteckend, Hungertyphus und Hoſpitalfieber verſchwiſtert, ein meſitiſcher Geſtank, dazu das Gebrüll der ohne Betäubungsmittel Amputierten, Nachamputierten und Verbundenen, ſtarrender Schmutz an Körpern, Bettzeug, Boden und ſämtlichen Gebrauchsgegenſtänden, betrunkene Lazarettgehilfen, fluchende Feldſchere, unwiſſende Ärzte. Der Bleſſierte, der mit geſunden Säften hier eintrat, ſchauderte nicht umſonſt. Nach zwei Tagen meiſt lag auch er wachsbleichen Geſichts im Rauſch der Blutvergiftung. Ein Wunder ſchien es zu ſein, wenn jemand lebend und geheilt aus dieſer Hölle wieder zum Tageslicht emportauchte.

So kam es, daß mit den Krankenhäuſern gleichzeitig ein zweites entſtand: die Angſt vor ihnen. Sie iſt heute noch nicht im Volk erloſchen; beim gemeinen Mann, inſonderheit vom Lande, pflegt es viel Überredung zu koſten, ihn ſelbſt oder einen Angehörigen nötigenfalls in eine geordnete Pflege überzuführen. Vor hundert Jahren ſchien den Leuten der Eintritt ſo waghalſig wie in des Löwen Höhle. Die Beobachtung an ſich war nicht unrichtig: gar ſo ſeltne Spuren führten zurück ins Daſein, ſei es aus der chirurgiſchen oder der innern Abteilung. Im Hotel Dieu zu Paris, wo die operative Technik ſchon große Triumphe gefeiert hatte, genügte vor ſechzig Jahren noch für eine ganze Bettreihe ein Waſſerbecken mit einem Schwamm zum Putzen der Wunden bei der Viſite des Meiſters. Hatte der erſte Patient Wundroſe, ſo wurde der Keim für ſie mit demſelben Schwamm auf zwei Dutzend weitere

Wunden übertragen. Dann hieß es, man habe eine Epidemie im Hause. Die Idee der Reinlichkeit in der Wund- wie in der Krankenbehandlung allgemein ist erst durch des großen Pasteur Experimente mit Gärstoffen von der Wissenschaft entbunden worden, nachdem der geniale Frauenarzt Semmelweis diese „Asepsis" vorausgeahnt und praktisch betätigt hatte, ohne Anklang zu finden.

Aber um wirklich zu ermessen, was Krankenkomfort bedeutet, müssen wir noch einmal uns zu den Stätten zurückwenden, wo er fehlt. Hat jemand schon in einer Kleinbauern- oder Tagelöhnerstube einen Menschen sterben gesehn? Das Zimmer ist winzig; aber was von Angehörigen und Nachbarn aufzubieten war, steht um das Bett. Alle diese Menschen schlucken dem bedauernswerten Kranken, der da röchelnd auf dem Stroh liegt, das bißchen Sauerstoff weg, das etwa noch vorhanden war, sie beugen sich über ihn, um ihm die eigene Ausatmungsluft recht in die schon jagenden Nüstern zu blasen. Dem Sterbenden tritt der Schweiß auf die Stirn, ihm ist, als ob ebensoviel böse Geister auf seinen Brustkasten drückten. Doch kein Erbarmen waltet. Luft? Was ist das in diesen Kreisen für ein bedeutungsloser Begriff! Man muß ein Fenster aufreißen, damit „die arme Seel" einen Schlupf zum Himmel habe; das wird eher verstanden. Und doch hat Luft allein auch in chirurgischer Hinsicht ein neues, wohltätiges Prinzip erzeugen helfen. Es war in einem der Feldzüge um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als nach einer Schlacht ein paar verwundete Soldaten, die leider, leider im Lazarett keinen Platz mehr fanden, in eine Kirche gelegt und mit einer Kanne Wasser versehen wurden. Als der Arzt nach zwei Tagen kam, um die so schwer Vernachlässigten, Unverbundenen zu versorgen — waren sämtliche Wunden verheilt, per primam, wie die Chirurgen sagen, und keiner von diesen Unvorschriftsmäßigen hatte Fieber, wie die bevorzugten Kameraden im Lazarett. Damals wurde der Gedanke der „offenen Wundbehandlung" geboren.

Jene leere Kirche, die dem Krankenkomfort doch auf den ersten Blick so konträr erschien, hatte also tatsächlich etwas besessen, das im höchsten Grad sich als heilsam erwies: Überfluß an unverdorbener Atmungsmöglichkeit bei Mangel an Entzündungs- und Vergiftungserregern für Wunden. Von hier wollen wir somit ausgehen, um den Begriff des Komforts für Kranke richtig zu erfassen. Es ist unmöglich, daß irgend etwas, das noch so sehr nach Bequemlichkeit und Luxus aussieht, zum wirklichen Behagen auf die Dauer beitragen kann, wenn es gegen gewisse hygienische Prinzipien verstößt. Es ist angenehm und erscheint human, wenn Kranke gut gefüttert werden; aber jene Soldaten, die vielleicht wetternd sich auf Wasser beschränkt sahen, genasen, weil ihnen kein Gärungsfeuer im Blut durch gutgemeinte, doch bei Frischverwundeten schädliche Fleisch- und Fettkost angezündet worden war. Suchen wir jetzt nach den großen Richtlinien für hygienischen Komfort, so werden wir finden: am wichtigsten sind außer Luft und Reinlichkeit noch Diät und Bettung, richtige Handreichungen, Fernhalten von Schädigungen, Zuführung tauglicher Eindrücke.

Wie weit sind wir auf diesen Richtlinien gelangt? Wie stehen unsre Kranken da im Vergleich mit früheren? Das Wort „modern" tritt einem da ganz unwillkürlich auf die Lippen. Wir werden von modernen Krankenhäusern up to date ausgehen müssen, um den heutigen Kranken dann in Privatpflege betrachten zu können.

Nicht zwischen altmodischen, durch Mangel an Übersicht hinderlichen, stets überfüllten Bahnhöfen und einem allen Bedürfnissen leichter Zugänglichkeit, Orientierung, vielseitigster Brauchbarkeit und Bequemlichkeit mit Raumverschwendung eingerichteten Zentralbahnhof neuesten Stils ist der Unterschied so groß, wie zwischen altmodischen und modernen Kliniken. Es ragen an einst berühmten Gebäuden der Art noch einige, von funkelnagelneuen Baracken umgebene Reste gleich der alten Charité zu Berlin vorwurfsvoll in die neue Zeit hinein. Die chirurgischen Abteilungen mindestens wären am besten schonungslos überall abgebrochen worden, weil doch keine noch so sorgsame Reparatur die Vorzüge eines Neubaues erreichen kann. Der oberste hygienische Grundsatz lautet heute: so zu bauen, daß Staub und Schmutz nicht sowohl beseitigt sein wollen, als an ihrer Entstehung verhindert werden. Wieviele Ansteckungsmöglichkeiten barg allein eine Ritze alten Stils in gedieltem Fußboden! Besonders emsige Hausfrauen gaben sich ja die Mühe, den angestauten Unrat beim Großreinemachen mit Haarnadeln aus der Tiefe dieser Ritzen emporzugraben; aber sie waren im Handumdrehen wieder angefüllt. Und was alles fand in Krankenhäusern an ausgestreuten Keimen hier seine Brutstätte, der Mikroskopiker welche reichen Kreszenzen! Von München ist es bekannt, daß in den Braustuben gewisser alter Brauereien ein nur dieser einen Lokalität eigentümlicher Bräuhahn gedeiht, natürlich durch lokale Gärungspilze hervorgerufen. Er verschwindet für immer beim Umbau, durch Störung des eingewurzelten Verhältnisses jener Pilze zum günstigen Mutterboden; das neue Bier wird anders. Ähnlich hatten früher gewisse Hospitäler ein besonders giftiges und gefährliches Wundfieber. Mein Stabsarzt im alten königsberger Lazarett verlangte zwar von den Lazarettgehilfen: der Boden an bestimmten Stellen müßte so proper sein, daß man „mit der Zunge langfahren" könne. Der Biedre bewies nur seine Ahnungslosigkeit inbezug auf den wahren Sitz des Übels. Darum ist überall das alte Dielensystem in modernen Krankenhäusern aufgegeben, durch dichte Fliesen, Linoleumböden usw. ersetzt worden. Am besten wären eigentlich alle Krankenzimmer rund, um Ecken zu vermeiden; die Nischen, wo Wand und Boden zusammentreffen, nicht winklig, kantig, sondern gewölbt, bauschig, um Ansatz von Schädlingen zu hindern, leichtere Säuberung zu ermöglichen.

Das Verhältnis der täglich von einem Patienten zu verbrauchenden Luftmenge zu der Zahl der Betten wird heut überall mit größter Freigebigkeit berechnet, ebenso die Erneuerung der Luftschichten ermöglicht, ihre Stagnation, die Fäulnis der in ihr enthaltenen Keime durch zweckmäßige Ventilations-

anlagen vermieden. Die Ungeheuerlichkeit, daß ein Kranker zum andern, Pocken zum Typhus gelegt würden, kommt bei uns nirgends mehr vor. Die Idee der Isolierung hat im Barackensystem ihren zweckentsprechenden Ausdruck gefunden; die riesigen Kästen zur kompletten Aufbewahrung alter und Erzeugung neuer Schädlichkeiten werden nicht mehr gebaut.

Und wie praktisch sind heut überall auch Betten und Bettstellen einschließlich der Polsterungen in den Transportfahrzeugen! Welche Marterung bedeutet für Verwundete mit zerschossenen Knochen die holprige Reise zum Feldlazarett auf bäurischen Leiterwagen! Von den inneren Stationen früherer Militärspitäler wiederum wird sich mancher von uns noch der übeln Strohsäcke erinnern, aus denen dann von untrüglichen Oberstabsärzten — wie oft gerade bei Typhuskranken mit ihren geschwächten, leicht zerreißbaren, sehr zu schonenden Dünndärmen! — die Leberwurst ans Licht gezogen wurde, von Braut oder Mutter dem geliebten Rekruten behufs einer baldigen Darmperforation zugesteckt. An den knappen, glattstäbigen eisernen Gestellen von heut finden keine Wanzen mehr Unterkunft, sowenig wie Schnaps und Wurst in den festgestopften Matratzen. Und welch eine „funktionelle Redlichkeit" in allen sonnenklaren Spülgelegenheiten! An diesen Heimlichkeiten recht eigentlich merkt man die Kultur. Von der graziösen Handbewegung der italienischen Wirtin, die uns auf eine bescheidene Anfrage mit ihrem: „Da per tutti!" den Weg der Natur beschreiten heißt, über die Sudelei der Franzosen, die ihre vielbezweifelte Begabung für die Marine recht häufig dadurch zu beweisen suchen, daß sie an einer leicht erratbaren Lokalität alles in schwimmendem Zustande halten, bis zu der erquicklichen, einwandfreien Nettigkeit unsrer modernen Klosetts — welch eine weite Distanz! Hier hat wohl das englische Hotel, von der Schweiz her über den europäischen Kontinent sich ausbreitend, vorbildlich gewirkt. Aber wie gern sind wir auch in diese Schule gegangen!

Ein so enormer Betrieb wie das heutige Krankenhauswesen hat natürlich bald methodisch geschulter Kräfte nicht bloß an der Spitze bedurft. Die Schilder schwergeprüfter Heilgehilfen, praktischer Masseure usw. glitzern uns heut an allen Ecken und Enden entgegen; für das weibliche Personal und seinen Unterricht ist die Kaiserin Friedrich mit ihren Viktoriaschwestern, wenn ich nicht irre, vorbildlich gewesen. Wie mancher schon Halbverblutete ist schnell ins Jenseits befördert worden allein dadurch, daß laienhafte Samariter ihn mit dem Kopf nach oben lüfteten, so daß das Hirn plötzlich vom ermatteten Herzen nicht mehr mit Saft versorgt werden konnte. Ja wie vermögen ungeschickte Hände den Frischverletzten zu foltern, indem sie ihm den Rock zuerst am leidenden Arm aus-, oder nach angelegtem Verband zuerst am gesunden Arm wieder anziehen! Beim Aus- und Anziehen sollte der verletzte Arm frei für sich, durch die Kleiderbrücke zum andern Arm unbehindert sein. Nur geschultes Personal vermag für Umlagerung und sonstige Handreichung die zweckmäßigsten Stellungen und Hilfen auch von seiten des Kranken anzugeben.

Es ist gut, daß hier eine neue Zeit anbrach. Das Ausnützen der Angehörigen durch ein krankes Familienmitglied bis zum wochenlangen Verzicht auf Schlaf, bis zum Umsinken oder zum Anquälen einer lebenslangen Nervenschwäche, das erbarmungslose Überspannen der Aussprüche vonseiten einer verwöhnten, herrischen Mutter an die für Monate und Jahre ins Krankenzimmer gebannten Töchter sind seltner geworden. Die zugrundeliegende Idee, daß in solchen Fällen die Familie zusammenhalten müsse, der eine vom andern das Äußerste verlangen dürfe, mag lobenswert und schön gewesen sein; doch selbst der junge Gatte, der seine typhuskranke Frau vier Wochen lang täglich zweimal auf eigenen Armen ins Bad schleppt, kann ihr unmöglich so förderliche, behutsame Dienste leisten, wie berufsmäßiges Personal in einer Anstalt. Komfort für Kranke heißt also gar oft Verzicht auf patriarchalische Sitten, Anpassung an modernen Verkehr.

Wie steht es nun mit dem Fernhalten schädlicher, der Zufuhr tauglicher Eindrücke? Schwer hält es, phlegmatischen Leuten klarzumachen, was eine Lärmhölle ist, in der Sensitivere zur Verzweiflung getrieben werden. Du beziehst, um einem geräuschvollen Quartier zu entfliehen, eine anscheinend stillere Wohnung; da verwandelt sich quer gegenüber ein Garten, der dich angeheimelt hatte, in einen Bauplatz. Monatelang pinkern die Steinmetzen, hämmern die Maurer, brüllt ein Polier, dröhnen die Balken, krachen die Steinwagen, schreien die Kutscher. Ein Elektrizitätswerk entsteht; sind die Maurer aus dem gröbsten heraus, werden schon riesige Metallkessel herzugefahren; neue Monate hindurch klingen den ganzen Tag zu allem andern Lärm die Hämmer der Verlöter auf herrlichen Resonanzböden. Da wird auch das stille Haus vor deinen Fenstern lebendig; es ist von jener Gesellschaft angekauft, wird in Geschäftsräume umgewandelt, frisch tapeziert, die Schreiner schlagen endlos Nägel ein, die Tapezierer buffen auf ihren stelzenden Reitschemeln die Zimmer auf und nieder. Ein Glück nur: du darfst aufatmend hinaus ins Freie; doch ein Kranker darf das nicht. Er ist festgemacht, willenlos, erleidet seinen Zustand, aber durchschaut ihn in seinem Fieber nicht. Legt einen Rekonvaleszenten von Lungen- oder Hirnhautentzündung in einen solchen Lärm, oder belaßt einen an Typhus Frischerkrankten dort — er wird nie gesund. Das Ausschalten von Geräuschen im Bewußtsein behufs Konzentration auf geistige Arbeit zehrt an der Nervenspannkraft von Gesunden, greift insonderheit reizbare Naturen furchtbar an, selbst wenn es ihnen gelingt. Ein im Fieber zusammengebrochnes Hirn aber hat keine Widerstände mehr aufzubieten, es versinkt in lähmungsartige Schwäche, die den Malträtierten dann durchs verpfuschte Dasein begleitet, falls er wirklich noch jenem Inferno durch einen glücklichen Zufall entfloh.

Wie himmlisch da die tiefe Stille der weit abseits vom Straßenlärm in die Einsamkeit zurückgebauten Kliniken, Sanatorien, Genesungsheime! Hier heißt es wie im Leben selber: „Das Freisein von Übeln ist das höchste Glück."

Mag ausgesuchter Luxus den Verwöhnten bis in seine Krankenklause begleiten, welch einen höheren Komfort kann es geben, als die Ausschaltung alles Störenden, die Zurichtung alles Zweckmäßigen, als die Sachlichkeit mit einem Wort? Musik ist sehr unterhaltsam, gewiß; dergleichen eine spannende Lektüre. Allein was für förderliche, unvergleichliche Heilmittel sind überangestrengten Großstädtern Bettruhe mit etwas Langerweile. Beefsteak mit Kaviar belegt und Champagner dazu sind gewiß ein Entzücken für Schlemmer; aber wieviel besser bekommt Herz- und Nierenkranken reizlose Kost! Welch eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit vermag ein duftendes Bukett auszudrücken, aber es gibt etwas wie „der Blumen Rache" für zarte Naturen, und angegriffenen Nerven sind starke Düfte schädlich. Der Engländer nennt einen Blumenstrauß nosegay, d. h. „nasenfroh". Blumen für Leidende sollten besser nur augenfroh heißen.

Die Phantasie neigt wohl dazu, sich einen Zustand auszumalen, wo das Erkranken fast zum Vergnügen wird; wo George Brown singen würde: „Ha welche Lust, malad zu sein!" wo Veteranen mit vibrierender Stimme, verträumten Blickes ihre Erzählungen mit den Worten anfangen: „Als ich noch meine Gelbsucht hatte"; wo Heilgehilfen von bestrickender Milde der Sitten dir ein Becken aus glitzerndem Saphir unterschieben; wo lautlos schwebende fromme Schwestern mir koketten weißen Häubchen gleich guten Genien dich lupfen, dir den Spucknapf halten, die Nase putzen, das einzig rettende Süpplein einlöffeln und, wenn du gar artig warst, vor dem Auslöschen des Lichts einen engelhaften Gutnachtkuß auf die Stirn hauchen; wo, wenn du eine Kranke bist, blühende Assistenzärzte mit entzückenden kleinen Schnurrbärten dich zu liebkosen scheinen, während sie dich verbinden; wo der Meister gleich dem olympischen Zeus machtvoll, Vertrauen ausstrahlend in dein Zimmer stolziert und mit einem Griff seiner magnetischen Hand alles Unheil aus deinen Pulsen zieht, mit einem einzigen Wort die Genesung befiehlt; wo du, wenn du wieder schreiten kannst, ein geheimes Örtchen aufsuchst, das, mit Herrn Petermanns Jagdabenteuern, mit den köstlichsten Buschiaden anstelle der Tapeten, ein solches Behagen auswirkt, daß selbst gewisse Landtagsabgeordnete preisen müßten: „Hier möcht ich volle Stunden säumen!" Ach, wieviel Schönes und Herrliches noch ließe sich von modernen klinischen Betrieben ablesen! Dennoch wird der Prosaiker, der Praktiker, wohl bei dem alten Sprichwort bleiben: „Gegen das Gesundsein kann auch die schönste Krankheit nicht aufkommen."

Theater in Berlin/ von Alfred Kerr

I.

Es ist Sommer, da ich dies schreibe. Somit ist meine Sendung: mich zu erinnern, was vom Winter noch in mir lebt. (Festzustellen, was vom Theater über das Theater hinausging.)

Wer in goldnen Tagen der bleichen Tage denkt, sieht anders, als wer inmitten von Kimmeriern einen Spezialsport betreibt ... Ein Sommerurteil über die Kunst (gefällt von solchen, die fähig sind, Wintermenschen zu sein) muß der Vision eines Rentners auf dem Sterbebett nahekommen, der alles durchlebt hat und von allem durcheinander Abschied nimmt, über Kreuz: Da wird Michelangelo von einem Vogelruf halb vernichtet. Und ein holder Körper durch den Begriff Beethoven halb entweist. Ein Kampf .. oder eine große Hochzeit?

Es gibt zwei Gattungen vor der Kunst: Lebensmenschen; denen sie noch was Holderes ins Leben bringt. Und Kunstmenschen; denen sie nichts Holdes, sondern Schweres ist. Diese zweiten (und dazu gehör' ich im Winter; im Sommer nicht) sind die Spezialsportleute; die bisweilen den Anfang der Kunst vergessen haben. Zu dieser Art gehören die großen Künstler. Die meisten davon sind andauernd Wintermenschen. (Nicht jeder andauernde Wintermensch ist ein großer Künstler ...)

Gipfel der Erde scheinen mir die wechselnden Sommer- und Winternaturen. Diese Halben sind die Doppelten: die beim Todeswetter zu sinnen, in der Duftzeit zu atmen wissen.

Ein Gipfel ist der Juljännerich — möcht' man sprechen.

Kongruenz gibt es aber nicht. In bleichen Lüften ist die Schilderung vergangenen Atmens überzeugter als in goldner Zeit die Schilderung vergangener Kunst ...

II.

Ich kann anders nicht zurückdenken als meinem Sommergesetz der Halbierung-Verdoppelung untertan. Etwas Stärkstes bleibt in mir, was sehr tiefe Kunst bedeutet: Ibsenvorstellungen bei Brahm. Was tiefe Kunst bedeutet — und zugleich doch in mein Atmen langt. Am Ende dieser ganzen Herrlichkeit lebt es noch. Inmitten des Zaubers bedrängt es mich. In Taumelstimmungen schwingt es mit. Das ist die schwarze Gloria. Das ist die stille Hand, die in große Gänge, in schlummerndes Versinken, in jede ehrlich letzte Zwiesprach hineinspenstiert und in alle krudelwilde Magie. Dies ist das Eis, das nach jedem Klettern oben wartet. Keine Bühnenkunst mehr: sondern eine Lebensangelegenheit ... Im Sommer, wo ich mit Engländern auf fernen Schiffen im Atlantischen Ozean kreuze, wo ich über die braune Asche des größten Feuerbergs dieser Erdenwelt hinaufsteige nach Luftvorsprüngen, tief unter mir Bananenwälder, die brüllendheiße großmütige Flut, ja nach Vor-

sprüngen des Vogelflugs, mit grün triefender Lava, deren Grat um einen Halbmond bald selig-schauerlich verringert, bald um einen erhöht ist; über mir der Tod, das Eis dieser Kanareninsel, unter der Sonne, der Sonne, die man im Deutschen Reich nicht kennt ... dort spricht eine Theatervorstellung. Nein: ein ganzer Ibsenstrauß. Es ist nicht mehr Bühnenkunst: Lebensangelegenheit. Wie eine Warnung ... Packt ein, alle miteinander. Der Winter hat gewußt, was es bedeutet; der Sommer hat bestätigt, was es bleibt. Nichts Künstliches: sondern wie Seefahren, Mittag und Nachtschauer ein Daseinsteil, durch keinen Flitter getrennt von der vergehenden Helle. Seelenstimmen.

Vor diesem Borkman zogen andre Schicksalsglieder vorbei, bis zu den erwachenden Toten und erwacht Sterbenden. Es ließe sich mit den Worten des Theaterschmußes beifügen, wie die herrliche Schauspielerin E. Lehmann hinriß; und vom Reicher, wann er schwach (auch wann unverstanden groß) war: aber von dem Ganzen könnte man so nicht sprechen, wenn es nicht so dargestellt würde. Wenn alles nicht eine gewisse Seelenluft umhüllte. Da, meine Lieben, Parkett sechs Mark fünfzig kostet, steht es fest, wo man seine Kirchensteuern bezahlt. (In Bayreuth nicht.)

Eyolf. Die Marschmelodie der Verlorenen und Beharrenden. Ein sozusagen bürgerliches Ewigkeitswerk. Nicht so gespielt wie Borkman: doch man hat, und nur in diesem Hause, das Gefühl von etwas über das Theater Hinausgreifendem.

Ich entsinne mich noch einer Stunde bei Brahm. Akte von Schnitzler. Darunter, „Der Puppenspieler", — etwas, das mich in dieser Verleiblichung erzittern machte. Arthur, — trotz dem Kunstvollen eingeflochtener Beziehungen (so ... mystische Zusammenhänge) fühlt man: Das sind Stücke des wahren Lebens! In dieser Menschenhaftigkeit der Darstellung vergißt man es nicht.

III.

Im hellen Sommer denk' ich an die „malerische" Bühne Reinhardts. Ein Geschmackstheater. Mit Prospekten, lackiert und stumpf; mit Bäumelchen, auf die Szene gestellt; mit Leuchtstrahlen, die für ein kleines Künstlerauge berücknd, für ein gewandertes Menschenauge zum Kugeln sind.

Reinhardts Talent in Ehren. Ich liebe Brahm, zu dessen Hauptschülern er zählt, stärker. Brahm, der eigentliche Schöpfer einer europäischen Bühne, macht, wenn finanziell alles mißlingt, dicke Zugeständnisse; doch in der Hauptsache ließ er stets die Leute zu sich kommen. Er war kein Liebling. Ein Reformator: nicht ein Erfüllerchen.

Am Morgen nach „Nju", dargestellt bei Reinhardt, schrieb ich, wie diese halblauten Szenen des Dichters Dymow, aus Rußland, mir etwas sind; obschon sie fremde Spuren tragen; und wie die Aufführung dieses durchgefallenen Stücks an ernste Versuche des früheren Reinhardt erinnert; als er

Menschliches zu geben trachtete. Dieser Abend: so gewiß er nicht sein einzig guter war, so gewiß war er sein bester. Ich gehe mit ihm, so oft er diese Linie fortsetzt. Ich gehe nicht mit ihm, wenn er die seidenen Freuden fortsetzt. Es ist nicht das, was ich von diesem begabten und in der Not auf den Schild gesetzten Mann erwartet hatte: Shakespeare-Schau. Aristophanes-Schau. Zweihundertmal die Bühnenbilder zu „— —" . . . The new Berlin stage. Er wird im Herbst den Lear bringen. Seine Zukunft liegt in der Abkehr.

. . . Das Lackieren einer shakespearischen Lust, die vorläufige Verleidung von „Was Ihr wollt", bedarf keiner Worte. Jeder Begriff dieses William aus Stratford entschwindet vor gefälliger Virtuosität. Jahre braucht man um so ein Stück in der Seele zu restituieren. Ein Meister aus Holland im Kaufhaus mit einem pikfeinen Rahmen umkitscht. Und alle Rayonchefs kommen vorgelaufen und zwinkern vertraulich mit der Hand . . . Jahre, — Jahre. Woran liegt es, daß auf Reinhardts Brettern alles, aber auch alles diesen leuchtenden Charakter bekommt? Und warum wirkt er so begeisternd auf die Schwachen? Das geht, über Theaterkritik hinweg, in die Psychologie des mangelnden Widerstands . . . Liebe Leute, sogar die räumlich tiefere Bühne behält schon ihren Vorzug vor den Drehniedlichkeiten. Ich kann die schlechte Distanz dieser Männchen und Weiberln, dies Entgegenkommen auch im Format, nicht mehr sehen. Die Schrecken der gebenedeiten Bijouterie mit Leuchtkraft sind zu groß für mich. Selbst an einfacheren Abenden (wenn er einfacher ist, hat Kritik ihren Anteil daran) leben zu stark Erinnerungen . . . wie etwa Bernhard Shaw in diesem Hause zu einem halben L'Arronge gekämmt worden ist; wie man „Mensch und Übermensch" mit eingelegten Mätzchen aus dem Familienlustspiel gab. Oder nette Züge wie, daß der herausstehende Hosenzipfel eines Kindes beherrschend in Goethes „Geschwistern" wird. Fort (sag' ich) lebt es, wie zum Höhepunkt der „Mitschuldigen" eine zugefügte Entkleidung wird. Wie dieses . . . ich höre bisweilen: „neuromantische" Haus gerade vor dem wundersamen Kirchhofsakt in Frühlings Erwachen unfähig wird; wie das neuromantische Hans Schillers Jugendwerk um die Seligkeiten bringt, um alle Seligkeiten, aber nicht um die Manövrierteile. Das Menschliche wird nicht totgemacht: aber nie so glücklich bearbeitet wie sein Gewand. Nebenpunkte gern zur Hauptsache verkehrt . . .

In der Räuberaufführung Glanz, Disziplin, Gedrängtheit: aber sie gab nichts, was uns angeht. Man ist zu oft primär in sekundären Punkten. Alles, was Wildenbruch und Lederstrumpf bedeutet, herausgemeistert. Kaum etwas von dem, was Schillers Menschliches ausmacht. Nein. Es giebt kein anderes Wort: das Turnerische statt des Dichterischen. Es fesselt mich nicht für zwei Pfennige. Meine Richtung ist anders. Ihr Äffchen!

Darnach erfolgte die Vergeistlosung des Aristophanes. Disziplin und Gewand. Ausstattung — für einen attisch Lachenden . . . Auch die Antike muß nun erst wieder entfettet werden.

IV.

Shakespeare war nicht bloß ein Tatsachenkünstler: auch ein Wortkünstler. Bei Reinhardt ist er vorwiegend ein Bildkünstler. Wenn Herr Harden ein versetztes Rechtsanwaltchen: so ist Reinhardt im Grunde seines Mehlspeis-Innern ein versetzter Bayreuth-Regisseur. Soll er ein Vorteil für die Entwicklung werden: so muß er, wie im Anfang, Menschliches dreimal stärker züchten als Formales. Heut ist er ein Nachteil für die Entwicklung. Und da ich die Seligkeit habe, Kritiker zu sein, trifft es sich angenehm, daß ich dergleichen äußern kann. Die Kunst vom Menschen ist das Wichtigste. Äffchen! . . . Macht nicht alles mit, was tausend Zungen belallen. Ich habe für gewisse Dinge keine zweite Prägung . . . und sage: Wenn man eine Zeitlang draußen war, nämlich an der See, fühlt man wieder: das schönste Sommernachtsweben und das frischgestrichenste Tal-Idyll gibt im Theater nicht das, was (im Theater) die Kunst vom Menschen geben kann. Heutigen die Kunst vom heutigen Menschen. Wehen und Blühen und Leuchten ist draußen schöner: aber Seelen unseres Schicksals in der Gedrängtheit, im Helldunkel halbschimmernder Pfade zu sehen und in ihrer lockenden Verästelung: das ist möglich, in Häusern ohne Flitter, ohne Chorschnarchen, ohne Turnen, ohne Orchestrion, ohne Newyork.

Kritik ist Widerstand. Es bleibt eine Äffchen-Unart: wenn kein Besserer da ist, den hoch zu besingen, der da ist . . . Ein Seitenstück: nehmt den trefflichen, doch funkenlosen Schauspieler F. Kayßler. Er ist da: weil Rittner wegging. Aber der Hang, darum einen „Erwarteten" aus ihm zu machen, keimt nicht in mir.

V.

Irre, mein Geist, aus dem Sommer hinterwärts und gedenke der Stiftung eines neuen Hauses, nach Hebbel benannt. In „Frau Warrens Gewerbe" gab es Shaws Strengheit — und hielt sich wacker. Shaw im Seitenstück dieses Hauses, im Kleinen Theater: Brasbound, mit Agnes, dieser in Deutschland Einzigen an Holdheit jeder Seelenbewegung . . . Ein Kandaules von André Gide. Ein Farbenfleckchen. An Durcharbeitung sehr zurückgeblieben hinter dem dürren Koloß Hebbel; an vorschreitender Menschenzivilisierung über ihn hinausgehend. An Skepsis. Kandaules spricht: „Schlafe bei ihr" . . . Aus Ethik? aus Wunsch nach einer Erfahrung? . . . Experiment plus Gerechtigkeit. (Aber schwach geformt.)

Strindberg. „Mit dem Feuer spielen". In einem fernen Decksalon fällt es mir wieder ein. Seelisch Wertvolles. Sprunghaftigkeit der „Leidenschaft"; ihre Verdrießlichkeiten; Vorstöße; die Ernüchterungen; entstehender Haß . . . Dinge, die uns angehen.

. . . Ich muß zu den jüngeren Dramatikern, sie röcheln schon: „Sind wir nicht auch der Sommer, hä?" . . . „Hochzeit" von Emil Strauß. Gut in den Kammerspielen dargestellt. Das Gedächtnis hebt etwas

Liebliches davon auf. Immergrün und ohne sonderlichen Geist, — doch lieblich. Der Inhalt, daß ein Mädelchen mehr zu einem zehnten Semester denn zu einem neunzigsten Semester paßt: paradox ist dieser Inhalt nicht . . . Aber das bildet gar nicht den Inhalt, sondern: allgemein eine blödernst gaukelnde Jugend; der krudelschöne Sommer; die heitere Gloria; die frischen Kränze; die duftende Magie; und die schlimmen (aber nicht allzuschlimmen) Sterne. Dieser Inhalt klingt fort in mir wie . . . etwa nach einem Gewitter, wenn man auf dem Balkon steht, der Schall zweier unten dahinplaudernder Mädel, aus Süddeutschland. (So ist es.) Hochzeit, Torheit, völkische Menschlichkeit. Mir sind eigentlich diese Personen garnichts. Etwas doch: ein Schmuck und eine kleine Drolligkeit für mein Leben. So gewiß mich ihnen gleichzustellen ich ermangle . . . Hochzeit, Torheit, Sommer, komische Wichtigkeiten — und alles das nimmt gar kein Ende; drollig immer noch etwas und umständlich immer noch etwas zugefügt. Der Strauß richtet sich häuslich ein auf der Bühne; der erzählt ruhig immer weiter . . . (dacht ich). Anmutend ist es, — im Leben mehr als im Theater. Wettzumachen durch Änderung der Proportion. (Man setzt keinen Knauf auf eine Säule, der zwei Drittel so groß ist wie sie.) Zu gedenken ist der Schauspielerin Else Heims, welche die grüne Gattin war: und hier in den Kreis deutscher Künstlerinnen, ziemlich nach vorn, unablenklich und schnurgerad hineinmarschiert ist.

Weiter, junge Leute. Bab. „Der Andere". Was mir heute davon vorschwebt, ist ein Gestus: wie der Mann, der Getretene, sich plötzlich die Erfüllung nimmt und hinterher allen Beteiligten zuruft: „— — — —!" und abzieht. Das ist der hoffnungsvolle Moment. Aber nur ein Gestus: weil die Getretenheit etwas überzeugungslos begründet war. Die dramatis personae machen sämtlich Gesten. Feine Flickarbeit. Bewußte Verse — mit einem dramatischen Punkt. Ein Anfang . . . Vollmöllers Catherina von Armagnac. Was lebt im Sommer davon? Ein Kopf auf dem Sims; aber ein Dramenprofil auch. Vollmöller hat (manchmal) das Geheimnis des Baues. Wenn bei J. Bab die Erfüllung des Getretenen der dramatisch wertvolle Punkt ist: so liegt er beim Vollmöller in der Überraschung, wie nämlich ein Statistenliebhaber, hintere Garnitur, plötzlich Erster wird. In manchem Werk junger Leute will ich einen solchen dramatischen Punkt aufzeigen wie bei Vollmöller und Bab; doch wer schreibt ein Stück aus ihren Punkten? . . . Es müßte nicht schlecht sein . . . Vollmöllers Verse: wie ein holprig stolpriger Weg durch ein wunderhübsches Tal. Trauer der Anmut. Ein bißchen schwarze Holdheit. Ein leichtfüßig-ungeduldiger Dichter, doch ein Dichter . . . Ulrich, den Fürsten von Waldeck, stieß Eulenberg vor das Parkett. Ich befand mich damals in einer Gegend, wo Kaffee wächst und Zucker, auch Pfeffer, und lag an einem kohlrabennachtpechschwarzen Lavastrand vor etwas Blauem, Brüllendem. Ich las hinterher das Buch. Bei Eulenburg ist der dramatische Punkt . . . eine Linie. Nämlich das Fehlen

solcher . . . und das Vorhandensein vieler geeigneten. Timon von Waldeck. Ein tragödienschlichter Bilderbogen. Worin liegt Eulenbergs Art? Dramatisierte Volksbücher: von einem, der eben halt gescheiter ist . . .

Wo liegt der dramatische Punkt bei dem jungen Mann Apel; Autor von „Liebe", diesem Ulk zwischen Komik und Humor? In dem jungen Menschen, der alles glaubt; und in der Brücke zu seinem Widerspieler: einem Hosensteg mit Bartbinde. Im Nebeneinander des Animalikers und des Beseelten. Was mir davon im Sommer bleibt, ist etwan eine Dienstmagd auf dem Pfühl, und der Animaliker spricht zu ihr: „Quatsch keene Oper!" . . . (Der Naturalismus hat noch seine Meriten.)

Der junge Mann und Nachwuchs Hermann Bahr, als er die „Gelbe Nachtigall" schrieb, verlegte den Punkt in eine, nur in eine Gestalt: des Theaterdirektors. Warum ist sie nicht aufzubewahren! von dem Stück loszulösen! und wieder zu gebrauchen! . . . Vom Sonstigen ist nur wertvoll ein Szenenaufbau gegen den Schluß. Im letzten Akt nämlich so ein crescendo, so ein Gewitter, so ein Tohuwabohu und (weiß der Leser Bescheid?) so ein Abebben, diminuendo, zuletzt gar bloß noch verhallende Solostimmen . . . Nicht ein Atom eigen; ganz theaterliterarisch; aber glänzend und sicher gebaut. Hier ist der zweite zu konservierende Punkt, — wenn es nicht ein konservierter Punkt wäre. Jedenfalls: der Theaterdirektor. Ein sommerlicher Bestand: wie er Napoleons Wendung „Das Wort ‚unmöglich' steht nicht in meinem Lexikon" umkrempelt, etwa so: „Wie heißt, ich kann nicht? Warum kann ich nicht? Wenn sie mir — da soll ich nicht können? Warum kann ich nicht? Wollen sehen, ob ich nicht kann!" Ungefähr; nachschlagen will ich nicht. Zum Umwerfen. Übrigens ist der „Punkt" nur in solchem Zierrat von Worten; ein Mensch ist der Direktor nicht. Eine köstliche Figur. Aber, Nachwuchs, warum nicht hundert Aufführungen? Darum: weil plötzlich etwas für allzuschwache Zuschauer hineingearbeitet ist. So eine Geschichte mit einer vorgetäuschten Japanerin, zweitens mit einem Automobil; deren Fadheit niemanden angeht. Bahr schraubt sich, inmitten reichen Glitzerns, gewaltsam herab, denn er geht auf Erfolg. Er will nicht auf ein besonders gescheites Publikum rechnen: doch er darf nicht auf ein besonders dummes (in Norddeutschland) rechnen. Darum nicht hundert Aufführungen . . . Endlich: Was er nicht für die Leute macht, sondern aus dem Innern, das ist: Mimenleben. Immer Mimenleben. Er gibt aber (nicht?) mehr den Umriß (so das Merkwürdige der Laufbahn) als die Exaktheiten ihrer Seele. Mich würden sie dann erst fesseln. Wir pfeifen, auf die Dramatisierung von „Seht das krause Theatervölkchen, nein, dies Theatervölkchen!" Wir pfiffen aber nicht auf das Festhalten bestürzend wahrer Züge.

Dramaturgenrat: Er tilge die Japanerin; hernach das Automobil: und er kann ein witziges, lustiges, glänzendes Theaterstück haben. Ich spreche con

amore davon: um an einem Fall der großen Erfolgsnähe darzutun, wie es einen Autor wurmen muß, leuchtendem Aufwand kurze Frist beschieden zu sehn. Dies „Beinahe" lebt von dem Stück als Stärkstes im Sommer.

VI.

Sonst . . . Ja, ein verkitschter Calderon. Dann . . im Schauspielhaus „Viel Lärm um nichts"; (um schon mehr altkatholisch zu werden). Tor und Tod subaltern gespielt; ohne das Geisternde; Hofmannsthal muß den Kopf geschüttelt haben. Liebelei kommt mir noch in den Sinn — die Schauspielerin Höflich mit ein paar ganz hohen, seltsam packenden Klängen (Sie bringt sie dann in anderen Stücken zu bewußt wieder.) Was fällt mir noch ein? Goldoni gleichgültig. Esther, nichts. Marquis von Keith . . ., der Schauspieler Wegener, mit der Maske; (er ist ein Arbeitender, der aber nur streckenweise den Strom hat). Der Rest des Abends ein Verrinnsel; die tiefsten Stellen ungehoben. Ein mehr als mittlerer Homburg . . .

Girardi . . . Neu für Berlin. Ein alter Meister. Nicht weniger. Das ist die Vollendung. Ergriffen wird man: nicht, daß er rühren wollte, sondern weil er soviel kann. Apollinisch, wenn er Gehaltenes gibt; dionysisch, wenn er superior aufträgt . . . Eine Volksgestalt und ein Volksbezauberer. Er steht vor mir, es ist nicht anders zu sagen: wie das späte Genie einer halbvergangenen Stadt.

Zuletzt: Alexander Moissi. Nicht so viel Handwerk . . . Bloß eine Musik. Bloß eine Musik tieferer Sonnen. Damit wird die Frage, ob er ein „starker Schauspieler" ist, beantwortet . . . Ein Reiz ist er! Ein Klang ist er! Ein Zauber ist er! . . Gesalbt unter besseren Himmeln. Das Feierkleid um den Fall der Worte. Kein Darsteller, — eine Stimme; ein Zusammentreffen. Doch! ein Darsteller: wie er das Elementarische des Franz mit brodelndem Blut ins Leben schickt und mit einer schußartigen Magie . . . In summa: ein Gast aus dem Blauen — und doch ein Differenzierer.

Ein Bissen für William Shakespeare. Mehr sag' ich nicht.

Ganz zum Schluß: ein junger Mensch ist zu erwähnen: er war der Stumme bei Hebbel (auf Herrn Halms Bühne). In meinem Sommer haftet seine Hinknirschung, sein Schrei. Er heißt Artur Retzbach.

VII.

Das einzig Neue des Winters gab William Wauer. Dieser Abseitige, Pechumdunkelte schafft für schleierflüchtige Gebiete dramatische Möglichkeiten. Er allein tat starken Schritt, Entwicklungen zu öffnen. Der Vorgang blieb unbeachtet: er gehörte zu den wesentlichen, nicht bloß des Jahres. Hier ist ein Landgewinner. Einer, der von Außenvanitäten zu einer besonderen Kunst innerlichen Klingens zurückschreitet. Auf einem vor ihm nicht gekannten Weg eine Rückkehr zum Ohr. Der Mann ist blind für sehbare Stile: er gestaltet das Herz einer Dichtung für das Ohr (mit einer nur bestimmten Feldern adäquaten

Sonderkunst.) Dieser im Winkel Kämpfende steht vor den Schauspieler-Golems als Erfinder, als harter Schöpfer unerbittlich, bis sie singen, was er hört. Sein Ziel erlischt und flirrt nicht: neuer Seelenausdruck im Stimmklang, (nach meinem Urteil nur für einen gewissen Poesiekreis). Neben dem exakten Wortinhalt bringt Wauer die Gesamtsymbolik eines Begebnisses heraus: durch die besonders tönende Stimme. Der Einzige, der Maeterlinck heut spielen kann, ist er; darüber gibt es keine Erörterung. Endlich begreift ein Mensch vom Theater, daß die Gedichte des Belgiers wie Musikstücke zu behandeln sind ... Man gibt uns für Maeterlink (was falsch ist) einen dekorativen Stil, mit einem trägödien-tragischen Stil. Er braucht jedoch vorwiegend, ich muß es mit meinem alten Wort ausdrücken, „den Klangfall eines tönenden Dichters". Ecco. Er hat ihn bei Wauer. Wauer spielt nicht Maeterlinck: er spielt das Maeterlinckprinzip. Will sagen: er gibt, bewundernswürdig folgestark, den Extrakt vom Gefühls-mäßigen einer Kunstpoesie: indem er (das ist es) ihr Unterirdisches durch eine besondere Technik des Tons klingen läßt. Damit gewinnt er, was zu dreivierteln brach liegt. Er hebt die Stimmung ab, träuft sie staunenswert ins Ohr. Wauer ist ein Kommender. Für ein lebendes Poesiedrama heute nicht zu missen, noch wegzumerzen. Sein Vorstoß bleibt etwas, das Kunstmenschen angeht.

Aus der Komik und der Kläglichkeit seines Fahrzeugs ist er auf ein leidliches Schiff zu heben, wenn diese tapfere Kunst nicht einsam versaufen soll.

VIII.

Mit einem Lächeln geschieht es jedesmal, daß ich aus der großen Erlebnis-welt meiner Sommer in die unbedeutende Welt der Theaterkritik zurückkehre. Kunstschmuß allein wäre mir verächtlicher als nie zu baden. „Ich mußte mein Leben opfern, meine Schwester pflegen (Sie wissen, daß sie stirbt) — — bis ich selber sterbend war", sagte mir auf Englisch eine Sterbende; „da sind wir mit Mutter hierher gefahren". Ein Mädel, im Atlantischen Ozean, auf einer Insel, wo es Heliotropbäume gibt, wo die Erika als Baum in Erikawäldern steht. Die Pflanzen greifen nach einem mit ihrem Sterbe-geäst, es ist ein Streicheln vom Jenseits, lächelnde Araukarienhände, Hände besonderlicher, seltsamer Palmen, sie packen mich im heißen Dunkel, es sind Boten — von einem. Ein Grauen vor diesen hängenden Fabelranken, die sich bewegen, die tasten. Dahinter lauert oben der Höllenschlund, nein: das Eis, er droht in deine Nächte, eine Frau steht neben dir im Traum, eine Bäuerin, die Augen fest geschlossen, und spricht: „Ich sehe dich doch!" Sie lacht: „Durch die Fleischdecke der geschlossenen Augen, — ich seh' dich doch!" Daß man in der vierten Stunde erschauernd aufwacht und sieht, wie das Meer ... heran-quillt, zwanzig Meter hoch heranquillt, es ist sein Alltagszustand. Mir scheint, daß die Wellen über hohe verschollene Mühlen mit spanisch-arabischen Müllern rollen. Dies Blaue quillt um Lava. Und die Sterbende schreit durch die Wände — jetzt wird ihr die Brust zerspringen.

. . . Wenn ich aus der großen Erlebniswelt meiner Sommer in die unbedeutende Welt der Theaterkritik zurückkehre: so bin ich selbst von meinem Freunde G. Flaubert, zuständig in Croisset bei Rouen, getrennt; indem er einmal beteuert, ich weiß das auswendig, ungefähr so: „Je donne toute la Suisse pour une salle du Vatican". Er fügt bei: „C'est là qu'on rêve". Nein. Nein. Nein. Die Kunst ist weggeblasen in manchen Sommern bis auf Dinge, die Lebensangelegenheiten sind.

In mir lebt noch der Ibsen von Otto Brahm. Ich weiß, daß ich ein Künstler bin. Sonst aber sind mir die Äußerlichkeiten wichtiger, Erinnerungen an die Begleitumstände des Theaters; Erinnerungen an das Hinfahren wichtiger als die Stücke; Hinfahren, die Marke für den Mantel, die Zufallsbegegnung von Augen, der Gestus einer schattenhaften Person während des Spiels; und Leute, die nicht im Theater sind. Alles was dem Verströmen meiner Tage gilt. Ich lande, nach einer unerhörten Natur, . . . (wo?) — — zuletzt in Paris, und ich verachte zum erstenmal diese Stadt (nach 14 Tagen bet' ich sie trotzdem an). Ein krüpplig-nordisches Nest. Paris ist verkrüppelt, kleinlich, ein mürrischer Rumpelhauf', hinwegzufegen, von einer, einer, einer Welle . . . aber man kommt in ein Stück von Feydeau, hieß es nicht „Occupe-toi d'Amélie"?, das ist einem etwas, nicht weil ich eine Kultur, sondern weil ich ein Frauenzimmer im Hemd sehe; ein Frauenzimmer spielt einen ganzen Akt im Hemd. Weil es Lebensglanz ist; weil alle lachen; weil die Erinnerung an kein Drama mitspricht.

Ein Aufsatz über das Theater: hier ist er, gibt Sachförderliches und spricht die Wahrheit. Sollt' ich aber die Frage nach dem Saison-Wert des Lessing- oder Deutschen oder Kleinen Theaters ernsthaft in mir diskutieren, ich hielte mich für einen Esel. Mich fesselt im geringsten nicht die Frage, ob dieses Menschenhaus oder jenes Schau-Spielhaus Vergleichbares bieten. Eher etwan ein Lebensphänomenchen: die Suggestion auf die Äffchen; das ist Leben; oder die Beobachtung: wo die Liebe hinfällt; wie die Heldchen, auch nur im Theater, zustande gebracht werden: alles dies lockt mich, insofern es lebensvoller ist als was die Leute spielen. Nicht die Frage nach den Leistungen lockt, aber der Spaß wie man etwan eine Zentralstelle zu sein braucht, um den Aberglauben an eine Persönlichkeit zu wecken. Und aus solchen Zügen der Praxis darf das Bild der Lou-Andreas Salomé nicht wegbleiben; welche der einzige Mann ist, mit dem ich dauernd verkehren könnte. Die klügste Person sobald sie nicht schreibt. Mit dem Eigentümlichen: immer für das zu zeugen, was da ist; für den zu zeugen, der da ist. Nun also. Hier winkt wandelndes Leben. Sie besonnte den Talisman-Dichter L. Fulda. Sie schützt Hauptmann. Sie erläutert Wedekind. Sie schwärmt für Paul Goldmann. Sie verschönt das Sein F. Nietzsches. Sie besang Sudermann im Augenblick, wo er da war. Ihr wird kein künftiger Theatermann ent-

gehn. Die Freundin edler Männer, auch die meine. Diese Daseins-Phänomenerln der Praxis tun es einem an. Hier wächst das Saftige. Sommer, schöner Sommer. Lou vermag nicht so sehr Eindringendes wie zäh Andringendes. Diese (im Ernst zu verehrende) Frau ist kein bohrender Geist, doch ein klammernder. Er äußert sich fast ohne Rücksicht auf das Objekt; das ist ihr Lasterchen. Eine mystisch Dienende, bereit, Unverwickeltes zu bewölken. Das ist Leben. Eine Seele reich und unbegründet. Sie wird entdecken, daß Ibsens Vererbungsdrama den Schwerpunkt nicht in der „Tendenzhärte" der „Vererbungstragödie" hat, — wenn eine Theatervorstellung in einem bestimmten Punkt anfechtbar gewesen ist. Hier ist Fülle; Daseinsfrühling; sie wird in diesem Punkte gelehrig den Ibsen entmannen oder zupaßrenken. Wer weiß, ob sie die Alving'en als Kämpferin, und nicht als eine Dienerin sich vorstellen kann; sie selber dient. Wäre die Ibsensche Frau dienend wie Lou, sie hätte mit einer Theodizee geendet und Oswalds Gehirnerweichung eigentlich gerade als den guten Punkt in der Welt herausgefunden, wenn Gott, der Urheber dieser Gehirnerweichung, damals „da" war. Alle diese goldnen Daseinsformen sind die sichersten Dramen, die ich sehe; über die ich richte. Denn daß man zufällig ein Theaterkritiker ist, — vergessen, so wahr ich . . . lebe. Ich weiß, daß ich nach dieser Richtung wieder tätig sein werde; doch ich müßte das nicht. Gar kein „innerer Zwang". Nur, weil man diese Stellung als Kritiker einmal gewonnen hat. Äffchen! Ich hielte mich aber, siehe oben, für einen Esel, wenn mir das Drumunddran, in der Erinnerung des Sommers, nicht wichtiger wäre: Das Hinfahren und dort jemanden treffen. Die Straßenlichter; die Stunde vorher. Manchmal die Nacht hinterdrein.

Sehr wichtig dagegen bleibt es, den Spinnen des Gartens Fliegen ins Netz zu geben. Die Fallenstellerin stürzt sich, kaum ist die Fliege ins Netz gehoben, mit einer unerhörten Jagdwut auf das Tier und erdrosselt es. Vor meiner Hand hat sie keine Angst mehr . . . Sie nimmt die Fliege mit rasender Verve und umschnürt sie mit ihren Fäden, sie turnt um das Opfer herum, ich sehe wie sie etwas aus sich produziert, womit sie die Zappelnde einwickelt, hinrichtet. Luder, Kanaille, Raubtier... Man sitzt am Abend unter dem schweren wilden Weingerank seines Gartens. Dramatiker, Krebse wird es geben. Und ich sah einen vorhin. Was er für Bewegungen beim Sieden gemacht hat. Und als elf hineingegeben waren, wußte der zwölfte bestimmt sein Los. Man sitzt bis vier Uhr nachts im Garten. Gegen die Stehlampe fliegen dicke Motten. „Sie sind klein". Nein — ich habe sie durch ein Vergrößerungsglas gesehen: sie sind so groß wie ich. Ihr Todesschreck ist wahnsinnig — wie meiner sein wird. Um zwei Uhr schleicht eine Katze, niedlich und schwarz, durch das Dunkel und geht nach den Feldmäuschen des Rasens. Und ich treffe sie mit einem Stein, daß sie klagt. Warum ist das alles?.. Vor mir sieht unsichtbar ein sanfter Mann von den friesischen Inseln; der stellt Entenfallen; er langt in das Netz. „Und dann"

(sagt er freundlich mit der flüsternden Zartheit im Sprechen, welche die Nordwestdeutschen haben) — „und dann werf' ich des Tier nur mal eben so'n beten um meine Hand herum, daß es die Wirbelsäule bricht". Und die wilden Gänse. Man geht in der Dunkelheit mit Laternen auf den Sand. Die Gänse sehn bloß den Lichtschein, aber der Mann selber steht im Finstern. Man schlägt die Tiere mit Knüppeln tot. Überhaupt ist die kalte Zeit köstlich auf den Inseln. Besonders eignen sich Radfahrlaternen. Er ist ein schmächtiger Schiffer, in dessen Schullehrergesicht ich jeden Muskel für sich arbeiten sehe. Er entschwindet mir. Eine größere graue Katze kommt durch den Garten.

Ich denke gern an einen schönen Vers des jungen Elsässers René Schickele:

Irgendwo
Blühen die Gärten mon repos . . .

Ich drücke jedoch die Ranken, mit Arm und Kopf, mit dem Gewicht: sie schreien vor Schmerz. Sie wollen brüllen — und sind gelähmt. Die graue Katze springt zurück, Erregung, ein kleines Tier quietscht, Todeskampf.

Ich sehe beim Lichtschein durch die Gartentür in meinem Arabergemach etwas, das einst vor einer Sandbank auf mich zuschwamm. Es war neugierig wie ein Kind. Ich schoß es ins Auge.

X.

Wenn wir unsern Körper den Bazillen gäben, zum Essen, ohne Heilmittel: das wäre die letzte Konsequenz des Christentums. Ein Spaß. Ein andrer Spaß: Was wird sein, wenn eine Menschheit sittlich auch im Begehren ist, auch im Gedanken? Jetzt haben wir die Sittlichkeit des Handelns. (Im Beginn.) Aber der Konsistorialrat sieht den Busen der Köchin, er stürzt nicht über sie, doch er empfindet seine Schurkerei; sie tritt nicht ins Leben — wird nur unterdrückt.

Wenn diese tägliche Arbeit des Überwindens wegfällt (tägliche? stündliche!); wenn auch das Denken sittlich ist: werden diese ersparten Arbeitskräfte benutzt werden zu einer Sittlichkeit gegen Pflanzen?

Die Ranken meines Gartens sind ruhiger als die tastenden Finger der Sterbegewinde halbtropischer Spaßbäume. Aber dazwischen bohren dieselben Zungen. Sommer hin, Winter her: soll man aufwärts streben? Es lassen sich allerhand Einwände hierwider machen. Mein Streben, beispielshalber, geht mit mir zugrunde. Ich kann nicht Alles schriftlich mitteilen, was ich bin; also nicht übertragen. Zweitens: ich habe keinen Sohn; also bleibt es unvererbt. Schlemme, so weit etwa dein Wohlgefühl nicht von Katerstimmung verschlechtert wird. (Nur so weit.) Im Sommer durchschaust du die Torheit dich zu verströmen.

Arbeit schändet. Warum Bücher durchblättern. Warum gar eine Kritik hinschreiben; dartun daß man eingesetzt ist; und als ein Richtkünstler siegen.

Man kriegt Falten davon . . . und verscherzt sich die Liebe vielleicht einer Stumpfnase mit zartbuschigem Brauenstrich über den Spitzen des edel-jungen Leibs, mit Sternenhänden, und unter einem Sommerhut, so . . . mit blauer Seide die Ränder breit gefaßt, und blaue Seide wieder um den himmlischen Kopfteil, dazu ein schwermütig-frischer Mund, der leise gallisch redet mit etwas fremdem Klang. Man verscherzt es; oder die Liebe zweier Beamtentöchter — mit wehendem Haar . . . und ihrer Kusine. Oder den langen Kuß einer Sängerin. Oder die blonde Lust einer einmaligen Nordseemagd beim Wandern.

Beethoven und Michel Angelo sind mir im Sommer die Ausgestoßenen. Die Gezeichneten. Ich kann euch nicht sehen, Weltenschlemihle! Wie von etwas nicht Reinem ist man von euch getrennt im Sommer.

Noch lieg' ich vormittags halbnackt im Weingebüsch. Noch zittert der Ruderstoß in meinen Schultern, englischer Trab in den Schenkeln. Atmen will ich: und mich nicht opfern.

Ich weiß, daß ich, im Februar, dennoch dazu gebracht bin: mein gelbrotes Blut zu vernichten; weiße Teile zu kriegen; mein Herz zu verströmen, — warum? um einer Musik willen, die ich schuf, in drei Seiten stabiliert, spät als eine Versäumnis erkannt. Um kürzer zu leben als die goldne Vampyrschar meiner für ferne Zeit gezeugten Worte.

Arbeit schändet. Dort nahen die Weltschlemihle. Die großen Halbmenschen — und werden meine Gefährten: für eine Dressur, uns auferlegt von unsichtbaren Vivisektoren, zu einem vielleicht geringen Dungzweck, dem wir pathetische Worte leihen.

XI.

Hoffentlich entfaltet sich auch die kommende Theatersaison gedeihlich.

Chronik: Der Kaiser hat gesprochen/ von Junius

Der Kaiser hat gesprochen!

Seit zwanzig Jahren schwirrt dieser Ruf rings um die ganze Erde. Er zuckt durch Millionen deutscher Herzen. Er scheidet alle Regsamen und Reizsamen beiderlei Geschlechts in Jasager und Neinsager. Er erregt Jubel und Trauer, Verstimmung und Schadenfreude und ist — o Graus — die Erstursache einer Literatur, die endlos ist in ihrer Ausbreitung, zerfahren in ihren Tendenzen, von wüster Unberechenbarkeit in ihren Wirkungen, unvermeidlich in ihrer Allgegenwart. Dieses Phänomen ist einzig in seiner Art, die geschichtliche Erinnerung bietet kein Analogon, am wenigsten aus der Hohenzollerngeschichte; und es ist nur allzubegreiflich, daß die Deutschen, die es am nächsten angeht, noch heute nicht wissen, noch heute darüber streiten, noch heute an dem Problem ihren Scharfsinn wetzen, ob seine Wirkungen wohltätig oder schädlich sind.

Diese Tatsache steht riesengroß im Mittelpunkte unseres politischen Lebens. Ein Teil unserer politischen Energien verzehrt sich in Kommentierung jedes kaiserlichen Spruches, und obwohl es zuweilen ganz unsicher ist, ob und in welchem Umfange er neben den literarischen auch reale Wirkungen übt, weil die vielen kleinen Organismen im großen Organismus des Staates nach ihren eigenen Gesetzen fortexistieren oder vegetieren, werden die zeitunglesenden Millionen entweder in den Glauben hineingezwungen, als ob dies die naturgemäße und normale, durch die Reichsverfassung gewollte und durch unsere Traditionen geheiligte Beschaffenheit unseres politischen Lebens sei, oder in einen Zustand maßloser Kritiksucht hineingeärgert, die verdrießt, weil sich doch niemand gern mit der Kritik des Negativen abquält. Ein Blick in die Presse und Zeitschriften überzeugt uns, daß dicht neben dem Weihrauchfaß die Kloake steht. Wenn die deutsche Reichsverfassung nach Geist und Buchstaben auf eine solche allerpersönlichste Zuspitzung des öffentlich-politischen Lebens angelegt ist; wenn sie diesem irrationalen Faktor, dem jeweiligen Preußenkönig, der die Präsidialmacht in Deutschland innehat, absichtlich einen solchen Spielraum zur Betätigung einräumt, daß von Gewicht und Richtung seiner Neigungen und Begabungen, seiner Menschenkenntnis, seines Pflichtgefühls und der Zusammensetzung seines Menschentums Wohl und Wehe deutschen Lebens, die Mehrung des Reiches an Gut und Gold, an Wert und Humanität abhängt; wenn der geheime Sinn, die Zweckbestimmung des letzten Jahrhunderts deutscher Geschichte war, einen König — à la Gustav Freytag — in und von Germanien zu schaffen, der, umgeben von seinen Paladinen, den Herzogen, umringt von diensteifrigen inferioren Ministerialen, umflutet von einem Gewimmel schaffender, schöpferischer und politisch doch nicht ganz mündiger Untertanen, gleichsam als Regulator des Uhrwerks, das wir deutsches Reich nennen, zu wirken hat, — ja dann ist das Gewollte Ereignis geworden.

Aber gleichzeitig ist, als Wirkung dieses Zustandes, eine große Spaltung der Nation eingetreten, die sich in zwei große Gruppen feindlicher Brüder scheidet: die einen schwingen dem Kaiser Weihrauchfässer und erfüllen die Luft mit Lobgesang („die Himmel rühmen des Ewigen Ehre"), und die anderen sehen sich gezwungen, ihren Willen zur Politik in die undankbarste aller Formen zu gießen: die Kritik.

Riesengroß steht dieses Phänomen im Mittelpunkt unseres politischen Lebens; und das Erwachsen Deutschlands zu einem Imperium, das, gigantisch, in gepanzerter Rüstung dasteht, ungebärdig die Zwangsjacke seiner binneneuropäischen Existenz wegzuwerfen trachtet, den Überfluß seiner Menschen und Güter in alle Weltgegenden ausstreut und mit seinen Interessen und Schiffen und Bahnen und Kapitalien überall auf der bewohnbaren Erde gegenwärtig ist, das überall Gegnerschaften, Nebenbuhlerschaften, Neidschaften als sofortige Quittung seiner geschäftigen Allgegenwart einheimst: das macht dieses Phänomen zu einem Problem, und die Lösung dieses Problems zu einer nationalen Existenzfrage. Das ist heute keine Übertreibung, sondern beinahe schon eine Banalität. Die imperialistische Fatalität ist heute so stark und drückt mit ihren Zentnergewichten so derb auf Michels dicken Schädel, daß selbst der Linksliberalismus und die Demokratie in der Form der Zustimmung zu den nationalen Forderungen, zu der Verwertung einer Riesenquote des nationalen Arbeitsertrages für Wehrzwecke, sie registrieren, um nicht ihre Parteiexistenz in Frage zu stellen. Mit dieser Fatalität rechnen wir, und auf sie haben wir unsere nationale Zukunft einzurichten; die Bescheidung, die Beschränkung, die Friedensliebe quand même steht Christen gut an, das Bedürfnis danach kann nicht aussterben, aber . . . Gestern die Straßburger Friedensverheißung und morgen die marokkanische Note; gestern die Cronberger Zusammenkunft, mit der détente der anglo-deutschen Verstimmung als Resultat, mit der anglo-deutschen Entente in Sicht, und morgen das Aufflammen des schon besiegt geglaubten Mißtrauens, ein neues Kapitel in der Geschichte unsrer seit zwanzig Jahren hysterisch betonten Beziehungen. Und so fort. Was ist uns Marokko? Exakt ausgedrückt: $^1/_{1312}$ unserer Vielmilliardenausfuhr; nichts mehr. Nichts mehr? Es ist seit zwei Jahren der Punkt, um den sich alle unsere — natürlichen — Neidschaften zusammenballen, es ist der Wetterwinkel, von dem aus unsere auswärtigen Beziehungen zu sämtlichen Großstaaten des Erdballs die Beleuchtung empfangen; heute offenbar der Punkt des geringsten Widerstandes. Die Fatalität gibt die Vorsehung, aber die Methoden, sich auf sie einzurichten, liegen in der Menschen Hand. Sind sie richtig?

Die imperialistische Fatalität abzuwehren, das mutet uns kein vernünftiger Ausländer zu, sie ist unser Schicksal. Sie sagen — Franken, Angelsachsen, Reussen —: Die Bevölkerung Deutschlands ist viel dichter als bei uns, sie nimmt viel schneller zu, der deutsche Boden ist karg und wenig ertragreich, das kalte, unfreundliche Klima erlaubt nicht, den Lebensstandard herabzudrücken und in Entbehrungen zu

leben, die innere Regsamkeit und der sittliche Arbeitswille dieser intellektuell begabten aber auch kriegerisch stolzen Rasse drängt über die Grenzen; die nimmermüde deutsche Unternehmungslust, ihr Expansionsdrang ist keine Willkür, ist kein Produkt kaiserlichen Machtwillens, sondern der physiologischen und wirtschaftlichen Notwendigkeit. England hatte, zum Schutz gegenüber ähnlichem Zwange, die ungeheuren Besitzungen, in deren Becken der Überschuß von Menschen und Waren abfließt, ohne für die Heimat verloren zu werden. Deutschland wollte ähnlich vorgehen; aber es findet . . . die Erde verteilt, die Absatzmärkte zum großen Teil von den Erstgebornen besiedelt, und daraus ist das ernsteste Problem der Gegenwart entstanden. Weil nämlich jene Erstgeborenen für das Gleichgewicht unter den Staaten fürchten und sich sagen: diesem so gearteten Deutschland bleibt, unter so gearteten Umständen, nichts übrig als sich „neue Absatzgebiete durch die Einschüchterung oder das Schwert zu öffnen, sich Vorteile durch aufgezwungene Verträge zu sichern, das Gewicht seines Schwertes in die Wagschale seines Handels zu werfen". Das ist, seit Jahrzehnten, in allen Varianten in der gesamten politischen Literatur aller Zungen zu lesen, allen Diplomaten ist es gegenwärtig, der Mehrheit aller Politiker (auch unter den englischen Regierungsliberalen) ist es Dogma, es erscheint als der nackte Leib in dem Dunst und Nebel der journalistischen Lügengewebe, und wenn der Berichterstatter für das französische Kriegsbudget, Gervais, das deutsche Problem, übrigens höchst besonnen und mit der Objektivität eines Gelehrten, so formuliert (in der Aktion), darf er der Zustimmung aller Koalitionsvölker sicher sein. Die Ausländer betrachten unsern Drang, ein Weltvolk zu sein, als natürlich: zu dem Weltvolk aber gehört ein Weltreich nach englischem Muster . . Ich kann nicht finden, daß diese Auffassung stark übertreibt. Wir haben keinen aggressiven Willen. Wohl aber liegt etwas davon in der Tendenz unserer Wirtschaft; in den Riesenziffern unseres Welthandels; in der nervös und empfindlich machenden Schwierigkeit, ein Volk wie das deutsche, das in zwei Jahren etwa 65 Millionen Menschen umfassen wird, bei hohen Ansprüchen an die Lebenshaltung auf dem winzigen Gebiete des Reichs zu ernähren. Wir sagen uns zwar, so lange die gegenwärtige politische Konstellation in Geltung bleibt, dürfen wir den Gedanken an den Erwerb überseeischer Ansiedlungskolonien nicht aufkommen lassen; aber . . . geschehen muß etwas; und die verkehrspolitische „Aufschließung" (z. B. durch die Bagdadbahn), auf die der Expansionszwang verfallen ist, ist wohl ein Kulturstifter, aber kein reiner Friedensbringer. Daher, nur daher rüsten wir ruhig weiter, bauen weiter Flotten, das gehört zu jenem Teil der Fatalität, den uns, scheint es, das Schicksal auferlegt. Die Geschichte Großbritanniens in den letzten drei Jahrhunderten gibt keinen Anlaß zur Beruhigung; und die Entwicklung zur eifersüchtigen Nervosität und Überwachung deutscher Wirtschaftsmethoden vor und seit dem Angstruf „Made in Germany" (1887) und dem politisch organisierten Weckruf: „Angelsachsen aller Erdteile, vereinigt Euch" (seit Chamberlain), die steigende

Flut schutzzöllnerischer Tendenzen unter freihändlerischer Flagge (bei dem am 20. August in Kraft getretenen Patentschutzgesetz sind Deutschlands Handel und Industrie die Leidtragenden), der feste Wille, wenn anders unmöglich, mittels eines Milliardenpumps die Riesenflotte ins Schreckhafte zu vergrößern: das schreibt auch uns die Wege vor, die eine allweise Vorsehung uns zu wandeln bestimmt.

Aber die wichtigen Methoden, dies Schicksal von Aufgabe zu gestalten, — gehören die öffentlichen kaiserlichen Willenskundgebungen zu ihnen? Sie sind mehr als persönliche Äußerungen des Monarchen. Von den Kunst, Literatur, Religion, Volksmoral betreffenden spreche ich hier nicht, sie regen an und auf, verletzen oder erfreuen Interessenten und Cliquen, aber die inneren Triebkräfte der Kulturbewegung im engeren Sinne sind so unüberwindlich starke, daß keines Sterblichen Einzelwille, sofern er die Entwicklung von ihrer natürlichen Richtung ins Ungewollte abzudrängen trachtet, dem kollektiven Kulturbetrieb den Stempel aufzudrücken vermag. Jene Kundgebungen aber, die die völkerrechtlichen Beziehungen zwischen den Nationen begutachten, oder durch Begutachtung beeinflussen wollen, sind, einmal geschehen, nicht mehr ungeschehen zu machen, sie sind, in dem Augenblicke ihrer Erzeugung, historische Akte und gehören hinfort zu den *Inhalten* des politischen Lebens, die ihre Fernwirkung üben, — möglicherweise also auch eine ihren Ursachen entgegengesetzte. Diese Tatsache allein, das absolut Problematische ihrer Wirkung, macht das ganze Verfahren zu einem an Gefahren für das Leben der Nation reichen Novum. Jede kaiserliche Kundgebung, deren Nebensinn sich deutlich an fremde Völker richtet, verpfändet die nationale Ehre, für die wir mit Gut und Blut einstehen müssen, da uns die Hoheit und Würde der kaiserlichen Person und Stellung als ein unantastbares Heiligtum gilt. Wüßten wir nun, daß sie als die Resultante der Beratungen mit den verantwortlichen Ministern anzusehen ist, die in einem *Auslese*verfahren als die stärksten politischen Köpfe der Nation an die Seite des Herrschers gestellt sind, um seinen Willen zu befruchten, so läge ja in solchen kaiserlichen Kundgebungen über politische Gegenstände schon eine Art Beschluß des Mehrheitswillens vor, und wir müßten uns zunächst dabei beruhigen; nach unserem Verfassungsbrauch liegt ja aber schon in der Wahl der Minister eine erste überaus wichtige Willenskundgebung des Monarchen vor, und wir wissen nie, ob bei allen weiteren nicht etwa die Minister die besiegten sind . . . So bleibt der Nation, die doch schon zu mündig ist, um bei dem ganzen ihr Wohl und Wehe angehenden Prozeß regungslos zu bleiben, nichts übrig, als durch Kritik ihre Anwesenheit, ihr Interesse für das politische Geschäft zu bezeugen, — vielfach durch Kritik, die, stets undankbar und selten produktiv, auf dem besonders schlüpfrigen Gebiet der auswärtigen Politik ihre niederziehenden Schädlichkeiten hat.

Wer also nicht verstehen will, nach welchen Mustern Abhilfe zu suchen ist, der befreunde sich mit der ins gehässige, ins persönlich-gemeine, in simplizissi-

musartige ausartenden Kritik der kaiserlichen Politik als stehender Einrichtung im neuen deutschen Reiche. Das nenne ich eine Demoralisierung verewigen wollen. Eine Kritik der kaiserlichen Person wünscht kein Patriot; aber man ist darum weder Volksretter noch Volksversteher, weil man, mit gleißnerischem Wortputz und pseudo-aristokratischer Sophistik, sie verdammt, und gleichzeitig unter Aufgebot einer elenden Geschichtsklitterung, die Wege als undeutsch denunziert, die jenes notwendige Übel unmöglich machen. Von Volksrettern dieser Art, die mit verschlissener Romantik ein Weltreich wollen zimmern helfen, wimmelt's in Deutschland, sie sind es, die, politikblind, des Kaisers Aufgabe in die des einzig möglichen ... aber doch wieder nicht einzig verantwortlichen Steuermanns des Deutschen Reiches umfälschen. Die Regierung eines modernen Staates — kann denn ein heutiger Staat gestrig sein? — ist ein System von unendlich verteilten Verantwortlichkeiten, die von scharf kontrollierten Körperschaften und Individuen getragen werden. Jene aber denken nicht daran, daß der liebe Gott sich ganz still verhält und niemals in eigener Person regiert, sondern durch seine Delegierten — die Naturkräfte. Wenn man diesen nordischen, der Phrase abholden Männern(!) Glauben schenken wollte, ist das Volk ein Gewimmel von Unzulänglichkeiten; die Verfassung ein Abstraktum, eine aus dem Auslande eingeschleppte Konstitutionsschablone, unlebendig und unfähig, in den politischen Selbsterhaltsinstinkt des deutschen Volkes als Notwendigkeit überzugehen und Tradition zu werden. Es fehlt nicht viel: und die ministeriellen Bekleidungsstücke werden als lästig empfunden, auch wenn ein Stein oder Bismarck darin steckt. Diese Wege aber führen in den Rachen des von den Götzen Gloire und Prestige bewachten Napoleonismus.

Das allumfassende politische Leben ist die härteste aller Realitäten. Es verträgt keine falsche Romantik, es duldet nicht, daß über die Gegenwart das mit Rosen bekränzte Leichentuch der Vergangenheit gebreitet wird. Die Kaiseridee war von Bismarck modern-realistisch und konstitutionell gedacht: zur Unifizierung und Zentralisierung der Reichsteile. Sie war bestimmt, das deutsche Gesamtbewußtsein politisch zu organisieren, und nichts lag ihm ferner, als die Wiederbelebung mittelalterlichen Kaisertums, dessen Geschichte zum großen Teil gar wenig romantisch, nämlich die Geschichte furchtbarer Katastrophen war. In den Erinnerungen spricht er von Kaiserwahnsinnigen, worunter nicht des Kaisers Freunde, sondern seine und des Reiches Feinde gemeint sein können. Wenn daher die Verhältnisse sich so gestaltet haben, daß die deutsche Geschichte offenbar zwischen den Zufällen eines großen Königs und eines großen Staatsmannes hin- und herschwankt, so haben wir keine Ursache, über unsere politische Zukunft ruhig zu denken. Es ist ein kranker Zustand; eben deswegen erwachsen ihm (in Süddeutschland) Lobredner, die in ihrer wortreichen Sucht, das Unmögliche in das Notwendige und Nützliche umzudeuteln, sich als krause Wirrköpfe und Charlatane entlarven.

Rundschau

Paulsens Vermächtnis

Friedrich Paulsen, unter den schriftstellernden deutschen Katheder-philosophen wohl der gelesenste, meist aufgelegte, von der Öffentlichkeit am meisten beachtete, ist, zweiundsechzigjährig, in Berlin gestorben. Selten noch sind einem Katheder-philosophen Tränen so anhänglicher Liebe ins Grab nachgeweint worden. Sie galten auch gar nicht etwa den Verdiensten des Gelehrten oder des Denkers: Paulsen war beides nur in stark bedingtem Maße. Er war kein Bahnbrecher in Forschung und Lehre, kein Geist, dem eine neue Synthese gelungen ist und der seine Zeitgenossen zwingt, mit seinen Erkenntnisformeln Welt und Leben zu begreifen. Er selbst war innerlich und auch äußerlich zu bescheiden, um zu wähnen, er gehöre in die Reihe ewig ihre Zeit überlebender Charakterköpfe. Es mag geradezu als einer der sympathischsten Züge an diesem grundgescheiten und liebenswürdigen Menschen gelten, daß er, darin manchem seiner heutigen Fachkollegen ganz unähnlich, der Distanz zu den großen schöpferischen Geistern sich stets bewußt blieb und in seinen Hörern und Lesern dieses Distanzgefühl zu wecken oder zu befestigen suchte. Wohl aber durfte er sich als ehrlichen und aufrechten Befruchter des öffentlichen Gewissens fühlen. Diesem galt die Achtung seiner Gegner, die er namentlich unter den Katholiken besaß, und die Liebe seiner großen Gemeinde, die an Paulsen wie an einer Art Seelsorger hing. In der Tat hatte er etwas von einem Laienprediger; er war weltmännisch in der Form, realistisch in den Ausdrucksmitteln, priesterlich in der Wurzel.

So erklärt sich's, daß sein Tod kein Ereignis war, das nur oder in erster Linie die Zunftgenossen anging; er ging diese eigentlich sehr, sehr wenig an. Viele von ihnen sahen zu Paulsens Lebzeiten dessen publizistische Tätigkeit scheel an, den aufklärenden und erzieherischen Wert seines Philosophierens unterschätzten sie, und nicht wenige seiner Werke betrachteten sie als eine schädliche Anleitung, die philosophischen Fragestellungen zu versechten. Sein sehr angenehmes Darstellungstalent, das das Pathetische mied und anschaulicher Klarheit das Streben nach Tiefsinnigkeit gern opferte, galt beinah als verdächtig, weil es Paulsen als guten deutschen Schriftsteller legitimierte, und seine unbedingte Anerkennung des Lebens als höchsten Wertes wurde von manchem theoretisch gerichteten Studierstubenphilosophen gar als Störung empfunden. In den ersten Jahren seiner akademischen Laufbahn war seine Eigenart dem Fortkommen hinderlich. Er, der sich berufen fühlte, die Philosophie, soweit in seinen Kräften lag, zu unmittelbarem Leben zu erwecken, er, dem die äußerste Sauberkeit und Schärfe des abstrakten Denkens und die philologische Genauigkeit der Begriffsbearbeitung weniger wichtig schien als die Aufgabe, die Erkenntnisarbeit praktisch nutzbar zu machen, — er konnte durch seine gelehrten Facharbeiten zunächst nicht allzu imponieren. Erst siebenundvierzigjährig erhielt er auf Betreiben ... nicht seiner Fachgenossen, sondern Althoffs ein persönliches Ordinariat. Ein gesunder Instinkt hatte die Studierenden, die merkten, welch starker Kulturwille in dieser ganzen unverzopften und unverschulten Persönlichkeit lebte, in Scharen ihm zugeführt,

seine Bücher (die Ethik; die Einleitung in die Philosophie) drangen massenhaft unter die Gebildeten: der viel und zu Unrecht gescholtene Ministerialdirektor fühlte, daß es nicht anging, diesen ungewöhnlichen Menschen im akademischen Betrieb als kümmerlich besoldeten Extraordinarius so nebenher laufen zu lassen. Und nun, als persönlicher Ordinarius, vielleicht gar als Quittung für die unkollegiale Art der Beförderung — Paulsen war nichts weniger als Streber, wohl aber zuweilen ein Schalk — schrieb er sein unzünftigstes, dem Geiste der Katheder-philosophie vielleicht fernstes Buch, über das die Zunftpäpste ein Gewitter von Schmähungen niedergehen ließen: den Kant (1898; bei Frommann in Stuttgart). Es ist Paulsens Meisterwerk; ganz aus dem Bestreben entstanden, die tiefen Grundideen der Idealphilosophie aus der Kantischen Scholastik nackt herauszuschälen und in ihrem Anspruch auf Zeitgemäßheit zu rechtfertigen. Wenn es möglich ist, Kants Orientierung über Natur und Menschenleben zur Nahrungsquelle für ehrlich der Aufklärung Beflissene zu machen, so ist die Aufgabe Paulsen glänzend gelungen. Er ist ein edler Popularisator, der die Phrase verscheucht, indem er den Gedanken vereinfacht.

Die kulturell bedeutendste Leistung des verstorbenen Denkers ist aber die Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Der Titel, der nach gelehrter Archiv- und Bibliothekarbeit schmeckt, mag niemand abhalten, das Werk einzusehen, das auf die Umgestaltung und Modernisierung unseres höheren Unterrichts wohl den entscheidenden Einfluß geübt hat. Wie da nachgewiesen wird, daß die humanistische Bildung auf Grund der Kenntnis der alten Sprachen als Ideal aller „höheren" Knabenerziehung ein . . . Phantom ist, daß sich ein ganzes Jahrhundert an der Verwirklichung dieses Phantoms abgequält hat und die Zeit für die Revidierung des Begriffs der allgemeinen Bildung längst gekommen ist: das ist schlechthin meisterhaft. Das so gelehrt scheinende, zweibändige Werk ist eine Tendenzschrift, fast auf der ersten Seite merkt man, daß Paulsen Schutt wegräumen, neue Wege will gangbar machen helfen; und wenn es auch seiner praktischen, nach Kompromissen und Vermittelungen lugenden Natur nicht gegeben war, aus der geschichtlichen Erkenntnis und der Logik der Tatsachen die letzten Konsequenzen zu ziehen, so wurde sein Buch, über seine Wünsche hinaus, eine mächtige Waffe in der Hand der Reformer.

Ich will nicht leugnen — Verstorbene ehrt man durch Aufrichtigkeit —, daß im Laufe der Jahre philiströse Nebengeräusche und Untertöne in Paulsens Publizistik immer stärker hervortraten, und unter seinen Anhängern die Schar der akademischen Berufsphilister bedenklich anschwoll, — jener Geschlechtslosen, die nur fortschrittlich sind, wenn sie nicht umzulernen brauchen. In dem lobenswerten Bestreben, zu verbindern, daß die Vorurteilslosigkeit aus Prinzip in einen Kampf gegen alle moralischen und sozialen Bremsen ausarte, wurde er ungerecht gegen Nietzsche, gegen Haeckel, gegen die Vorkämpfer einer rationellen Gebirnhygiene in der Schule; die Macht des Katholizismus unterschätze er, die des Protestantismus überschätze er, die treibenden Kräfte der Frauenbewegung kannte er kaum aus erster Hand. Im übrigen hielt ihn vor verletzender Ungerechtigkeit doch der auf dem Grunde seiner Seele schlummernde Skeptizismus meist zurück; er mied das apodiktische Urteil. Nur in einem war er sein Lebenlang von unzweideutiger Entschiedenheit: er haßte die überflüssige Beflissenheit der Bureaukratie, verabscheute die Gesinnungsrieckerei und empfand die Fessel als unwürdig, die des Staates blindeste Diener der freien Bewegung des Geistes und der Persönlichkeit immer aufzuerlegen bereit sind. Es wäre wünschenswert, wenn seine jüngeren Kollegen das Bild dieser mannhaften Persönlichkeit sich noch recht lange gegenwärtig hielten.

S. Saenger

Kongreßphilosophen

Aus einem Brief vom 25. August „. . . Warum in den Zeitungen so wenig vom 3. Internationalen Philosophenkongreß die Rede ist, der vom 1. bis 5. September in Heidelberg stattfinden soll? Die Philosophen

treiben doch ein wichtiges Gewerbe, und Heidelberg bei goldenem Herbstglanz ist doch so schön, so schön. Mich verdrießt die Vernachlässigung. Wenn Pomologen und Entologen, Sinologen und Archäologen, Ornithologen und Paläontologen, Pharmakologen und Balneologen, Biologen und Philologen eine Zusammenkunft veranstalten, wenn irgendwo das Gewimmel von Teilmenschen, Fachmenschen, Interessemenschen „tagt“: dann verfehlt kein Provinzblättchen, die Speisekarte der Zusammenkünfte, Empfänge, Gastereien zu verzeichnen, deren Summe das Programm des Kongresses bildet. Das lockt; das breitet um das Tun dieser Menschen den Nimbus höchster Gemeinnützigkeit. Kommt den Rätselsuchern und Zeichendeutern solche nicht zu? Ich komme auf den häßlichen Verdacht, daß die Journalisten in den Philosophen ihre Feinde und Verächter wittern; daher ihr Wunsch, sie totzuschweigen. Jene — nicht wahr? — schreiben um des Gewinnes willen, verschachern ihre Seele, diese aber bekennen sich, in ihrer stolzen Ablehnung, Erkenntnis und Gesinnung als Tauschobjekte gegen Ehren, Güter und Würden zu betrachten, zu dem ewig denkwürdigen Wort Rousseaus in den Konfessionen: ‚Ich fühlte, daß um des Brotes willen schreiben bald mein Genie erstickt, mein Talent getötet hätte; denn dieses steckte weniger in meiner Feder als in meinem Herzen und war einzig dazu geschaffen, auf vornehm-erhabene Weise zu denken. Nichts Kräftiges, nichts Großes kann künstlicher Feder entstammen. Wenn das Bedürfnis nach Erfolg mich in Intriguen gestürzt hätte, so hätte es mich weniger nützliche Wahrheiten als Dinge suchen und sagen lassen, die der Menge (oder den jeweiligen Gewaltinhabern) gefallen, und aus einem vornehmen Schriftsteller wäre ein Sudelmann aus mir geworden. Nein, ich bin mir stets bewußt gewesen: der Stand eines Schriftstellers (und Denkers) kann nur solange geachtet sein, als er kein Gewerbe ist.‘ Die in Klammern gesetzten Zusätze sind gewiß im Sinne des Genfer Sonderlings. Wenn ich mir so recht vergegenwärtige, was ein Philosoph ist oder sein soll, und daß in seine Hände die Verwaltung des Schatzes gelegt ist, den von Plato und Heraklit bis auf Spinoza, Kant, Schopenhauer und Nietzsche die weisesten und edelsten Männer gemehrt haben: so zieht's mich wundermächtig nach der schönen Neckarstadt. Was werde ich nicht dort zu schauen, was alles zu hören bekommen! Plato der Göttliche lehrte mich, im Philosophen den Gesetzgeber und Regenten achten; kürzlich las ich ihn wieder und fühlte, wie doch der Philosoph im Nabel der Welt sitzt, in jenen helldunklen Räumen, wo die von Nornen und Chariten betreuten Naturkräfte ihre Wunderwirkungen brauen und die Melodien zu dem geschichtlichen Ablauf der Dinge zauberisch erklingen. Tempi passati? O nein. ‚Sehet euch vor‘, ruft Emerson aus, ‚wenn der große Gott einen Denker auf unsern Planeten kommen läßt! Es ist, wie wenn in einer Stadt eine Feuersbrunst ausgebrochen ist, wo keiner weiß, was davor noch sicher ist, und wo es enden wird. Da ist nichts in der Welt der Wissenschaft, was nicht morgen eine Umkehrung erfahren haben möchte . . . Alle Dinge, die den Menschen zu dieser Stunde teuer und wert sind, müssen den Ideen zugeschrieben werden, die am geistigen Horizonte dieser Menschen aufgestiegen sind und die gegenwärtige Ordnung der Dinge ebenso verursachen, wie der Baum seine Äpfel trägt. Ein neuer Grad der Kultur würde augenblicklich das ganze System menschlicher Bestrebungen einer Umwälzung unterwerfen.‘ Siehe: das kriegen Philosophen fertig. Das Ideal ist nicht ausgestorben: Nietzsche hielt sich's stets vor Augen. Der Philosoph ist ihm der notwendige Mensch des Morgens und Übermorgens; der Versucher; der zäsarische Züchter und Gewaltmensch der Kultur, der auf Jahrtausende seine Hand drückt wie auf Wachs. Welche Seligkeit! Und welche Menschen . . . Übermenschen. Ich eile nach Heidelberg, die Versuchermenschen zu sehen.“

Aus einem Brief vom 5. September: „. . . Hast du je die Erschütterung erlebt, die eintritt, wenn ein Glaube als Irrglaube, als Wahn entlarvt wird? So wirst du ermessen können, wie mir zumute ist. In der Aula Sanctorum, wo die Kulturzüchter versammelt sind, sitzt ein Kranz von nicht gut, aber meist wohlhabend gekleideten Herren, die sich durch Blick und Haltung dem bureaukratisch geschulten Preußenauge leicht als Ordinarien,

Extraordinarien, Prädikatsprofessoren, Privatdozenten und in der akademischen Laufbahn Sitzengebliebene abstufen. Daneben ein paar Ausländer. Einige feine Gelehrtenköpfe stechen hervor, aber so sehen fleißige Historiker oder begabte Philologen auch aus.

Ich bemerke, daß jüngere Männer, die um ihre bürgerliche Zukunft bange sind, Fakultätstyrannen devotest den Hof machen; das Problem, das sie hergetrieben hat, ist offenbar: die Philosophie als Karriere. Die Unterhaltungen drehen sich meist um die Belanglosigkeiten des Alltags; die Frage der Besetzung vakanter Lehrstühle bewegt viele Gemüter. Was geht mich das an? Ein Geheimrat schleudert dreiste Invektiven gegen den wehrlosen Nietzsche, und keiner wagt zu erwidern, daß der geniale Unruhestifter für Hunderte von Dozenten das dankbare Objekt einer zugkräftigen Modevorlesung geworden ist. In den Sektionen wird „gearbeitet", Zeitschriftenaufsätze und Seminararbeiten werden vorgelesen, die dialektischen Turngeräte werden fleißig gehandhabt, kleine und feine Bemerkungen werden ausgetauscht. Aber das Lebensmächtige in den großen und wirksamen Philosophien, das an ihnen, was jenseits des Korrekten und Strengwissenschaftlichen liegt, der kühne Wurf ihrer Phantasien, die Intuition ihrer Schöpfer, das Licht, das noch heute aus Plato und Spinoza und Schopenhauer auf unsre trübererfüllte Lebensinsel fällt: das wird von der Sektionsarbeit gar nicht berührt. Hier wird Begriffsanalyse getrieben, die Philosophie eines großen Denkers aber ist Synthese, fast so willkürlich und eigenmächtig wie eine Dichtung.. Josiah Royce aus Harward ist schon ein feiner nachdenklicher Geist; aber was er über das Wesen der Wahrheit im Lichte der neuen Forschung sagt, klingt wie ältestes Gedrucktes. War, um das entgegenzunehmen, ein Kongreß zu bemühen? Ich denke an das, was ein Chirurgenkongreß mit Demonstrationen leistet, wie er die Geister aufrüttelt, wie dort das neue Licht wirklich neuer Forschung die Ungläubigsten oft blendet und besiegt. Der nächste Tag brachte gar eine beschämende Entgleisung: der pariser Philosophieprofessor Leon Xavier feiert Johann Gottlieb Fichte als Freiheitskämpfer, der nicht Deutschland allein, sondern der ganzen Menschheit angehöre. Das ist sicherlich der einzige Satz, durch den der Philosophenkongreß mit der Welt draußen in Berührung gebracht wird, der einzige auf dem Kongreß gesprochene Satz, den die Zeitungsagenturen zweifellos für mitteilenswert halten werden, aber — der Satz ist grundfalsch. Fichte war Nationalist; fabelte von dem deutschen Urvolk; hielt die Deutschen für das einzige Volk originaler Begabung, für die einzig möglichen Kulturerneuerer, Kulturerretter; schwärmte für den geschlossenen Handelsstaat — selbst ein Philosoph darf wissen, daß der das Gegenteil von Universalität bezweckt — und betrachtete das Welschtum als ansteckende Seuche. Goethes Humanität empfand Fichtes Deutschtum als lästig, seinen Franzosenhaß als blind. Ich nehme an, daß man aus Höflichkeit Xaviers Unsinn stürmischen Beifall klatschte. .

Mir war's übergenug. Der banale Kongreßbummel, mit dem Anhang reizloser Philosophenweiber, konnte für die ausgestandenen Leiden nicht entschädigen. Ich floh ins Dosta. Leider war die Badenbadener Rennwoche zu Ende. Leider."

S. Saenger

Konsumvereine*

Wenn sich einige Menschen miteinander verbinden, um Waren einzukaufen und unter sich zu verteilen, so ist das gewiß ein harmloses Unterfangen. Und doch gilt auch dies in Deutschland für — staatsgefährlich. Warum wohl? Nun: die Leute, die das tun — wenigstens ganze Scharen dieser Leute — sind Sozialdemokraten. Es ist gewiß schlimm, daß die Leute Sozialdemokraten sind, aber ist es auch schlimm, daß Sozialdemokraten etwas Harmloses tun? Es muß wohl; denn diese Konsumvereine, in denen die Menge oder doch die Führerschaft aus Sozialdemokraten besteht, werden als „sozialdemokratische" Kon-

* Zur allgemeinen Belehrung über den Gegenstand sei die treffliche kleine Schrift von F. Staudinger in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Teubner, Leipzig) empfohlen.

sumvereine gekennzeichnet, gebrandmarkt; nicht einmal die Gattinnen kleiner Beamter dürfen sich durch Mitgliedschaft darin wirtschaftlichen Vorteil verschaffen; der Staat überwacht ja sonst nicht allzustreng die wirtschaftlichen Vorteile der Beamten, aber diese Vereine gelten für böse und für gemeingefährlich. Sind es wirklich Partei-Unternehmungen? Unmöglich. Das Gesetz verwehrt solche; die Genossenschaften dürfen keine politische Tätigkeit ausüben. Sagt man also: wenn sie es öffentlich nicht tun, tun sie es heimlich. Wie man politische Propaganda heimlich, durch Verteilung von Waren entfalten kann, weiß niemand, der so spricht. Niemand, der so spricht, hat je in das innere Leben einer solchen Genossenschaft hineingesehen. Die sozialdemokratische Partei verleugnet bei jeder Gelegenheit die Konsumvereine. Der Zentralverband, den sie bilden, betont fortwährend ihre politische Neutralität. Gegen Behauptungen, daß Parteipolitik heimlich getrieben werde, muß man immer mißtrauisch sein: sie sind regelmäßig von — Parteihaß eingegeben. Aber nehmen wir einmal an, sie wären wirklich sozialdemokratisch. Zwar ist der alte „deutsche Streit", ob Staatshilfe oder Selbsthilfe die soziale Frage lösen sollte, erloschen. Aber Selbsthilfe ist doch das Programm der Antisozialisten. Hier ist Selbsthilfe. Sie mag sich einbilden, in den Sozialismus zu münden. Aber sie läuft doch auf der Landstraße des Antisozialismus, sie bedient sich der Mittel der bestehenden Gesellschaftsordnung: Koalition, Assoziation, Ausschaltung des Zwischenhandels. Soll der Gebrauch dieser Mittel dem Proletariat verwehrt werden, weil dies Proletariat zu gleicher Zeit auch an andere, minder harmlose, minder gesetzmäßige Mittel denkt? Was will man damit erreichen? — Man will den „Mittelstand" beschützen. Die Warenhäuser und die Konsumvereine, die ruinieren uns, so tönen die Klagen des Mittelstandes. Ehemals waren es die Fabriken und die Maschinen. Der Mittelstand denkt nicht mehr daran, diese zu vernichten. Aber die Warenhäuser und die Konsumvereine meint er vernichten zu sollen. Durch Konkurrenz? Nein, durch den Staat. Die Steuergesetzgebung soll sie erdrosseln. Ungeheuerliche Ausnahmegesetze werden ersonnen. Ein Gesetzentwurf des Duodezstaates Lübeck begründet die geplante Erdrosselung ausdrücklich damit, nicht fiskalische Gründe seien maßgebend, sondern — „sozialpolitische". Und, was fast trauriger ist als die Sache selbst, zu dieser Absurdität schweigt die öffentliche Meinung. Auch Zeitungen von ausgesprochener Arbeiterfreundlichkeit schweigen. Die Sache erscheint ihnen nicht wichtig genug. Das schreiende Unrecht nicht wichtig genug! Denn um nichts anderes handelt es sich, hier wie so oft, als um Unrecht in den Formen des Rechtes — es sollte keiner Arbeiterfreundlichkeit bedürfen, um dagegen zu protestieren. Der Instinkt der Selbsterhaltung, die Solidarität des Staatsbürgertums müßte dazu genügen. Aber die Deutschen sind und bleiben eine unpolitische Nation.

Ferdinand Tönnies

Die türkische Frau

Der plötzliche Umsturz in der Türkei, der in seinen Anfangsschwingungen nicht nur das mißliebige hamidianische System umwarf, sondern auch die Grundmauern des Islam zu erschüttern schien, hat auch die türkische Frauenfrage gestreift. Das Programm kultureller Reformen, wie es die Neutürken aufstellten, mit der Gleichberechtigung aller Rassen, Religionen und Nationalitäten, mit den großen Schlagworten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, mit Parlament und Öffentlichkeit auf allen Gebieten, konnte sich mit den Begriffen vom Harem, von der hinter Gitter und Schleier gehaltenen Frau nicht abfinden. Die Bewegung zur Befreiung des türkischen Weibes ist durchaus nicht aus dem Harem ausgegangen, wie phantastische Schilderungen von Orientromantikern oder gar prätenziöse Selbstbekenntnisse von dem Harem entflohenen türkischen Prinzessinnen uns glauben machen wollen. Daß die äußere aber männliche Bewegung, die alle Pforten und Türen des Yildiz einstieß, und einmal so weit gegangen, nicht recht dulden konnte, daß jedes türkische Haus einen unbetretbaren, unkontrollierbaren Raum behalte, auf ein gewisses Maß freudigen Entgegenkommens der dort Gefangenen traf, ist selbstverständlich.

Aber wenn der Harem tatsächlich fällt, ist es ein Verdienst der neutürkischen Männer, nicht das Ergebnis einer Frauenbewegung.

Das Abendland hat größtenteils irrige Vorstellungen vom Haremsleben. Dabei muß wohl auch unterschieden werden, zwischen der türkischen Frau aus dem Volke, welches fast ausschließlich monogam ist, und der Haremsdame der Reichen, die mit einer oder mehreren ihrer Nebenbuhlerinnen unter einem Dach wohnt, indessen im Okzident die Nebenfrau ihr getrenntes home hat. Die Polygamie ist dort wie da, eine Geldfrage. Die Ehemoral steht beim Islam unstrittig höher und fester, als in der monogamen Welt. Aber der Zwang, die drakonischen Mittel der Abschließung und Verschleierung, mit welchen diese Moral aufrechterhalten wird, passen nicht mehr in die Neuzeit.

Die weibliche Treue durch brutale Gewalt zu sichern, die türkische Frau in ihren Rechten tief unter die Frau der Andersgläubigen, die der Neutürke nun als gleichberechtigt erklärt, zu klassieren, geht auch nach türkischer Anschauung nicht mehr an. Das sieht die Mehrheit des islamitischen Türkentums vollständig ein. Das Proletarierweib, die türkische Bauersfrau, würde unter dieser Zurücksetzung nicht so erheblich leiden. In diesen Kreisen ist der Begriff vom Harem nur mehr eine leere Form. Aber die Haremsdame quält der Neid, die Eifersucht, das Gefühl der Unbilligkeit und Zurücksetzung gegen die Frauen der Andersgläubigen in unerträglicher Art. Insolange noch die unverschleierte Christin oder Jüdin von den Moslims als sittenloses Geschöpf, als „Dirne" angesehen wurde, gab's noch eine gewisse moralische Entschädigung für die Türkinnen. Aber diese streng-mohammedanische Auffassung ist längst entschwunden. Selbst orthodoxe Muselmänner legen die Vorschriften des Propheten bezüglich der Frau, als seinerzeitige prophylaktische, auf Erhaltung der türkischen Sittenreinheit abzielende Gesetze aus, welche damals — im demoralisierenden Milieu des orientalischen Völkergemisches — die gesunde Rasse im Türkentum zu wahren hatten. Nicht als islamitisches Dogma. Die Abschaffung des Harems würde also bei weitem keinem so unüberwindlichen Widerstand begegnen, als man im Abendland annimmt.

Die okzidentalen Schilderungen des Haremslebens, die sich nur auf das Frauengefängnis der Reichen beziehen, stellen die heutigen türkischen Damen so dar, als seien es hochgebildete Wesen, die ihren Nietzsche und Schopenhauer studieren, Goethe und Shakespeare verstehen, Wagner und Chopin mitfühlen, und es daher schmerzlich empfinden, nur als Objekte der Lust ihres Gebieters und als Gebärerin des Nachwuchses zu gelten. Wer länger in türkischer Mitte lebte — weiß, daß das alles Roman ist. Weiß, daß die sogenannte gebildete Türkin der Mehrheit nach nur ganz oberflächlich kulturell angehaucht ist, und nur ganz seichte, nach eigener Wahl und Laune erworbene Kenntnisse, genaschte, ohne männliche Anleitung angeeignete Fassaden-Bildung besitzt. Hingegen kennt die vornehme Haremsdame allerdings die raffiniertesten Toiletten- und Koketterieküste des Abendlandes, wendet sie jedoch, da die regulierende Kritik des Herrn fehlt, im geschmacklosen Übermaß an. Die Haremsregeln, welche den Ausschluß der Frau von allem gesellschaftlichen und öffentlichen Leben verlangen, werden zwar schon heute von einer größern Anzahl türkischer Damen — zumeist mit Wissen des Pascha-Gemahls — durchlöchert, indem diese Frauen à la franca travestiert, beimlich ausgehen. Immerhin war die türkische Frau bisher ein Objekt, ohne Selbstrecht. Der Harem hat sicherlich seinerzeit der Gesunderhaltung der türkischen Rasse, die nun mehr ihr nationales Erwachen feiert, wertvolle Dienste geleistet, heute hat er sich überlebt, ist unhaltbar geworden.

Aber es ist nicht die Reife, der Kulturgrad der türkischen Frau, der die Befreiung fordert, der allgemeine Umsturz, der mit allem Verbrauchten des Islams aufräumen will, verlangt auch die Emanzipation der Frau.

Wenn auch der Widerstand des religiös-orthodoxen Alttürkentums gegen die Lösung der Frauenfrage im Reformsinne nicht unterschätzt werden darf, wird doch die Schwierigkeit nicht geringer sein, eine neue, brauchbare, beide Extreme befriedigende Ehegesetzgebung für die Türkei zu schaffen. Sie müßte ganz vom religiösen Boden in jenen billiger Zivillegislative übersetzt werden. Nicht alle Pflanzen vertragen diesen Prozeß. Das Nieder-

reißen war jedenfalls leichter, als der Neuaufbau.

Das türkische Weib war ein Kaufobjekt, dessen Bewertung von seiner Fruchtbarkeit abhing. Das Kind legitimierte sich durch seine Geburt selbst, die Mutter keineswegs.

Daß die türkische Frau Menschenrechte erhalten soll, wird allgemein Billigung erfahren. Aber der Übergang muß geschickt durchgeführt werden, weil sonst eine bedenkliche Demoralisation eintreten könnte. Diese Befürchtung gründet sich darauf, daß der sittliche und kulturelle Halt der türkischen Frau — entgegen den Schilderungen, die uns über den Harem geboten werden, keineswegs Garantien gegen einen Verfall plötzlich freigewordener Leidenschaften bietet.

von Stetten

Biologische Moral

Arme Naturwissenschaft! Großes hast du geleistet und sollst nun alles leisten. Sollst geben, was du nicht geben kannst. Du bist das Werkzeug, das Beil, mit dem sie tönerne Götzen der Vorzeit zerschlagen haben. Nun aber wissen sie nicht, was sie anbeten sollen. Und sie erhöhen dich, das Werkzeug, das Beil auf den verödeten Altären. Das mutet an wie ein moderner Fetischismus...

Es gibt heutzutage Gelehrte, die in der hohen und berechtigten Freude über die wunderbaren Errungenschaften der Naturwissenschaft, diese zur Grundlage ihres ganzen Seins zu machen streben, die in der Beschäftigung mit der Naturwissenschaft die Möglichkeit sehen, alle Kräfte des menschlichen Wesens zu betätigen, all seinen Bedürfnissen zu genügen. Selbst ästhetisches Genießen soll — so hört man — in naher Zukunft abgelöst werden durch die Freude am wissenschaftlichen Erkennen der Naturgesetze, am Rhythmus des Weltganzen und seiner Entwickelung. Und für den schaffenden Künstler ist kein Platz im Staate dieser modernen Naturwissenschaftler. Alle psychischen Kräfte, die früher die Religion in Anspruch nahm, sollen hier zu neuem Wirken sich entfalten können. Sobald aber das Wie genauer dargelegt werden soll, führt das zu Unmöglichkeiten. Und andere stehen dabei und reden von dem „Bankerott" der Naturwissenschaft.

Besonders in Fragen der Ethik ist es so gegangen. Wo kein Gott mehr Moralgesetze vorschrieb, da sollten die moralischen Kräfte durch die Naturwissenschaft gelenkt und betätigt werden. Auf Grund der in der Natur als vorherrschend und entwicklungsfördernd geltenden Prinzipien suchte man eine biologische Ethik zu errichten. Natürliche Auslese, Selbstbehauptung, struggle for life: davon ging man aus. Dabei kamen Unmöglichkeiten zustande, Prinzipien, denen sich keines Menschen Empfinden in Wirklichkeit angepaßt hat noch anpassen konnte. Oder man wurde zu Halbheit und Konzessionen genötigt. Aber abgesehen davon: wenn man nun erkennt, daß der Daseinskampf in der Natur nicht immer ein so rauher ist, wie man ihn sich vorzustellen liebte, daß er als Entwickelungsfaktor garnicht eine so allgemeine und durchgreifende Bedeutung hat, wie man eine Zeitlang zu glauben geneigt war! Daß die Solidarität, die „gegenseitige Hilfe", wie sie Fürst Kropotkin nennt, für die Entwickelung in der Natur ein biologisches Prinzip von mindestens gleicher Bedeutung ist wie der Daseinskampf!

Und daß dies Prinzip der gegenseitigen Hilfe in der Natur wirksam ist, daß es dem Daseinskampf wenigstens als ebenbürtiger Faktor an die Seite gestellt werden muß, davon wird sich jeder überzeugen, der sich die lohnende Mühe macht, den biologischen Teil von Kropotkins Werk „Gegenseitige Hilfe in der Entwickelung" zu lesen. Der Autor zeigt an vielen in gefälliger Weise dargebotenen Beispielen, wie in der Natur diejenigen Arten vor anderen im Vorteil sind, die durch gegenseitige Unterstützung gemeinsam die klimatischen, örtlichen Unwirtlichkeiten des Lebens zu überwinden, feindliche Arten zu bekämpfen sich gewöhnt haben, wie sie in der Entwickelung die ungeselligen Arten überflügeln.

Kropotkin sieht in diesem Solidaritätstrieb eine „Vorstufe" für unser Moralgefühl. Er konstatiert damit eine Analogie. Hoffentlich aber wird niemand aus diesem biologischen Prinzip Normen ableiten für unsere Moral, eine neue biologische Ethik aufstellen. Das

Prinzip des Kampfes existiert ja gleichfalls: aus der amoralischen Natur könnte Willkür oder Vorurteil wohl jederlei Moral entwickeln. Wenn man eine bestimmte Richtung des Moralempfindens erkannt zu haben glaubt, dann kann man nachträglich in der Natur Kräfte entdecken mit verwandter Orientierung. Nur der umgekehrte Weg kann zu einem Bankerott der Naturwissenschaft führen.

Gerhardt Katsch

Monelle erinnert sich

Von einem kleinen Buch von Marcel Schwob fand ich Monelle. Ihre Geschichte, eigentlich ihre Anekdote, habe ich schnell vergessen, wie sie selbst es fordert, — denn ihre weißen Königreiche wachsen nur im Schatten vollendeten Vergessens —, aber ich weiß doch dieses, daß sie ohne Gestalt, ohne Raum und Zeit um sie da ist, offen und verborgen, immer an dem Punkt, wo der Tod in das Leben und das Leben in den Tod übergeht. Es ist kein Raum um Monelle: ein Raum wäre ihr zu bestimmt und zu allgemein in der Wiederholung immer des gleichen Gesetzes zwischen den Dingen. Ich glaube auch, sie wäre eifersüchtig auf einen Raum, denn sie selbst ist doch nur ein Wesen, das sich in dem ewigen Geborenwerden und Sterben wiederholt; etwas, das nur zwischen den Dingen lebt, halb und gebrochen zwischen allen halben und gebrochenen Farben und Formen und Stimmungen, Worten und Schicksalen. Und mit dem traditionellen Raum fehlt ihr auch die Tradition der Schwere, die doch so nötig ist, damit Himmel, Erde und Hölle nicht eines Tages zusammenfallen. . . .

Monelle ist die Königin der Kinder, die nicht mehr wachsen wollen und darum den Tod nicht vom Spiel unterscheiden können. Aus ihren kleinen bunten, regnerischen Stuben mit dem Zauberspiegel und den Puppenlampen führt sie Monelle zu einem Kinderkreuzzug ohne heiliges Land zusammen und lehrt sie das Evangelium des Vergessens und verbietet ihnen das Rückblicken — „denn hinter uns ist das Schnauben der Flammen von Sodom". Aber von Louvette, die den Dichter zu dieser Schattenprozession geleitet, heißt es am Schluß des kleinen Buches, daß sie sich erinnerte. . . .

Ich erwartete diese Rückkehr der Louvette; sie ist verständlich, bürgerlich, sie konnte höchstens aufgeschoben werden; sie ist irgendwie ein Zitat. Doch ich liebe und suche Monelle und suche ihr Erinnern, das mir ein Schicksal bedeutet. Denn es war doch ihr Sinn, ihr Leben, ihre Berufung, daß sie sich nicht zurückwendet und sich erinnert. Und darum sehe ich in ihm, nur im Erinnern der kleinen Monelle, wie das Leben das große Andere in sich aufnimmt und verzehrt und zu einem ewigen Denkmal wird. Das Erinnern der Louvette ist eine formlose Regel, höchstens eine Ausnahme: aber Monelle gewinnt im Erinnern, in ihrer Sünde Gestalt und Heiligung wie die Sterblichen im Tode.

Es ist doch im Geiste der Monelle, wenn ich in einem Augenblick dies alles in einem kleinen Buch von Okakuzo Kakuzo* wiederfand, das doch eigentlich von Dingen der Kultur und der Individualität handelt, von sozialen Zusammenhängen und Rissen, von den einheitlichen Gründen und Rhythmen des altjapanischen Lebens und von dem trübe Problematischen dieser Zeit. Diese östliche Kunst ist uns mehr eine symbolische Forderung als ein historisch zu Bestimmendes. Wie unsere kleine Schwester Monelle sehen wir sie am Werk, ein verzaubert dichtes Gewebe von nackten Träumen, bloßen Gestaltungen zu schaffen. Und wenn es vollendet ist, so wissen wir nicht, ob der Sinn, das Wesen, das diese Oberflächen bildete, von innen heraus bildete, noch darin lebt oder zwischen Gott weiß welchen Sternen seine neuen Formen webt. Doch nun geschieht das Wundervolle, das vom Schicksal einmal bestimmt sein muß, daß sich auch diese Gestalt erinnert, und daß ihr aus dem Zauber und der Nacktheit der Oberfläche etwas entgegenkommt, das größer ist als sie und das sie nun am Ende wieder in sich aufnimmt, wie sie am Anfang es aus sich entlassen hatte: dieses Umschließende und Bildende, ein lebendig Allgemeines. Und schien uns ihr Leben zerstreut, spielend und bald, so darf es sich jetzt zu der Dichte des Daseins sammeln, wo wir die großen Mächte, die man

* Okakuzo Kakuzo: Moderne Probleme der Malerei. Übersetzt von B. Oldenburg. Kiel, Verlag von Walter G. Mühlau, 1907.

nicht immer historisch beim Namen nennen darf, in ihrer substantiellen Einheit empfangen. Vielleicht aber war ihr Leben gar nicht zerstreut, spielend und halb; vielleicht begreifen wir ihre Sammlung, ihre Ganzheit nur auf den Umwegen der Sünde. Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß allein Louvette den Weg vom Umweg und die Tugend von der Sünde unterscheiden kann.

Ich mag auch die Sätze der alten ostasiatischen Denker, die in Kakuzos Schrift stehen, nicht zitieren; sie ruhen viel zu sehr in sich und weisen wiederum viel zu mächtig über sich hinaus, als daß man an sie anknüpfen dürfte. Sagte ich es nicht schon? Das Erinnern der Louvette ist ein Zitat, das Erinnern der Monelle die Gnade.

Kurt Singer

Zwei „komische" Geschichten

Anatole France und Jules Lemaître hatten eine Zeitlang eine Art Familienähnlichkeit. Kein Wunder, sie waren beide „Brüder in Renan". Aber beide hatten verschiedene Großväter; nur Anatole France stammt, wie Renan, von Voltaire, kaum Jules Lemaître.

Nicht daß beide eines Tages in zwei feindlich getrennte Lager traten, zeigte die Grundverschiedenheit ihrer Geister, — die Zugehörigkeit zu einer Partei, einem Glauben, einer Konfession sagt an sich wenig oder nichts über einen Menschen aus — entscheidend war das Verhalten eines jeden innerhalb seines Lagers. Jules Lemaître wurde im Ernst ein Kämpfer, Parteikämpfer, wurde offen, was er heimlich immer war: ein Moralist, ein Glaubensstarker, ein „Religions"verteidiger, ein Vaterlands„retter", fast ein Fanatiker. Und Anatole France? Er wurde Schlachtenbummler. Er blieb, was er war: Beobachter, skeptischer, ironischer, wohlwollend-boshafter, genießender Beobachter. Er blieb ganz Philosoph, ganz Künstler. Seine Stärken wie seine Schwächen liegen hier. Und sein Gesamtwerk ist damit charakterisiert. Begeisterung ist bei ihm nicht zu holen, Glauben bei ihm nicht zu gewinnen, Überzeugungen nicht zu stärken. Die große Leidenschaft, das hohe Pathos der Liebe, die furchtbare Sprache des Zorns, des Hasses darf man bei ihm nicht suchen und nicht Götter noch Halbgötter. Der Dithyrambus ist nicht seine Form und Fanfaren und Heroldsrufe dröhnen uns nicht entgegen aus seinen Büchern. In den Tagen des Kampfes mochte das verdrießen; Kreuzritter mochten ihm seine Art übelnehmen. Einer schrieb von ihm: „Er spielte die Rolle eines Sängers aus der Sixtina; von ihm hat er die reine Stimme, aber auch die Unentschlossenheit." Bosbaft genug. Wahr? Es gehört etwas dazu, gerade einen Akrobaten für einen Lahmen auszugeben. Ein Künstler braucht kein Kämpfer zu sein, und der richtige Draufloßgänger ist kaum je ein feiner Beobachter.

Die Art der Philosophen ist nicht die der großen Tatmenschen, die Energie des Denkens steht im umgekehrten Verhältnis zur Energie des Wollens, und so folgt dieser Dichter, der vor allem ein großer Kritiker ist, nur seinem eigenen Gesetz, wenn er, wie im Leben, so auch in der künstlerischen Darstellung, die großen Maschinerien der Tat vermeidet, sich an das ihm verwandte Element hält und am liebsten Denker, Grübler, Philosophen, ja — Heilige, oft allerdings sonderbare Heilige, zu seinen Lieblingen erkürt. Sie sind ein wenig seine Ebenbilder und ähneln sich oft untereinander; aber wenn auch sogar dieselbe Gestalt uns wieder begegnet, lassen wir sie uns gern gefallen, da sie uns immer Neues und Überraschendes zu sagen hat.

Mehr als einen Zauber der Kunst entbehrt dieser Künstler, aber er entschädigt uns durch andere, die nicht allzu häufig sind. Anatole France reißt uns nicht hin; um so mehr entzückt er uns. Dazu gehört auch nicht wenig. Er bringt den Leser nicht außer sich (in Ekstase); dafür kommt jeder bei ihm in hohem Grad zu sich selber, und das ist sicher ein Gewinn. Er gibt uns keine schweren Goldbarren, aber er warnt uns lächelnd vor allen Falschmünzereien des Gedankens: auch so bereichert er uns. Er ist kein Sturmwind, er führt uns nicht durch Himmel und Hölle auf Flügeln der Phantasie, aber mit seiner Betrachtungsweise und seiner Beleuchtung der Dinge entrückt er uns genugsam der Alltäglichkeit. Für Abenteuerlichkeiten

anderer Art entschädigt er uns durch die seltsamsten Abenteuerlichkeiten des Geistes. Vor allem aber sind wir bei ihm stets in der geistreichsten Gesellschaft, denn wir sind immer in seiner eigenen, d. h. eines der feinsten und feinstgeschliffenen Geister des heutigen Europa.

Die Weltanschauung der Ungläubigen und Zweifler ist nie so öd und trostlos als die Gläubigen gern glauben machen möchten.

Anatole France glaubt nicht an die Tugend — „die moralischen Ideen sind dumm" — aber wir lernen bei ihm sehr liebenswürdige Menschen kennen, die man fast tugendhaft nennen muß; er glaubt nicht an die Gerechtigkeit — „die Gerechtigkeit ist der Wahn einiger Dummköpfe, der wahre Gedanke Gottes ist die Ungerechtigkeit" — aber er meint, mit ein bißchen Wohlwollen wird es schon gehen, und ist selber als poetischer Richter sehr gerecht; er glaubt nicht an die Wahrheit — „die Menschen sind nicht so beschaffen, daß sie wissen, nicht so, daß sie begreifen können" — aber indem er allen herkömmlichen Wahrheiten ins Gesicht lacht, sagt er, lächelnd, so viel Wahres, daß — wir's kaum ertragen. Er erklärt zwar die moralischen Ideen für dumm; „aber", fügt er hinzu, „da wir dumme Tiere sind, passen sie wohl für uns. Es sind dumme, erhabene, wohltätige Ideen. Die Menschen haben gefühlt, ohne diese Ideen müßten sie toll werden. Sie hatten zwischen Raserei und Dummheit nur die eine Wahl." Und über dieser verzweifelten Philosophie verzweifelt er nicht. Sie stört ihn nicht in seinem wohlwollenden Optimismus. „Alle diese Toten haben, wie wir, in Zweifel und Unruhe gelebt. Sie alle haben zu ihrer Zeit, auf ihre Art, in Liebe und Haß, den Traum des Lebens geträumt; auch wir wollen ihn träumen, womöglich wohlwollend und in Heiterkeit, und jetzt wollen wir frühstücken."

Das höchste Gut des Menschen ist für Anatole France die Freiheit des Geistes, was ihn aber nicht hindert, dem Glauben gerecht zu werden und die Gebundenheit der Gläubigen mit überraschender Liebenswürdigkeit darzustellen, C'eût été manquer du sens de l'harmonie que de traiter sans piété ce qui est pieux. Nichts entzückt ihn so wie die mittelalterliche Gläubigkeit in ihrer unschuldigen Naivität. Aber für sich allerdings treibt er die Freigeisterei bis zum Ironismus.

Auch den gemeinen Ironismus liebt er, ja man kann fast sagen, dieser sei die ihm eigene Form der Sinnlichkeit und ihm willkommen als Gegengift gegen die allzu vordringliche Geistigkeit. Er schreckt zu diesem Zweck sogar vor der Zote nicht zurück. Wichtiger jedoch ist sein geistiger Ironismus, der in der Tragik des Lebens vor allem die Komik sieht oder wenigstens das Bedürfnis hat, in das letzte Tragische noch mit dem Lichte der Komik zu leuchten. Les grands rôles de drame doivent, pour produire leur effet, être tenus par un comique, mais qui air de l'âme. So der Held der Histoire comique. Und der ganze Roman ist in diesem Sinn geschrieben. Diese komische Geschichte ist im Grund eine tragische Geschichte; die Beleuchtung macht sie zur komischen. Und in anderem Betracht: es wimmelt darin von possenhaften Zügen und nie fällt der Autor in den Ton der Posse: Sein Geschmack und sein Stilgefühl halten ihn hoch darüber. Die Histoire comique, nebenbei ein köstlicher, satirischer Schauspielerroman, ist in ihrem Wesentlichen die Geschichte eines „Revenant": Man stelle sich einen Augenblick vor, was unser Hoffmann oder was Edgar Poe daraus gemacht hätten. In welchem schauerlichen Zwielicht zwischen Vernunft und Wahnsinn wir da hindurchgeführt worden wären, daß uns nur so gegruselt hätte. Anatole France im Gegenteil stellt uns seinen Geisterspuk fortwährend unter den tagbellen Scheinwerfer der Wissenschaft, was die merkwürdige Wirkung hat, daß wir erst recht an ihn glauben — soweit dies nötig und dem Autor wünschenswert ist. Bei seiner Methode erleben wir keine Schauer der Mystik, kein spiritistisches Grausen, sondern sehen einfach, mit Teilnahme, aber ohne Sentimentalität, Menschliches und Allzumenschliches an uns vorüberziehen.

Denn dieser Skeptiker (und „Sophist") glaubt doch an eines: an die Wissenschaft. Sie nimmt er ernst bis zur Pedanterie. Vielleicht weil er ihr, der eigentlichen Wissenschaft, nicht der Gelehrsamkeit, als Dilettant gegenübersteht. Mit diesem wissenschaftlichen Pedantismus hat er fast — sein Doktor Trublet läßt bei den

unpassendsten Gelegenheiten die unpassendsten Dissertationen los — seine wunderbare Histoire comique verdorben. Diese Manie ist die große Schwäche des sonst so subtilen Künstlers, denn der gute Trublet spukt ein wenig in allen seinen Geschichten. Auch in der „Bratküche der Königin Pedauque" macht sich die Manie, wenn auch weniger störend, wiederholt geltend. Auch dieser Roman ist im Sinn des Verfassers eine komische Geschichte. Nur daß diesmal der Komiker (qui air de l'âme) seine Seele mehr mitsprechen läßt. Wir nennen das, glaub ich, Humor. In dieser Erzählung ist Anatole France wahrhaft liebenswürdig. Der gute Abbé Coignard ist aber auch eine Mischung nach seinem Herzen, ein Stück Philosoph, ein Stück Heiliger, ein Stück Lump (im Sinn „der Welt"), und wie die grausen Ereignisse sich spiegeln in der Seele eines Menschen mit fast kindlichem Geist und Herzen, wirkt rührend, so toll es manchmal zugeht.

Die beiden Bücher sind jetzt vortrefflich ins Deutsche übersetzt. Die Histoire comique von Heinrich Mann (München, Albert Langen) und die Reine Pedauque von Paul Wiegler (München, Piper und Cie).

Benno Rüttenauer

Robert Walsers Wandrer

Die Verfahren Robert Walserscher Gestalten, der Brüder Tanner und Joseph Martis, des „Gehilfen", zogen als Wanderburschen mit dem Stab in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken. Heut fahren sie mit einem kleinen Köfferchen, so einem dürftigen, graukümmerlichen. Und von ihrem äußeren Leben in den Hungerwinkeln der Großstadt, in den Schreibstuben der Stellungsuchenden ist jener boldtrügerische Flügelstand des Volkslied-Vagantentums abgestreift.

In diesem neuen Buch vom „Gehilfen" scheint Walser beim Abschildern der Außenseiten seiner Handlung noch spröder; das Alltägliche und Durchschnittliche der Existenz wird zunächst ohne gefällige Geste dem Leser vor die Füße geworfen, fast unwirsch in seiner rauhen unpolierten Aufrichtigkeit. Ein gewisser Trotz liegt darin, wie ihn auch der Träger der Geschichte, Joseph Marti, selber hat.

Der feine dichterische Reiz des Buches kommt aus der unmerklichen wie natürlich und selbstverständlich wirkenden Kunst, mit der dann das äußere Leben eine tönende Gefühlsbegleitung, eine beziehungsvolle innerliche Spiegelung empfängt.

Es wird hier, ohne geheimnisvolle Worte, ohne magische Gebärden, innerhalb der realsten Vorgänge, eine märchenhafte Stimmung erreicht, etwa die einer Tausend und einer Nacht-Verwandlung im kleinen und unter den Bedingungen gegenwärtiger Verhältnisse. Wie jene Geschöpfe in einen Metamorphosenleib als Diener, Sklaven und Köche oder gar in gefiederte Vogelkörper gebannt, die eigene Seele und ihr inneres Leben unangetastet bewahren und in weiter Distanz ihre jetzige Phase nur als ein Schicksalskleid betrachten, so begibt es sich auch hier.

Dieser junge Mensch, Joseph Marti, der Schreiber und Gehilfe in dem Reklame- und Erfindungsbureau, sieht seinen äußeren Verrichtungen, seiner Beflissenheit und Eifrigkeit im Offertenschreiben und Prospektenfalten gleichsam von weitem, wie einem merkwürdigen Abenteuer zu, er hört interessiert und belustigt auf den Ton seiner vertrauenerweckenden biederen Untergebenenstimme, und der „Prinzipal" ist ihm ein fesselnd-nachdenkliches Problem. Mit der Neugier des an fremder Küste Angespülten umwittern seine Instinkte die Welt, in die er verschlagen. Und daraus nun, daß die allergewöhnlichsten Dinge wie neue und rare Phänomene geschaut werden, bekommen sie, ohne daß sie von außen mit künstlichen Ornamenten aufgeschmückt werden, etwas Märchen- und Traumhaftes, so wie die Bildperspektiven Karl Walsers zu den Lebensbeobachtungen eines Knaben in Robert Walsers erstem Buch*.

Ohne es mit großen Worten zu betonen, handelt die Geschichte vom dichterischen Erleben der Umwelt. Und das wird durch die Haupt-

* Robert Walser „Der Gehilfe." Berlin, Bruno Cassirer, Verlag.

* Fritz Kochers Aufsätze. Leipzig, Inselverlag.

person in einer so simplen Natürlichkeit dargestellt, wie Essen und Trinken. Das Umspinnen der Erscheinungen mit Phantasie- und Gedankenfäden ist für Joseph Marti eine Funktion wie jede andere. Er macht daraus nichts her und fühlt sich dabei nicht als verkannter Dichter. Vielmehr nimmt er seine gegenwärtige Erscheinungsform lebensergeben auf sich, und ist dabei nur immer darauf bedacht, daß seiner lieben Seele kein Schade geschieht. Ihm gehts wie dem Robert Scholz des Friedensfestes, der in seinem kleinen Comptoirchen unter der fauchenden Gasflamme Reklameartikel schreibt und dabei das Romantische des Fabrikhofes entdeckt: „es summt ihn keine Hummel an".

Um dies Comptoir blüht ein wirscher Garten im Wechsel der Jahreszeiten auf. Ein Gefühl voll „viel und groß Begehr" schluckt Sonnenschein und liebkosende Lüfte, die freudige Stärke des Schwimmens im beglänzten See mit vollen Atemzügen ein. Weinerfüllt und trunken taumelt die Seele; Stimmen durch die Nacht und verwehte Musikklänge vom andern Ufer schlingen sich für sie wie Efeu und Blumen um den duftenden Leib der Seesemmernachtsstille. Flatterrhythmus einer Fahne im Himmelsblau ist Lustgefühl. Und Herbsttage, mattgolden, mit Schleiern und Tüchern um die Landschaft, geheimnisstill, vernebelt, verhangen, bringt Träumlichkeit und versponnene Dämmerung über das Gemüt.

Das ist kein vages Schwärmeln, sondern Sympathie und Einfühlung; und nicht nur Landschaftsstimmungen werden in solcher Schwingung erlebt, sondern alle Erscheinungen der Umwelt. Aus den Gesichtern der Menschen, die in der Eisenbahn fahren, oder Sonntags auf den Bänken der Anlagen sitzen, aus ihren stummen Bewegungen wird Lebens- und Schicksalsstimmung herauserlebt. Und solche atmosphärischen Beziehungen bilden sich in schnellem selbstverständlichen Kontakt. Diese Erlebnisempfänglichkeit zieht die Eindrücke unwiderstehlich an und ein, und die starke Empfindung prägt die vorüberzugleitenden Erscheinungen in eigene griffeste Formen.

Charakteristik von scharfem Umriß und innerer Leibhaftigkeit entsteht so. Und Gottfried Kellersche Saftigkeit hat jene Schilderung vor allem, die die Voraussetzung für die äußere Handlung hergibt: die Schilderung des Seldwyler Phantasiespekulanten, Projektenmachers und Bouvivant — Josephs Prinzipal — mitten unter den gerissenen heimlichschlauen, mit allen Geschäftsbunden gehetzten Bärenswilern, wobei natürlich der Seldwyler vor diese Hunde geht.

Walsers Wanderbruder aber packt das Köfferchen und zieht weiter. Das Äußere bleibt provisorisch. Die Hauptsache ist, daß er ein Sonntagskind und daß ihm gewißlich nichts geschehen kann.

Felix Poppenberg

Sardanapal

Sie fragen mich, nach der Ablehnung dieses neuesten, vielbesprochenen Berliner Hofballetts, was sich denn eigentlich meine, daß die Oper für Balletts geben solle. Ich meine: gute. Meinetwegen soll der moderne Solotanz nur eine kleinere Rolle darin spielen, meinetwegen sollen sie auch den alten Stil pflegen, wie ihn das Petersburger Ballett als eine vollendete Technik im Flitterkram des Zirkus uns zeigte. Aber sie sollen es gut machen, ohne ökonomische und ohne künstlerische Fehler. Der ökonomische Fehler war der einer deplazierten Verschwendung. Eine Bühne, die die Destinn als Mitglied nicht halten will wegen einer Differenz von ein paar tausend Mark, gibt für ein Ballett eine Drittelmillion aus. Das Ballett wird stark aufs Repertoire gesetzt und frißt an der Oper. Dieser ökonomische Fehler ist die Folge des künstlerischen. Man gab der Wissenschaft einen Einfluß, der die Phantasie lähmen mußte. Ob die Geräte und Architekturen streng assyrisch sind oder nicht, hat mit der Tanz- und selbst mit der Ausstattungskunst nichts zu tun. Beim alten Taglioni, dessen Text der Gelehrte Friedrich Delitzsch bearbeitete und mit erklärenden Anmerkungen versah, tanzt Sardanapal, glaube ich, eine Polka française. Das war gewiß unhistorisch, aber künstlerisch echter. Es kann sogar reizend gewesen sein. Richard Strauß hat einen Ballettext verfaßt, in dem Apollo mit dem Federhut tanzt. Wir können das heut schon wieder — die aber da oben können es noch nicht. Sie geben am Gängel-

bande der Wissenschaft und des Materialismus. Für Kostüme und Geräte werden Bücher gewälzt, die Tänze werden eingeschränkt, die Pantomime verbreitet ihr lehrhaftes Pathos, Sardanapal wird ein historisches Kolleg. Körperfreude und die Kinder der Phantasie, Sagenlust und die Grazien des Stils werden dem Moloch geopfert. Der historische Sardanapal ging nicht als Weib gekleidet, noch verbrannte er sich auf dem Scheiterhaufen. Schade! Aber Delitzsch ist noch nicht ganz verloren: sein Ballettkönig verbrennt sich doch. Es ist wegen des Bühneneffekts. Der Gelehrte nennt so etwas „Konzession". Es ist eine Gnade, die er der Kunst erweist. Die Kunst bedankt sich dafür durch unendliche Langeweile. Diese ewige Pantomime mit vor Wahrheit dürftigen Dekorationen, vor Wahrheit untänzerisch empfundenen Kostümen, mit einem Gymnasialprolog von Lauff und Wagnererinnerungen von Schlar, dieser verwiesbadente Sardanapal war ein Flasko der angewandten Wissenschaft. Das Symptomatische daran ist die Verlegenheit. Man verträgt aus einem Materialismus heraus nicht mehr die alte Schule und verleugnet aus innerer Unbildung die neue. Man borgt daher bei der Wissenschaft. Der Bastard soll von Lauff und Schlar auf die Beine gebracht werden. Und alles wird von oben protegiert. Das ist der Punkt. Selten haben wir einen so klaren Schnitt gehabt. Inzwischen geht die alte Tanzkunst verloren und das Ballett von Hofmannsthal wird die neue nicht erleben.

Oscar Bie

Turgenjews Schatten

Vor fünfzehn, sechzehn Jahren habe ich die Welt Turgenjews verlassen, nachdem ich alle seine mir so intim und lieb gewordenen Winkel durchstöbert und seine gütigen, weisen „Senilia" als letzten Gruß mit auf den Weg genommen. Ich war damals Gymnasiast. Unsere Schuljugend zerfiel in zwei Kategorien, die nicht immer streng voneinander getrennt werden konnten. Sie hatten beide ihr Verhältnis zu Turgenjew.

Für die eine Kategorie, für die größere, war Turgenjew der Schilderer sozialer Strömungen, für deren Träger er „Typen" gefunden. Diese „Typen" und deren Raisonnements wurden mit Eifer diskutiert als das einzig Wertvolle an Turgenjew, ganz als handle es sich um eine soziale Broschüre; als treue Schüler von Pissarew wollte man von dem Dichter nichts wissen und man schwor auf die Erläuterungen der tendenziösen Monatsrevuen. Das waren die Kinder von den Zeitgenossen Turgenjews, die diesen Mann so arg mißverstanden haben und ihn dazu gebracht, daß er die Feder aus der Hand warf.

Es war eine Schar ernster, reifer Knaben, die auch gleichzeitig gute Schüler waren; sie glaubten fest an die Zukunft ihres Landes und bereiteten sich mit Eifer vor auf den Moment, da der Ruf an sie ergehn würde. Sie führten alles auf soziale Probleme zurück, alle Fragen der Ethik, der Liebe, der Geschlechter, sie begannen mit Buckle und studierten emsig alle Lehrbücher der Soziologie, Kulturgeschichte und wußten stets genau, wie es im Büchel stand. In dieser russischen Jugend, die mit solch freier Herrlichkeit, so intensiv auftritt und die, ach, wie bald, ach, wie bald, verdampft, steckte soviel Glaube, soviel Mut, soviel Frische. Sie hatten ihre Vereinigungen, versammelten sich, schrieben Referate, diskutierten; diskutierten etwas allzuviel, behielten aber auch stets Fühlung mit dem Volke, bildeten und erzogen die Arbeiter, rissen die weibliche Jugend mit sich und zwangen diese kleinen Weiber sich ihnen anzupassen und mitzuarbeiten; sie rüttelten am Gewissen ihrer Eltern, weckten ihren Stolz, dämpften und knebelten ihren bürgerlichen Elterngeiz; und vornehmlich ihr Werk war es, daß die bürgerlichen Kreise so einmütig entflammten und so freudig all die Opfer trugen, als sie vor Jahr und Tag den Geist ihrer Kinder siegen sahen.

So mancher dieser Jugendfreudigen hat inzwischen an der Karriere gerochen und hat kapituliert; sie sind zu Ehren und Ämtern gelangt, sind tüchtige Fabrikanten, Staatsanwälte geworden, sind irgendwo am Ruder und kennen den Dusel, oder sind einfach „Bürger", wie es die meisten werden. Hie und da ist schon so mancher als Verräter, als

Provokateur hinter einen Zaun an der Peripherie der Stadt niedergemacht worden. Andere wieder — und, ach, wie ist deren Zahl so groß! — verwesen in einzelnen oder gemeinsamen Gräbern, die der Erde gleichgemacht sind, mit durchlöcherten Rippen oder durchbrochenen Halswirbeln; oder sie klopfen jahraus-jahrein, jahraus-jahrein an eine feuchte, kalte Wand, die nie von der Sonne beschienen wird, geheime Zeichen einem andern lebendig Begrabenen, der von ebensolchen Wänden umschlossen wird; oder sie kehren fern in der sibirischen Tajga zum Urmenschen zurück.

Von dieser Jugend löste sich eine Nebenlinie und ging auf die Suche nach Sensation. Über Przebyszewski und Wilde, die sie nicht verstanden, sind sie zu Wedekind gelangt, den sie noch weniger verstehn, und sind im Innern genau so kunstfremd geblieben wie die Genossen, von denen sie sich abgezweigt. Kaum aus dem Rohen, Unfertigen hervorgegangen, heucheln sie eine fremde, alte, überfeine Kultur, die fünfzehnjährigen Knaben und Mädchen suchen all die Geheimnisse der erotischen Probleme durch Wort und Tat zu ergründen. Ohne Boden, ohne Wurzeln, ohne Ziel wird diese Seitenlinie, die den nationalen Grundton verloren hat, bald, sehr bald sich und uns zum Wohle aussterben.

Die zweite, kleinere Kategorie hatte auch ihre Beziehungen zu Turgenjew. Das waren die Schwachen, die Wahnlosen, die soviel Liebe, soviel Begeisterungsfähigkeit auftreiben konnten, die ihre herbstlich zarte Jugend in fruchtloser Sehnsucht verzehrten, die still und spurlos verglühten. Sie liebten Turgenjew und liebten dessen Welt. Sie hatten das sichere Gefühl für seine reine keusche Sprache, sie mißachteten in ihm den Politiker und den Vorkämpfer des Wesens, im richtigen Verständnis, daß dies das Schwächste an ihm war; zusammen mit Turgenjew liebten und achteten sie die Frauen und zusammen mit Turgenjew wurden sie von ihnen so wenig geliebt, vielleicht gerade darum. Aus diesen hervorgegangen ist die russische Gemeinde der Überflüssigen, der Leute der Dämmerung, der Sonderlinge, halb Trottel, halb Heiliger, der flügellahmen, müden Seelen, die ihr verfehltes Leben und ihre so nutzlos verlorene Jugend beklagen. In der Welt Tschechows leben sie fort und sie sind seine Helden vom traurigen Gemüt.

Aus ihnen allen ist nichts geworden.

Müde der Extasen, des sozialen Pathos, des politischen Kampfes, des Sichaufbäumens des Willens, des Hexensabbaths der Sinne, der Jagd nach der Mode, kurz, des Taumels, des forcierten Lebens der letzten Jahre, flüchten wir uns, die wir in Rußland so leicht aufwallen und so bald ermatten, zurück in die Welt Turgenjews.

Beim gelblichen Scheine einer Petroleumlampe blättern wir in dem beiseitegelegten, in schweres Schweineleder gebundenen, alten Familienalbums und betrachten die Photographien unserer Großeltern. Die eine und die andere ziehen wir behutsam heraus, um sie besser sehen zu können, und halten diese alten, rotbrannen, mattglänzenden, zu einem ganz feinen Äderchennetz gesprungenen Bilder auf den dünnen, glasierten Kartons andächtig zwischen unsern Fingern, als wären es zerbrechliche Kunstwerke. Uns rühren diese Frauengestalten, diese Ruhe, die kleinen scharfen Gesichter, die schwärmerischen, gleichsam durchsichtigen Augen, hinter denen Erwartung und Leidenschaft sich bergen, das vorne sorgfältig geglättete Haar mit den reichen Flechten, oder den langen Locken an den Ohren, der feine Mund und das gleichsam hilflose Kinn. Die Hände ruhen ergeben im Schoß, oder halten einen Fächer. Auf dem runden Tischchen liegt ein feines Spitzentuch und ein Körbchen mit Blumen. Die zarte Gestalt, die ein empfindsames, doch starkes Gemüt verspricht, scheint von ihrem feinen Staat nichts zu wissen, von dem weit aufgebauschten, hellen Kleide mit den dunklen Schleifchen und dem hochsitzenden Gürtel — es war ein lilafarbenes Satinkleid oder ein cremefarbenes Moireekleid mit lila Sammetschleifen — sie steckt darin wie ahnungslos. Wenn wir als ganz kleine Kinder in den Kommoden und Schränken unserer Mütter herumwühlten, zogen wir Säckchen mit den vererbten Reliquien solcher Kleider ans Tageslicht; große Perlmutterschnallen, Spitzen, Schleifen, aufgetrennte Seidentaillen mit eingewirkten rosa und lila Blumensträußchen und viele Herrlichkeiten, von deren Zweck wir nichts

verstanden. Auf manchen Bildern ist sie auch mit ihrem Bräutigam oder jungen Ehegemahl abkonterfeit. Dieser sitzt da, etwas gespreizt, würdevoll und selbstbewußt, mit seinem in der Mitte gescheitelten, gelockten Haar, den Vatermördern und dem schmalen, schwarzen Schlipsschleifchen, der um den Hals geschlungenen langen Goldkette, und den weiten hellen Beinkleidern. Die Backenknochen treten hervor und die Lippen sind etwas dick. Wie zwei Fremde stehen sie da nebeneinander. Und als solche glitten sie wohl auch durchs Leben.

Die Tage, die wir als kleine Kinder bei ihnen auf dem Gute verbrachten, waren die schönsten. Wie liebten wir das freundliche gelbe Herrenhaus mit den weißen Kolonnen und weißen Gesimsen, mit den feinen Birken, und im Hintergrunde die hohen Pyramidenpappeln, die jetzt eingegangen sind. Am Abend lagen wir im großen Saal, in dessen Mitte zwei weiße Säulen die so gar nicht hohe Decke stützten, auf dem schweren von Mahagoni umrahmten Ledersofa, das einen rechten Winkel bildete, während die jüngste Tante mit ihrer Gouvernante, nur von zwei Stearinkerzen beleuchtet, auf dem langen, zirpenden Pianoforte Mozart spielte. Da drüben, im entlegenen Kontorzimmer polterte und fluchte der Alte mit dem Verwalter. Daß der in der Jugend Schelling studiert haben soll und unendlich disputiert! Aber die kleinen Fächer seines Mahagoni„sekretärs", eines Prachtstückes aus Paris, bargen so allerlei Schätze, und wir stellten uns auf die Zehenspitze, um all die Petschaften, Dosen, Etuis, fremden Münzen, Bildchen zu erspähn.

Die Bauern, denen noch so manches aus den Zeiten der Leibeigenschaft im Blute geblieben ist, kommen und bringen einen Sack frisch gepflückter Nüsse für den „kleinen Herren". Die Alte steckt einem eine Silbermünze in die Hand, damit man es den Bringern schenke.

Hie und da wandelt noch unter uns die Turgenjewsche Frauengestalt. Sie ist zu uns geschickt, um uns, die wir hierzulande so leicht den Glauben verlieren, den Glauben an den Menschen zu erhalten. Sie ist ein Weltkind, doch aus einer andern Welt und eine Zeitgenossin, doch aus einer andern Zeit. Sie ist eine Heilige, doch sie würde es nicht begreifen, wenn wir es ihr sagten. Sie hat eine Base, die auf dem Sande der Mark Brandenburg verseicht ist, Effi Briest mit Namen, und eine zweite, eine hektisch durchgeistigte, da oben im Norden „am Wege", Kathinka von Bang; sie selber ist eine Enkelin der Tatjana und sie weint noch heute um ihren Onegin, der die Liebe dieses stillen Mädchens verschmäht und der auf seiner Jagd nach der angenfälligen Vornehmheit und den leichten Reizen des Lebens sich selbst nicht kennt und auch nicht ahnen will, daß in diesem Wesen voller Ergebenheit und Selbstaufopferungstrieb die vornehme Dame sich verbirgt und daß eine starke Triebfeder in ihr die fein verzweigte, veredelte Sinnlichkeit und die so reich aufgespeicherte Wärme wird.

Rußland ist das Land, wo noch bei hellichtem Tage die Heiligen wandeln. Sie sitzen mit euch am Tisch und freuen sich mit euch der kurzen und eitlen Freuden des Lebens. Sie gehen mit euch in die Oper und ins Ballett. Und ihr und sie selber ahnen es nicht, daß sie Heilige sind, hierhergeschickt, um unsern Glauben an den Menschen zu erhalten.

Rußland ist das Land, wo noch am hellichten Tage unter uns die Bestien umhergehn. Und oft geht die Bestie und die Heilige ein Stück Wegs zusammen. Sie halten sich an den Händen und schreiten vorwärts wie gekettet. Die Bestie schreitet durch Schmutz und Blut und weiß es nicht, denn sie sieht nicht die Sterne über sich. Die Heilige wird durch Schmutz und Blut gejagt und sie weiß es nicht, denn sie hält den Blick nach den Sternen gerichtet. Sie bleibt rein.

Vielleicht kreuzt auch ihren Weg ein entschlossener, zielbewußter Mann, der mit seinem trotzigen Kopf gegen die Wand der vorgestreckten aufgepflanzten Bajonetts anrennt. Er drückt ihr die Waffe in die Hand und heißt sie gehn das Land von einer Bestie zu befreien. Ihr wird ein langer Leichensack um den Kopf geworfen, ein eingeseifter Strick, der von einem Querbalken herabhängt, um den Hals geschlungen; und sie wird der Erde entzogen.

Paul Barchan

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Das Jubiläum der Städteordnung/ von Ferdinand Tönnies

Freie Städte sind das höchste Produkt der sozialen Entwicklung in jener Periode gewesen, die wir Mittelalter nennen, wie sie auch die Kultur der Gräko-Italiker erfüllt und entfaltet haben. Aber das städtische Wesen selber drängt über diese Entwicklung hinaus. Es bedarf des Landfriedens und des Friedens mit dem Lande. Territoriale, nationale Reichsgewalten erheben sich in den Städten, durch die Städte. Sie brechen die Freiheit der Städte. Sie wollen Gesetze geben, Gesetze durchführen, die für das ganze Gebiet einheitlich und gleich zu gelten bestimmt sind. Sie konzentrieren Willen und Kraft der Gesamtheit in einer Hauptstadt, um beides von ihr aus in die Glieder eindringen zu lassen. Das ideelle Ziel dieser Entwicklung ist: der Staat und das Individuum. Die rationale Konstruktion baut den Staat aus den Individuen als ihren Mandatar, als Träger der höchsten Gewalt, in die sie sich vereinigen. Alle mittleren autonomen Gewalten, Korporationen wie Lehnsträger, müssen dagegen verschwinden, oder werden doch von der Zentralgewalt abhängig. In Frankreich wirkte am meisten energisch in dieser Tendenz der Geist römischer Kardinäle, so lange als der Staat hier König hieß. In Deutschland bildete sich der Staat territorialer Fürsten nach französischem Vorbilde; an ihrer Spitze bald ein Konglomerat von Territorien: Preußen. Der Staatswille inkarniert sich hier wie dort in militärischer Gewalt als Armee, in Civilgewalt als Bureaukratie. Die Souveränität erhebt sich über beiden als eherner Felsen. Der Gedanke des Systems ist unbedingte Unterordnung, Scheidung zwischen Regierung und Untertanen in allen Zweigen der Verwaltung; durchgeführt wird er am meisten als absoluter Gehorsam im Heere, Trennung des Heeres vom Volke, Beamtenherrschaft über die Gemeinden.

Da tritt die Revolution ein. Was bedeutet sie? Will sie den Staat verneinen? Mitnichten. Sie will die rationale Konstruktion des Staates zur Wirklichkeit machen, sie erhebt sich aus den Untertanen, die Bürger des

Staates sein wollen. Das Stadtbürgertum, der dritte Stand, leitet sie. Aber diese „Bourgeoisie" denkt auch an eine Wiederherstellung von Gemeindefreiheiten; eine föderalistische Gestaltung schwebt ihr vor. Der Cäsar, der in moderner Gestaltung (auf der Basis der Revolution) das alte Regiment wieder aufnimmt, wirft diesen Gedanken zu Boden. Frankreich wird wieder, und in höherem Maßstabe, streng zentralisierte, in einen militärisch-polizeilichen Mechanismus ausgearbeitete Monarchie. Die späteren Wandlungen der Regierung haben daran wenig geändert; wenn man nur für Monarchie das Wort „Staat" einsetzt.

Und wenn man sieht, wie in neuerer Zeit eine Gesetzgebung großen Stiles auch in England die alte Selbstverwaltung, die hier freilich viel mehr ländlich-feudalen als städtischen Charakter hatte, beschränkt, so kann man wohl auf den Gedanken kommen, dies sei eben die Logik des Systems, die sich folgerichtig und unweigerlich überall durchsetze. Dagegen kann dann auch die „Wiedergeburt städtischer Selbstverwaltung" wie Preuß die von Steins Werk eingeleitete Epoche nennt, als eine bloß temporäre „Reaktion" erscheinen. Und doch ist in dieser „Reaktion" eben der Liberalismus enthalten, der freie Bürgersinn hat in der Städteordnung von 1808 sein Palladium gefunden — wie ist der Zusammenhang? — In Wahrheit kann auf die Dauer nie in der Entwicklung sozialen Lebens ein Prinzip allein herrschen; und auch sofern es allein herrscht, wird es doch modifiziert durch die mitherrschenden Umstände, durch den Zeitgeist, durch die Kräfte des wirtschaftlichen und des wissenschaftlich-künstlerischen Lebens. Alle diese heischen Freiheit, brauchen Freiheit, wehren sich gegen die tötende Allgemeinheit des Staates, auch wo sie ihrer benötigen und sich dessen bewußt sind. Individuelle Freiheit freilich liegt in der Konsequenz des Staatsgedankens selbst; insofern sind die Augustnacht von 1789 und das preußische Oktober-Edikt von 1807 nur die Vollstrecker dessen gewesen, was auch das Ancien Regime wollte, wollen mußte, wenn auch zu vollbringen nicht vermochte. Aber Gemeindefreiheit? Freiheit von Korporationen? etwa auch der Kirche? der Universitäten?

Ja, es ist ein Prinzip des Lebens und der Gesundheit, das darin sich regt und erhebt. Es ist die Kritik des Staates durch die Gesellschaft, die Idee einer Demokratie, die sich organisch aufbaut, die den Staat nur soweit regieren läßt, als die gemeinsamen Interessen aller es notwendig machen, die ein Gegengewicht gegen den Staat entwickelt durch die Neugestaltung der dem Staate ähnlichen politischen Gemeinden, die ihn nicht beschränken sollen, sondern in Harmonie mit ihm zu leben, Gesetzgebung und Verwaltung in kleineren Bezirken mannigfach zu entwickeln, die Fähigkeit der Selbstregierung des Volkes durch die Praxis in engerer, leichterer, dem Gemeinsinn näherer Sphäre vorzubereiten und zu üben bestimmt sind. „Was uns an politischem Verstande", so hörten wir vor kurzem einen englischen Politiker sprechen, „mit Recht zugeschrieben werden mag, das beruht sicherlich auf der Schulung unseres

staatsbürgerlichen Sinnes durch das Prinzip der möglichst großen Freiheit unserer Munizipalitäten und Kreise, in die der Staat sich nicht hineinmischt, so lange sie eigene Angelegenheiten verwalten, über die er sein Aufsichtsrecht vielfach nur durch indirekte Methoden ausübt." Diesen politischen Verstand hat ein geistreicher Fürst bekanntlich die politische Erbweisheit der Engländer genannt.

Solche Weisheit den Deutschen, und zwar zunächst den Preußen einzupflanzen, das war das schöne Ideal des Reichsfreiherrn, der durch Reform großen Stiles, durch eine Revolution von oben das neue Preußen schuf, oder doch zu dessen Erweckung gestaltend mitwirkte.

Das weitaus beste und fruchtbarste Werk der ganzen preußischen Gesetzgebung nennt Preuß in seiner meisterhaften Darstellung der Entwickelung des deutschen Städtewesens (S. 225) die Steinsche Städteordnung vom 19. November 1808. Frankreich hat den gleichen oder doch ähnlichen Gedanken, den die Konstituante, wenn auch zugleich unter radikaler Aufhebung des Unterschiedes von Stadt und Land, erhoben hatte, nicht festhalten gekonnt; es ist der Gefahr der Erstarrung seines politischen Lebens nur durch erneute Revolutionen entgangen; soweit es ihr entgangen ist. Denn daß gerade der französischen Demokratie von der praktischen Schulung durch die Gewohnheit die Gemeinde-Selbstverwaltung allzu vieles, wenn nicht alles fehlt, hat die Entwicklung der dritten Republik so schwer gehemmt und sie zwischen heftigen Extremen hin und hergeworfen. Stein und seine Mitarbeiter bildeten ihre Gedanken in einer Vermittlung des Ideengehaltes der französischen Revolution mit dem administrativ-konservativen englischen Vorbilde aus. Sie durften freilich das Werk, dem sie ihre Kräfte mit Aufopferung widmeten, nicht durchführen. Die Emanzipation der städtischen Selbstverwaltung war für sie „lediglich der erste Schritt zu einem fundamentalen politischen Umwandlungsprozeß, zur Verdrängung des absoluten Polizei- und Militärstaates durch die bürgerliche Selbstverwaltung eines verfassungsmäßig organisierten Volkes" (Preuß S. 237). Diese Aufgabe ist auch heute fern von ihrer Vollendung. Der militärische Geist und die Bureaukratie bekämpfen ihn. Für sie sind die Städte auch heute wesentlich „Domänen und Garnisonen", was sie nach Lehmanns Ausdruck (Freiherr von Stein II 189) unter dem absoluten Dominat geworden waren. Schon in ihrem ursprünglichen Geltungsgebiete, dem Preußen nach dem Tilsiter Frieden, hatte die Städteordnung um ihr Dasein lange zu ringen (Preuß S. 312 f.). Die Gesetzgebung des Jahrhunderts ist überwiegend von dem entgegengesetzen Geiste erfüllt gewesen. Tatsächliche, systematische Bevormundung hat die Rechte der Selbstverwaltung vielfach zur leeren Form erniedrigt. Für die Zukunft, für die friedliche Entwicklung aus unsrer sozialen Zerrissenheit, aus dem Elende der Klassenzersetzung heraus, wird sehr viel davon abhängig sein, daß ein mündig gewordenes, an Einsicht wachsendes, in Charakter stärker werdendes Volk, mit gesetzlichem Sinne sich wehre gegen die Übergriffe der Regierungen, daß, mit Stein zu reden, der Bürgersinn und der Gemeingeist

der städtischen Gemeinde wieder neues Leben erhalten. Dies ist um so mehr notwendig, da die Stadtgemeinden so viel größer, die Interessengegensätze so viel mächtiger geworden sind, die Gemeinde- wie die Staatsverwaltung belastend. Gewiß ist, mit Gierke zu reden, (deutsches Genossenschaftsrecht I 834) die „Versöhnung der genossenschaftlichen Grundlage und der obrigkeitlichen Spitze im heutigen Staate" ein schweres Problem; aber um so mehr muß von denen, die sich berufen fühlen, die Staaten zu regieren, gefordert werden, daß es als Problem erkannt und gewürdigt werde; daß sie dem Problem sich gewachsen zeigen. Wenn ihre Universitäts- und andere Bildung — wegen zu intensiver Beschäftigung mit anderen Angelegenheiten — dafür oft nicht ausreicht, so hilft zunächst nichts als daß von schlecht unterrichteten Ministern und Regierungspräsidenten an besser zu unterrichtende Berufung eingelegt werde. Der wahre Staatsmann muß erkennen, daß die autonome Gemeinde, auch wenn sie und ihre Organe zu eigenem und etwa zu anderer Schaden Irrtümer begehen, eben durch ihre Autonomie von höchstem Werte für den Staat, weil für das Volk, ist; daß die privaten und politischen Betätigungen eines Gemeindehauptes, so lange es durch das Vertrauen seiner Gemeinde getragen wird, die „vorgesetzte Behörde" schlechterdings nichts angehen. Mag diese sich auf den Buchstaben des Gesetzes stützen; der Geist der Gesetze sollte herrschen. Für diesen Geist, soweit er die Selbständigkeit der Stadtgemeinde betrifft, ist die Städteordnung von 1808 klassisches Dokument. In Stein war mehr von diesem Geiste, als in 70 späteren Ministern, Ober- und anderen Präsidenten zusammengenommen. Auch das Dasein einer Verwaltungsgerichtsbarkeit, so erwünscht es ist, kann, wenn sie nicht von diesem Geiste moralischer Gerechtigkeit erfüllt ist, ihn nicht ersetzen.

„Weit blieb freilich die praktische Ausführung hinter dem Gedanken des Gesetzes zurück und weder die an den Polizeistaat gewöhnten Verwaltungen, noch die späteren Städteordnungen Preußens und der übrigen deutschen Staaten erhoben sich zu der Höhe, auf welcher jenes Gesetz inmitten seiner Zeit steht. . . Und von einer prinzipiellen Anerkennung der Stadt, als eines selbständigen Gemeinwesens mit eigener Rechtspersönlichkeit, sind gerade die neuesten Städteordnungen, besonders in Preußen, sehr weit entfernt. Ja, es scheint, als neigte die neuere Gesetzgebung wieder zu dem gefährlichen System, den Städten zwar im Gebiete der Vermögensverwaltung große Freiheit und Selbständigkeit einzuräumen, dafür aber ihre sittlichen und politischen Aufgaben um so schärfer zu ignorieren, und in diesen Beziehungen eine bloße Lokalanstalt des Staats in ihr zu erblicken". Wir haben nicht gehört, daß eine Staatsregierung jemals gegen die schweren Anklagen, die in diesen vor 1868 geschriebenen Worten Gierkes, eines im höchsten Ansehen stehenden Rechtsgelehrten, enthalten sind, mit Geschick oder Ungeschick sich verteidigt habe. Denn Anklagen sind es, Anklagen, die den Vertretern der öffentlichen Gewalten ein unsittliche Praxis zur Last legen. Als unsittlich muß es bezeichnet werden,

wenn irgend einer Person, sei es privater oder öffentlicher, Namen und Lasten eines objektiven Rechtes zugewiesen, aber die Vorteile und (subjektiven) Rechte, die in dessen Wesen enthalten sind, weggenommen oder doch systematisch beschnitten werden. Wenn dies in einem sehr charakteristischen Falle geschieht, wird sich die öffentliche Meinung resolut dagegen kehren. Denn die öffentliche Meinung, wo sie sich selbst erkennt, wird durch das Gewissen bestimmt: sie ist ihrer Idee nach ethisches Urteil. Stein und seine Freunde, unter denen W. v. Humboldt noch genannt werden möge, legten in diesem Sinne energischen Wert auf die öffentliche Meinung. „Die Abhängigkeit des städtischen Beamten von der öffentlichen Meinung und den Gesinnungen in seiner Gemeinde, ist gerade etwas, das erhalten, nicht unterdrückt werden muß", so Humboldt in der an Hardenberg gerichteten Denkschrift vom 21. November 1819, „aus der noch einmal in dieser traurigen Zeit der freie Geist der großen Reform spricht" (Preuß. S. 301). Und wenn Humboldt hinzufügt, es liege darin und in dem engen Zusammenhange der Bürger mit ihren Vorstehern das Distinktive einer Munizipalverfassung: wolle man eine solche dem Wesen und der Tat nach haben („und sonst ist es besser, ganz darauf Verzicht zu leisten"), so müsse man das nicht gering schätzen — so gelten doch diese Worte genau so auch vom Staate und von den Staatsbeamten, folglich auch von der Staatsverfassung, „wenn man eine solche dem Wesen und der Tat nach haben will", — und dadurch wird auch Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung vorzugsweise bedingt sein. Ob dieser ernste Wille überall vorhanden sei, wo die korrekten Staatsgesinnungen am meisten betont werden, mag man billig bezweifeln.

Bunte Herzen/ Erzählung von E. von Keyserling

Im Kadullen wurde im Sommer schon um vier Uhr gespeist, um den Abend für sommerliche Unternehmungen frei zu haben. Dann lag das Nachmittagslicht stetig auf der langen, weißen Gartenfronte und den drei schweren Giebeln des Landhauses. In den geradlinien Beeten glänzten die Levkojen wie krause hellfarbige Seide und der Buxbaum duftete warm und bitter. Ein Diener stellte sich auf die Stufen der Gartenveranda und läutete mit einer großen Glocke, das Signal, daß es Zeit sei, sich für das Mittagsessen anzukleiden.

Der Hausherr, der alte Graf Hamilkar von Wandl-Dux, kam schon fertig angekleidet mit seinem Gast, dem Professor von Pinitz, in den Garten hinaus. Graf Hamilkar, sehr lang und schmal in seinem schwarzen Gehrock hielt sich ein wenig gebeugt. Den Panama zog er tief in die Stirn. Das glattrasierte Gesicht mit dem langen, lippenlosen Munde hatte etwas Asketisches, wie es jene Gesichter haben, auf denen alles, was das Leben hineingeschrieben hat, beruhigt, gleichsam widerrufen erscheint. Mit langen Schritten begann er den Gartenweg hinabzuschreiten. Der Professor vermochte kaum Schritt zu halten, denn er war kurz und dick, die weiße Weste saß sehr prall über dem runden Bauch und das Gesicht war rot und erhitzt unter dem kamelfarbigen Bartgestrüpp. Er erzählte dem Grafen einen merkwürdigen Traum, den er gehabt hatte, dafür interessierte er sich jetzt, denn er wollte eine Theorie des Traumes schreiben und der Graf teilte ihm das Material mit, welches er einmal auch über dieses Thema gesammelt hatte. Graf Hamilkar hatte immer gesammeltes Material für die Bücher, welche die anderen schreiben wollten, er selbst hatte nie eins geschrieben, „ich wußte nie", pflegte er zu sagen, „welches meiner Bücher ich schreiben sollte und so kam es denn zu keinem."

„Also denken Sie sich", berichtete der Professor, „ich war beim Kollegen Domnitz, im Traum nämlich. Nun Domnitz legt mir beide Hände auf die Schultern, macht ein ganz feierliches Gesicht und sagt mit einer ganz tiefen Stimme, die er sonst nie hat: ‚Kollege, ich habe die Grundform, die Urform der Schönheit gefunden, einfach die Schönheit an sich.' Ich sage Ihnen, das fuhr mir so durch alle Glieder, so eine Art Schreck oder Freude oder Rührung, gewiß, das Weinen war mir so nahe. Das sind Empfindungen, wie wir sie nur im Traum haben können: ‚Nein wirklich', sage ich, ‚wo ist sie denn?' — ‚Da', sagte er und ja — und zeigt sie mir."

„Er zeigt sie Ihnen?" fragte der Graf und blieb stehen, „ja, wie sah sie denn aus?

Der Professor kniff die Augenlider zusammen, als wollte er einen Gegenstand scharf betrachten. „Sie sah aus", meinte er, „ja, sie sah eigentlich ganz einfach aus, wissen Sie. Eine schmale weiße Tafel ähnlich den Grabsteinen auf

den jüdischen Friedhöfen, ein Meter hoch, denke ich, oben abgerundet und in der Rundung ein Gesicht, nur zwei Punkte die Augen; ein vertikaler Strich die Nase, ein horizontaler Strich der Mund — nichts weiter. Was sagen Sie dazu, was?"

„Eigentümlich", sagte der Graf und schaute über den Professor hinweg in den Garten hinaus.

„Ja, aber was das Wunderbarste ist", fuhr der Professor fort und seine Stimme wurde leiser, als spräche er von sehr geheimnisvollen Dingen, „ich sagte sofort ach ja, denn es leuchtete mir sogleich ein, ich wußte, das ist die Schönheit an sich; ja, mir war es, als hätte ich das eigentlich schon längst gewußt. Wie erklären Sie sich das?"

„Ja, das ist schwierig" erwiderte der Graf ein wenig zerstreut und schaute noch immer in den Garten hinaus.

Drüben zwischen den Stockrosen und Malvenbeeten war es jetzt lebhafter geworden. Eine Schar junger Mädchen und junger Leute ging den Weg hinab dem Hause zu, helle Sommerkleider und Flanellanzüge und ein eifriges Stimmengewirr. Der Professor schwieg nun auch und wandte sich nach dem Kommenden um. Da waren seine beiden Töchter, große Mädchen in grellrosa Battistkleidern und gelben Schäferhüten und sehr erhitzt. Beide lachten zu gleicher Zeit in einem hohen, ein wenig schrillen Diskant. Neben ihnen schritt der Leutnant von Rabitow vom Alexanderregiment, ein wenig steifbeinig in seinem weißen Tennisanzug. Die beiden Neffen des Hauses Egon und Moritz von Hohenlicht, beides Studenten, beide sehr blond, den Scheitel tief bis zum Nacken herabgezogen waren mitten auf dem Wege stehen geblieben und fochten mit ihren Rackets. Fräulein Demme, die Gouvernante, trieb scheltend die vierzehnjährige Erika vor sich her und Erika setzte aus Opposition die dünnen Beine in den schwarzen Strümpfen nur lässig in Bewegung. Die beiden alten Herren ließen diese Welle jugendlichen Lebens wohlgefällig an sich vorüberrauschen. Beide lächelten ein wenig.

„Sehen Sie, Professor, das dort ist auch sofort einleuchtende Schönheit, eigentlich Schönheit an sich", begann der Graf und wies zu einem Beet voll dicker dunkelroter Rosen „Sultan von Zanzibar" hinüber, an dem seine siebzehnjährige Tochter Billy stand.

Es war sehr hübsch, wie das Mädchen im hellblauen Sommerkleide dort bei den Rosen stand, das runde Gesicht rosa und lächelnd, ohne Hut. Im grellen Sonnenschein hatte ihr Haar ein ganz warmes Braun wie alter Portwein und das Ganze war farbig wie ein Blumenbeet. Neben Billy stand Marion Bonnechose, die Tochter der französischen Gouvernante, die mit Billy zusammen erzogen worden war, klein und dunkel im hageren etwas gelblichen Gesichte zu große braune Augen, die Billy gespannt und wachsam anschauten.

„Gewiß", sagte der Professor, „Komtesse Sibylle ist unzweifelhaft sehr schön,

aber die Schönheit an sich in meinem Traum war einfach eine halbrunde weiße Tafel".

Die jungen Leute waren im Hause verschwunden und auch Billy und Marion liefen dem Hause zu, die Hände voll roter Rosen. Der Garten wurde wieder still. Der Graf bog ein wenig den Kopf zurück und zog in seine lange weiße Nase die Düfte der Spätsommerblumen, reifer Pflaumen und Sommerbirnen ein mit dem Ausdruck eines Genießers, der einen kostbaren Wein trinkt. Vom Tennisplatz her kam noch ein Nachzügler, Boris Dangellô. Er ging langsam und nachdenklich, den Kopf gesenkt, nur als er an den beiden Herren vorüberkam, grüßte er, das feine bleiche Gesicht lächelte, aber die Augen behielten den sinnenden Ausdruck, als wollten sie ihre sentimentale Schönheit nicht stören.

„Auch Schönheit", bemerkte der Professor, „Ihr Neffe, Herr von Dangellô, sieht ungewöhnlich gut aus".

Aber da war etwas, das den Grafen verstimmte. „Für einen jungen Menschen", sagte er streng, „ist es nicht vorteilhaft, so gut auszusehen, das zerstreut und zieht ab."

„So, so", murmelte der Professor, „ich weiß nicht, ich habe darüber keine Erfahrung."

Sie waren jetzt bis an das Ende des Gartenweges gekommen, blieben einen Augenblick stehen und schauten über das Gartengitter hinweg auf die Stoppelfelder und gemähten Wiesen. Dahinter legte der Wald einen blauschwarzen Rahmen um das Bild, das gelb von Sonnenschein war, dieser dichte Tannenwald, der sich ununterbrochen bis an die russische Grenze hinzog.

„Ich weiß nicht, ob ich mich täusche", begann der Professor wieder, „aber es will mir scheinen, als sei in der heutigen Generation das gute Aussehen verbreiteter als in meiner Jugendzeit. Sie sehen jetzt alle gut aus."

„Möglich", erwiderte der Graf, „aber vielleicht liegt das auch an uns. Wir haben jetzt die richtige Distanz und Sie wissen, daß Bilder schöner werden, wenn wir den richtigen Abstand haben. Aber vor allem, Professor, wir haben das nötig. In unserem Alter wollen wir hübsche Jugend um uns haben, wir verlangen Schönheit von der Jugend. Das ist sehr egoistisch. Wir genießen das behaglich. Aber die arme Jugend. Glauben Sie ‚schön sein' sei bequem? Schönheit kompliziert das Schicksal, legt Verantwortungen auf und vor allem es stört unsere Abgeschlossenheit. Denken Sie sich Professor, Sie wären sehr schön. Mit jedem Menschen, der Ihnen begegnet, bindet ihr Gesicht an, wirkt auf ihn, drängt sich ihm auf, spricht zu ihm, ob Sie wollen oder nicht. Schönheit ist eine beständige Indiskretion. Wäre das angenehm?"

„Ich .. ich kann mich da wohl nicht recht hineindenken," erwiderte der Professor.

Der Graf lächelte sein unterdrücktes etwas schiefes Lächeln. „Ach ja, uns beiden sind diese Schwierigkeiten erspart geblieben."

Dann wandten sie sich um und schritten wieder dem Hause zu.

Auf der Veranda fanden sie schon Komtesse Betty, die Schwester des Grafen, die ihm, seitdem er Witwer war, den Haushalt führte und seine Kinder erzog. Sie war feierlich angezogen in ihrem langen Spitzenburnus. Das weiße Gesicht mit den rosa Bäckchen schien sehr klein unter der großen Spitzenhaube nach der Mode der sechziger Jahre. Tante Betty saß wie an einem Krankenbett neben dem Liegestuhl, auf den sich ihre älteste Nichte Lisa hingestreckt hatte. Lisa, die geschiedene Fürstin Katakasianopulos lehnte ihren Kopf müde zurück und schloß halb die Augen. Die braunen Löckchen fielen ihr wirr in einer Art Opheliafrisur in das blasse feine Gesicht. Sie trug ein schwarzes Spitzenkleid, denn seitdem ihre Ehe geschieden worden war, liebte sie es, sich in Schwarz zu kleiden. Sie hatte ihren Griechen in Biarritz kennen gelernt und eigensinnig darauf bestanden, ihn zu heiraten. Als nun aber der Fürst Katakasianopulos sich als unmöglicher Ehemann erwies, war die Familie froh, ihn wieder los zu sein.

Lisa jedoch behielt seitdem etwas Tragisches, das Tante Betty als Krankheit behandelte und mit der sorgsamsten Pflege umgab. Auch der Hauslehrer, ein stattlicher Hannoveraner und Bob, der Jüngste der Familie, hatten sich eingefunden.

„Wie ist das Befinden, Frau Fürstin?" sagte der Professor.

Lisa lächelte matt. „Ich danke, ein wenig müde."

„Ruhe haben wir nötig," meinte Tante Betty.

Im Hintergrunde echoete Bobs ungezogene Stimme ein: „Möde".

Der Graf schaute seine Tochter unzufrieden an. „Gegen zu lyrische Nerven," sagte er, „wäre etwas Beschäftigung vielleicht ratsam."

„Aber Hamilkar," wehrte Tante Betty ab.

Lisa zog resigniert die Augenbrauen empor und wandte sich zum Hauslehrer, um eine liebenswürdige Unterhaltung zu beginnen: „Ist es in ihrer Heimat jetzt auch so heiß, Herr Post?"

Oben in der Tür des Gartensaals erschien Billy im weißen Kleide, rote Rosen im Gürtel und wie sie die Stufen zur Veranda herabstieg, schauten alle zu ihr auf und lächelten unwillkürlich. Sie lächelte auch, als brächte sie etwas Gutes. Bob gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck, indem er rief: „Billy sieht heute wieder erster Güte aus!" Boris folgte ihr und nahm sie sofort in Beschlag, um halblaut mit ihr zu sprechen. Er sprach mit Damen immer halblaut, als sei das, was er sagte, Vertrauenssache.

Alle Hausgenossen waren nun versammelt, nur die Frau Professor fehlte. Die ließ stets auf sich warten.

„Ach ja, meine Frau," meinte der Professor, „die beweist mir zur Genüge, daß die Zeit etwas Subjektives ist. Sie hat immer ihre eigene Zeit."

Endlich kam sie, erhitzt und mit flatternden roten Haubenbändern. Man konnte zu Tisch gehen.

Graf Hamilkar liebte diese Lebenslage, wenn er oben an der langen Tafel saß, die Reihe der jungen Gesichter entlangblickte und das Schwirren der gedämpften Stimmen hörte. Das erheiterte ihn. Er pflegte dann die Unterhaltung, wollte sie angenehm und harmonisch. Allein heute kam etwas wie ein Mißton hinein.

Man sprach von Politik. Der Professor war Patriot und nationalliberal. Er unterbrach sich im Essen seiner Erbsen, faßte mit Daumen und Zeigefinger ein Crouton, gestikulierte damit und sagte begeistert:

„Bitte, in der Wissenschaft als Gelehrter, da folge ich der Vernunft und Logik ganz unbedingt, wohin sie mich auch führen, aber in der Politik, da ist es anders, da kommt ein wichtiger Faktor hinzu, ein Affekt, die Liebe zum deutschen Vaterlande. Verstand und Logik müssen die Herrschaft mit der Liebe teilen, was sage ich, teilen — sie müssen sich der Liebe unterordnen; ja geradezu unterordnen. So bin ich auch ganz bereit, aus Liebe zum Vaterlande zuweilen unlogisch zu sein. Ja, mein lieber Graf, das bin ich." Er schaute sich triumphierend um und lachte.

„Gewiß, gewiß," meinte der Graf, „es wäre ja überhaupt schlimm, wenn wir nicht hin und wieder bereit wären unlogisch zu sein."

Da beugte sich Boris vor und begann zu sprechen mit seinem ein wenig singenden slavischen Akzent und dem rollenden r: „Sie haben sehr recht, Herr Professor, aber es muß nicht immer nur die Liebe sein, es kann auch der Haß sein. Uns Polen ist auch der Haß heilig."

Der Graf zog die Augenbrauen empor und beugte sich über seinen Teller. „Ich habe bemerkt," versetzte er mit einer Schärfe, die alle überraschte, „daß Haß als Beschäftigung verdummt."

Boris erbleichte. Er wollte auffahren. „Ich muß doch bitten, Onkel," aber dann zuckte er die Achseln und lächelte ironisch. Billy und Marion, die ihm gegenübersaßen, erröteten beide und schauten ihn angstvoll an. Die beiden Kinder unten am Tisch kicherten. Es gab eine unangenehme Pause, bis der Professor wieder hastig zu sprechen begann. Boris schwieg, schaute gekränkt vor sich hin und lehnte alle Speisen ab. Auch Billy und Marion hatten jede Freude am Essen verloren und waren froh, als die Mahlzeit zu Ende ging.

Die Sonne schien schon ganz schräg durch die Obstbäume, als auf der Gartenveranda der Kaffee genommen wurde. Graf Hamilkar rauchte eine Zigarette und schaute behaglich den Garten hinab, der jetzt wieder voller Leben war. Um diese Stunde wurden ihm stets die Augenlider ein wenig schwer. Drüben an der Buchsbaumhecke gingen Boris und Billy auf und ab. Boris sprach eifrig, machte mit seiner schmalen weißen Hand weite Bewegungen und ließ seine vielen Ringe in der Sonne blitzen. Darin lag etwas, was dem Grafen mißfiel, aber er wollte sich in dieser angenehmen Lebenslage nicht ärgern. Als er dann aufstand und in sein Zimmer hinüberging, um ein

wenig zu ruhen, begegnete ihm seine Schwester. Er blieb stehn, legte einen Finger an die Nase und sagte: „Betty, was ich dir sagen wollte."

„Was denn, Hamilkar," sagte die alte Dame und bog ihren Kopf sehr weit zurück, um ihrem Bruder in die Augen zu sehen. Der Graf deutete durch das Fenster zur Buchsbaumhecke hinaus: „Die Beiden dort, du solltest ein wenig acht geben."

„Ach Hamilkar," meinte Betty, „laß doch die Jugend sich unterhalten. Wir waren doch auch einmal jung."

Der Graf lächelte wieder sein unterdrücktes schiefes Lächeln. „Gewiß, Betty, wir waren auch einmal jung und es wäre doch gut, wenn unsere Kinder von dieser unserer Erfahrung einigen Nutzen hätten. Die polnischen Likörangen geben einen ungesunden Rausch; wir haben an dem griechischen Rausche gerade genug gehabt. Du solltest ein wenig acht geben."

Damit ging er in sein Zimmer und streckte sich auf seinem Sofa aus. Er liebte diese halbe Stunde des Ruhens. Er schloß die Augen. Die Fenster standen weit offen. Vom Garten tönten die Stimmen herein, wie sie sich riefen, suchten, vereinigten und dazu immer das unermüdliche Wetzen der Feldgrillen. „Wie die eifrig bei der Arbeit sind," dachte der Graf, „wie eilig die das haben, das klingt ja, als haspele ein jeder schnell einen Faden von einer Spule. Wie sie schnurren diese Spulen, wie die Unruhe in ihnen fiebert." Er fühlte sich angenehm abseits von dieser Unruhe. Im Halbschlummer schienen die Stimmen sich zu entfernen, zu säuftigen. „Ja ja, so muß es sein, die unruhigen Stimmen entfernen sich, verhallen und dann — Stille. Ja, so wird es sein — vielleicht — man wird ja sehen."

Unten an der Buchsbaumhecke aber gingen Boris und Billy noch immer auf und ab. Boris sprach leidenschaftlich auf Billy ein. Er war ganz bleich von Beredsamkeit und verstand es, ein wunderbar unumwundenes Pathos in seine Worte zu legen.

„Ich weiß, dein Vater liebt mich nicht, er will mich demütigen. Natürlich man liebt uns hier bei Euch nicht. Wir sind die Unbequemen der Geschichte. Eigensinnige Idealisten liebt man nicht. Wer mit einem Schmerz geboren wird, wer für einen Schmerz erzogen wird, ist unsympathisch, ich weiß. Unglücklich sein ist hier bei Euch unmodern, es ist nicht comme il faut."

„Ach, Boris, warum sprichst du so," sagte Billy mit vor Erregung heiserer Stimme, „wir hier, wir Alle, haben dich gern."

Boris zuckte die Achseln. „Wir alle, ach Gott, das ist ja auch gleichgültig. Aber du, Billy, ich weiß, du bist gut, du bist für mich, aber nein, nicht so wie ich es verstehe. Sieh, wir Polen, die wir alle mit einer Wunde im Herzen umhergehen und deshalb einsam sind, wir verstehen die Liebe anders. Wir verlangen eine Liebe, die bedingungslos unsere Partei nimmt, ohne zu fragen, ohne sich umzuschauen, die ganz, ganz, ganz für uns ist. Aber," und Boris machte eine Handbewegung, als werfe er eine Welt von sich, „aber, wo finden wir solch eine Liebe!"

Die Sonne hing jetzt, eine himbeerrote Scheibe, über dem Waldsaum. Billy blieb stehen, schaute mit weitoffenen Augen die Sonne an. Das dunkele Blau dieser Augen wurde blank von Tränen und zwei kleine rote Sonnen spiegelten sich in ihnen. „Ach, Boris, warum mußt du so sprechen," brachte sie mühsam heraus, „du weißt doch — was soll ich tun, was kann ich tun."

„Du kannst alles," versetzte Boris geheimnisvoll.

Billys Herz schwoll schmerzhaft von unendlichem Mitleid für den schönen bleichen Jungen vor ihr und es schien ihr in diesem Augenblicke wirklich, als könnte sie für ihn alles tun.

Der Garten war jetzt ganz rot vom Abendlicht. Überall standen die Mädchen und die jungen Leute beieinander, von dem bunten gewaltsamen Lichte wie von einer Festbeleuchtung aufgeregt. Egon von Hohenlicht machte die Professorentöchter lachen, immer beide zu gleicher Zeit. Moritz ging mit Marion zwischen den Levkojenbeeten umher und sie sprachen von Billy. Selbst das kleine Fräulein Demme und der stattliche Hannoveraner standen ein wenig abseits beieinander und flüsterten. Lisa hatte den Liegestuhl auf dem Rasenplatz unter dem Birnbaum hinaustragen lassen. Dort lag sie regungslos, als fürchtete sie das schöne rote Licht, das über sie hinfloß, durch eine Bewegung in Unordnung zu bringen. Der Leutnant von Rabitow hatte sich zu ihren Füßen auf den Rasen hingestreckt.

„Ach wie schön das ist," sagte Lisa mit einer sanft klagenden Melodie in der Stimme, „wenn man das so sieht, würde man nicht glauben, daß auch so viel Schmerz auf dieser Erde ist."

„Allerdings," meinte der Leutnant, „aber daran dürfen wir nicht denken. Wenn ich abends mein Bad genommen habe, Toilette gemacht habe und auf die Straße hinuntergehe, — die Restaurants sind hübsch erleuchtet, wenn ich scharf um die Ecken biege, karamboliere ich mit lieben kichernden Mädchen, und ich denke dann ein wenig nach und sage mir, wohin gehst du jetzt — na, dann schlage ich es mir auch aus dem Sinn, daß morgen wieder Dienst ist und Rekruten usw."

„Sie sind, glaube ich, glücklich, Herr von Rabitow," sagte Lisa leise.

Auf der Veranda aber saßen Komtesse Betty und Madame Bonnechose bei einander, falteten die Hände im Schoß und sagten andächtig: „ah, la jeunesse, la chère jeunesse."

Nur die beiden Kinder waren unzufrieden. Bob und Erika standen auf dem Gartenwege und grollten, weil es nicht zu einer Unternehmung kam, zu einem Spaziergang, oder zu einem gemeinsamen Spiel.

„Wenn alle sich immer nur verloben," meinte Bob, „dann kommt es natürlich zu nichts. Boris legt auf Billy Beschlag, als ob sie Polen wäre."

„Das wird ihm nichts helfen," bemerkte Erika, „Papa ist gegen die Partie, das weiß ich."

Die Sonne war untergegangen. Vom Wald und den Wiesen her kam

ein feuchtes Wehen und schüttelte an den Zweigen der alten Obstbäume. Eintönig und klagend ging das Singen der Bauermädchen die dämmerige Landstraße entlang.

Bob hatte sein gemeinsames Spiel durchgesetzt. Jemand stand an einem Baum und zählte, die anderen versteckten sich. Billy lief zu dem dichten Berberitzengebüsch hinüber. Dort war es dunkel, es roch nach den Brettern einer alten Holzkiste, die dort stand, nach Gartenerde und den säuerlichen Trauben der Berberitzen. Billy war ein wenig atemlos, ihr Herz klopfte so stark, sie hörte es klopfen, es klang wie leise Schritte, die eilig eilig einem unbekannten Ziele zulaufen. Eine große Erregung ließ Billy in sich zusammenschauern, eine Erregung, die das Allvertraute ringsumher fremd erscheinen läßt, bedeutungsvoll und gleichsam schwer von heimlich heranschleichenden Ereignissen. Billy war zu jedem Erlebnis bereit. Boris weiche Stimme schien alle Schranken, in die dieses Kind sorgsam eingehegt worden war, niederzureißen. Ach ja, Boris Leben, das so voll großer Gefühle und großer Worte war, mitleben zu dürfen, das war es, was Billy jetzt haben mußte.

„Billy," hörte sie eine leise Stimme im Dunkeln. Es war Boris. Billy wunderte sich nicht darüber, sie hatte die ganze Zeit ihn so leidenschaftlich gefühlt, daß seine Gegenwart ihr selbstverständlich erschien. „Ja Boris," antwortete sie ebenso leise.

Er stand jetzt ganz nahe vor ihr, sie spürte das starke, süße Parfüm, das er zu gebrauchen liebte. „Billy," sagte er, „ich komme, um Gewißheit von dir zu haben." Er schwieg, aber Billy vermochte nichts zu sagen, sie wartete. Das Ereignis, dessen Heranschleichen sie gespürt, stand jetzt vor ihr.

„Sieh, Billy," fuhr Boris fort und seine Stimme klang ein wenig trocken, dozierend, „ich muß es wissen, ob du in meinem Leben das bist, auf das ich unbedingt bauen kann. Ich kann mir mein Leben ohne dich nicht denken, aber gerade deshalb darf ich mich nicht täuschen, wenn ich mich hier täuschen würde, könnte es mein Untergang sein."

Er wartete wieder.

„Aber Boris, du weißt doch —" begann Billy, aber er unterbrach sie ärgerlich: „Nein, ich weiß nicht, ich kann es nicht wissen, du verstehst mich nicht, das ist alles ganz anders." Billy war das Weinen nahe, die strenge Stimme, die aus dem Dunkeln auf sie einsprach, quälte sie unsäglich. „Doch, gewiß verstehe ich dich. Warum soll ich dich nicht verstehen. Warum sagst du das? Sprich doch morgen mit dem Papa, alle verloben sich, warum muß es denn bei uns so furchtbar traurig sein." Das Weinen war ihr nahe, müde setzte sie sich auf die alte Holzkiste. Da hörte sie Boris leise lachen, es war das kurze, hochmütige Lachen, mit dem er seine Aufregung zu verbergen liebte. Dann setzte er sich auch auf die Holzkiste, nahm Billys Hand, hielt diese kühle Mädchenhand in der seinen wie etwas Zerbrechliches und Kostbares und begann wieder zu sprechen:

„Nein, nein, du verstehst mich nicht. Natürlich werde ich mit deinem Vater sprechen, ich will ja korrekt sein; aber was wird das helfen, dein Vater haßt mich, ich habe mir mein Glück immer erkämpfen müssen, und ich will das auch und du mußt das auch wollen. Es ist alles gleich, hörst du, alles, es kommt nur auf das Eine an, daß du und ich zueinander kommen. Ich sehe nur dich und du sollst nur mich sehen, was daraus wird, darf uns nicht kümmern, nur du und ich, du und ich." Er sprach noch immer leise, aber seine Stimme nahm wieder ihren leidenschaftlich singenden Ton an. Er berauschte sich wieder an seinen Worten, an seinem Selbst. „Kannst du das nicht, dann sage es gleich, es ist besser, dann gehe ich fort, es ist gleich, was aus mir wird. Sterben kann ich, aber getäuscht werden, das geht über meine Kraft. Kannst du das, sag, sag?" Und er drückte ihre Hand und schüttelte sie.

„Ja, ich kann," erwiderte Billy gehorsam.

„Also," fuhr Boris fort, „wir gehen einen Weg aufeinander zu, von beiden Seiten sind hohe Mauern und wir sehen nichts, nur diesen Weg und du siehst mich und ich sehe dich und wir gehen aufeinander zu, nur das, verstehst du?"

„Ja," sagte Billy und wirklich sah sie diesen gelben Weg zwischen den grauen Mauern unter einem hellgrauen Himmel und zwei einsame Gestalten, die aufeinander zugehen.

„Es ist ja gleich," fuhr Boris fort, „ob unsere Liebe tragisch ist, es kommt eben nur auf diese Liebe an. Wir Polen können nichts dafür, wenn wir als Abenteurer geboren werden, daran ist die Geschichte schuld, aber Abenteurer brauchen ganz sichere Gefährten, bist du das? Sag'."

Jetzt nahm er sie fest an sich und küßte sie. Die großen Worte, das große Mitleid, diese Lippen, die sie küßten, diese Hände, die fieberhaft nach ihr griffen, all das tat ihr weh. O Gott, dachte sie, wäre das doch schon vorüber. „Bitte," flüsterte sie, „geh' jetzt."

Boris ließ sofort von ihr ab, stand auf und sagte höflich: „Wenn du es wünschest. Aber, Billy, ich fürchte, du bist mir noch recht fern."

„Ich will aber nicht fern sein," rief Billy weinerlich und nun kamen auch die Tränen. Boris stand einen Augenblick schweigend da, dann sagte er leise „gute Nacht" und ging. Billy blieb auf der Holzkiste sitzen, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. In den Berberitzenbüschen raschelte der Nachttau. Dort irgendwo durch das Dunkel schwirrte eine Fledermaus und stieß ihr angstvolles und unendlich einsames Pfeifen aus. Billy fror, sie fürchtete sich auch. Es war ihr, als käme in der Finsternis etwas heran, das sie nehmen und sie forttragen wollte. Aber was konnte sie tun, jetzt war auch alles gleich. Sie gehörte zu Boris und seinem schönen, unverständlichen Schmerze.

Sie hörte Schritte, jemand stand neben ihr.

„Billy, bist du hier?" Es war Marion.

„Ja, Marion."

— „Weinst du?"

„Ja, ich ... ich weine."

Marion setzte sich zu Billy auf die Holzkiste, ihr war auch sehr weinerlich zumute. Beide schwiegen eine Weile, dann fragte Marion: „War er hier?"

„Ja" erwiderte Billy.

„Und hat er," fuhr Marion fort, „hat er etwas gesagt? Seid Ihr verlobt?"

„Ja, ich glaube," meinte Billy, „aber es ist doch alles sehr traurig."

Die beiden Mädchen saßen wieder schweigend nebeneinander. Draußen im Garten hörte man Stimmen, jemand rief: „Billy! Marion!" dann wurde es still.

„Komm," sagte Billy und stand auf, „aber wir gehen nicht zu den Anderen, ich mag niemanden sehen, ich mag keinen Tee, wir wollen zu uns hinaufgehen, ohne daß jemand uns sieht."

Über dem Dach des Hauses war der Mond emporgestiegen, der Garten war plötzlich hell und die Schatten der Bäume lagen hart und schwarz auf den beschienenen Wegen. Die beiden Mädchen schlichen an den Büschen die Buchsbaumhecke entlang, zuweilen blieben sie stehen und horchten zur Veranda hinüber. Dort saßen die Anderen, Billy hörte die Stimme des Professors, dann die Stimme ihres Vaters. „Der Tod, lieber Professor," sagte er gerade, „ist uns deshalb unverständlich, weil wir auf ihn die Maßstäbe des Lebens anwenden. Es ist wie mit dem Traum. Wenden Sie auf einen Traum die Maßstäbe des Wachens an und Sie werden sich nie in ihm zurechtfinden."

„Mein Gott," flüsterte Billy verachtungsvoll, „sie sprechen über den Tod." Hurtig schlüpften die beiden Mädchen in das Haus. Oben im Giebel lagen ihre beiden Zimmer nebeneinander und sie hatten einen großen gemeinsamen Balkon, der auf den Garten hinausging. Billys Zimmer war hell von Mondschein, sie zündete daher kein Licht an. „Ist es gekommen?" fragte sie Marion.

„Ja," meinte Marion, „heute mit der Post," und holte ein kleines Paket hervor. Beim Licht des Mondes öffneten es die beiden Mädchen; es enthielt eine weiße Porzellanbüchse, „Anadyomenit" stand auf dem Deckel und darin war eine weiße Salbe, die süß nach Rosen duftete. „Hier ist auch eine Anweisung," sagte Marion; sie hielt einen Zettel gegen das Mondlicht und las: „Man bestreiche das Gesicht dünn mit der Salbe und setze es dann eine halbe Stunde einem milden Lichte, am besten dem Lichte des Vollmondes aus. Die Haut wird durchsichtig, lilienweiß ..." — „Gut, gut," unterbrach Billy die Vorlesung, „fangen wir also an." Schweigend und eifrig machten sie sich an die Arbeit; sorgsam strichen sie vor dem Spiegel die Salbe über ihre Gesichter, rückten Stühle auf den Balkon hinaus, saßen regungslos da und schauten zum Monde auf, der ihnen gegenüber rund und gelb über den Wipfeln der alten Ahornbäume hing. Nur selten sagte eine ein Wort.

„Du weißt," bemerkte Billy einmal, „er hat ganz lange Wimpern."

„Ja," sagte Marion, „und sie sind ein wenig hinaufgebogen." Dann schwiegen sie wieder.

Unten in der Ahornallee ging Boris rastlos auf und ab. Er rauchte Zigaretten und sann. Er fühlte sich, er sah sich heute besonders stark und deutlich, sich den geliebten, schönen Jüngling mit dem tragischen Ausnahmeschicksal. Das gab ihm eine feierliche Erregung. Aber er wußte auch, er war sich ein bedeutsames Erlebnis schuldig. Billy gehörte dazu natürlich, das stand fest und nun schmiedete er Pläne, dichtete eifrig an dem Schicksal des schönen, geliebten Jünglings. Zuweilen am Ende der Allee blieb er stehen und schaute zu dem Hause hinauf, hinauf zu dem Balkon, auf dem die weißen Gestalten der beiden Mädchen regungslos dasaßen, die blanken Gesichter dem Monde zugewandt.

Drüben zwischen den Blumenbeeten ging die Fürstin Katakasianopulos langsam hin und her, sehr schlank in ihrem schwarzen Kleide, sehr bleich im Mondlicht. Aber, wer sah das. Auch sie fühlte sich als kostbares Werkzeug für köstliche Erlebnisse. Allein wo waren die, denen diese Erlebnisse bestimmt waren. Am Ende des Gartenweges blieb sie stehen und schaute sinnend auf die weißen Nebel, die von der Wiese aufstiegen. Sie war mit ihrem Manne einst einen Monat lang in Athen gewesen. Vielleicht sehnte sie sich nach Griechenland. Möglich. Aber warum ging Boris allein in der Allee auf und ab? warum blieb der Leutnant dort bei den Anderen? Sie kam sich vor wie ein Fest, das einsam in seinem Schmucke dasteht und von dem alle, die es feiern sollen, nichts wissen. Aber von der Veranda tönte die ruhig forterzählende Stimme des Grafen Hamilkar in die Mondnacht hinaus. Er erklärte dem Professor noch immer den Tod.

Ein sehr heller Augustmorgen lag über Kadullen. Im Hause war es noch still. Nur Komtesse Betty ging durch die sonnigen Zimmer und ließ die Fenstervorhänge herab, denn der Tag versprach heiß zu werden. Dann ging sie in den Garten hinaus um Rosen zu schneiden. Zuweilen hielt sie in der Arbeit inne und schaute blinzelnd in den Sonnenschein hinein, sah zu dem Gartenburschen hinüber, blickte den Küchenmägden nach, die mit großen Körben voller Gemüse aus dem Gemüsegarten kamen. Überall regte sich schon emsig das behäbige und geregelte Leben. Das tat gut. Wenn das eigene Leben sich sachte dem Ende zuzuneigen beginnt, muß man sich an dem starken jungen Leben der Anderen wärmen, die Hände voll großer kühler Rosen haben und mit geöffneten Lippen den Morgenduft dieses Gartens eintrinken. Dort von der Allee her grüßte jemand. Ach ja, das war Moritz, der zum See hinunterging, um zu baden. Der arme Junge. Seitdem er so stark in Billy verliebt war, kam er aus dem Wasser gar nicht mehr heraus, immer wieder war er unterwegs zum See. Die lieben Kinder, wie sie einander liebten und einander Schmerz bereiteten und wie hübsch das alles war. Ja das Leben, das liebe

Leben. Ob zwischen dem Leutnant und Elsa etwas zustande kommt. Komtesse Betty wollte mit Madame Bonnechose darüber sprechen; die hatte in solchen Dingen einen sehr scharfen Blick. Sie nahm ihre Rosen zusammen und ging in das Haus hinein.

Sie war erstaunt, um diese Zeit schon Boris im Wohnzimmer zu finden. In seinem Anzug aus rahmfarbener Seide mit dem nelkenroten Gürtel saß er wartend in einem Sessel, bleich, sehr hübsch und ein wenig feierlich.

„Wie? Du schon auf, mein Junge", sagte die alte Dame.

„Ja", meinte Boris ernst, „ich habe etwas vor, ich habe den Onkel fragen lassen, ob er mich gleich nach dem Frühstück empfangen will, ich muß mit ihm sprechen." Komtesse Betty sah ihren Neffen unsicher, ein wenig ängstlich, an.

„Ach so, ja warum soll er dich nicht empfangen. Aber, was ist denn? Ist es wegen . . . wegen —"

Boris nickte: — „Ja, wegen Billy".

„Lieber Boris", sagte die alte Dame und bog den Kopf ein wenig zurück, um ihrem Neffen in die Augen zu sehen, „muß das gerade jetzt sein. Das wird Billy so aufregen — und den Onkel, und mich und uns alle und wir sind gerade so glücklich und so gemütlich beieinander. Kannst du damit nicht warten?"

Aber Boris wurde noch feierlicher: „Das tut mir leid, liebe Tante, daß ich Eure Gemütlichkeit stören muß. Das ist, fürchte ich, nun einmal die Rolle, zu der ich bestimmt bin", und er lachte bitter, „nein, gemütlich bin ich nicht, aber ich tue, was ich tun muß."

„So, so", sagte Komtesse Betty ängstlich, „ja dann — vielleicht geht alles gut. Ich gehe gleich zu Billy hinauf, vorläufig muß sie jedenfalls im Bett bleiben, ich bringe ihr das Frühstück." Geschäftig eilte sie fort und Boris setzte sich wieder bleich und entschlossen auf seinen Sessel und wartete.

Als Boris zu seinem Onkel gerufen wurde, fand er diesen in seinem Schreibzimmer am Fenster sitzend. Er rauchte seine Morgenzigarre und schaute auf den Hof hinaus. Dort regte sich emsig die landwirtschaftliche Vormittagsarbeit. Im Teich wurden Pferde geschwemmt, ganz blank in der Sonne. Erntewagen fuhren vorüber, grellgelb gegen den blauen Himmel. Flüchtig wandte sich der Graf zu seinem Neffen um, nickte ihm zu und schaute dann gleich wieder zum Fenster hinaus.

„Guten Morgen, Boris", sagte er, „du willst mich sprechen, schön, bitte setze dich." Als Boris sich gesetzt hatte, war es ganz still im Zimmer. Er hatte so viel große Worte vorbereitet, aber hier in diesem Zimmer vor diesem alten Manne, der mit seinen Gedanken so sehr weit fort von allem zu sein schien, von allem, was Boris anging, schien all das Vorbereitete nicht mehr zu stimmen. Ob er wirklich nur sich für die vorüberfahrenden Erntewagen interessiert, dachte Boris, oder ob er Komödie spielt aus Bosheit?

„Wie der Bursche dort oben auf dem Gerstenfuder liegt", begann jetzt der Graf, „so ganz königlich hingerekelt. Der hat wirklich Besitzgefühl jetzt, wenn ihm auch kein Halm gehört. Der hat mehr Besitzgefühl in diesem Augenblick, als ich hier an meinem Fenster. Merkwürdig, nicht?" Er wandte sich Boris zu. Als er den gespannten Ausdruck auf dem bleichen Gesicht sah, zog er ein wenig die Augenbrauen empor und bemerkte: „Ja so, du willst von dir sprechen, also bitte." Dann schaute er wieder zum Fenster hinaus.

„Ja Onkel", sagte Boris und seine Stimme klang gereizt und kampflustig, „ich wollte dir sagen, ich . . . . . ich liebe Billy." Der Graf zog an seiner Zigarre und sprach dann langsam und stark durch die Nase: „Gewiß, das ist verständlich. Das ist natürlich. Es wird vielleicht manchem anderen ebenso gehen. Billy ist ein ungewöhnlich hübsches, junges Mädchen, da verlieben die jungen Leute sich in sie, das war von jeher so."

„Aber Billy liebt auch mich", stieß Boris entschlossen hervor. Sein Onkel schaute ihn aus den grauen Augen scharf an, das Gesicht blieb ruhig, nur die Nase schien noch weißer zu werden: „Lieber Boris, auch in meiner Jugend verliebten wir uns in junge Mädchen, wir sagten wohl auch zuweilen, ich bin in die und die verliebt, aber zu sagen, dieses junge Mädchen ist in mich sterblich verliebt, das galt damals für nicht geschmackvoll."

Boris errötete, aber er fühlte, wie er seine Sicherheit zurückgewann, so eine angenehme Kampfstimmung machte ihm das Herz warm. Er konnte sogar wieder seine Lippen zu dem traurigen und hochmütigen Lächeln verziehen, von dem eine Dame ihm gesagt hatte „das ist so hübsch, daß es schwer sein muß, später nicht zu enttäuschen."

„Vielleicht ist es geschmacklos", sagte er, „aber es gibt Lebenskrisen, in denen wir auch über den Geschmack hinweggehen, ich wollte nur sagen, daß Billy und ich miteinander einig sind. Ich bin geschmacklos, gut, aber nur, weil ich klar sein möchte."

„So, so", erwiderte Graf Hamilkar und die Zigarre zitterte ein wenig in seiner Hand, „dann werde ich auch klar sein müssen. Da ich von jeher mich für dich interessiert habe, so bin ich häufig in die Lage gekommen, dir aus all den Schwierigkeiten herauszuhelfen, in die dein Leichtsinn oder, um mich weniger klar auszudrücken, deine interessante Natur dich verwickelt hat. Da du nun all das weißt, was ich von dir weiß, so wirst du verstehn, daß ich für das Glück meiner Tochter auf dich in keiner Weise gerechnet habe."

Jetzt fand Boris seine Beredsamkeit wieder, er fand all die großen Worte wieder, die er sich gestern in der Ahornallee zurechtgelegt hatte und er mußte sich von seinem Stuhl erheben um sie zu sprechen.

„Ich weiß, Onkel, alles, was du für mich getan hast. Ich kenne auch meine Fehler. Aber das entscheidet hier nicht. Billys Liebe ist für mich ein unverdienter Glückfall. Solch ein Glück ist immer unverdient. Aber die Hände nicht darnach ausstrecken wäre für mich ein Selbstmord, ja geradezu Selbstmord."

„Mein Lieber", unterbrach ihn der Graf, „von dem Worte Selbstmord als rhetorischer Wendung ist im Interesse des guten Geschmacks dringend abzuraten." Boris wurde heftig, seine Stimme nahm eine scharfe Diskantlage an: „Ich kümmere mich nicht um rhetorische Wendungen und um Geschmack. Es handelt sich hier um mein Schicksal, aber das wäre ja gleich, das wäre dir gleich. Aber es handelt sich um Billy, Billy gibt mir mein Recht und wenn ich auch leichtsinnig bin und unwürdig und eine schlechte Partie und unsympathisch, Billys Liebe ist mein Recht."

Er war zu Ende und setzte sich auf seinen Stuhl zurück. Das hatte wohlgetan. Der Graf strich sanft seine weiße Nase und versetzte: „Das Recht, dich in meine Tochter zu verlieben, kann ich dir nicht absprechen, ebensowenig das Recht, mich um die Hand meiner Tochter zu bitten, aber was du da eben gesagt hast, klang eher so, als hieltest du in Billys Namen bei mir um deine eigene Hand an."

„Ich wollte offen und loyal gegen dich sein" erwiderte Boris.

„So, wolltest du das?" meinte der Graf. „Du nennst das loyal, wenn du als Gast in meinem Hause hinter meinem Rücken mit meiner siebzehnjährigen Tochter, wie du es nennst, einig wirst."

„Es war vielleicht nicht korrekt", sagte Boris müde und überlegen, „aber, mein Gott, wenn etwas so Starkes hier im Herzen und hier im Kopf sich festsetzt, dann sprechen wir es eben aus."

Scharf und böse erwiderte der Graf: „Ein anständiger Mensch behält eben neun Zehntel von dem, was ihm durch Herz und Kopf geht, für sich."

„Du willst mich beleidigen, Onkel", Boris lächelte dabei sein hübsches melancholisches Lächeln, „gut, gut. Wir Polen können unsere Köpfe und Herzen vielleicht weniger im Zaum halten, als ihr Deutsche; deshalb sind wir doch anständig."

„Es ist sehr wohlfeil, mein Lieber", höhnte der Graf, „seine Fehler seiner Nation in die Schuhe zu schieben; die kann sich nicht wehren. Übrigens . . ." Er hielt inne, seine Zigarre war ausgegangen; er zündete sie umständlich an und, als er wieder zu sprechen begann, war die Gereiztheit aus seiner Stimme fort, es war wieder der beschaulich näselnde Ton. „Die Diskussion ist hier wohl unfruchtbar, wir sind dazu, beide, in der Sache zu wenig objektiv. Ich bedauere also, deinen Antrag ablehnen zu müssen."

Boris erhob sich und verbeugte sich formell. „Dann kann ich wohl gehen", sagte er.

„Ja", erwiderte der Graf, „der Gegenstand wäre soweit erschöpft. Es wäre noch hinzuzufügen, daß ich dich bitten muß, deinen Besuch bei uns heute abzubrechen."

Boris verbeugte sich wieder: „Nachmittag natürlich", fügte der Graf hinzu.

„Danke", sagte Boris und ging dann sehr aufrecht hinaus.

Graf Hamilkar tat einen langen Zug aus seiner Zigarre und schaute wieder

zum Fenster hinaus. Er wünschte wieder einen Erntewagen zu sehen und einen Burschen, der schläfrig hoch oben in den heißen gelben Halmen lag. Im Hof hinter einem Busch hatte die ganze Zeit über Marion gestanden und zu ihm in das Fenster hineingeschaut. Jetzt, da Boris gegangen war, lief auch sie dem Hause zu. Der Aufklärungsdienst der Jugend gegen die Alten, dachte der Graf. Er lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Er war ein wenig müde. Natürlich würde sie gleich kommen. Wie er seine Tochter kannte, so würde sie sich den Rausch der Treue, des Bekennens, des Mutes vor den bösen Vater hinzutreten, nicht entgehen lassen. Gott, wie das Leben immer wieder dieselben alten Rollen verteilte. Widerlich. Jetzt ging die Tür. Er öffnete nicht die Augen, eine unendliche Trägheit machte ihm die Augenlider schwer. Er hörte, wie Billy in das Zimmer trat, nahe an ihn herantrat und vor ihm stehen blieb. Da öffnete er die Augen und lächelte ein wenig. „Nun, meine Tochter?" fragte er, „komm, setze dich zu mir."

„Nein, Papa", erwiderte Billy, „ich möchte lieber stehen."

„Gut, steh'". Er mußte auch stehen, als er seine Rede hielt, dachte Graf Hamilkar. Billy stand da in ihrem weißen Kleide, rote Nelken im Gürtel, die Arme niederhängend und die Hände leicht ineinander verschlungen. Das Gesicht war bleich und die Augen sehr blank. Entschlossen sieht sie aus, ging es dem Grafen durch den Sinn, Charlotte Corday vor der Badewanne Marats.

„Ich wollte nur sagen, Papa", begann Billy, „daß ich für Boris bin, daß ich auf Boris Seite stehe. Wenn du ihn auch beleidigst und fortschickst, ich bin für ihn, ich muß das."

Sie sprach ruhig, nur daß sie beim Sprechen die roten Nelken aus ihrem Gürtel zog und nervös zerpflückte. Der Graf nickte: „Gewiß Kind, ich habe das nicht anders erwartet. Ich fürchte, wir werden einander nicht überzeugen. Du wirst Boris immer anders sehen, als ich ihn sehe. Unsere Augenpunkte sind eben zu verschieden. Auch über das, was du fühlst, werden wir nicht einer Meinung sein. Du hältst das für etwas Dauerndes, ja für etwas Ewiges, nicht? Und ich für etwas Vorübergehendes. Ich könnte mich nun auf meine Erfahrung berufen und sagen, ich habe mehr Dinge vergehen sehn als du. Aber du wirst mir einwenden, das, was du erlebst, sei noch nie erfahren worden, sei einzig. Wir kommen nicht zusammen. Da bleibt also nichts übrig als die altbewährte Regel, daß ich bestimme und du gehorchest. Ich verwalte dein Leben und habe es dir, wenn du anfängst es selbst zu verwalten, ungeschmälert zu überliefern. Die Zugabe des polnischen Vetters aber würde ich für eine unvorteilhafte Belastung dieses mir anvertrauten Kapitals halten."

„Ich will aber lieber, daß es belastet ist und . . . und . . . und alles, was du sagst, aber mit Boris", rief Billy und warf die Nelken zornig zur Erde. Der Graf zuckte leicht mit den Achseln. „Ja, mein Kind, darin sind

wir eben verschiedener Ansicht, und meine Ansicht ist vorläufig die herrschende." Billy schwieg. Sie ließ jetzt ihre Arme schlaff niederhängen, ihre Augen wurden ganz rund und klar und es kam ein wunderlicher Ausdruck in sie von Hilflosigkeit, ja von Angst. „Dann — dann —" brachte sie mühsam heraus, „dann weiß ich nicht." Ein unendlicher Widerwille gegen seine Vaterrolle stieg in ihm auf, war er denn wirklich dazu da, um dieses schöne Wesen zu quälen. Aber, als er zu sprechen begann, klang seine Stimme noch um einiges kühler und ironischer:

„Geh jetzt, meine Tochter. Vielleicht gewährt es dir einige Beruhigung, zu denken, daß für den Schmerz, den du jetzt empfindest, nicht du selbst verantwortlich bist, sondern ich. An solchen kleinen Hilfshypothesen, wie der Professor sagen würde, ist das Leben reich, und warum sollen wir sie nicht benutzen." Billy hörte ihn nicht mehr, die klaren Augen schienen auf etwas hinauszustarren, über das sie sich wunderten und das sie erschreckte. Dann plötzlich machte sie Kehrt und ging hinaus.

Der Graf fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Ein verteufeltes Gefühl, das Mitleid. Es ist eigentlich ein starkes körperliches Unwohlsein. Dann bückte er sich und hob die Nelken auf, die Billy zerpflückt hatte. Er wollte sie in der Hand halten.

An diesem schwülen Tage war auch das Leben in Kadullen wunderlich gespannt. Überall standen Leute zu zweien beieinander und flüsterten mit ernsten Gesichtern. Die Professorstöchter saßen ein wenig verlassen auf der Veranda und sprachen leise miteinander. Zuweilen gesellte sich Egon zu ihnen und machte ihnen lau und zerstreut den Hof. Billy hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen und Komtesse Betty brachte viel Himbeerwasser zu ihr hinauf und Marion jagte beständig zwischen Billys Zimmer und dem Garten hin und her, um Nachrichten zu überbringen. Keiner fand es gemütlich. Lisa ging unter ihrem roten Sonnenschirm zwischen den Blumenbeeten umher. Diese Liebesgeschichte, an der sie keinen Teil haben sollte, machte sie unruhig. Der Leutnant war auf die Hühnerjagd gegangen. Natürlich, das kannte sie an den Männern; wenn es galt sich zu entscheiden oder sonst die Lebenslage schwierig wurde, gingen sie immer auf die Hühnerjagd. Diese armen Tiere schienen nur dazu da zu sein, um über unangenehme Lebenslagen hinwegzuhelfen. Jetzt suchte sie Boris, sie wollte mit ihm sprechen. Wer konnte den Liebenden besser Rat erteilen als sie. Aber er war nicht da. Es hieß, er sei auf die Wiese hinausgegangen. Gut, dann wollte Lisa mit Billy ein Gespräch haben. Aber als Marion das Billy meldete, wurde diese sehr heftig. „Nein, sie soll nicht kommen. Was wird sie sagen und sie wird von ihrem alten Griechen sprechen. Der Fall mit ihrem Katakassianopulos ist ganz anders wie mein Fall. Sag ihr das. Sie kann mir nicht helfen, mir kann niemand helfen." Und sie drückte das Gesicht in die Kissen und weinte. Ratlos stand Marion vor ihr. „Und Boris ist verschwunden", klagte Billy wieder,

„geh zu Moritz, sag ihm, er soll Boris aufsuchen, er soll acht geben auf ihn, er soll bei ihm bleiben. Geh schnell." Marion stürmte wieder die Treppe hinab.

Sie fand Moritz im Park faul und kummervoll unter einem Baume hingelagert. Er blinzelte Marion schläfrig an, als sie ihren Auftrag ausrichtete. „Was, auf ihn acht geben", sagte er, „was wird ihm geschehn? Dem geht es ja gut. Von mir aus kann er sich auch — — —"

„Sie will es", sagte Marion.

Seufzend richtete Moritz sich auf, nahm sein Badetuch, das neben ihm am Boden lag, hing es sich über die Schulter und schlug widerwillig den Weg zur Wiese ein.

Auf der gemähten Wiese glitzerten allerort Spinnweb über dem kurzen Grase. Schwalben flogen ganz niedrig an der Erde hin. Die Sonne stach unerbittlich herab.

„Unglaublich", murmelte Moritz, „bei solcher Hitze diesen polnischen Narziß suchen zu müssen. Wo wird er denn sein? Er wird hier irgendwo liegen."

Wirklich fand er Boris unter einer Weide glatt auf dem Rücken im Grase liegend. Als Moritz vor ihm stehen blieb, schaute ihn Boris gleichgültig an und fragte: „Was willst du?"

„Ich?" sagte Moritz, „ich will eigentlich nichts, aber Billy schickt mich, ich soll auf dich acht geben."

Boris antwortete nicht, sondern starrte wieder zum Himmel auf. Da legte sich Moritz auch in das Gras. Dieser schöne Pole im gelben Seidenanzug war ihm unendlich zuwider. Wie er da lag, gleichsam schwer und satt von der Bewunderung all der schönen Weiber, die an ihm hingen. Er hätte ihn schlagen mögen. Dennoch war es ihm ein Bedürfnis, in seiner Nähe zu sein, denn etwas von Billy war da, wo Boris war, er wußte um sie, er war die dumme, widerwärtige, verschlossene Türe, hinter der das stand, was Moritz jetzt allein begehrte. Vor dieser Tür zu sitzen war schmerzvoll, aber dieser Schmerz war eben jetzt die einzige Beschäftigung, die ihm blieb.

„Nachdenklich?" bemerkte Moritz endlich.

„Ja", erwiderte Boris mit seinem lyrischen Stimmton, „wer mit seinem Leben nicht fertig ist, hat eben noch manches zu überdenken." Moritz lachte höhnisch: „Na, du hast in dein Leben ja schon hübsch viel hineingepackt."

„Das alles ist noch nichts", sagte Boris schläfrig. Moritz dachte jetzt darüber nach, was er sagen könnte, dann begann er: „Sag mal, wie war es damals in Warschau mit der Tänzerin Zucchetti? Du hattest doch ein Verhältnis mit ihr?" Aber Boris ärgerte sich nicht. „Wie es war? Ja, wie soll ich das jetzt noch wissen. An so etwas erinnert man sich doch nicht. Du könntest mich ebensogut fragen, wie die Flasche Sekt war, die ich am 12. August vor drei Jahren getrunken habe. Ich weiß das nicht." Und behaglich, als läge er im Bett, wandte er sich um, legte sich mit dem Bauch in

das Gras, um sich von der Sonne den Rücken wärmen zu lassen. „Gut", fuhr Moritz eigensinnig fort. „Du hast aber genug tolle Sachen um ihretwillen angestellt, also hast du sie geliebt."

„Wenn Ihr das im Deutschen Liebe nennt", entgegnete Boris, „so tut mir Eure arme deutsche Sprache leid."

„So?" Moritz wurde gereizt. „Was ist denn die polnische Liebe?"

„Die polnische Liebe", sagte Boris und gähnte diskret, „die polnische Liebe ist etwas unendlich Heikles. Es genügt eine Bewegung oder ein Wort, damit von Liebe nicht mehr die Rede sein kann, sondern — nun mein Gott — sondern von allem Anderen." Boris richtete sich ein wenig auf, kniff seine großen Augen ganz schmal zusammen und schaute träumend zum Walde hinüber, der dort drüben einen sehr schwarzen Strich in all die Helligkeit hineinzeichnete. „Da war einmal eine sehr schöne Frau. Sie war unsere Nachbarin. Ich stand mich sehr gut mit ihr. Sie pflegte mich nachts um zehn Uhr in ihrem Park zu erwarten. Nun gut. Einmal hatte ich mich verspätet, statt zehn, war es dreiviertel elf Uhr geworden. Wie ich nun komme und sehe, sie steht da unter dem Baum und sie hat doch gewartet, da freue ich mich und in dem Augenblicke liebe ich sie wirklich ganz stark. Aber, als ich näher komme, macht sie ein strenges Gesicht und sagt: Nun, du bist pünktlich, das muß man sagen, auch ist es recht ritterlich, eine Dame so lange warten zu lassen. Das klang so spitz und säuerlich und alltäglich, daß von Liebe nichts mehr da war. Eine Gouvernante, die mit einem Schüler spricht, der sich verspätet hat, dachte ich."

„Was tatest du?" fragte Moritz. — „Ich machte eine Verbeugung und sagte: ich bin nur gekommen, gnädige Frau, um zu melden, daß ich heute nicht kommen werde. Nun, und dann ging ich."

Moritz zuckte die Achseln: „Daran finde ich nichts Besonderes. Das sind so Dinge, die man erlebt, um sie später zu erzählen."

„Ihr erlebt nichts und ihr erzählt nichts", schloß Boris, legte seinen Kopf wieder auf den Rasen und zog sich den Hut über die Augen.

Die beiden jungen Leute schwiegen, Boris schien zu schlafen, Moritz saß an den Stamm der Weide gelehnt da und schaute auf die Ebene hinaus, über die ein gleichmäßiges Summen erklang, die tiefberuhigte Geschäftigkeit eines sonnigen Werktages. Das machte ihn traurig und mutlos. Er empfand sich selbst unangenehm deutlich als uninteressant und alltäglich. Die Mädchen verliebten sich in andere, die seltenen Erlebnisse waren für andere da, ja er fühlte sein glattes, semmelblondes Haar, sein rundes Gesicht, seine hellblauen Augen als etwas, das ihm weh tat. Und plötzlich kam ihm eine sehr ferne Erinnerung. Er mußte ein sehr kleines Kind gewesen sein, als er drüben auf dem Gut in Westpreußen mit der alten Wärterin in der sonnigen Gartenecke saß. Die Alte schlief, das magere Gesicht von der Wärme gerötet, die Luft war voll eines gleichmäßigen, schläfrigen Klingens. Die großen Kletenblätter, von der

Sonne erhitzt, strömten einen starken säuerlichen Geruch aus und das Kind empfand es wie etwas, das immer so bleiben würde. Hinter dem Zaun aber, von unten im Dorf, tönte zuweilen das Lachen und Schreien von Kindern herüber, der Kinder, welche etwas erlebten. Moritz fuhr auf, „Unsinn", murmelte er, beugte sich vor und begann Boris zu schütteln. „Du, schlafe nicht." „Was gibt es", fragte Boris, „wozu die Brutalität?" „Du sollst baden kommen", sagte Moritz. „Baden?" wiederholte Boris, schlug die Augen auf und schaute Moritz scharf und sinnend an, als wollte er aus ihm etwas herauslesen. „Gut, gehen wir also baden", beschloß er dann.

Der See war sehr blau und voll harter, sich sachte wiegender Lichter. Zwischen den Schachtelhalmen und dem Kolbenrohr lagen Wildenten regungslos wie blanke Metallsachen. „Hübsch", sagte Boris, „in diesen Farbentopf zu steigen, ist allerdings chic." „So", meinte Moritz ironisch, „du glaubst also, der See wird dir gut stehen." „Ja, das wird er wohl" erwiderte Boris und begann sich auszukleiden. „Du schwimmst wohl sehr gut?" — „Es geht, und du?" „Ich schwimme sehr gern", berichtete Boris, „aber es regt mich auf; ich habe nicht das Gefühl, als sei das Wasser mir befreundet." — „Das heißt auf deutsch, du schwimmst schlecht", bemerkte Moritz trocken. Boris lachte: „du sprichst ein besonders gutes Deutsch."

Das Wasser war lau. Man wühlt sich hier wie in warmer Milch, dachte Moritz, als er langsam in das Lichtgeflimmer hineinschwamm. Alle Traurigkeit, alle „diese Dummheiten" waren fort, nur ein starkes, stilles Lebensgefühl wärmte ihm die Glieder. Er legte sich auf den Rücken, er wollte sich wie die Enten wohlig und faul vom Wasser wiegen lassen. Die Libellen setzten sich auf seine Brust, Wasserpflanzen kitzelten wie mit kleinen, nassen Fingern seine Haut, über ihm flatterten Möwen mit hellgrauen Flügeln, sie schauten auf ihn nieder und riefen schrille Töne herab, die wie das Lachen der beiden Professorentöchter klangen. „Billy, Billy", murmelte er. Er konnte das jetzt ohne Schmerz sagen, es war nur der Ausdruck des tiefsten Behagens. Dann dachte er an Boris, er hob ein wenig den Kopf. Teufel, war der Mensch verrückt, so weit hineinzuschwimmen. Boris Kopf tauchte wie ein dunkeler Punkt dort drüben zwischen den Sonnenflittern auf, aber er kam ja nicht vorwärts, jetzt war er verschwunden, jetzt war er wieder da. In kräftigen Stößen begann Moritz der Stelle zuzuschwimmen, er kam noch gerade zurecht, um Boris am Arm zu packen, der in ein Netz von Wasserrosen und Froschlöffeln verstrickt, noch einmal auftauchte, die Augen unheimlich weit und schwarz in dem bläulichen Gesicht. Moritz zog ihn mit sich fort und als er Grund zum Stehen fand, nahm er ihn in seine Arme, um ihn zum Ufer zu geleiten. Er redete ihm freundlich zu: „Wasser geschluckt, mein Alter, ja das ist verdammt, wenn man in den Salat dort hineingerät. Wart', wir sind gleich im Trocknen." Boris spie das Wasser von sich und rang mit dem Atem. Am Ufer legte er sich in das Gras, er fühlte sich zum Tode ermattet

und schloß die Augen. Moritz saß neben ihm und schaute ihn an. Plötzlich richtete sich Boris auf, er schlang die Arme um seine Knie und schaute mit den noch immer angstvoll aufgerissenen, wunderlich dunkelen Augen vor sich hin. „Schlafe doch", sagte Moritz freundlich. „Ich kann nicht" erwiderte Boris, „sobald ich die Augen schließe, ist es mir, als wickelten sich diese verfluchten glatten Stengel wieder um meine Beine und zögen mich hinunter. Ein wunderliches Gefühl. Ich hatte den Gedanken, nun kommt das Sterben, aber das zu denken dazu war keine Zeit, ich fühlte so maßlose schmerzhafte Wut gegen diese Stengel, gegen das Wasser, das mich herabdrückte, alle zusammen gegen einen, so etwas Ähnliches muß ich gefühlt haben." Boris sann eine Weile schweigend vor sich hin, das schöne Gesicht war ganz bleich und böse, dann plötzlich lächelte er sein hochmütiges, leichtsinniges Lächeln. „Du hast mir also das Leben gerettet, Bruder", begann er wieder. Moritz zuckte die Achseln. „Ach was", meinte er. — „Doch, doch", fuhr Boris fort. „Du bist mein Lebensretter, ich danke dir. Aber eins möchte ich wissen, du hassest mich doch, wie?" Moritz errötete: „Was werde ich dich viel hassen!" — „Natürlich hassest du mich", versicherte Boris. „Nun möchte ich wissen, als du mich dort so in der letzten Not fandest, dachtest du da nicht, wenn ich jetzt ruhig zusehe, dann bin ich ihn los. Oder hattest du nicht einen Augenblick Lust, die Hand auf meinen Kopf zu legen und so ein wenig zu drücken? Wie?" Moritz schaute Boris verwundert an: „Nein, so etwas denkt man doch nicht."

Boris legte sich wieder zurück, die Hände im Nacken verschränkt. Die Erregung des eben Erlebten zitterte noch in ihm nach und trieb ihn, zu sprechen, verträumt, ein wenig wie im Rausch. „Ach wirklich, an so etwas denkt man nicht, was seid ihr für Menschen, ich habe gleich daran gedacht, als du mir sagtest, wir sollen baden gehen; man hat schließlich keinen Katechismus als Seele im Leibe. Tun, ja das ist etwas anderes, man tut manches nicht, aber denken! Ich liebe es, solch eine Tat ganz nah an mich herankommen zu lassen. Es ist so, als ob wir etwas Seltenes, das uns nicht gehört, doch für einen Augenblick in die Hand nehmen und halten dürfen. Und dann, es ist so herrlich aufregend diese Spannung, wirst du es tun oder wirst du es nicht tun. Solche Lebenslagen müssen wir aufsuchen; gleichviel, ich bin dir dankbar, es war sehr unangenehm dort unten. Ich habe nicht geglaubt, daß man sich so allein fühlt, wenn man stirbt, nur so unter Froschlöffeln und den Tauchern, die sich nichts draus machen. Nein, der Tod muß eine gemeinsame Unternehmung sein. Also ich bin dir sehr dankbar für die Lebensrettung."

„Bitte, bitte", warf Moritz gleichgültig hin, während er sich ankleidete. — „Ja, sehr dankbar", fuhr Boris fort, „wir sollten von jetzt ab eigentlich Freunde sein, so 'ne Freundschaft schließen."

Moritz war jetzt fertig angekleidet. Er blieb vor Boris stehen, schaute mit Abneigung auf ihn nieder und sagte: „Wegen des bischen Wassers, das du geschluckt hast, nein, ich danke." Dann ging er.

Das Mittagessen war ungemütlich genug. Graf Hamilkar und der Professor sprachen zwar eifrig von fernliegenden Dingen, als sei nichts geschehen, aber Komtesse Betty lächelte nur zerstreut und dachte an andere Dinge. Die einzige Sensation war, daß Lisa heute nicht in schwarz erschienen war, sondern ein malvenfarbenes Musselinkleid trug mit welkrosa Bändern. Boris, sehr bleich, unterhielt sich mit ihr so höflich, als sei er ihr eben vorgestellt. „Empfang bei der Königin von Polen", flüsterte Bob Erika zu. Die Kinder waren heute unerträglich und mußten immer wieder zur Ordnung gerufen werden. Billys Stuhl blieb leer. Sie lag oben in ihrem Zimmer auf dem Bett halb ausgekleidet, die Haare hingen ihr wirr in das heiße Gesicht, und sie war sehr ungeduldig gegen Marion. Immer wieder mußte Marion ihr wiederholen, was Boris gesagt hatte. „Ganz wörtlich will ich's wissen, du sagst es nicht wörtlich." „Doch", versicherte Marion, „so war es, sage Billy, es ist besser, wir sehen uns heute nicht mehr, wir nehmen auch nicht Abschied voneinander, sie soll warten, sie wird Nachricht von mir haben, und dann wird mein und ihr Schicksal ganz in ihrer Hand liegen." — „Schicksal sagte er gewiß nicht, es ist garnicht sein Stil", klagte Billy, „und dann entscheiden — was soll ich entscheiden, ach, es ist schrecklich. Und du sagst, Lisa hat heute ihr helles Musselinkleid an, warum denn? und Boris ist natürlich wütend, weil der Papa ihn beleidigt hat." Sie warf sich wie im Fieber hin und her. „So laß doch die Vorhänge herunter, diese Nachmittagssonne ist zum Sterben traurig; und du machst auch solch ein Gesicht, als wüßtest du etwas, das ich nicht weiß. So sag' es."

„Ich weiß aber nichts", beteuerte Marion weinerlich. — „Ach, dann geh', ich will niemanden sehen. Bob kann kommen, der ist noch der einzige, der kann hier so ungezogen sein, wie er will, das wird mich erfrischen." Aber als Bob kam, war er nicht ungezogen, sondern befangen. Billy in ihrer Erregung war ihm fremd und unheimlich. Da schickte Billy auch ihn fort. „Geh', du bist ein dummer, langweiliger Junge." Bob ging, aber in der Tür wandte er sich gekränkt um und bemerkte: „Von unglücklicher Liebe verstehe ich nichts." Nun lag Billy da und horchte auf die Töne, die unten durch das Haus gingen, auf die Stimmen, auf das Zuschlagen der Türen, und sie wartete. Das war jetzt ihr Geschäft. Er hatte es ja gesagt, der arme gekränkte, beleidigte Boris. Wenn sie an das Unrecht, das ihm geschehen war, dachte, dann schwoll ihr Herz vor ungeduldigem Verlangen, etwas für ihn zu tun, ihm und der ganzen Welt zu zeigen, daß sie für ihn, nur für ihn sei. Der Sommernachmittag summte vor den Fenstern, im Hause wurde es still, und es schien Billy, als sei sie in dieser schläfrigen Stunde mit ihrer Erregung ganz allein in einer Welt, die nichts von Erregungen und nichts von Ereignissen wissen wollte. So hielt auch sie still, die Augen zur Decke emporgerichtet. Es schien ihr, als hätte sie unendlich lange so dagelegen, bis endlich der Ton kam, der Ton, auf den sie gewartet. Billy richtete sich auf.

Das Rollen eines Wagens, der unten im Hofe hielt, Stimmen, das Zuschlagen von Türen, wieder das Rollen des Wagens, das immer schwächer wurde, endlich langsam verklang. „Er ist fort", stöhnte sie und sank in ihre Kissen zurück. Große Tränen rannen über ihre Wangen, aber eine innere Spannung hatte sich gelöst. Einer fährt fort, den wir lieben, und wir weinen, das ist doch wenigstens verständlich, und so schlief sie weinend ein.

Als Billy erwachte, war das Zimmer rot von Abendlicht, vom Garten tönten Stimmen herauf, sie hörte die Zwillinge lachen, und auf der Veranda hielt der Vater dem Professor einen Vortrag. Eine neue Lebensunruhe erfaßte Billy, sie stand auf, um aus dem Fenster zu schauen. Ja, dort ging Lisa in ihrem hellen Musselinkleide und sprach eifrig auf den Leutnant ein, der ein wenig steifbeinig neben ihr herging. Die Arme, dachte Billy, will auch ihre Liebesgeschichte haben. Aber es schien Billy, als gäbe es nur eine Liebesgeschichte in der Welt, und das war ihre eigene, alles andere war nur Pfuscherei. Mißmutig kehrte sie zu ihrem Bett zurück, dort zu den anderen konnte sie noch nicht hinunter. Wo nur Marion blieb!

Als Marion kam, mußte sie erzählen. Wie sah er aus, als er fortfuhr? Wie nahm er vom Vater Abschied? Marion hatte natürlich das, worauf es ankam, nicht gesehn, aber eine Botschaft überbrachte sie. „Aber, bitte, ganz wörtlich", ermahnte Billy. „Ja, gewiß, so sagte er", berichtete Marion: „Kommen Sie morgen um zwölf Uhr Mittag zu der Linde, die am Ende des Parks außerhalb des Zauns steht. Dort soll Billy Nachricht haben. Sagen Sie Billy, nur sie hat zu entscheiden." „Ach", jammerte Billy, „wieder dieses entsetzliche Entscheiden! Was ist das? was wird dort an der Linde sein?" Und die beiden Mädchen saßen beieinander und flüsterten über dieses Rätsel, über das sie immer sprechen mußten. Im Zimmer wurde es dämmerig und das Rätsel wurde immer drohender. Billy ertrug es nicht länger, sie schickte Marion fort: „Geh', du sagst ja immer dasselbe. Schick' die alte Lohmann zu mir. Die ist die einzige, die ich von Euch ertragen kann. Sie soll ihre alten Geschichten erzählen." Die Lohmann kam mit ihrem kleinen gelben Gesicht unter der schwarzen Haube und den von Gicht zusammengezogenen Händen. Sie war eine alte Kinderfrau, die jetzt in einem Stübchen des Untergeschosses ihr Alter damit verbrachte, hinter den Geranienstöcken am Fenster zu sitzen und das Gnadenbrot zu essen. Die Alte kauerte an Billys Bett nieder und begann mit klagender Stimme: „Unser Komteßchen hat es auch schwer, alle haben es schwer, anders ist es nicht"; aber Billy unterbrach sie gereizt: „Aber Lohmann, habe ich dich dazu kommen lassen. Deine alten Geschichten sollst du erzählen, bemitleiden kann ich mich schon selbst." Und Lohmann erzählte die so oft schon erzählten Geschichten, wie sie als kleines Mädchen mit ihrer Mutter ganz früh im Morgengrauen Milch und Käse zur Stadt brachten. Im Winter war es sehr kalt, in einer kleinen Schänke wärmten sie sich, da saßen auch die anderen Marktfrauen in dicke

Tücher gehüllt wie große graue Kugeln, und die kleine Lohmann bekam Warmbier, das war heißes Bier mit Milch und Zucker. Billy sah das alles, das wollte sie sehen, die kleine Schänke voll der grauen Kugeln, es roch nach feuchter Wolle und dem überheizten Ofen, und vor den Fenstern die blaue kalte Dämmerung des Wintermorgens. Das war traurig und friedlich und so weit, weit fort von allen rätselhaften Entscheidungen. „Du, Lohmann", fuhr Billy auf, „Warmbier wäre noch das einzige, was ich jetzt nehmen könnte, geh', mache mir Warmbier."

Mühsam ging der Abend zu Ende. Die Lohmann hatte Warmbier gekocht, es schmeckte jedoch so schlecht, daß Billy es nicht trinken konnte. Komtesse Betty und Madame Bonnechose kamen und saßen an Billys Bett, sahen sie teilnahmevoll an, sprachen über Billys Husten, über Arzneimittel, sprachen vorsichtig über gleichgültige Dinge, besorgt, nicht etwas Gefährliches zu berühren; Billy war froh, als sie alle fort waren und die Nacht begann. Sie wollte versuchen, zu schlafen, allein in der Stille und Dunkelheit wurde das Leben wieder sehr bedrohlich und dazu nüchtern wie Zahlen, die zusammengerechnet werden sollten. Als sie ein wenig einschlief, dauerte dieses Rechnen und Raten fort, und dann hatte sie bei alledem immer etwas zu entscheiden, und sie wußte nicht was und wie. Es mochte ein Uhr sein, als sie erwachte; nein, schlafen wollte sie nicht, das war kein Vergnügen. Durch die Fenstervorhänge drang ein wenig weißes Licht. Sie sprang aus dem Bett, um zum Fenster hinauszuschauen, der Mond schien sehr hell. Still und wach standen die Obstbäume auf den Rasenplätzen und die Stockrosen in den Beeten, und die Helligkeit legte etwas Festliches über den schweigenden Garten. Da wollte Billy dabei sein. Sie kleidete sich eilig an und ging zu Marion hinüber, um sie zu wecken: „Marion, du kannst schlafen? ich habe nicht mein Auge zugetan, komm, steh' auf." „Ich bin eben ein wenig eingeschlafen", sagte Marion entschuldigend, „was ist geschehen? wohin müssen wir?"

„Wir müssen in den Garten hinunter zu den Johannisbeeren", sagte Billy. Gehorsam stand Marion auf und kleidete sich an. Über die kleine Hintertreppe gelangten die beiden Mädchen in den Garten. Billy atmete tief auf; das war es, der feuchte, süße Atem der Blumen, dieses unwahrscheinliche Licht, das den Himmel, den Garten, die Wiese mit den weißen Nebeln alles so unendlich weit erscheinen ließ, das gab ihr wieder den Rausch, ohne den sie jetzt nicht leben konnte. Hier vermochte sie wieder „Boris! Boris!" zu denken und jenes wunderliche Brennen im Blute zu fühlen, das ihr Mut zu allem gab. Im Obstgarten waren die Erdbeerbeete, die Stachel- und Johannisbeerbüsche grau und glitzernd von Tau, vom Gemüsegarten dufteten die Suppenkräuter gewaltsam herüber, und auf den Kieswegen saßen versonnene Kröten. Die Mädchen stellten sich an einen Johannisbeerbusch und begannen schweigend die kühlen, feuchten Trauben zu essen.

„Ja, jetzt ist es anders", bemerkte Billy endlich. „Wie das?" fragte Marion geschäftlich.

„Mir ist", sagte Billy, „als wäre wieder alles ganz leicht, als könnte ich über alles entscheiden. Ich fürchte mich garnicht, und wenn es noch so tragisch ist." „Tragisch", bemerkte Marion ein wenig undeutlich, denn sie hatte den Mund voll von Johannisbeeren, „tragisch ist so, wie auf dem Theater." Von der anderen Seite des Busches ertönte Billys unterdrücktes Lachen: „Aber Marion!" dann richtete Billy sich auf, hielt eine Traube in die Höhe gegen den Mondschein, sah sie an und sagte feierlich: „Tragisch ist traurig, aber traurig wie seine Augen, traurig, aber doch wunderschön, schöner als alles, was lustig ist." Dann bog sie den Kopf zurück und ließ die Traube langsam in ihren geöffneten Mund gleiten, und sie fühlte sich in dieser Bewegung ganz festlich, ganz schön, ganz der Mondnacht zugehörig.

Allmählich verlor der Mondschein an Glanz, eine graue Helligkeit mischte sich in ihn und verdrängte ihn, ein Licht, das durch verstaubte Fensterscheiben zu dringen schien.

„Der Morgen kommt", sagte Billy ernst, „komm, gehen wir." „Wohin gehen wir?" fragte Marion. „Wir warten auf die Sonne", bestimmte Billy.

Die beiden Mädchen gingen an das Ende des Gartens, dort, wo die Wiese beginnt und setzten sich auf eine Bank. Ein wenig bleich und fröstelnd drückten sie sich aneinander, aber Billy saß dennoch ganz aufrecht, die Augen groß und wach, die Lippen wie bereit zu einem erregten Lächeln. Noch fühlte sie die ganze angenehme Festlichkeit jenes Traurigen, das doch wunderschön war. Die Nebel auf der Wiese wurden durchsichtig, der Himmel fast weiß, im Busch begann eine Elster zu plaudern und eine Krähe flog sehr schwarz und schwer in der glasigen Dämmerung. Eine Traumwelt, und Billy empfand auch jene Ergebung, die wir im Traume haben, denn der Traum gibt uns alle Wunder auch ohne unser Zutun. Dann kam Farbe, ein Zug rosenroter Wölkchen legte sich auf den Himmel, über den schwarzen Waldwipfeln sprühte es rot und dann plötzlich war alles voll von der Aufregung eines purpurnen und goldenen Lichtes. „Ah, da ist sie," sagte Billy, und die beiden Mädchen starrten regungslos wie betäubt auf die aufgehende Sonne. Aber, als die Sonne höherstieg und die Farben alle in dem gleichmäßigen gelben Licht ertranken, da wurde Billys Gesicht wieder ernst und sorgenvoll, da war der Tag wieder mit seinen Verantwortungen und Entscheidungen. „Komm," sagte Billy zu Marion, und sie schlichen wieder in das Haus in ihr Zimmer hinauf.

„Werden wir jetzt schlafen?" fragte Marion.

„Wie kannst du daran denken," erwiderte Billy, „um zwölf mußt du bei der Linde sein, „komm, setze dich hierher." Sie rückte einen Sessel für Marion heran, sie selbst stieg in ihr Bett, aber sie lehnte aufrecht in den Kissen. So saßen die beiden Kinder beieinander, die Augen fielen ihnen zuweilen zu, dann schlummerten sie, aber wie wir auf der Reise im Eisenbahnwagen schlummern und immer wieder auffahren, in der Angst etwas zu versäumen. Im Laufe des Morgens klopfte Komtesse Betty zweimal an die Tür, aber sie wurde

nicht eingelassen. „Nein, nein, wir schlafen," hieß es. Als Lina, die Kammerjungfer, kam, wurde ihr das Frühstück bestellt. „Sehr viel," sagte Billy, „Tee und Eier, Schinken, Brot, sehr viel, hören Sie." Sie fühlte einen wahren Reisehunger.

Bald wurde Billy sehr unruhig, sie fragte Marion immer wieder, ob es nicht Zeit sei, und es war erst elf Uhr, als Marion schon zur Linde hinabgehen mußte. Billy saß still in ihrem Bett mit brennenden Wangen, die Hände gefaltet und lauschte in sich hinein auf die seltsame Spannung ihres Wesens. Ja, es war alles da, das starke Verlangen nach Boris, die schmerzhafte Rührung bei dem Gedanken an ihn, der Mut zu allen Möglichkeiten und die Angst vor dem, was nun kommen mußte. Aber immer wieder empfand sie eine wunderliche Fremdheit jener Billy gegenüber, die all dieses fühlte und all dieses erlebte. Die bekannten Töne des Hauses drangen zu ihr, unten im Garten lachten die Zwillinge, im Korridor schalt Madame Bonnechose ein Dienstmädchen und am offenen Fenster des unteren Geschosses sang die Lohmann einen Gesangbuchvers. Allein die Billy, die unglücklich liebte, die entschlossen war, ihrem Vater nicht zu gehorchen, die entscheiden mußte, sie gehörte nicht mehr zu diesem altgewohnten Leben. Wo blieb jedoch Marion? Billy hob die nackten Arme hoch über den Kopf empor, rang die Hände ineinander und stöhnte: „Ach, ach! warum kommt sie nicht!" Endlich lief es leise auf dem Korridor hinunter und Marion erschien erhitzt und atemlos. Die beiden Mädchen sprachen nichts, Marion reichte Billy stumm einen Brief, setzte sich und starrte sie angstvoll an. Billy war ganz ruhig geworden, sie hielt den Brief in der Hand, ohne ihn zu öffnen. „Wie war es?" fragte sie.

„Dort an der Linde," berichtete Marion leise, „dort stand ein kleiner Judenjunge. Er hatte sehr große schwarze Augen, über den Ohren hingen ihm zwei fest zusammengedrehte schwarze Locken und er trug einen langen Rock wie ein Erwachsener, der brachte den Brief. Es war recht unheimlich."

„Natürlich war es unheimlich," bemerkte Billy, lehnte sich in die Kissen zurück und schickte sich an, ihren Brief zu öffnen und zu lesen.

Boris schrieb. Eine Überschrift fehlte. „Heute Nacht," hieß es dann, „gegen Mitternacht, bin ich bei der Linde unten am Park und warte. Niemand darf davon wissen. Auf der einen Seite steht alles, was du bisher für dein Leben gehalten hast, auf der andern stehe ich — entscheide. Willst du mich, dann komme. Kommst du nicht, dann verzeihe ich dir und gehe wieder einsam meinen dunkeln Weg. Wir sehen uns nie wieder. Einem so großen Glücke nahe zu kommen und dann wieder von ihm fort zu müssen, ist tödlich." Auch die Unterschrift fehlte. Billy ließ den Brief sinken, sie brauchte nicht zu entscheiden, sie wußte, daß sie zu ihm gehen würde. Es schien ihr, als habe sie hier kaum mitzusprechen, die andere, die fremde Billy, handelte, und die mußte bei Nacht zu der Linde hinabgehen. Billys Blicke

fielen auf Marion, deren Augen unendlich erwartungsvoll an ihr hingen. Billy lächelte und schüttelte ein wenig den Kopf und sagte: „Nein, ich kann dir nichts sagen.“ Marion antwortete nicht, aber ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie erhob sich und schlich leise aus dem Zimmer; sie war sehr unglücklich. Die ganze Zeit über war es ihr gewesen, als sei Billys Liebesgeschichte auch die ihre, die Liebe zu Boris, die Aufregungen und Schmerzen hatte sie geteilt, in Billy hatte sie sich geliebt gefühlt, und nun plötzlich wurde sie beiseite geschoben und war wieder nur die Marion Bonnechose, die von allen Komtessenschicksalen ausgeschlossen wurde.

In Billy aber fuhr reges Leben. Sie klingelte nach Lina, sie wollte ihr neues Musselinkleid mit dem rosa Nelkenmuster anziehen, sie rief nach ihrem Korallenhalsband; dabei war sie freundlich und gesprächig mit der Kammerjungfer. Lina mußte von dem Förster erzählen, mit dem sie zeitweilig verlobt war.

Der Tag war sehr schwül geworden, im Westen türmten sich graublaue Wolken. „Wir bekommen ein Gewitter,“ sagte Graf Hamilkar, als er auf der Gartentreppe stand und in den heißen Duft des Gartens hineinroch. Komtesse Betty stand neben ihm, neigte den Kopf zur Seite und blinzelte zu den Wolken auf. Über die Gartenwege jagten sich Bob und Billy. Der Graf folgte ihnen mit den Blicken, dann wandte er sich zu seiner Schwester: „Die Gefühlskrise scheint einen guten Verlauf zu nehmen,“ bemerkte er. Komtesse Betty jedoch machte ein erschrockenes Gesicht. „Ach, Hamilkar, ich weiß nicht, diese Heiterkeit ist nicht natürlich, ich ängstige mich so um das Kind. Madame Bonnechose meint auch . .“

„Ängstige dich nicht, liebe Betty,“ unterbrach sie der Graf, „was auch Madame Bonnechose meint. Die Liebe wird von den jungen Leuten gern als eine Macht angesehn, die elementar, unvernünftig, aber unwiderstehlich ist, gut, dann muß dieser Macht eben eine andere Macht entgegengesetzt werden, die auch für elementar, für unvernünftig und unwiderstehlich gilt. Nun, liebe Betty, diese Macht darzustellen, das ist jetzt meine Rolle.“ Er lächelte sein schiefes, spöttisches Lächeln und ging in das Haus, um seine Nachmittagsruhe zu halten.

Billy war müde vom Laufen. „Es ist genug,“ rief sie Bob zu. Sie strich sich das Haar aus dem heißen Gesicht und sann einen Augenblick vor sich hin. Was sollte sie jetzt tun? denn tun, tun mußte sie etwas, nur nicht stille sein und hineinschaun in das Dunkele, das hinter diesem Tage lag. Als das kleine Fräulein Demme an ihr vorüberging, nahm sie ihren Arm und sagte: „Kommen Sie, Fräulein, wir wollen Pflaumen essen und von Herrn Post sprechen.“ Allein in diesen Nachmittagsstunden, in denen die Sonne wie eine schwere goldene Schläfrigkeit über dem Garten lag, war es schwer, das Fieber wach zu erhalten, dessen Billy jetzt bedurfte. Schließlich suchte sie Moritz auf, er sollte sie auf dem Gartenteich hin und her rudern. „Wie, du und ich?“

fragte Moritz ein wenig erstaunt und errötete. — „Natürlich, du und ich," sagte Billy.

Das schien das Rechte zu sein. Es tat Billy wohl, sich halbliegend im Bug des Bootes auszustrecken, vor sich Moritz' erhitztes, friedliches Gesicht, die blauen Augen, die sie mit behaglicher Andacht unverwandt anschauten. Das Wasser war sehr schwarz, hie und da lag eine grüne Pflanzendecke darauf, die unter dem Kiel des Bootes leise rauschte. Wie müde beugten sich die alten Weiden über das Wasser und eine sichere, befriedigte Ereignislosigkeit wohnte hier, eine Ereignislosigkeit, die Billy schwach und feige machte. Warum kann es nicht so bleiben, dachte sie. Wie die kleinen Karauschen regungslos an der Oberfläche des Wassers im Sonnenschein liegen, nur zuweilen ein wenig die Flossen regend, um zu spüren, daß sie leben, das mußte gut tun. Aber plötzlich fiel es sie wie Gewissensbiß an. Es war ihr, als versäumte sie, als verriete sie etwas. Sie fuhr auf. „Fahr' ans Land," befahl sie. Verwundert schaute Moritz auf. „Ja, ja, ans Land," wiederholte Billy ungeduldig. Und am Lande, als Moritz sie aus dem Boote hob, fühlte Billy, daß sie etwas tun müsse, was der vornehmen Gelassenheit dieses stillen Teiches, der kleinen Karauschen, der alten Weiden widersprach, ihr in das Gesicht schlug, und sie beugte sich vor und küßte Moritz. „Aber Billy, ich verstehe nicht," stammelte Moritz und wurde dunkelrot, aber Billy war schon fort.

Der Abend kam mit dem Tee auf der Veranda. Da der Mond spät aufging, lag der Garten in tiefer Dunkelheit da, die Wolkenwand war am Himmel höher hinaufgestiegen, während der westliche Himmel noch voller Sterne hing. Zuweilen huschte das blaue Licht eines Wetterleuchtens über den Garten und ein plötzliches Wehen schüttelte an den Bäumen, so daß man allerort das Obst in den Rasen fallen hörte. Auf der Veranda waren nur die roten Spitzen der brennenden Zigarre sichtbar und die Stimmen der Sprechenden nahmen etwas Weiches, Beruhigtes an, als wollten sie zu den verhallenden Tönen stimmen, die durch die Nacht irrten. Lisa saß neben dem Leutnant und sprach von Griechenland. „Sehen Sie, Marathon, was war mir früher Marathon? eine Jahreszahl, vierhundertneunzig, glaube ich, aber an jenem Abend, so im Abendrot über der Ebene, es klingt unwahrscheinlich, aber ich sagte zu — zu Katakassianopulos, ich sagte: Katakassianopulos, ich fühle Miltiades."

„Allerdings, sehr merkwürdig," meinte der Leutnant. Er war jetzt so passioniert für die Jagd, daß er täglich auf Rebhühner ging, abends sehr müde war und nur matt der Unterhaltung folgen konnte.

Der Professor sprach mit Graf Hamilkar wieder über Träume. „Der Traum ist für uns eine Wirklichkeit wie jede andere," meinte er. „Ja," versetzte der Graf ein wenig undeutlich, denn er nahm die Zigarre beim Sprechen nicht aus dem Munde, „nur eine Wirklichkeit, die wir beim Erwachen immer wieder durchstreichen. Das sind so Erlebnisse, die wir immer wieder in den Papierkorb werfen."

„Schön, sehr schön," fuhr der Professor eifrig fort, „aber das tun wir in dem sogenannten wachen Leben auch. Wenn ich erwache, so sehe ich den Traum mit meinen wachen Augen an und dann erscheint er mir unwirklich; aber diese wachen Augen sind eben nicht auf den Traum eingestellt. Und dann, mit allen Erlebnissen geht es so, was ich in einem Augenblicke erlebe, daran glaube ich fest, und im nächsten Augenblicke sehe ich darauf zurück und es erscheint mir unwirklich und falsch und ich streiche es aus. Also bitte, der Himmel, der ist jetzt für mich die große schöne Halle, in der die vielen blanken Lichtchen beieinander stehen in der hübschen Sommernacht und sich einander zublinzeln. Das ist wirklich, was geht das mich an, ob ich morgen vielleicht ihn durch ein Teleskop ansehe, also durch ein Auge, das nicht für mich berechnet ist, und er dann ganz anders ausschaut. Sehen Sie, eine Sternschnuppe. Die Litauer sagen, wenn sie eine Sternschnuppe sehen: da geht einer zu seinem Mädchen. Gewiß, jetzt ist für mich diese Sternschnuppe einer, der zu seinem Mädchen geht. Das ist mein Erlebnis. Bitte, morgen streiche ich es wahrlich aus und denke dabei an Asteroiden oder solche Sachen, deshalb ist es für mich doch heute einer, der zu seinem Mädchen geht, bitte." Alle hatten zum Himmel aufgeblickt und den Stern gesehn, der eilig durch das Dunkel glitt, in weitem Bogen an den anderen Sternen vorüber, als wollte er ihnen ausweichen, hastig und heimlich. „Dieses Ausweichen," meinte Graf Hamilkar, „wenn wir's nur auch dann könnten, wann wir wollen."

Billy sah noch immer zu den Sternen auf. Dieses mit dem Stern, der zu seinem Mädchen geht, hatte ihr plötzlich wieder die ganze freudige Ungeduld ihrer Liebesgeschichte wiedergegeben und sie fühlte sich wie zugehörig zu jener großen heimlichen Gemeinde derer, die unten auf Erden still und hastig durch die Nacht ihrer Liebe entgegeneilen.

Oben in ihrem Zimmer küßte Billy Marion und sagte: „Diese Nacht wollen wir schlafen, ganz tief schlafen. Aber Marion, sieh mich doch nicht so an, als ob ich gestorben wäre." Marion wollte etwas sagen, schlich aber dann ängstlich und schweigend hinaus.

„Lina," befahl Billy der Kammerjungfer, „morgen wünsche ich lange zu schlafen und keiner, hören Sie, keiner soll mich stören."

Allein geblieben, begann sie leise und geschäftig hin und her zu gehen. Sie kleidete sich um, zog ein braunes Tuchkleid an, setzte ihren Hut auf, hüllte sich in ihren Regenmantel, nahm ihren Regenschirm in die Hand, schrieb auf einen Zettel „Ich bin bei ihm" und legte denselben auf die Toilette und saß dann da wie eine Reisende, die im Wartesaal auf den Zug wartet. Draußen donnerte es zuweilen. Unten im schlafenden Hause riefen durch die stillen Zimmer die altbekannten Stimmen der Uhren einander zu.

(Schluß folgt)

Der Rhythmus/ von Carl Ludwig Schleich

Wenn ich es wage, wieder einmal nach langer Pause die Frucht stiller Gedanken den Lesern dieser Hefte darzubieten, so geschieht es diesmal mit einem besonderen Zagen. Es ist nicht die Furcht vor dem gewohnheitsmäßigen Überschäumen eines wissenschaftlich vielleicht tadelnswerten Subjektivismus, die mich zweifelhaft macht, ob es mir gelingen wird, ein Interesse für das Gebotene zu wecken, als vielmehr eine gewisse, nicht zu überwindende Ehrfurcht vor dem Thema selbst, die immer wieder die einsamen Versuche, mich seinem letzten Sinn zu nähern, zurückgeworfen hat. Ist doch das Feld des Rhythmischen für jeden Denkenden ein heiliges Land, ein stiller Hort der letzten Geheimnisse. Ahnen wir doch alle, daß seinen dunklen Hainen die Quellen entrauschen müssen, die allen Erscheinens, allen Bewegens, allen Lebens unermessene Ströme speisen! Statt trocken aufzuzählen, was alles für unser letztes Streben und für unsere letzten aus dem Geschehen abstrahierten Gesetzmäßigkeiten dem Rhythmus unterliegt, dem Rhythmus, diesen wogenden Wellen von Sein und Nichtsein, von Stirb und Werde der Bewegung, von Aufbäumen und Verlöschen tiefinnerlichster Triebe, statt diese endlose Kette der rhythmischen Beziehungen trocken aufzuzählen, kann man kühn fragen: was ist denn eigentlich nicht rhythmisch? — und es gibt auf diese Frage nur eine Antwort: Es ist nichts ohne Rhythmus! Wo etwas Arhythmisches sich zeigt, da ist es schon in Gefahr, vom Räderwerk des Weltallgetriebes zentrifugal aus den Bahnen geschleudert zu werden, falls es nicht schleunigst wieder sich einfügt in den Rhythmus der Gesamtheit. Je weiter unser Wissen oder sagen wir besser unser Glaube an unser Wissen sich vorwagt in die Labyrinthe geheimsten, nicht mehr am lichten Tage offenbarten Geschehens des kosmischen und irdischen Getriebes, um so mehr erkennen wir, daß wir vor dem Rhythmus als vor einer letzten Schwelle anlangen, welche menschliches Verstehen von göttlichen Gesetzen trennt. In der Tat, das Rhythmische ist wohl der tiefste und grundumfassende Gedanke, den wir der schöpferischen Natur nachzudenken vermögen; hier beim Rhythmischen, das wir in den Bewegungen der gigantischen Weltkörper nicht weniger am Werke sehen, als in den wirbelnden Atomen der sich zu Kristallen formenden Schneeflöckchen, fühlen wir uns allerdings einem letzten Geheimnis, einem unsern Menschenhirnen beinahe greifbaren Ahnen von einem verständlichen Sein des Weltganzen erschreckend nahe. Wir atmen gerade hier im Rhythmischen gleichsam mit den Atemzügen des Weltganzen; das Rhythmische ist die zuckende Scheinwerferbeleuchtung, in dessen Licht wir alles Erkennbare sich abspielen sehen, ja es ist vielleicht die einzige gemeinsame Kette, die uns, die Betrachter mit dem Betrachtbaren, an ein letztes unbekanntes Ewiges bindet. Können wir uns doch das Chaos nur vorstellen als einen Gegensatz des Rhythmus, also nur negativ, nämlich durch das Fehlen alles

Rhythmischen in dem Kosmos, und insofern ist Hans v. Bülows Paraphrase auf Faust „im Anfang war der Rhythmus" ein verblüffend moderner, tiefgreifender Gedanke, eine Möglichkeit, wenigstens auf dem Umwege der Wahrscheinlichkeit der Gewißheit sich zu nähern. Würde doch umgekehrt der endliche Fortfall alles Rhythmischen aus dem All die Welt gewiß ins Chaotische zusammenstürzen lassen. Der Rhythmus ist der Pulsschlag des Kosmos, der lebendige Atemzug des Alls, der alles mit Bewegung weckendem Odem durchströmt. Und, wie unser persönliches Leben in Staub sinkt, wenn Puls und Atmung aufhören, so müßte auch die Welt sterben, wenn ihr Rhythmus stillstände! Wie sollte nicht eine ehrfurchtsvolle Scheu Jeden befallen, der es wagen will, auch nur einen Zipfel zu heben von dem tiefverschleierten Geheimnis? Und doch ist das Problem ein so recht modernes, immer wieder uns in jeder neuen Epoche unserer technischen Klassizität greifbar vor Augen gerücktes, daß es an der Zeit erscheint, einmal die Stellung der menschlichen Seele zu dem Rhythmus des Weltganzen, ihr Eingespanntsein in die zuckenden, rollenden Rahmen, in die sich her- und hinschiebenden, unendlich großen oder unendlich kleinen Weberspulen des Weltalls zu untersuchen und die Rolle des geschwungenen Mikrokosmus in konzentrischer Anpassung an den schwingenden Makrokosmus einer zusammenfassenden Betrachtung zu unterziehen. Mein Thema, die Psychophysik des Rhythmus, soll also nicht so sehr sich mit dem Wesen des Rhythmus befassen, obwohl ich einer solchen Definition nicht auszuweichen gedenke, sondern es soll im wesentlichen feststellen, inwieweit auch unser seelisches Geschehen, unser Fühlen und Denken, unsere Ethik und Ästhetik, unser Handeln und Schaffen, unsere Liebe und unser Haß, Sympathie und Reaktion vom Grundgesetz des Rhythmischen beeinflußt und beherrscht werden, um daran die psychophysischen Möglichkeiten zu erwägen, welcher Mechanismen wohl die Natur sich bedient, um unsere menschliche Seele den kreisenden Ringen des Ganzen einzufügen. Daß bei der unendlichen Reihe der Beziehungen der Psyche zum Gesamtrhythmus diese Betrachtung nicht erschöpfend, sondern ein Versuch, eine Skizze, vielleicht nur eine Anregung sein kann, bedarf wohl nicht einer besondern Begründung.

Schon mehrfach, auch an dieser Stelle, habe ich versucht, eine Art philosophischen Glaubensbekenntnisses abzulegen, das in dem Satze wurzelt: Die treibende Kraft des Weltganzen ist für den Menschengeist ewig unerkennbar, undefinierbar, unverständlich, kann niemals der Gegenstand wissenschaftlicher Analyse sein. Was wir von ihr zu verstehen glauben, ist nur ihr Verhältnis zu den wechselnden, erforschbaren, variierbaren Hemmungen, die ihr eingeschaltet sind, resp. die wir ihr selbst künstlich einschalten, um dann ihre von den Widerständen erzwungenen Äußerungen zu studieren. Die Kraft, an sich einheitlich und unzertrennbar, überall und unvergänglich, allgegenwärtig und allmächtig,

wird zu einem sich nur scheinbar selbstwandelnden, metamorphisierenden, irisierenden Proteus, nicht aus eigener spielerischer Variationslust, sondern die Hand der Hemmung zwingt sie, ihr Gewand von Fall zu Fall zu wechseln. Die Art der Widerstände bestimmt die Art der Äußerung der an sich unveränderlichen Urkraft.

Die gesamte Physik ist nichts als eine Lehre von den Widerständen. Die Chemie ist ebenso nichts als eine Lehre von der Variabilität der Körpereigenschaften unter der Variabilität der Bedingungen, unter denen sie aufeinander wirken. Wir wissen z. B. nichts vom Wesen der Schwerkraft, wir studieren aber ihre Gesetze am Widerstand, welche den fallenden Kräften die verschiedenartig abgeänderte Luft entgegensetzt. Wir wüßten nichts von der Elektrizität, wenn wir nicht gelernt hätten, der Gesamtkraft spezifische Widerstände einzuschalten, welche sie zwingen in einer Form sich zu äußern, welche wir elektrisch nennen. Die Art, in welcher die Kraft, die Hemmung durchbricht, ihr ausweicht, um sie herumzukommen sucht, ist entscheidend für die neuen Eigenschaften, welche die unendlich variable Urkraft anzunehmen befähigt ist. Die Faust der Hemmung und des Widerstandes ist es, welche dem Weltganzen Form und Richtung gibt und welche auch in dem Organischen als Gesetz der variablen Bedingungen, als Anpassung an die Widerstände des Milieus ihre universelle Macht täglich mehr erkennbar entfaltet. Wir werden uns ewig umsonst bemühen, das Wesen irgendeiner Kraft zu analysieren, es gibt keine Erforschung von dem eigentlichen Agens der Welt — sein fühlbares Dasein verdichtet unser Denken zum Gedicht, zur Andacht, zum Glauben, die Kraft und ihr religiöser Name „Gott" ist darum kein Gegenstand wissenschaftlicher Analysen. Was aber um so erfolgreicher der menschlichen Erkenntnis unterworfen ist, was in gewissem Sinne sogar unserer experimentellen, künstlichen Abänderung der Weltbedingungen unterliegt, das ist die Hemmung, die Lehre von den Widerständen: das ist eigentlich das Problem aller Wissenschaft. Die Lehre von der Macht der Hemmungen ist eins der Grundgesetze der Weltmechanik. Hier hat auch die Definition von dem Sinne des Rhythmus im Weltganzen einzusetzen, wenn sie bis zu den erkennbaren Grundanschauungen, gleichsam zu den Müttern des Wissens vordringen will.

Der Rhythmus ist nämlich eine Art Kompromiß zwischen Kraft und Widerstand, ein wechselseitiges Gegeneinanderprallen, Sichausweichen, Sichfliehen und -Finden, ein harmonisches Spiel von Energieentfaltung und Hemmungsbetätigung, das Sichumkreisen und Sichumsprudeln zweier nie ganz vereinbarer Gegensätze; der Rhythmus ist gleichsam eine Ehe zwischen Kraft und Hemmung, die in Harmonie nur durch ein ständig wechselndes Nachgeben des Einen und des Andern zu erhalten ist. Der Rhythmus bekundet die immer hin- und herschwankende Bilanz zwischen dem Ja und Nein des Lebens und der Bewegung, er ist ein immer hin- und herpendelnder, wechselnder Wert zwischen Plus und Minus, eine an- und ab-

schwellende Diagonale im Parallelogramm von Kraft und Widerstand. Und seine eigentliche Ursache? Die Aktivität der Kraft auf der einen Seite und die Elastizität der Materie auf der andern. Die Kraft, nach allen Seiten gleichmäßig aktiv, geht gegen den Stoff gleichsam an, um ihn aus dem Wege zu schleudern, er weicht aus, verdichtet sich, diese Verdichtung komprimiert sein innerstes Gefüge, wodurch wiederum der Widerstand erhöht wird, der er der Kraft bietet, so daß diese nicht wie eine Welle den Schlamm langsam durchrinnt, sondern wie eine Woge vom starren Felsen schäumend zurückgeworfen wird. Aus diesem Anprall, dieser Verdichtung der Materie und dem Wachsen ihres rückstoßgebenden Widerstandes setzt sich der Rhythmus, dieser Tanz zwischen Aktion und Hemmung, zusammen. Das Herz der Welt, die Kraft, treibt seinen Strom in alle Adern, die ihm die Widerstände lassen, und alle Ströme rinnen, abgeprallt und abgeschleudert vom Widerstande des Alls, zurück in ihre anfängliche, urewige Quelle. Das ist der Kreislauf der Kraft, das ist der Puls der Welt, der Rhythmus!

War das Gesetz des Rhythmischen, der „ewigen Wiederkehr" aller Dinge vom Sternenhimmel her, von Tag und Nacht, von Schlaf und Wachen, von Ebbe und Flut, von Jahreszeiten, von Krankheiten und Störungen des Wohlbefindens, von Geburt und Tod, von Saat und Ernte, von Wind und Wetter, von Haß und Liebe — kurz von allem her bekannt, was auf unsere Sinne zu wirken imstande ist und hat man zu allen Zeiten in dem Bewegten leicht und schon in den Kinderschuhen der Wissenschaft dies Gesetz des metrischen Bewegungswiederholens, dieses Pendelns der Erscheinungen sinnfällig beobachtet, so ist doch erst den neuesten Forschungen über Elektrizität, nämlich der Lehre von den Jonen und Elektronen, die Anschauung zu danken, daß auch die festesten Körper der Erde nur scheinbar fest sind, daß wir annehmen müssen, im inneren Gefüge des starren Steins eines Felsens kreisen Milliarden kleinster Teilchen mit einer so unendlichen Schnelligkeit und einer so vollkommen harmonischen Gleichmäßigkeit, daß unseren Sinnen so ein innerlich von rasender Bewegung durchströmter Körper eben fest nur erscheint, ähnlich wie ja auch das scheinbar festeste Ding der Welt, die Erde, in Wirklichkeit in sausendem Rhythmus der Selbstdrehung und der Drehung um die Sonne dahinrast. Es gibt schlechterdings vom heutigen Standpunkte aus nichts Festes mehr, sondern alles ist rhythmisch bis in die mikroskopischen Skelettgefüge hinein, mehr oder weniger in schwingender Bewegung, so daß der Unterschied der Aggregatzustände der Körper, fest, flüssig, luftförmig, sich als ein ganz ärmlicher Schulmeisterkniff herausgestellt hat, um den armen Faustlehrlingen statt des Brotes der Wahrheit den Stein gröbster Sinnentäuschung hinzureichen. Es ist ein genialer Gedanke eines meiner Schullehrer, des längst verstorbenen Professors Graßmann in Stettin, der ihm erst nach seinem Tode die Ehrenmitgliedschaft der Academie française eintrug, für jeden sogenannten festen Körper die Idealformel finden zu wollen, gewissermaßen die unendlich schnell rotierende lineare

Kurve darzustellen, die, um ihre Achse sich drehend, dem Auge nicht minder wie die tastende Hand den Eindruck des Körperlichen hervorruft. Nach Graßmann hat jede auch noch so komplizierte Form, jeder Kristall, aber auch jede amorphe Gestalt eines Körpers gewissermaßen ihr ideelles Rotationsskelett, ebenso wie etwa eine Kugel entstanden gedacht werden kann, durch einen Komplex unzähliger konzentrischer Kreise, welche alle in den verschiedensten Achsen sich um- und durcheinander drehen. Hätte Graßmann doch die Zeit der elektrischen Analyse der Atombewegung erlebt, die uns zwingend gelehrt hat, daß tatsächlich alle Eigenschaften der Stoffe, auch ihre Form, Folgen unendlich variabler, rhythmischer Atombewegungen, kleinster symmetrisch bewegter Stoffteilchen, der aktiven Elektronen, sind! Wir wissen jetzt mit aller Bestimmtheit, daß durch diese gleichmäßige, bis in das feinste Körpernetz ausgedehnte, symmetrische Atombewegung, Farbe, Gefüge, Form und das ganze Heer der physischen und chemischen Eigenschaften der Körper bedingt ist. Wir Modernen wissen also auch, daß der Rhythmus somit auch im Unsichtbaren oder auch nur Erschließbaren, selbst in der Idee der Dinge seine Macht entfaltet. Die Wellen, die das Meer aufwirft und am Widerstand der Düne verrinnen läßt, nur um im mikroskopischen Gefüge des Sandes, der Luft, der Pflanzen, der Tiere ihren Rhythmus weiter zu spinnen, sie durchrauschen auch das Meer der Luft, als Licht und Ton, als Elektrizität und Wärme in unendlich variabler Gestalt und alles dies Bewegte, Wogende, Wellende ist nichts als der Urkörper „Äther" von dem Urwiderstand in unausdenkbaren Variationen zu kleinsten Körperchen zusammengeballt oder zerrissen, die wiederum in unbeschreibbar zahlreichen Bewegungskurven sich untereinander umkreisen und tatsächlich nicht den Gegenstand stofflich ausmachen, sondern ihn immer kreisend, rollend, kurven- und wellenbildend jeden Augenblick von neuem bilden. Es sind Weberschiffchen, goldene Eimer, Tautröpfchen des Alls, die nach ewigen Gesetzen ihres Daseins Kreise mit Bewegung vollenden und zugleich ist hier das Webende das Gewebte, der schöpfende Eimer ist der Trank, der Tropfen die neue Quelle! Die ganze moderne Elektrizitätslehre ist nichts als ein Hymnus auf den schwingenden Äther, aus dessen unendlich variabler Bewegungsschnelle um den Widerstand des Körperlichen alle Form und alle Bewegung geboren wird. Es könnte dem Denker schwindeln bei der Vorstellung, daß das Sandkorn mit seinen Milliarden schwingender Ätherklümpchen nichts mehr und nichts weniger ist als ein Weltall für sich, ein Weltall mit einem geschlossenen System sich umrasender Sterne, wenn nicht dieser Gedanke zugleich etwas unendlich Befreiendes hätte. Es gibt eben kein Groß und Klein in der Welt, die Sorgfalt des Gesetzmäßigen war nicht um ein Titelchen weniger intensiv beim Aufbau des Eiskristalles als bei der Komposition des Planetendiadems um den Edelstein Sonne. Weder im Größten noch im Kleinsten kennt die Natur eine Begrenzung und jedes neue Untersuchungsmittel erweitert nur den Kreis der Probleme nach oben ins Gigantische, wie nach unten ins Winzigste! Also sind

auch wir, die Menschen, denen die Sonne Augen schuf, um sie zu bewundern und in ihren Strahlen Leid und Glück dieser Erde zu beweinen oder zu bejauchzen, also sind auch wir genau soviel wert und wichtig wie die Sonne selbst, aber auch das Sandkorn ist ihr und uns gleich wert. Lehrt diese Lehre nicht eine grandiose Pietät nicht nur gegen das Mitlebende, sondern auch gegen das Mitunbelebte?

Da es nun also feststeht, daß aus allem Sichtbaren und Unsichtbaren (alles als physikalisch bewegte Materie gedacht) ein unendlich komplizierter Bewegungsrhythmus sich gleichsam herauskristallisieren läßt, da es nun auf der Welt nichts Unbewegtes und nichts Arhythmisches geben kann, so muß auch das Organische dem Gesetze des Rhythmus in gleicher Weise unterstellt sein. Und in der Tat ist ja die Lehre von der Determination nur eine Variation von der rhythmischen Abhängigkeit auch allen organischen Geschehens vom Rhythmus des Weltganzen. Was wir Geschick oder Zufall nennen, ist immer nur der Schnittpunkt, wo der Rhythmus des inneren Lebens mit dem Rhythmus des äußeren zusammentrifft.

Wenn man sagt mit Darwin, das Organische hat sich den wechselnden Bedingungen angepaßt, so kann man das bis in die gleichsam mikroskopische Denkweise auch so ausdrücken, daß der Rhythmus der organischen Substanz in Bewegung, sich, um lebensfähig zu sein, stets dem Rhythmus der Gesamtheit einfügen mußte. Leben konnte also nur bestehen in gleichsam konzentrischer Einfügung des Einzelrhythmus in den kosmisch-tellurischen Gesamtrhythmus. Wenn dieser Allrhythmus variierte, so mußte also auch der Sonderrhythmus folgen und so löst sich für uns die Entwicklungslehre auf in eine Lehre von der variablen Hemmung, als eigentlicher Gestalterin der Variationen der Lebenserscheinungen, welche stets dem Hemmungsfortfall der Weltbewegungen als Ganzes gedacht unweigerlich folgen mußten und noch müssen. Solche Hemmungsfortfälle und rhythmische Variationen sind nun im All und auf Erden durch Versinken und Erlöschen zahlloser Welten direkt erweislich und ich bekenne mich in diesem Sinne ohne Zögern zu einer Art moderner Astrologie, wonach das Organische sehr wohl seine Bildungsvariationen dem kosmischen Geschehen verdanken kann und wonach die Form der Lebewesen, die Entwicklung neuer Arten vielmehr buchstäblich im Himmel beschlossen wird, als auf unserem winzigen Planeten. Der mechanische Weg dieser Abweichungen wird uns einzig und allein verständlich mit dem Bilde der rhythmischen Einbeziehung alles Mitbewegten in den Strudel des Weltganzen, der in den Nebeln des Orion nicht weniger am Werke ist, als bei der Bildung einer Emulsion aus Fett und Wasser oder dem Zusammenrühren einer Mayonaise. Der Weltallsrhythmus weist auch dem Organischen Pole und Äquator zu und gibt ihm, seinem eigenen gewaltigen Takte eingefügt, das stabil-harmonische Gleichgewicht. Zu diesem Gleichgewicht gehört, was meines Wissens noch nie betont ist, auch die Form, die, wir wir nun gezeigt haben, ja sich mit Hilfe der

Elektronenlehre sehr wohl auffassen läßt als in direkter Abhängigkeit von der Rhythmik der Atome.

Die gesamte Morphologie wird sich einst auflösen lassen in eine ideelle Rhythmologie! Wie aber sollen wir uns überhaupt die Rhythmik des Organischen vorstellen? Wie konnte sich vom anorganischen Kreisen der Materie, gleichsam gegen den Gesamttakt, die Synkope des Lebens loslösen?

Nun, die Wissenschaft der Kristallisationen und der Kolloidalsubstanz, die Chemie der Eiweißvorstufen der Peptone und Albumosen erkennt einen prinzipiellen Gegensatz zwischen belebter und unbelebter Substanz schon lange nicht mehr an. Mit Fug und Recht kann man jetzt schon von einem Kristallleben sprechen, wie von Haß und Lieben der Elemente. Die Wahlverwandtschaft im Goetheschen Sinne ist längst ein chemischer Begriff, und schon lange hat man das Lächeln verlernt über den alten Fechner, welcher kühn den Sternen und auch der Erde alle Kriterien lebendiger Wesen zusprach. Aber trotz allem bleibt dem organischen Leben deutlich ein Sonderrhythmus übrig, der mit der vielleicht nur scheinbaren Freiheit der Bewegungen der belebten Materie eine Ausnahmsstellung zum starren und konstanten Rhythmus des Anorganischen sichert. Möglich, daß keine anderen Gesetze im Organischen walten, als im Unorganischen, eine durchgreifende, prinzipielle Variation des Kräftekreises muß doch stattgefunden haben, damit die Materie zum Stoffwechsel, zur Eigenbewegung, zur Fortpflanzung, schließlich zum Denken gelangte.

Ich will hier der Versuchung widerstehen, ein neues Märchen der Schöpfungslehre auszuspinnen und es den wundervollen Dichtungen der Bibel und dem Traum Goethes und Darwins, diesen beiden Patriarchen des Entwicklungsgedankens anmaßlich anzureihen — um ein Märchen mit dem Beginn „es war einmal" kommen wir ja bei den Schöpfungsphantasien nie herum, denn kein Mensch wird je wie Mephisto ausrufen können: „wir waren selbst dabei" — ich will nur auf die Möglichkeit hinweisen, daß ein Fortfall kosmischer Hemmungen bestimmend gewesen sein kann für eine bis dahin neue, aber doch im Wesen der allmächtigen Kräfte liegende Variante kompliziertester Rhythmen, die wir eben Leben nennen.

Unter der Faust der Hemmungen mag sehr wohl das rhythmische Gefüge des Anorganischen unendlich konzentriert und zu besonders dichter, latenter Energie in den Stickstoffverbindungen zusammengepreßt, gleichsam zu einer unendlich komplizierten Kraftspirale aufgezogen und verankert worden sein, bis dann wieder durch himmlisches Geschehen die letzte Hemmung der aufgespeicherten latenten Kräfte fortfiel: gleichsam wie lebendiges Gewürm hervorquillt unter einem erhobenen Stein, wo es zuvor dem Auge unerreichbar in Fesseln lag, oder wie ein Schlüssel, ein Funke, ein Schlag, ein Sprung eines Kessels Dinge sind, die aufgespeicherten Energien Gelegenheit, zum Hervorbrausen gewaltiger Spannungen Veranlassung gibt. Schließt nicht die befruchtende Samenzelle, das Spermatozoon, am Ei mit goldnem Schlüssel die Hemmungen

auf, so daß sich die verborgenen Wunderwerke des Leibes auftun und emporblühen zu königlichem Thronen des Lebens und der Gedanken? Schläft nicht alles Leben im Mutterschoß wie Dornröschen in den Hecken, bis ein einziger Ritterkuß den hemmenden bannenden Zauberschlaf hinwegscheucht? In sich geschlossen, in immer gleichem Rhythmus um sich selber kreisend, liegen die anorganischen Bausteine wie in einer undurchdringlichen Zauberkapsel, bis der Keim der Befruchtung eindringt, die Hemmung aufschließt und sich das Werk vollendet. Was ist denn Zeugung und Ernährung anderes als ein ewiger Austausch verschiedenartigster rhythmischer Spannkräfte auf kleinstem Raum der Nukleinsubstanzen zusammengepreßt, ein dauerndes Kartenmischen tierischer und pflanzlicher Rhythmenträger durcheinander? Was ist die Arzenei- und Giftwirkung anders, als das Eingreifen aufgesammelter, von der Sonne akkumulierter Spannkräfte in die Rhythmen des organischen Geschehens? Wie kann eine Außenkraft dem inneren Gefüge anders nützen, als indem sie Schwungkraft den ermattenden Rhythmen hinzufügt? Das Leben wird nur vom Leben gepeitscht, getrieben, emporgehoben wie der brodelnde Schaum der Flüssigkeiten, in die ein Tröpfchen Säure fällt. Auch in chemischen Verbindungen werden Hemmungsketten fortgerissen, damit latente Kräfte zu neuen Formenkreisen sich stabilisieren. Ich will das berauschende Bild, wo Rhythmus sich zum Rhythmus gesellt, um neue Formen hervorzubringen, nicht weiter ausspinnen, es genügt mir die Möglichkeit, betont zu haben, daß das Leben nichts ist als eine neue, durch Hemmungsfortfall ermöglichte rhythmische Wellenform der sogenannten unbelebten Kräfte. In diesem Sinne kann in der Tat das Leben rhythmisch als eine Synkope des Weltallrhythmus, als eine Sondertaktbewegung nur scheinbar losgetrennt von der Symphonie des Ganzen definiert werden. Es mag einen langen Schlaf gehabt haben im ewigen Barbarossagrab: der Felsen brach, die Hemmung fiel und die junge Majestät des Organischen stieg auf den Thron der Erde.

Wenn wir diese Anschauungen in uns lebendig werden fühlen, so muß natürlich zwingend das Motiv des Rhythmischen in allen Phasen des menschlichen Betriebes, körperlich und geistig, nachweisbar sein. Es ist längst bekannt, welche Rolle die Periodizität im Körperlichen und Geistigen spielt, wie die ganze Summe physischen und psychischen Geschehens in unserem Leibe und unserer Seele in dauernder Abhängigkeit vom Rhythmus ist, von dem wiederum gar nicht anders zu denken ist, daß er in Harmonie mit dem Welttakte sein muß, um nicht einfach hinweggefegt zu werden vom Schwungrad des Kosmos, wie ein Sonnenstäubchen vom wehenden Atem. Ich will Sie nicht behelligen mit der Aufzählung aller physiologischen und pathologischen Periodizitäten, den Bedingungen des Pulsschlags und der Atmungszahl, den periodischen Sekretionen, Schlaf und Wachsein, Pubertät und Adynamie, Ein- und Ausgabe der Nahrungsmittel, nicht mit der Rhythmik der Schmerzanfälle, der Krämpfe, der Zuckungen, Wallungen und Blutungen, ich will nur verweilen bei dem psycho-physischen Grundgesetz

des Rhythmischen auch im menschlichen Leben, und will den Mechanismus zu ergründen suchen, auf dem sich auch dieses psycho-physische Geschehen auf einem Widerspiel zwischen Aktion und Hemmung, als dem eigentlichen Grunde der Rhythmik, aufbauen läßt. Ich darf annehmen, daß den Lesern meiner früheren Aufsätze noch bekannt ist, daß ich alles seelische Geschehen in Abhängigkeit setze von einer Aktion der Nervenströme und einem Hemmungsmechanismus, einer Art periodischer Isolation durch die Neuroglia, resp. von dem sie durchströmenden Blutsafte, welcher ja nach Ritters Untersuchungen aus Biers Schule in der Tat stromhemmende, Nervenerregungen einbettende Kraft hat. Danach ist es leicht, sich vorzustellen, daß das mit dem Herzpulse einströmende Blut periodisch die Ganglien unter Kontakt setzt und daß die Diastole des Herzens diejenige Zeit ist, innerhalb welchen die Ganglien Anschlußfreiheit besitzen. Wir alle wissen, welche Rolle Blutmischungsanomalien für die Art der Anschlüsse im Gehirn spielen, wie ein verdünntes, hemmungsarmes Blut naturgemäß zu Erregungen und Unruhen, Ängsten, Wahnvorstellungen und Schmerzempfindungen disponiert; wie Hunger und Krankheit, veränderte innere Sekretion ein ganzes Heer abnormer Nervenstörungen hervorrufen kann. Wir wissen alle, wie die Herausnahme der Schilddrüse unter Überladung des Blutes mit Hemmungssäften, wie ich glaube, auch den geistreichsten Menschen zu einem Idioten machen kann. Wir wissen, daß die Nebennieren einen Stoff produzieren, welcher selbst auf peripheren Nerven die allerenergischste Stromausschaltung zuwege bringt, und uns allen ist bekannt, wie wichtig ein normaler Hemmungsmechanismus für den Bestand der Seele ist.

Es kann keine Frage sein, daß, wenn der Blutsaft die ihm von mir vindizierte Kraft der Ein- und Ausschaltung besitzt, das eigentliche Wesen der Persönlichkeit, das Temperament eine Frage der rhythmischen größeren oder geringeren Reaktionsfähigkeit der Nervenzentren sein muß, daß die Zahl der aufgenommenen Eindrücke und ihre Verarbeitung zu Vorstellungs- und Willensimpulsen in direkter Abhängigkeit von rhythmischen Individualitäten sein muß, die wiederum in Abhängigkeit von der rhythmisch ein- und ausschaltenden Neurogliafüllung steht. Der alte Volksglaube von dem leichten und schweren Blute findet hier also seine durchaus plausible wissenschaftliche Begründung, das Menschenherz ist nicht nur die grobmechanische Druckpumpe für Blutbewegungen; es spielt in seinen rhythmischen Zuckungen auch für das Nerven- und Gemütsleben eine wichtige, wenn auch bisher noch wenig gewürdigte Rolle. Aber noch in einem ganz anderen Sinne ist die Herzbewegung der eigentliche Manometer der harmonischen Einstellung des Nervenlebens in den Gesamtrhythmus aller Erscheinungen. Schon Ernst v. Baer hat die geistreiche Hypothese aufgestellt, wie wohl unsere Wahrnehmungen sich anders gestalten würden, wenn wir nicht wie jetzt, in einer Sekunde etwa zehn Einzelwahrnehmungen zu apperzipieren fähig wären, einem Zeitraum, der durchschnittlich genau übereinstimmt mit dem Ablauf eines Herzpulses, und er hat plausibel

gemacht, daß schon die Fähigkeit, innerhalb einer Sekunde etwa 30 Beobachtungen machen zu können, uns zwingen würde, das ganze Weltbild anders zu sehen. Wir würden die Flintenkugel als einen Strich, alle Himmelskörper als leuchtende Kreise wahrnehmen können, und würden von jedem Sinne her der Welt als total anders erkennende Wesen gegenüberstehen. Wir können jetzt hinzufügen, daß wir schon mit bloßem Auge die festen Gegenstände nicht mehr als fest bezeichnen könnten, sondern daß wir etwas von ihrer innerlichen, rasenden Bewegung wahrzunehmen vermöchten. Wir sind also mit unserm rhythmischen Spiel von Puls- und Nervenaktion einerseits und Sinneseindrücken andererseits so in den Rhythmus des Ganzen eingestellt, daß unser Harmoniegefühl direkt abhängig ist von diesem rhythmischen Maß unserer Wahrnehmung in Sekunden. Natürlich erklärt sich auf diese Weise am einfachsten das „Zeitliche" im Begriff alles Rhythmischen. Zeit ist eben die mit dem Maß unseres eigenen rhythmischen Wahrnehmens gemessene und empfundene Bewegung des Alls. Das führt uns direkt zu einem Verständnis des Ästhetischen.

Wir haben nur von denjenigen Rhythmen der Außenwelt den Eindruck des Lebenfördernden, Erhebenden, Daseinsteigernden, sofern sie sich dem Rhythmus unserer inneren Aktionen harmonisch einfügen, richtiger, sofern wir sie in uns harmonisch zu verschmelzen imstande sind. Daseinsteigernd im ästhetischen Sinne sind eben nur diejenigen Rhythmen, welche unserm persönlichen Sinnesrhythmus synchron zu verbinden sind resp. ihn ohne Widerstand und Interferenz zu erhöhen imstande sind.

Das schließt nicht aus, daß auch der Konflikt der Rhythmen außer uns mit denen in uns als Kontrastempfindung nach vollzogenem Ausgleich lusterhöhend, doch nur indirekt wirken kann, aber im allgemeinen ist zu einer ästhetischen Freude die Einfügung der lusterweckenden Rhythmen in den Rhythmus unserer Nervenströme unerläßlich. Insofern hat alles deutlich erkennbar Rhythmische einen erheiternden, erhebenden, freudewirkenden Einfluß, überall besteht ein geheimes Verhältnis seiner Schwingungszahl zur Schwingungszahl unserer Nervensubstanz, mag das nun an einer schöngeschwungenen Linie, an einem Akkord, an einer Farbengebung, an einem Wohlgeruch oder an einem Hautgefühl sich betätigen. Die Rhythmen der schönen Dinge müssen einfügbar sein in die Rhythmen unserer Sinnesschwingungen, um ästhetisch zu wirken, das ist das Grundgesetz der Kunst, so variabel für den einzelnen, weil eben diese innenwirkende Schwingungszahl eine durchaus persönliche Gleichung ist. Ist in diesem Verhältnis doch auch der eminente Einfluß alles Rhythmischen, seine suggestive Übertragbarkeit begründet. Der Redner, der Dichter, der Schauspieler reißt mich darum in seinen Bann, weil dem Schwungrad seiner Begeisterung alle meine Seelenräder sich synchronisch einstellen und ich bin im Bann eines jeden Menschen, dessen seelische Schwingungen mich gleichsinnig zu bewegen imstande sind. Die ganze Macht der Imitation, ja der

Ähnlichkeiten, beruht auf diesem Einstellungsverhältnis zwischen Außenwirkung und Innenbewegung. Und fragen wir, auf welchem Wege diese Rhythmusakkomodation sich abspielt, so gibt es nur einen erkennbaren Weg des Ausgleiches zwischen Wahrnehmung und innerer Anpassung, der ist die Marconiplatte des Sympathikus, dessen enormen und oft blitzartigen Einfluß auf Herzbewegungen und Gefäßspannungen wir ja alle kennen. Hat aber die Herzbewegung Einfluß auf unsere Ein- und Ausschaltungen im zentralen Nervengebiet, so ist der Kontaktkreis geschlossen: der sympathische Außenweltrhythmus erhält seine rhythmische Konsonanz im Innern. Die Vorgänge sind also viel mechanischer, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Ein zündendes Wort, eine schlagende Formel, eine leuchtende Wahrheit hat oft die Kraft, unser ganzes Innere blitzartig zu erhellen, weil sie Spannkraft genug hat, die schlummernden Wellen unserer Seele mit rhythmischem Lichte zu durchbrausen. Dem metrischen, schön gefügten Wortreiz liegt oft eine verborgene Harmonie zu unserem Atmungsrhythmus zugrunde und es wäre eine dankbare Untersuchung, festzustellen, wie aus den möglichen Atmungsvarianten sich die Versmaße herleiten lassen. Ist doch nicht, wie Bücher meint, die Arbeit der Vater des Rhythmus und der Musik, sondern ist doch vielmehr der Rhythmus der Arbeit mit dem typischen Niederschlag des Hammers in der Expirationspause, also beim Ausatmen, und das Ausholen beim Einatmen eben die direkte Folge des Atmungsrhythmus, so daß dieser selbst für Melodie und Rhythmus des Gesanges den Ursprung bedeutet. Rhythmus und Arbeit sind beides nur Funktionäre unserer Atmungsmechanik, die Cäsuren einer Melodie sind ursprünglich die naturgemäßen Pausen zum Atemholen.

Wir wissen, daß es Schwingungen der Luftwellen gibt, welche von einer solchen rhythmischen Schnelligkeit sind, daß wir sie mit dem Ohre allein nicht wahrnehmen können. Wir hören nicht mehr das Geigenspiel gewisser Zikadenarten, trotzdem es mit Kunsthilfe wahrnehmbar und berechenbar ist, ähnliches mag bei vielen anderen Sinneswahrnehmungen der Fall sein, so daß auch aus diesen Tatsachen der Satz sich herleiten läßt, der Rhythmus unserer Nervenschwingungen übermittelt uns nur einen Teil der Weltallsrhythmen und diese Tatsache läßt uns die Möglichkeit nicht von der Hand weisen, daß es Menschen mit einer Feinheit der Sinnesrhythmen geben mag, welche mehr Dinge wahrnehmen, als der Durchschnitt. Haben wir bisher im wesentlichen die rhythmischen Wogen betrachtet, welche von den brausenden, chaotischen Kraftwellen stammen, die die Außenwelt gegen die seelischen Gestade wirft in nimmer ruhendem, vom Weltallsodem gepeitschten Wogenspiel, so bleibt uns noch übrig, dem rhythmischen Hin- und hergleiten der inneren, scheinbar aus eigenem Herd geborenen, summenden und kreisenden Nervenspindeln zu lauschen. War schon der Mensch als organisches Wesen in seiner Gesamtheit aufzufassen als ein System rhythmischer Durchflutungen für sich, abgetrennt vom Kraftspiel der anorganischen Masse, so ist noch vielmehr seine Seele eine für sich und

vielleicht einzig dastehende, still verschlossene Kammer wunderbaren rhythmischen Spiels, die ihn in eigener Weise befähigt, mit den Eindrücken des Außens immer frei zu schalten und zu walten. Haben nicht auch diese seine der Phantasie zugeborenen Tätigkeiten ihre offenbare, zwingende Beziehung zur Rhythmik? Ist nicht eigentlich die Phantasie die Gabe, sich mit allen seinen Gedanken in den Rhythmus des andern außer uns, sei es Mensch, Tier, Pflanze oder ein Unbelebtes, selbst ein Gedachtes hineinzuversetzen? Wo wäre der Künstler, der einen Gegenstand voll und überzeugend darzustellen vermöchte, wenn er nicht zuvor völlig eins geworden wäre mit dem Rhythmus und der Wesensart des Darzustellenden, der nicht aufjauchzte, wenn er sein eigenes inneres Empfinden, die Schwingungen des persönlichen Ichs verschmelzen fühlt mit dem erschauten Objekt? Das ist aber nur möglich, wenn er gleichschwingend den Einklang fühlt, in dem der Rhythmus des Gegenstandes mit der eigenen inneren Rhythmik verschmilzt. Sich „Einfühlen" heißt doch nichts anderes, als sich das Gefühl des anderen und sei es ein Gegenstand einzuverleiben mit Hilfe der Phantasie und so selbst Lebloses mit dem Strom des eigenen Lebens betrachtend zu erfüllen. Wehe dem Künstler, der nicht rhythmisch verschmilzt mit dem Objekt, das er darstellen will: er muß ein Stein sein können, wenn er ihn malt, eine Blume, wenn er ihres Kelches Schönheit herbeizaubern will, ein Kind, wenn es sprechen will wie Kinder sprechen, und eine Wolke, wenn er sie über seinen Liedern wandern lassen will. Der echte Künstler steckt in Woge und Wald, die er malt, ist König und Bettler, wenn er sie darstellt, hat ihren Stolz und ihren Hunger, trägt ihren Szepter nnd ihren Bettelstab.

Wie reich macht doch die Phantasie, indem sie den Verwandlungsmantel über unsere Seele legt, so daß schlechterdings nichts unerreichbar wird. Aber auch der Wissenschaftler, der Entdecker und der Erfinder wird niemals zu neuen Offenbarungen gelangen, wenn nicht die Intensität seines Einfühlens in die Materie ihn befähigt, den Rhythmus des zu Schauenden bis zu dem geheimen Motor der kreisenden Atome zu erfassen und das Geschaute auch anderen, weniger Einfühlungsfähigen zu übermitteln. Wo wäre der Redner, der Erzieher, der Prophet, der wirken könnte ohne diese rhythmische Durchdringung seiner Lauscher, ohne die Fähigkeit Strudel der innersten Bewegung zu erzeugen, in welchen Zweifel, Furcht, Eigenliebe versinken, wie Holzstückchen in den gurgelnden Schlund! Wo wäre eine Ethik denkbar, die sich nicht den Rhythmus des höherstehenden, anbetungswürdigen Ideals zu eigen machte, das uns die Phantasie als lockendes Ziel eines königlichen Gefühls der inneren Harmonie vorhält?

Wie könnte man Liebe erwecken, wenn nicht ein Gleichstrom siegenden Wollens die Geliebte mit berauschendem Wort in den Feuerstrom entfesselter Leidenschaften hineinrisse?

Ich bin am Ende meiner Ausführungen. Wollte ich alle Beziehungen des

Rhythmischen zur Seele auch nur aufzählen, so würde wohl kaum ein Gebiet seelischer Aktionen unerwähnt bleiben. Ich muß mich mit diesen kurzen Andeutungen begnügen.

Der Rhythmus ist der Allbeherrscher alles physischen und psychischen Geschehens. Der Puls des Universums schlägt in allem, was ist und lebt. Das Gehirn der Menschen ist ein Gestade nur, das er mit ewigem Wellenliede umrauscht, eine Harfe nur, auf der er seine Sonnenlieder und Schattenklagen singt, ein Prisma nur, durch das seine hellen und dunklen Lichtwellen zitternd jagen und das, vielgestaltig und zu buntem Strahlenbüschel zerstreut, den transformierten Rhythmus wieder in das All zurücksendet. War Rhythmus der Pendelschlag von Kraft und Hemmung, so ist die Seele ein diesem Pendelspiel spezifisch eingeschalteter, organischer Widerstand. Nicht die Lebenskraft ist das besondere, der Kraft kann noch unendlich viel Wunderbareres vorbehalten sein, als der Menschengeist, — sondern die eigentümliche Hemmung, die die Weltkraft zwingt, sich in uns so rätselhaft zu spalten, ist der Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Wo sich die Weltkraft entzündet an der atomistischen Reibefläche des Organischen, da blitzt das Leben auf und erlischt wie der Meteorstein, der aufglüht, wenn sein rhythmischer Fall hineingerät in die sausenden Rhythmen der irdischen Atmosphäre.

Friedrich Nietzsche / Briefe an Mutter und Schwester (Herbst 1887 bis Frühling 1888)

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

(Zwei Postkarten.) Venedig 24. September 1887.

Meine liebe Mutter, nur ein Wort der Beruhigung. Seit 3 Tagen in Venedig; die Stadt vollkommen gesund; die Krankheit ist im Süden Italiens, namentlich in Sicilien. Italien ist etwas sehr Langes; Du würdest Dich doch gewiß nicht in Naumburg beunruhigt fühlen, wenn Du hörtest, daß in Zürich die Cholera sei. Die Luft ist schöner, kräftiger, klarer, als ich sie je in Venedig gefunden habe. Ich denke bis zum 21. Okt. hier zu bleiben.

Adresse: Venezia calle dei preti 1263 (San Marco).

Ich freue mich über die guten Nachrichten aus Paraguay. Danke für das Haarbürstchen! Vielleicht komme ich übers Jahr zu dieser Zeit nach Leipzig, zu längerem Aufenthalt. Dein altes Geschöpf.

Venedig 1. October 1887.

Meine liebe Mutter, noch ein Kärtchen! Die Augen erlauben nicht mehr zu schreiben, sie sind hier kitzlicher als anderswo. Sonst aber ist es gut gegangen, der Übergang vom Engadin nach Venedig hat sich bewährt. Allerdings das günstigste Wetter; heiterer Himmel, kühle angenehme Luft. Ich bleibe bis zum 20. Oktober hier: hinterdrein Nizza. Freund Gast ist hier besser eingerichtet, besorgt, ernährt, wie ich zu meiner Freude finde, als ich es je auf meinen Reisen bin; viel unabhängiger, viel „würdiger"; auch macht er die schönste Musik, die heute überhaupt gemacht wird.

In herzlicher Liebe Dein altes Geschöpf.

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Meine liebe Mutter, Venedig Herbst 1887.

ich danke Dir herzlich für Deinen Brief, der mich erheiterte; auch brachte er sehr gute Nachrichten über unsre Südamerikaner. Es scheint in der That, daß das Lama ihrer dortigen Aufgabe auf das Tapferste nachkommt, — ingleichen daß sie eine Aufgabe hat, bei der ihre Talente sich frei und natürlich entfalten können: mehr darf man eigentlich vom Leben nicht wünschen. Wenn die Sache geräth, so hat sie (wie mir wenigstens vorkommen will) den Löwenantheil am Gelingen. Die Männer geben in solchen Fällen allerdings die Initiative, aber meistens auch das Malheur hinzu. — Die Zeit bisher in Venedig war im Ganzen nicht ungünstig; im Grunde habe ich seit 10 Jahren keinen Ort für den Herbst gewählt, der sich so wohlthätig erwiesen hätte, wie dies Venedig. Allerdings auch ein Wetter ohne Vergleich; klar, frisch, rein, wolkenlos, fast wie in Nizza. Unseren Gast finde ich besser eingerichtet (würdiger, distinguirter, unabhängiger) als ich es je gewesen bin;

Die alte vornehme Familie, in deren Haus er wohnt, lebt ganz für ihn, hat seit seinem Wiederkommen die besten Zimmer ihm abgetreten, kocht für ihn: so daß er auch besser genährt ist als man es sonst im Süden wird. In dieser verbesserten Lage hat er wieder wunderschöne Musik gemacht, die sich auf das Glücklichste von dem Wagnerischen Kampf- und Krampfwesen unterscheidet. Wir beide zusammen sind nicht gar zu leicht nach dem lieben Vaterlande zu verführen; die Bornirtheit daselbst macht mich lachen; und wenn ich es vielleicht nöthig habe, dorthin zurückzukehren (zu gelehrten Zwecken), so werde ich mir erst mit einem naturwissenschaftlichen Sprüchlein Muth machen, zum Beispiel:

„Um das Rhinozeros zu sehn,
„Beschloß nach Deutschland ich zu gehn."

Ich fand hier beieinander, was in den deutschen Zeitschriften Alles über mein letztes Buch gedruckt worden ist: ein haarsträubendes Kunterbunt von Unklarheit und Abneigung. Bald ist mein Buch „höherer Blödsinn", bald ist es „diabolisch berechnend", bald verdiente ich, dafür auf's Schaffot zu kommen (wenigstens nach der Art der früheren Zeiten, sich gegen unangenehme Freigeister zu wehren), bald werde ich als Philosoph der junkerlichen Aristokratie verherrlicht, bald als zweiter Edmund von Hagen verhöhnt, bald als Faust des neunzehnten Jahrhunderts bemitleidet, bald als „Dynamit" und Unmensch vorsichtig bei Seite gethan. Und dies Stück Erkenntniß in Bezug auf mich hat ungefähr 15 Jahre Zeit gebraucht; hätte man etwas von meiner ersten Schrift „Geburt der Tragödie" *verstanden*, so hätte man schon damals in gleicher Weise sich entsetzen und bekreuzigen können. Aber damals lebte ich unter einem hübschen Schleier und wurde vom deutschen Hornvieh verehrt, gleich als ob ich zu ihm gehörte. Nun, dies hat seine Zeit gehabt. Unzweifelhaft werde ich immer noch einige Jahre früher in Frankreich „entdeckt" sein, als im Vaterlande.

Meine Absicht ist, am 21. Okt. von hier nach Nizza überzusiedeln, zu einem langen arbeitsamen Winter. Dein altes Geschöpf.

Venedig, Montag.

An die Schwester in Paraguay

Mein liebes Lama, Venedig 15. Okt. 1887.

heute ist, wenn mich nicht Alles täuscht, mein Geburtstag! was kann ich Besseres an ihm thun, als dem alten Lama einen Brief zu schreiben! Denn man soll wenigstens den kleinen guten Rest von *natürlichen* „Bindebänderchen" noch festhalten, wenn man übrigens, wie es im Schicksal eines Philosophen liegt, verurtheilt ist, so ungebunden und abseits wie möglich zu leben. Letzterem Ideale habe ich mich in den letzten 10 Jahren tapfer angenähert: ein kleiner Beweis dafür mag es sein, daß heute nur ein einziger gratulierender Brief an mich eingelaufen ist: der unsrer guten Mutter. Von ihr

bin ich inzwischen sorgsam über die Fortschritte der Colonisation unterrichtet worden; und aus dem Tone einer gewissen fröhlichen Zuversicht, der aus Deinen eignen Briefen klingt, mein liebes Lama, entnehme ich eigentlich noch Besseres: Ihr selber schreitet vorwärts und nicht nur Eure Colonisation. Ich wünschte, nicht so gänzlich den Tendenzen und Aspirationen meines Herrn Schwagers mich entgegengesetzt zu fühlen, um mit dem Gelingen seiner Unternehmung noch gründlicher sympathisiren zu können. So aber, wie es steht, habe ich mit einiger Noth bei mir auseinanderzuhalten, was ich persönlich in Eurem Falle wünsche und was ich sachlich vielleicht daran verwünschte.

Reden wir von angenehmeren Dingen. Von diesem Sommer her habe ich Dir noch mehrere herzliche Grüße auszurichten: denn Sils-Maria bringt immer eine Anzahl Menschen zusammen, die mir ein Stück meiner und unsrer Vergangenheit vor Augen stellen. Dies Mal war Basel daselbst glänzend vertreten, nämlich mit der Kopfzahl von 36 Personen (viele Kinder dabei). Frau Allioth-Vischer (ehemals Sally) und ich — wir haben uns auf das artigste gegeneinander benommen; sie gedachte viel der „guten alten Zeit", das jetzige Leben mit den deutschen Professoren in Basel scheint jetzt grundverschieden. Dann hat Deussen mich auf ein paar Tage besucht, auf einem liebenswürdigen Umwege Berlin-Sils-Athen. Er brachte mir seine Ernennung zum Professor mit: die erste Philosophie-Professur eines anerkannten Schopenhauerianers, noch dazu in Berlin! Insgleichen hat Frl. von Salis* sich 6 Wochen in Sils aufgehalten, um sich von den Strapazen der Doktorpromotion zu erholen; sie hatte eine kranke kleine Freundin bei sich, die Tochter des Prof. Kym. Meine englisch-russische Gesellschaft war dies Mal in Maloja, im Grandhotel; so gab es nur einige Besuche hin und her, auch noch auf der Herreise nach Venedig (— wir verlebten einen prachtvollen September-Nachmittag am Comersee zusammen). Vom Tode H. von Steins sage ich nichts; wieder ein Ring weniger in der noch so kleinen Kette meiner menschlichen Beziehungen. Es verwundete mich wie eine persönliche Beraubung. Ebenso that mir der Tod des alten General Simon sehr weh; auch ist er in Hinsicht auf mein Leben im Süden eine ernstliche Einbuße, denn dieser alte Mann vertrat bei mir „die praktische Vernunft" (eigentlich lebe ich nur noch dank seinen guten Rathschlägen). Freund Gast grüßt auf das Herzlichste; er lebt hier in seiner Muschel (Venedig) geschützt und behütet, gut versorgt, in jedem Punkte besser als früher: so daß meine absurde, aber aus Gesundheitsgründen absolut gebotene Vagabondage aus einem ruppigen Kämmerchen ins andre, als „garçon meublé", wie ich mich nenne, hier ihr Gegenstück findet. Die Gesundheit, in diesem Frühjahr wieder auf das Tiefste beunruhigt und beunruhigend, hat im Sommer wieder Fortschritte

* Frl. Dr. Meta von Salis ist die Verfasserin des guten kleinen Buches: „Philosoph und Edelmensch." (Leipzig, C. G. Naumann)

gemacht; die Anfälle wurden seltener, die geistige Thätigkeit konnte wieder aufgenommen werden. Meine „Litteratur" ist jetzt auf die Beine gestellt; nach der letzten Berechnung habe ich jetzt im Ganzen 800 Thaler (= 3000 frs) Druckkosten gehabt (und nichts verdient!). Andrerseits nicht die geringste Aussicht, daß einmal, wenn mein Hauptwerk fertig ist, es auf andrem Wege zur Welt kommt als durch „Selbstdruck". Meine Stellung hat sich präcisirt: die Abneigung gegen meine Denkweise ist überall aufgewacht, wo man nur aufgehört hat, mich zu verwechseln (wie früher allgemein). Vergieb mir in Hinsicht auf diese Zukunftssorge (nämlich um die Ermöglichung meines Hauptwerks, in dem sich das Problem und die Aufgabe meines Lebens concentrirt) wenn ich mich jetzt in Geldsachen unfreiwillig ängstlich und zögernd benehme. Ich verstehe meine Lage jetzt und habe keine Illusion mehr: dies ist auch ein Fortschritt.

So! Nun habe ich wieder mit dem alten Lama geplaudert! Dir und Deinem Bernhard die besten Wünsche Deines F.

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Meine liebe Mutter! Venedig, den 18. Oktober 1887.

Dein Brief, am Geburtstage eintreffend, fand mich bei einer Thätigkeit, an der Du Vergnügen gehabt hättest: ich schrieb gerade ein Briefchen an das südamerikanische Lama. Dein Brief und Deine Glückwünsche waren übrigens die einzigen, die bei mir anlangten: was mir einen guten Begriff von meiner inzwischen erreichten „Unabhängigkeit" gegeben hat: letztere aber ist für einen Philosophen die Bedingung ersten Ranges. Hoffentlich hast Du in meinen letzten Mittheilungen die gute Laune nicht überhört, mit der ich Dir die Speisekarte deutscher Urtheile über mich vorlegte: diese kennen zu lernen hat mich wirklich erheitert, — auch bin ich Menschenkenner genug, um zu wissen, wie sich in 50 Jahren das Urtheil über mich herumgedreht haben wird, und in welcher Glorie von Ehrfurcht dann der Name Deines Sohnes strahlt, wegen derselben Dinge, derentwegen ich bis jetzt mißhandelt und beschimpft worden bin. Seit meiner Kindheit nie ein tiefes und verständnißvolles Wort gehört zu haben — das gehört eben zu meinem Loos, auch erinnere ich mich nicht, darüber geklagt zu haben. Übrigens bin ich „den Deutschen" gar nicht gram deshalb; erstens fehlt ihnen gerade die ganze Bildung, der ganze Ernst für die Probleme, wo mein Ernst ist, und dann — sie sind wirklich sehr okkupiert und haben alle Hände voll zu thun, als daß sie Zeit hätten, sich mit etwas absolut Fremdem zu beschäftigen. Anbei, zu Deiner Beruhigung gesagt: Du scheinst zu glauben, daß der Widerspruch, den ich finde, etwas Wesentliches mit meiner Stellung zum Christenthum zu thun hat. Nein! So „harmlos" ist Dein Sohn nicht, so „harmlos" sind auch meine Herren Gegner nicht. Die Urtheile, die ich Dir schrieb, stammen sammt und sonders aus der Sphäre der unkirchlichsten Parteien, die es jetzt giebt. Das waren keine Theologen-Urtheile. Fast jede dieser Kritiken (die zum Theil von sehr

intelligenten Kritikern und Gelehrten stammten) wehrten sich ausdrücklich gegen den Verdacht, als ob sie etwa mich durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit meines Buchs „den Kanzelraben und den Altarkrähen ausliefern" wollten. Der Gegensatz, in dem ich mich befinde, ist hundert Mal radikaler, als daß dabei die religiösen Fragen und Confessions-Schattirungen ernstlich in Betracht kämen.

Verzeihung für diese allzulange Zwischenrede: aber wenn ich sage, daß die intelligentesten Gelehrten sich in Bezug auf mich bisher vergriffen haben, so versteht es sich von selber, daß der alte P. nicht etwa feiner gewesen ist. Der empfand natürlich nichts weiter als daß seine und meine Ansichten verschiedene Ansichten sind, — und bedauerte dies. —

Die Nachrichten über Paraguay sind wirklich sehr erquicklich; doch fehlt bei mir immer noch der leiseste Wunsch, mich in die Nachbarschaft meines antisemitischen Herrn Schwagers zu setzen. Seine und meine Ansichten sind verschiedene Ansichten: — und ich bedaure dies nicht. —

Der Koffer zu meiner Abreise ist bereits zur Hälfte gepackt; übermorgen Abends oder Morgens geht es fort. Die Gesundheit hat sich im Ganzen gehalten, abgesehen, daß die Augen mir Noth machen.

Mit den herzlichsten und dankbarsten Grüßen Dein altes Geschöpf.

Von Nizza aus will ich über den Transport des kleinen Carbon-Natron-Öfchens schreiben, den ich für mein dortiges Nordzimmer nöthig haben werde (mit einem Centner Material.)

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

(Postkarte) Nizza 23. Oktober 1887.

Erster Morgen in Nizza: es trifft sich schön, daß der gerade von Venedig nachgesandte Brief in meine Hände kommt! Schönsten Dank! Ich gratuliere Dir zu Deiner Haus-Veränderung; es scheint, daß wir allesammt jetzt mit etwas mehr Ruhe in die Zukunft sehn. Bei mir ist wenigstens so viel erreicht, daß ich keine Pläne mehr mache und keine Wünsche mehr habe, dagegen die paar bewährten Dinge (wozu Nizza gehört) festhalte und mich so wenig als möglich von außen her in dem stören lassen will, was meine Arbeit und den Sinn meines Lebens ausmacht. Venedig hat einen guten Nachgeschmack bei mir hinterlassen. Die Reise war sehr anstrengend, ich kam mit peinlichsten Kopfschmerzen an; Abends aber war der Muth schon wieder hergestellt. Um diese Zeit ist Nizza bezaubernd (der Brief meines Schwagers ist mit „dem besten Willen" geschrieben; an diesem Willen fehlt es auch bei mir nicht. Trotzdem . . .) Dein altes Geschöpf.

An die Schwester in Paraguay

Nizza (France) den 11. November 1887 pension de Genève.

Mein liebes Lama,

Eben habe ich meinem Verleger den Auftrag ertheilt, ein Exemplar meines

letzten Buches an Dich abgehen zu lassen. Eigentlich hätte ich Dir's gerne erspart: Denn es sind Stellen drin, wie im vorletzten, die absolut nicht für Deine gegenwärtigen Ohren taugen. Aber ich möchte schlechterdings verhüten, daß das Buch auf einem andren Wege zu Dir gelangte; und da ich das, nach der Erfahrung hinsichtlich von „Jenseits von Gut und Böse" beinahe vorauszusehen habe, so wähle ich das Geringere von zwei „Übeln" und schicke Dir's selbst. —

Zuletzt erregt das Buch vielleicht ein zu allgemeines Interesse, als eine Art Kriegserklärung gegen die Moral, als daß fünf, sechs peinlich-persönliche Dinge dagegen in Betracht kämen. Daß sie gesagt werden mußten, hat in dem seinen Grund, daß ich der schändlichen Vermanschung meines Namens und meiner Interessen ein Ende machen will, die sich in den letzten 10 Jahren gebildet hat. Dem gleichen Zwecke dienen alle die Vorreden und Beigaben der neuen Auflagen meiner älteren Werke. (Du findest auf der Rückseite des Buchs einen Überblick über Alles, was in den letzten 2 Jahren in Bezug auf diese frühere Litteratur von mir gethan worden ist). Es wäre noch hinzuzufügen, daß bei E. W. Fritzsch in herrlicher Ausstattung jener Hymnus erschienen ist, der einmal „zu meinem Gedächtniß" gesungen werden soll (— er wird muthmaßlich schon diesen Winter an mehreren Orten aufgeführt werden, z. B. in Karlsruhe durch Hrn. Mottl.)

Der Titel lautet:

Hymnus
an das Leben
für
gemischten Chor und Orchester
componirt
von
Friedrich Nietzsche.

Dieser Hymnus ist mir sehr werth, als der Ausdruck des gehobensten und stolzesten Zustandes, den ich erlebt habe. Die Vortragsbezeichnung ist „Entschlossen; mit heroischem Ausdruck". Die Musiker finden ihn „machtvoll". „Magnifico! Che vigore! E la vera musica ecclesiastica", riefen italiänische Künstler beim Anhören; was mich sehr hat lachen machen. —

Allerschönsten Dank für Deinen Geburtstagsbrief, der mich am ersten Morgen meines Nizzaer Winter-Aufenthaltes in erquicklicher Weise überraschte. Meinem werthen Herrn Schwager habe ich sofort meinen Dank für seine Wünsche brieflich ausgedrückt; er hat mir sehr liebenswürdig in seinem Briefe die Hand gereicht — und ich habe versucht, dasselbe zu tun: ein Schauspiel, das in Hinsicht auf die bedeutende Verlängerung unsrer beiderseitigen Arme, die dazu noth that, für das zuschauende Lama nicht ohne Reiz gewesen sein dürfte.

Vielleicht trifft Dich dieser Brief schon in der neuen Heimat? Und etwa

gegen Weihnachten? Nimm ihn als Ausdruck meiner herzlichsten Wünsche für Alles, was von Euch so großartig unternommen ist: ich selbst, es hilft nichts, bleibe freilich der „gute Europäer“ ... Treulich Dein und Euer F.

An die Schwester in Paraguay

Mein liebes altes Lama, Nizza 26. Dezember 1887.

wirklich kam Dein Weihnachts-Gruß ganz zur rechten Zeit in meine Hände — bei dieser Entfernung ein wahres Wunder — aber er fand mich nicht in der von Dir so sehr gewünschten „Heiterkeit“. Ich könnte fast sagen: im Gegentheil! Trotzdem mache ich mir immer klar, daß meine jetzt etwas vereinsamte Existenz, selbst wenn sie ein Übel sein sollte, doch das geringere von zwei Übeln ist, — und daß ich mich sehr viel schlimmer befinden würde, wenn ich jetzt Versuche machte, wieder mitten unter alten Bekannten und Freunden zu leben. Meine Aufgabe ist jetzt, mich so tief wie möglich zu sammeln und allen Störungen aus dem Wege zu gehen, die das Gleichgewicht meines Geistes zu schädigen im Stande wären, damit die Frucht meines Lebens langsam reif und süß wird und nichts Saures und Verbittertes in sie kommt. Niemand kennt mich genügend; und meine Geschichte dieser letzten 15 Jahre ist Jedermann ein Räthsel. Keiner meiner „Freunde“ weiß womit man mir wohl und womit wehe thut; und nachdem ich Malheurs aller Art durch die wohlwollende Voraussetzung erlebt habe, daß man ungefähr wisse, worum es sich bei mir handle, bin ich endlich klug genug geworden, mich von dieser Voraussetzung loszumachen. Mögen sie's treiben, wie sie Lust haben: ich treibe es nunmehr auf eigne Faust und will von denen nichts mehr, welche mir nichts zu geben haben. Später wird sich das Urtheil über mich schon wieder berichtigen. — Eine der größten Dummheiten hast Du mein armes Lama gemacht — für Dich und für mich! Deine Verbindung mit einem antisemitischen Chef drückt eine Fremdheit gegen meine ganze Art zu sein aus, die mich immer von Neuem mit Groll oder Melancholie erfüllt. Du sagst zwar Du habest den Colonisator Förster und nicht den Antisemiten geheirathet und dies ist auch richtig; aber in den Augen der Welt wird Förster bis an sein Lebensende der Antisemitenchef bleiben. Also um des Himmels Willen kein „Friedrichsland“ oder „Friedrichshof“! Ich habe Dich doch ausdrücklich um den Namen „Lamaland“ gebeten.

Weißt Du mein gutes Lama es ist eine Ehrensache für mich nach Seiten des Antisemitismus hin absolut reinlich und unzweideutig zu sein, nämlich ablehnend, wie ich es in meinen Schriften tue. Man hat mich in den letzten Zeiten mit Briefen und antisemitischen Korrespondenzblättern heimgesucht; mein Widerwille vor dieser Partei (die gar zu gern ihren Vorteil von meinem Namen haben möchte!) ist so ausgesprochen, wie möglich, aber die Verwandtschaft mit Förster, ebenso wie die Nachwirkung meines ehemaligen antisemitischen Verlegers Schmeitzner, bringen immer wieder die Anhänger

dieser unangenehmen Partei auf die Vorstellung, ich müsse wohl zu ihnen gehören. Wie sehr mir das schadet und geschadet hat, kannst Du Dir kaum vorstellen. Die gesamte deutsche Presse schweigt meine Schriften tot — seitdem! sagt Overbeck! Es erweckt vor Allem: Mißtrauen gegen meinen Charakter, wie als ob ich öffentlich etwas ablehne, was ich im Geheimen begünstige, — und daß ich nichts dagegen zu tun vermag, daß in jedem antisemitischen Korrespondenzblatt der Name „Zarathustra" gebraucht wird, hat mich schon mehrere Male beinahe krank gemacht. — Verzeihung! es ist unrecht Dir das zu sagen und unbillig das arme Lama für die Gesinnungen dieser Partei verantwortlich zu machen. Aber ich bin nicht immer „billig" gesinnt.

Malvida schrieb mir einmal, daß ich gegen Zwei ungerecht wäre: gegen Wagner und gegen Dich meine Schwester. Warum wohl? Vielleicht weil ich Euch Beide am meisten geliebt habe und den Groll nicht überwinden kann, daß Ihr mich verlassen habt? — Deshalb lies aus all meinen schlimmen Gedanken und scharfen Worten den Schmerz heraus, daß ich Dich verloren habe und daß Dein Name mit einer Partei in Verbindung gebracht wird, mit der Dich kein einziger gemeinschaftlicher Gedanke verbindet, mit welcher Du nichts zu tun hast.

Ich weiß es wohl daß sich seit Jahren verschiedene Leute bemüht haben Dir und mir begreiflich zu machen, daß Du nicht zu mir und zu meiner Philosophie paßtest. Wir armen impressionabeln Menschen sind zuweilen schwach und fremden Einflüssen zugänglich, aber glaube mir: ich habe mich nie durch Deine „kindliche Außenseite" täuschen lassen! Das ist „Dein Vordergrund" hinter dem sich ein Charakter verbirgt, der der besten und tapfersten Handlungen fähig ist. Ich hätte Dir das öfter sagen sollen, aber ein alter Einsiedler und Philosoph verlernt es ganz Liebe und Wertschätzung zu zeigen. Erst seit Du so weit davon gelaufen, fühle ich, wieviel Du mir gewesen bist. Du warst meine Erholung, die Brücke zu den „Andern"! Jetzt sitze ich einsam auf ödem Gestein, dunkle Fluten trennen mich von den andern Ufern, — kein Laut, kein Wort der Liebe erreicht mich mehr. Dein F. N.

Nachschrift. Wenn Euer Buchhändler Euch meine Composition schicken sollte, so wirst Du die Melodie* erkennen. Sie stammt aus meiner glück-

* Die Melodie zum „Hymnus an das Leben" stammt aus dem Sommer 1874 und ist eine der Hauptmelodien der großen von meinem Bruder für Chor und Orchester gedachten Komposition: „Hymnus auf die Freundschaft." Eine der ersten Abschriften von diesem Freundschaftshymnus schenkte mein Bruder seinem Jugendfreund, dem Oberregierungsrat Gustav Krug (gest. 29. Juli 1902) zur Hochzeit. Das noch vorhandene Exemplar trägt die Widmung: „Seinem Freunde Gustav Krug, als er im September 1874 Hochzeit machte" und oben im Titelblatt das Motto: „Cui potest esse vita vitalis, ut ait Ennius, qui non in amici mutua benevolentia conquiescat?" (Cicero de amicitia 6). Auch der

lichsten Zeit, als ich „Schopenhauer als Erzieher" schrieb und noch an Freunde und Freundschaft glaubte. Bei manchen Stellen höre ich weit in der Ferne den Rheinfall rauschen. Weißt Du noch? Aber Verse und Orchestierung sind nicht von mir, das weißt Du auch. Es ist bei dieser Veröffentlichung ein wenig Mystifikation, die gelegentlich am rechten Ort aufgeklärt werden soll.

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Meine liebe Mutter. Nizza, d. 29. Dezember 1887.

Wir stecken hier seit vorgestern Abend im Schnee: das ist für Nizza etwas ganz Seltenes, ich habe es noch nicht erlebt. Die Palmen mit Schnee überdeckt, die gelben Apfelsinen zwischen Schnee herausguckend — das sieht kurios aus; und dabei ein himmlisches Wetter, klar und leuchtend, das Meer vom schönsten Blau. Die Kälte geht nachts bis auf drei Grad unter Null hinunter; unter diesen Umständen ist mein kleiner Ofen unschätzbar (— er wird alle Morgen um sechs eingeheizt, so daß ich die Zeit meines Sitzens am Schreibtisch leidlich warm habe). Nizza ist nicht zum Besten daran, was Gäste betrifft; unser Haus relativ das am meisten besuchte (c. 45 Personen). Die Zeit vor dem Schnee war eine herrliche Spaziergehezeit: nur daß der Staub mir sehr zu schaffen gemacht hat (noch am Weihnachtstage —).

Eine große Masse Bücher steht in meinem Zimmer; es gibt auch einen kleinen Bücherschrank. Es gibt auch eine vorzügliche chaise longue (ich kann ohne eine solche nicht gut mehr leben). Unsre Küche ist diesen Winter sehr lobenswürdig. Meine Absicht geht dahin, es etwa bis Ende März auszuhalten (— bis die Sonne mich forttreibt, die zu blendend wird).

— Und nun, meine alte liebe Mutter, sind wir am Ende mit diesem Jahre: ich wünsche mir und Dir zum neuen Mut, Geduld und — recht schöne Briefe. In Liebe Dich umarmend Dein altes Geschöpf.

An die Schwester in Paraguay

Mein liebes altes Lama, Nizza, d. 25. Januar 1888.

Mit großer Genugtuung las ich den Päan meines Herrn Schwagers auf

---

Text zu den Chören dieses Freundschaftshymnus stammt von meinem Bruder selbst. Dagegen ist der schöne Text in dem „Hymnus an das Leben" von Frau Lou Andreas. Mein Bruder legte im Sommer 1882 der alten Melodie aus dem Freundschaftshymnus diesen neuen Text unter, wodurch eine gewisse Inkongruenz zwischen Text und Melodie entstanden ist. Auch war diese Komposition nur ein Arrangement für Klavier und eine Singstimme. Erst im Sommer 1887 formte Peter Gast daraus den jetzt in der Öffentlichkeit existierenden „Hymnus an das Leben" für Chor und Orchester. So ist der „Hymnus an das Leben" zwar eine alte entlehnte Melodie, sonst aber etwas ganz Anderes als jener „Hymnus auf die Freundschaft", der, von Conrad Ansorge arrangiert, am 60. Geburtstag Friedrich Nietzsches im Nietzsche-Archiv aufgeführt wurde.

seine „unvergleichliche Frau". Ich bin stolz Dich erzogen zu haben — nur wenige Frauen würden mit solcher Tapferkeit, Anspruchslosigkeit und Heiterkeit diese außerordentlichen Schwierigkeiten überwinden. Aber bitte! etwas weniger Bescheidenheit! Vergiß doch nicht, daß die Heerde nach pittoresken Menschen verlangt, d. h. nach solchen, die aus ihren Begabungen, Absichten, Erfolgen ein Bild mit so groben aufdringlichen Zügen machen, daß sie auch das blödeste Auge erkennt. Die Heerde verehrt die Pose, die feierliche Attitüde, die uns Beiden so zuwider ist. Nur die feinen Geister verstehn die Scham des Edeln, der sein Höchstes und Bestes in schlichter Umhüllung verbirgt. Ich bin sicher, daß unter dieser Menschheit da drüben nur Wenige ahnen, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen Dich selbst, mit welcher leidenschaftlichen Entschlossenheit Du Deine Ideale zu verwirklichen suchst. Ich frage mich nur: sind diese Ideale so viel Aufopferung werth? Ich fürchte, ich fürchte, Du wirst noch viele bittere Enttäuschungen in Deinem Leben zu überwinden haben. Schließlich wirst Du ein skeptisches altes Weibchen werden — ohne Deine Tapferkeit verloren zu haben, und gut zu Deinem alten skeptischen Bruder passen. Wie wollen wir dann über den verfluchten Idealismus unserer Jugend lachen — vielleicht mit Tränen. — — —

Nun muß ich Dir aber ein kleines Erlebnis erzählen: als ich gestern meinen gewohnten Spaziergang machte, hörte ich plötzlich auf einem Nebenwege jemand sprechen und warm und herzlich lachen (es klang fast als ob du es wärest); und als dann der Jemand zum Vorschein kam, war es ein reizendes braunäugiges Mädchen, das mich sanft wie ein Reh anschaute. Da wurde es mir einsamen alten Philosophen ganz warm um's Herz — ich gedachte Deiner Heiratspläne und konnte mich auf dem ganzen Spaziergange nicht von dem Gedanken an das liebliche junge Mädchen losreißen. Gewiß, es würde mir wohltun, etwas so Holdes um mich herum zu haben — aber würde es ihr wohltun? Würden sie meine Ansichten nicht unglücklich machen? und würde es mir nicht das Herz brechen (vorausgesetzt daß ich sie liebte) ein so liebliches Wesen leiden zu sehen? . . . Nein, nichts von Heirathen! —

Aber Du denkst auch mehr an einen guten Kameraden [. . . . .] Meinst Du wirklich, daß eine solche Emanzipierte mit ihrer flötengegangenen Weiblichkeit ein guter Kamerad oder als Ehegattin überhaupt nur erträglich sein könnte? Du vergißt, daß ich trotz meiner schlechten Augen einen stark entwickelten Schönheitssinn habe, ganz abgesehen davon, daß mir solche verbitterten Frauenzimmer „zuwider" sind und mir die Laune und die ganze Atmosphäre verderben. Viel Geist bei einer Frau ist für mich immer noch sehr wenig und meistens ist dieser sogenannte „Geist", von dem sich nur oberflächliche Männer düpieren lassen, nichts als die lächerlichste Anmaßung. Nichts ermüdender als solche geistreiche Gans, die nicht einmal weiß, wie langweilig sie ist. Denke an Frau O.! wobei ich aber zugeben muß, daß Frl. X. ungleich angenehmer ist — aber trotzdem! Du glaubst, daß sie die Liebe verändern würde,

aber ich glaube nicht an irgendwelche Veränderung durch „Liebe". Übrigens Du hast sie viele Jahre nicht gesehen, offenbar hat sie sich nach der häßlichen, unweiblichen Seite hin entwickelt; — glaube mir, wenn Du sie jetzt sähest — der Gedanke an Liebe und Ehe würde Dir bei ihrem Anblick ebenso absurd erscheinen wie mir. Glaube mir, für Menschen wie ich bin, würde immer noch eine Heirat im Stil unseres Goethe das Beste sein, d. h. eine gute Haushälterin heiraten! Aber auch diese Vorstellung macht mich schaudern! Nein sicherlich, eine Frau fehlt mir nicht, eher schon eine junge lustige Tochter, für die ich ein Gegenstand der Verehrung und Fürsorge wäre. Das Beste aber wäre, ich hätte mein altes gutes Lama wieder. Eine Schwester ist für einen Philosophen eine sehr wohltätige Einrichtung, vorzüglich wenn sie heiter, tapfer und liebevoll ist (kein alter Sauertopf wie die Schwester von G. Keller!) — aber solche Wahrheiten erkennt man meistens erst, wenn es zu spät ist.

So das war eine schöne Heiratsplauderei mit dem Lama. Mit vielen warmen Wünschen und Grüßen an Dich und Deinen Bernhard.

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Postkarte Poststempel: Nice, 26. Janu. 88.

Verzeihung, meine liebe Mutter, daß ich auch heute nur ein Kärtchen schicke, um mich für Deinen gütigen Brief zu bedanken. Ich habe die Augen ganz und gar für meine Arbeit nötig gehabt und bin infolge davon ein wenig außer Verbindung mit aller Welt. Das Wetter war bisher sehr schön; sein Einfluß auf mein Gesamtbefinden der günstigste (nachdem mir die erste Hälfte des Winters durch trübe Zustände des Wetters und der Gesundheit fast verloren gegangen ist . . .) Es gäbe jetzt alles Mögliche hier zu sehen und zu hören: aber Dein Geschöpf hat keine Zeit dafür. Wir sind auf der Höhe der Saison; die großen Rennen; es wimmelt von großen Personnagen; glänzendes Theater; der Karneval vor der Tür; und immer das reinste blaue sonnige Wetter, das man sich wünschen kann. Nächstens bekommst Du einen langen Brief: für heute entschuldige mich! In Liebe Dein F.

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Meine liebe gute Mutter, Nizza, den 5. März 1888.

heute morgen hätte ich Dir ohne Zweifel einen kleinen Brief geschrieben, selbst wenn nicht Deine herzliche Mahnung bei mir angelangt wäre. Es lag Alles schon bereit dazu. Außerdem hat sich mein Zustand wirklich verbessert und die bösen Wochen der Melancholie sind wieder überwunden. Es betrübt mich, daß ich zwei so düstere Briefe an dich abgesandt habe: aber es giebt Zeiten, wo man nicht mehr Herr über sich ist und Dinge thut, die man beim ersten Sonnenstrahle kaum mehr begreift. Der Winter war übrigens für alle Welt hart und traurig machend: und für eine solche delikate und krankhafte Maschinerie, wie ich es bin, besonders. Die Nachrichten von San Remo haben

auch nichts Wohlthuendes: Dies System von Lüge und willkürlicher Entstellung der Fakten, wie es diese Engländer, im Bunde mit einem nichtswürdigen englischen Arzte, von einem Monat in den andern fortsetzen, hat sogar die Ausländer empört, gar nicht zu reden von den deutschen Ärzten, von der ganzen kaiserlichen Familie, von Bismarck. Ich bin durch einen Zufall sehr gut, zu gut über die intima intimissima dieser schauerlichen Geschichte unterrichtet. — Wir haben übrigens, seit dem 1. März hier den großen Zollkrieg zwischen Italien und Frankreich: unsre Provinz ist am stärksten durch denselben betroffen. Nizza bezog Alles, was man zur Ernährung nöthig hat, aus Italien: — Fleisch, Eier, Butter, Gemüse, Wein, Oel. Der Zollkrieg, mit seinen unerhörten Taxen, macht einfach einen Schnitt zwischen den beiden Ländern, so daß die ganze Küste versuchen muß, sich anderswoher ihre Nahrungsmittel zu schaffen. Man will eine direkte Dampfschiffverbindung zwischen Nizza und Algier herstellen, dieser Tage schon: 42 Stunden Fahrt zwischen hier und Afrika. —

Trotzdem: wie gut, daß man in Europa ist, sei es nun in Naumburg oder in Nizza — und nicht in diesem erstaunlich unanmuthigen Paraguay! Der Bericht ist sehr ehrlich, ich glaube wirklich nicht, daß er irgendwelche gute Seite verschweigt. Offenbar ist das Leben in der Hauptstadt und das Leben in dieser Wald- und Wüsten-Wildniß etwas recht Verschiedenes; in der ersteren wird man immer noch glauben, in Europa zu sein. Nichts für uns: meine gute Mutter! —

Inzwischen ist Overbeck's Vater in Dresden gestorben; insgleichen Köselitzens Leipziger Schwester. Man hat überall zu tragen und zu überwinden. — Deine freundliche und liebe Einladung, den Frühling in Naumburg zu verbringen, stimmt leider in keinem Punkte jetzt zu dem, was meine absurde Gesundheit verlangt. Erstens: ich darf nicht weit reisen, ich halte es nicht aus. Zweitens: ich habe das größte Mißtrauen gerade gegen den deutschen Frühling und denke mit Schrecken an das Gefühl von Schwäche und Entmuthigung, das der letzte Frühling in Naumburg und Leipzig (1886) bei mir hervorgebracht hat. Es steht noch nicht fest, wohin ich gehe; aber nicht gar weit, und etwas in die Berge, wo eine kräftige Luft weht; und so daß ich den Zugang zum Engadin im Auge behalte (für Mitte Juni: eher kann man nicht hinauf).

Zuletzt, meine gute Mutter, macht es Dir etwas, mir die 96 Mark hierher, nach Nizza, zu schicken? Oder hast Du gerade jetzt kein Geld? Ich bin nämlich in einiger Verlegenheit und wäre dankbar, jetzt Geld geschickt zu bekommen. Paßt es dir nicht, so würde ich Hrn. Kürbitz darum angehn. (Am einfachsten ein Hundert-Mark-Schein. Der Brief recommandirt, aber das Geld nicht darauf bezeichnet. Oder auch ein Hundert-Frankenschein (96 Mark = 115 Frs.) Dies vorzuziehen.

In herzlicher Liebe und Dankbarkeit Dein altes Geschöpf.

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Meine liebe Mutter, Nice, d. 20. März 1888.

Du hast mir mit Deiner Sendung und dem sie begleitenden Briefe eine große Freude gemacht: beinahe als ob Du mir ein Geschenk gemacht hättest. Ich war gerade etwas knapp daran mit den Finanzen; und vielleicht habe ich schon geschrieben, daß diesen Winter mein Leben im Hotel sich vertheuert hat. Trotzdem sind auch jetzt noch die Bedingungen, unter denen ich hier lebe, bedeutend unter den durchschnittlichen, die Jedermann hier im Hause zu zahlen hat; und andrerseits habe ich auch diesen Winter etwas, das ich sonst nicht hatte: ein Zimmer, das mir gefällt, hoch, mit einem ausgezeichneten Lichte für meine Augen, neu hergerichtet, mit großem, schwerem Tisch, chaise longue, Bücherschrank und mit dunklen roth-braunen Tapeten, die ich selbst ausgewählt habe. Es scheint mir immer noch, daß ich an Nizza festzuhalten habe: sein klimatischer Einfluß ist so wohlthätig wie kein andrer auf mich. Ich kann hier gerade noch einmal so viel Gebrauch von meinen Augen machen als anderswo. Der Kopf ist unter diesem Himmel freier geworden, von Jahr zu Jahr; die unheimlichen Folgen jahrelangen Siechthums in der Nähe und Erwartung des Todes treten hier milder auf. Ich will nicht vergessen, daß auch meine Verdauung hier besser ist als sonst wo; vor allem aber, mein Geist fühlt sich hier aufgeweckter und trägt im Allgemeinen seine Bürde leichter — ich meine die Bürde eines Lebenslosses, zu dem ein Philosoph nun einmal verurtheilt ist. Ich gehe Vormittags eine Stunde, Nachmittags drei Stunden durchschnittlich spazieren, im scharfen Schritte — Tag für Tag den gleichen Weg: er ist schön genug dazu. Nach dem Abendessen sitze ich noch bis 9 Uhr im Salon, unter fast lauter Engländern und Engländerinnen, bei einer Lampe mit Lampenschirm an meinem Tische. Ich stehe halb sieben auf und mache mir meinen Thee selbst: dazu einige Zwiebäcke. Um 12 Uhr das Frühstück; um 6 Uhr die Hauptmahlzeit. Kein Wein, kein Bier, keine Spirituosen, kein Kaffee: größte Gleichmäßigkeit in der Lebens- und Ernährungsweise. Seit vorigen Sommer habe ich mich an Wassertrinken gewöhnt: ein gutes Zeichen, ein Fortschritt. Übrigens war ich gerade jetzt drei Tage krank: Doch ist heute wieder Alles in Ordnung. Für Ende März denke ich Nizza zu verlassen: Der Lichtglanz ist mir bereits zu stark, auch die Luft schon zu weich, zu frühlingsmäßig. Es ist möglich, daß ich noch Besuch bekomme: nämlich Seydlitz, der auf seiner Rückreise von Aegypten „mit Weib, Mutter, Hund und Diener" bei mir eintreffen will. Auch der alte Freund Gersdorff schrieb wieder gute Dinge: er hatte gerade seinen Monat Dienst in Berlin hinter sich (— er ist Kammerherr der alten Kaiserin). Aber das Schönste war ein langer Brief vom Lama: acht Seiten voll lauter herzlicher und sehr gescheiter Dinge. Noch in Asuncion geschrieben; aber voll guten Muths („gewiß, ich habe ein Lebenslos, zu dem ich passe, das ist eine schöne Sache"—), Doch drückt sie Besorgnis aus, daß es die nächste Zeit

zu viel zu thun giebt: weil eine Unmasse neuer Colonisten angemeldet sind, und vielleicht noch nicht genug dazu vorbereitet ist. — Ich vergaß zu erzählen, daß ein alter Schulkamerad (mein „Unterer"), der Lieutenant Geest hier in Pflege der Diakonissen vom rothen Kreuz ist: ich gehe zuweilen hin. Sehr norddeutsche Atmosphäre: Frau von Münchow, Frl. von Diethfurth u. s. w. Meine Tischnachbarin ist auch diesen Winter wieder die Baronin Pläncknér, eine geb. Seckendorf: und als solche mit allen Seckendorfs am Hofe und in der Armee im allernächsten Verkehr (z. B. mit dem Grafen Seckendorf, der, wie bekannt bei der neuen Kaiserin die „rechte Hand" ist). Auch ist sie mit dem Geheimrath von Bergmann nahe befreundet und selbst in seiner Kur: so daß ich über die Dinge in San Remo sehr gut unterrichtet war. Ich habe sogar Blätter, die der Kronprinz ein paar Tage vor seiner Abreise geschrieben hat, in den Händen gehabt. — — —

So viel, meine liebe gute Mutter! Es umarmt Dich in Dankbarkeit
Dein altes Geschöpf.

An die Schwester in Paraguay

Meine geliebte Schwester, Nizza, 31. März 1888.

Diesmal muß ich meinem armen Lama einen recht freundlichen und lieblichen Brief schreiben, nachdem ich es das letzte, eigentlich vorletzte Mal, so arg erschreckt habe; aber es sieht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin beinahe die Beute der düstersten Entschließungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur Einem guten Erlebniß um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, Dank der beinahe Alles, was von Außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Unthier heranwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich [.....]. Aber ich will nicht in dieser Tonart fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Thier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Thaten hinterher zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung? —

Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehens ziemlich aufrecht er-

halten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele. —

Ich fürchte mich geradezu vor dem Frühling, der ist immer meine schwache Zeit. Andrerseits weiß ich keine Stelle mehr, wo ich Menschen hätte, die mir jetzt nütze wären. Rede mir nicht von „Freunden"! Sie werden alle sammt, ohne Ausnahme, von Jahr zu Jahr immer mehr zu einem Gänsefuß-Begriff. Oder darf ich Seydlitz, Gersdorff und Köselitz ausnehmen?

[— — — — —]

Ich möchte Dich um einen kleinen Dienst bitten. Schreib ein paar Worte an meinen Leipziger höchst abgeschmackten Verleger, mit dem ich beinahe am Ende bin, Herrn E. W. Fritzsch (Leipzig, Königsstraße 6). Sage ungefähr, daß ich Dir beunruhigt geschrieben habe, daß ich nichts von den Verlags-angelegenheiten hörte. Sodann gieb ihm Auskunft, wie er Dir die neuauf-gelegten Werke schicken soll; schreib ihm Alles ganz genau und deutlich, er scheint sehr ungeschickt zu sein. Wenn Dir so viel an den Vorreden liegt, könntest Du Dich auch an Euren erfahrenen Buchhändler wenden, wenigstens gehen sie dann nicht verloren, wie bei Fritzsch. Ich will Dir ja gewiß nicht meine Bücher verbieten, ich möchte Dir nur nicht das Herz damit schwer machen, da meine Schriften so feindlich gegen das Christenthum sind und besagtes Christenthum sehr vortheilhaft zur Begründung von Colonien scheint. Siehe Nordamerika und die Puritaner! Aber vielleicht ist meine Vorsicht übertrieben?

Die zweite Hälfte Deines Briefes hat mich sehr überrascht: Du sagst das Beste, was mir bisher über meine „neuen Ideen" gesagt worden ist, und Du schreibst es in Deiner eigenen Weise, als etwas von Dir Erlebtes, nicht als etwas dem Studium meiner Bücher Nachempfundenes. Wie stark fühle ich bei Allem, was Du sagst und thust, daß wir derselben Rasse angehören: Du verstehst mehr von mir als die andern, weil Du dieselbe Herkunft im Leibe hast. Das paßt sehr gut zu meiner „Philosophie".

Du darfst aber nicht über meine Briefe weinen mein altes gutes Lama. Du weißt doch wie schnell meine Stimmungen wechseln. Ich dachte schon, daß Dich mein Decemberbrief, mitten aus dem Winter meines Mißvergnügens, betrüben würde — dafür habe ich Dir auch vor einigen Wochen desto heiterer geschrieben, heiterer auch als heute. Denke mein liebes Lama in Liebe an

Deinen Bruder.

Laß den Brief an Fritzsch, oder erwähne nur Deine Wünsche. Unsere Mutter hat schon vor einigen Wochen an ihn geschrieben, es hat sich aber nichts gebessert.

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Nizza, d. 31. März 1888.

Eben, meine liebe Mutter, ist Dein so herzlicher Brief eingetroffen: ich be-

antworte ihn sofort, weil es der letzte Augenblick ist, noch ein paar Worte zu schreiben und weil ich Dir für die nächsten Monate meine Adresse geben muß. Ich reise Montag Morgen ab, nach Turin dies Mal: ein neuer Versuch, die für mich so bedenkliche und schädliche Zeit des Frühlings auszuhalten. Turin wird von Nizza in einem Tag erreicht: morgens um 6 Uhr fort, Abends um 1/2 7 Ankunft. Turin ist eine große Stadt mit prachtvollem Pflaster und weiten stillen Straßen: da kann ich Stunden lang, geschützt vor der Sonne spazierengehn und in einem kräftigen Clima: denn die Alpen sind nicht weit davon, und die Winde kommen von dort. Auch liegt es etwas hoch. Hoffentlich mißräth der Versuch nicht. Mein Wunsch ist, die Monate April und Mai dort zuzubringen und dann direkt in's Engadin zu gehn. Es ist Alles nicht zu sehr von einander abseits. — Hier hatten wir ein sehr unruhiges Wetter, mitunter unausstehlich schwül, mächtige Gewitter, sehr frühlingsmäßig und den Nerven unzuträglich. Ich mußte meine Spaziergänge aufgeben. Auch der Wind weht jetzt am Tage ganz unangenehm gewaltsam. —

Das Hotel ist immer noch voll; die Wintersaison zieht sich dies Mal sehr in die Länge. Daß ich „lebe wie ein Graf", wie Du schreibst, hat mich lachen gemacht: oh, es steht nicht gerade so mit mir, daß ich zu beneiden wäre. —

Anbei in der Form, die Du vorschlägst, das Quittungsbüchlein.

Von Herzen Dich umarmend Dein altes Geschöpf.

Ich schreibe eben auch an's Lama. Dies Mal bekommt es den letzten Brief aus Nizza, wie ich ihr den ersten diesen Winter geschrieben habe. —

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Postkarte Poststempel: Torino, 11. 4. 88.

Heute nur die Nachricht, meine liebe Mutter, daß ich wenn auch nicht glücklich, so doch mit Haut und Haar in Turin eingetroffen bin. Die Reise war böse; ich lag unterwegs zwei Tage krank. Turin selbst gefällt mir ausnehmend; mein Lebensmuth ist wieder im Wachsen. —

Herrn Gast hast Du sehr glücklich durch einen Brief gemacht; er hat mir mit wahrer Rührung darüber geschrieben. —

Eine Nachricht, die Dich vielleicht erbauen wird. An der Universität Kopenhagen hält der geistreichste dänische Gelehrte, Dr. Brandes einen Cyklus öffentlicher Vorlesungen über Dein altes Geschöpf. Unter dem Titel „der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche."

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Turin, zweite Hälfte April. Freitag.

Endlich bekommt auch meine alte Mutter wieder einen Brief von ihrem Sohn, der in Turin sitzt und die Ohren in die Arbeit versteckt hat. Das ist, wie Du finden wirst, ein gutes Zeichen: denn bisher war an all den

Orten, wo ich meine Frühlinge zubrachte, an Arbeit nicht zu denken. Der Geist widerwillig, das Fleisch schwach; der Magen ohne Kraft. Hier giebt es eine herrliche trockne Luft, die ich noch nicht in einer Stadt gefunden habe. Sehr anregend, sehr Appetit machend; es gab Tage, wo ich wie im Engadin zu fein glaubte. Die Nähe des Hochgebirges ist dabei der entscheidende Faktor: auf drei Seiten von Turin hat man die Schneealpen vor sich. Hübsch in der Ferne, natürlich: aber doch so, daß man mitten in der Stadt direkt in die Hochgebirgs-Welt hineinschaut: wie als ob die Straßen darin endeten. — —

Turin ist eine prachtvolle und vornehme Stadt, mit schönen Plätzen und Palästen überhäuft. Groß außerdem: 270000 Einwohner. Sitz mehrerer Fürsten, auch des obersten Generalstabs, sehr militärisch: sodann Universität; 12 Theater, darunter ausgezeichnete. Die Buchhandlungen für drei Sprachen (italiänisch, deutsch und französisch) gleich gut assortirt. —

Eigentlich ist es die einzige Stadt, in der ich gern lebe. Ihr Stolz sind die herrlichen hochräumigen Portici, Säulen- und Hallengänge, die alle Hauptstraßen entlang laufen, so großartig wie man im ganzen Europa keinen Begriff hat, überdies weithin die Stadt durchziehend, in einer Gesamtausdehnung von 10020 Meter (d. h. zwei Stunden gut zu marschiren). Damit ist man gegen jedes Wetter geschützt: und eine Sauberkeit, eine Schönheit von Stein und Marmor, daß man wie in einem Salon zu sein glaubt.

Seltsam! Dabei lebe ich billiger hier als in Nizza und Engadin; billiger auch als in Leipzig. Ich wohne an der feierlichen piazza Carlo Alberto, gegenüber dem grandiosen palazzo Carignano und zahle für mein hübsches Zimmer (mit Bedienung) 25 frs (= 20 Mk.) den Monat (Centrum der Stadt, geschätzteste Lage, schöner palazzo). Für eine sehr schmackhafte Mahlzeit zahle ich, Alles, selbst Trinkgeld eingerechnet, nach Eurem Gelde eine Mark (— und es schmeckt mir zehn Mal besser als in Leipzig, wo ich Widerwillen vor der Küche habe). Der Café in den ersten Café's (großartig und glänzend, wie man keine Vorstellung bei Euch hat) 16 Pfennige, das Eis 24 Pfennige: aber Alles viel besser als man es in Deutschland versteht. Das Wasser ist ausgezeichnet, Gebirgswasser: das Brod insgleichen. Man ißt zu allen Sachen ganz dünne Brodröstchen, grissini genannt, die sich knuppern lassen und überdies dem Magen sehr zuträglich sind. Ich vergaß die Chokolade Turin's zu rühmen, die berühmteste Europa's. —

Die Straßen sind nicht übermäßig belebt: man hat seine Ruhe darin. Ich bin nirgendswo mit so viel Vergnügen spazieren gegangen als in diesen vornehmen unbeschreiblich würdigen Straßen, in denen viele alte Paläste sind. Große Raumverschwendung überall: nichts Gedrücktes. Ein mächtiger Fluß giebt der Stadt an der Einen Seite ihr Ende. Höchst malerische Ufer. Überall alte große reiche Baum-Alleen, wie sie einer alten Königs-Residenz würdig sind. —

Freund Gast hat eine sehr glückliche Bekanntschaft und Gönnerschaft gefunden; es ist möglich, daß er zum Herbst nach Berlin zum Besuch einer vornehmen Familie kommt, die Alles thun wird, um bei Hofe und sonst seine Werke in Aufnahme zu bringen.

Daß Du für mich nähst und flickst, höre ich mit Vergnügen. Ich bin wieder recht herunter, die Kleider erbärmlich. Unwürdig dieser schönen Stadt, wo man etwas auf sich hält! Dein altes Geschöpf F.

[Am Rande:] Schönsten Dank für Deinen lieben Brief!

An die Schwester in Paraguay

Mein liebes liebes Lama, Turin d. 3. Mai 1888.

Unsere gute Mutter schreibt mir einen besorgten Brief, daß ihre und meine Ansichten über den Antisemitismus zu den Ohren Deines Herrn Gemahls kommen und Dich dadurch betrüben könnten. Einer meiner Briefe zu ihrem Geburtstag geschrieben, bei schlechtem düstern Wetter und noch düsterer Laune, scheint in die Hände Deiner verehrungswürdigen Schwiegermutter gerathen zu sein — durch irgendeine, von unserer Mutter jedenfalls nicht gewollten Verwechselung. Aber nicht wahr mein liebes Lama ich habe Dir doch viel hübsche Briefe geschrieben? Und wir haben uns doch lieb — sehr lieb wenn wir auch einander wehe gethan haben: Du mir durch Deine antisemitische Heirath und ich Dir durch mancherlei ungerechte und unbillige Vorwürfe über diese Heirath? — Der Anti-Antisemitismus unserer lieben Mutter ist sehr harmlos; er hat nur den einen Grund, daß dessentwegen unser „einziges Lamm" oder Lama etwas übereilt übers Meer geschleppt worden ist, denn jetzt gäbe es für Förster vielleicht keinen rechten Grund mehr Deutschland zu verlassen. Trotzdem mag es so besser sein, daß er auf eine ganz bestimmte positive Arbeit angewiesen ist und nicht auf's Streiten und Negieren.

Und hiermit berühre ich nochmals meine Stellung zum Antisemitismus oder zu den Antisemiten, für welche ich, da es unter ihnen so achtbare, tüchtige, willensstarke Charactere giebt, manches Günstige geltend machen kann. Das hindert aber nicht, nein das bedingt vielmehr sogar, daß ich dem Antisemitismus, der soviel tüchtige Kraft vergeudet und vergiftet, den Krieg mache. — Aber bemerke wohl: wo ich geringschätze, mache ich keinen Krieg!

Hier komme ich zu meiner augenblicklichen Beschäftigung, einer kleinen Schrift, die sich zu einem Pamphlet über Musik entwickelt und gegen Wagner wendet. Auch hier mache ich Krieg und zwar wie es sich von selbst versteht, den leidenschaftlichsten Krieg, da ich nichts in der Welt so wie Wagner und seine Musik geliebt und bewundert habe und mit Tribschen die erquicklichsten und erhabensten Erinnerungen verbinde. (Weißt Du noch? . . den Mondscheinabend im Borkenhäuschen?) Jetzt aber hat die Wagnerei ihre Zeit gehabt, sie wirkt verderblich. Das sollte sich ihre Gefolgschaft sagen.

Sie sagt es sich aber nicht! Im Gegentheil, sie wird immer fanatischer, verworrener, christlicher und verdüsterter — wie das gesamte Europa. Die Wagnerei ist nur ein Einzelfall. — Wie hat sich Alles gegen die Jahre 1869—72 verändert! Damals war ich Wagnerianer wegen des guten Stücks Antichrist, das Wagner mit seiner Kunst und Art vertrat. Ich bin der Enttäuschteste aller Wagnerianer, denn in dem Augenblick, wo es anständiger als je war Heide zu sein, wurde Wagner Christ. Wir Deutschen, gesetzt, daß wir es je mit ernsten Dingen ernst genommen haben, sind allesamt Spötter und Atheisten! Wagner war es auch! —

Frau Wagner nennt man jetzt die „Markgräfin von Bayreuth" — ein hübscher Scherz, doch habe ich allerhand wehmüthige Hintergedanken dabei. Wie hat man seit Tribschen den armen Wagner zu gleicher Zeit verweltlicht und verchristlicht. Ja, ja die Frauen!

Inzwischen ist eine flüchtige Kunde von einem „wahrhaft fürstlichen Einzug" in Eure Kolonie zu mir gedrungen. Ich warte jeden Tag auf mehr, d. h. ausführlichere Nachricht. Auch habe ich Ursache mich ein wenig stolz zu gebärden. Was hast Du dazu gesagt, daß Brandes Vorlesungen an der Universität Kopenhagen „om den tyske filosof Friedrich Nietzsche" hält? Sie nehmen einen glänzenden Verlauf. Der Saal zum Bersten voll. Mehr als 300 Zuhörer. Die großen Zeitungen geben Berichte. Wenn ich mich nur mehr darüber freuen könnte! Aber ich denke mit Bitterkeit an meine Freunde in Deutschland und Basel, die mich seit sechzehn Jahren im Stich gelassen haben, nicht nur in meiner Philosophie, sondern in meiner Ehre. Keiner vertheidigt mich mehr.

Aber denken wir an angenehmere Dinge! — Du kannst Dir kaum vorstellen wie ich mich über Eure guten Nachrichten freue! Und nicht wahr mein altes Lama?

Nein, es wird so leicht kein Grund
Unsre Seelen trennen?

Es umarmt Dich Dein Bruder.

An die Mutter in Naumburg a. d. S.

Meine liebe Mutter, Turin, den 27. Mai 1888.

Du hast mir wirklich eine außerordentliche Freude mit der Abschrift des Lama-Briefs* gemacht: ich habe ihn mindestens sechs Mal gelesen und mich jedes Mal von Neuem daran erbaut. Nachdem es so weit ist, darf man eigentlich Vertrauen haben: selbst ich fange an, der Sache zu vertrauen. . .

Ich war ein Paar Tage nicht wohl, sonst hättest Du schon eher ein Wort des

* Dieser Brief enthielt die Beschreibung von unsrer Übersiedlung in die von meinem Mann begründete Kolonie Neu-Germania in Paraguay und dem glänzenden Empfang, den uns die Kolonisten bereiteten.

Dankes bekommen. Meine Zeit hierselbst geht nun auch zu Ende. Ich habe noch eine Woche vor mir: am 5ten Juni will ich abreisen, am 6ten, wenn meine Gesundheit mir keinen Streich spielt, in Sils-Maria eintreffen. Man bekommt jetzt direkte Billets von Turin bis Chiavenna: das ist eine große Erleichterung für Dein altes Geschöpf.

Nun möchte ich dies Jahr gleich von Anfang an da oben vernünftig sein und nicht erst wieder alle möglichen thörichten Versuche machen. Damit will ich sagen, daß ich Dich bitte, meine liebe Mutter, mir von jenem delikaten Schinken, der das letzte Jahr so sehr den Beifall Deines Sohnes hatte, umgehend ein gutes Quantum zuzusenden. (Wie nennt ihr ihn? Lachsschinken? Weißt Du, ganz zart und ohne Fett.)

Ich will allernächstens ein Paar Worte an Herrn Kürbitz richten, damit er Dir in meinem Namen etwas Geld zu Gebote stellt, für diese und andre Bedürfnisse. Zum Beispiel auch zur Bezahlung der Photographien. —

Mit den Kleidern scheine ich wirklich wohlgefahren zu sein. Es ist ein eleganter Anzug, der vorzüglich sitzt. Ich habe mir vorgenommen, etwas wieder auf mich zu halten und der Nachlässigkeit im Aeußern ein Ziel zu setzen. Das scheint mir auch ein Zeichen eines gewissen Fortschrittes in der Besserung meiner Gesundheit? So lange man caput ist, macht man sich nichts draus, ob man auch so aussieht . . .

Die Vorträge meines Kopenhagner Verehrers sind glänzend zu Ende gekommen, mit einer großen Ovation, die er in meinem Namen angenommen. Er schreibt mir, daß „mein Name jetzt in allen intelligenten Kreisen Kopenhagens populär und in ganz Skandinavien bekannt sei". (So weit habe ich's im Vaterlande freilich noch nicht gebracht!)

Gestern machte mir der hiesige Philosoph, Professor Pasquale D'Ercole einen sehr artigen Besuch. Derselbe, jetzt Dekan der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, hatte in der Buchhandlung Löscher von meinem Hiersein gehört.

Eine amerikanische Zeitschrift in New-York hat mir ein Essai über meine Schriften in Aussicht gestellt.

Eben traf ein drei Bogen langer äußerst interessanter Brief des Dr. Fuchs ein. —

Daß Du die Briefe des Herrn B. abschreiben willst, ist vielleicht zu viel Ehre. Wollen wir's nicht machen, wie bisher und einfach still sein? — Oder sind sie hübsch? — Mich quälen sonst solche Naturen, denen ich absolut nicht zu helfen weiß —

Es grüßt und umarmt Dich Dein alter Philosoph.

Nächste Adresse: Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz.

Ariadne in Mantua/ Fünf romantische Szenen von Vernon Lee

Vorwort

Um anderen das Vergnügen zu verschaffen, ein kleines Meisterwerk zu lesen oder wiederzulesen, erwähne ich die Wahrscheinlichkeit, die Katastrophe in meiner „Ariadne" sei durch des verstorbenen Mr. Shorthouses „Little Schoolmaster Mark" angeregt worden. Aber ich muß die Verzeihung meiner lieben alten Freundin, Madame Emilie Duclaux (Mary Robinson) anrufen, wegen unverantwortlicher Benutzung eines der Gedichte aus ihrem „Italian Garden".

Leser meines eigenen kleinen Bandes „Genius Loci" mögen außerdem erkennen, daß ich auch des Plagiates mir selbst gegenüber schuldig gewesen bin. Während einiger Jahre, nachdem ich jene Seiten geschrieben hatte, spukte das Bild des Schlosses von Mantua und des Sees, in den hinein es sich taucht, in meiner Phantasie mit jenem eigentümlichen Beharren, wie von halb entglittener Erinnerung an einen Namen oder ein Datum, die uns sagt, wir wüßten (wenn wir uns nur erinnern könnten!) was an einem Orte geschah. Ich ließ die Sache ruhen. Doch eines Tages in mein Inneres hineinhorchend fand ich, daß ein gewisses Lied aus dem frühen siebzehnten Jahrhundert — (nicht Monteverdes „Lamento d' Arianna" sondern eine Weise „Amarilli" von Caccini, nebeneinander gedruckt in Parisottis Sammlung) — in jenes Schloß von Mantua hineingeraten und auf irgendeine nicht leicht zu erklärende Weise die musikalische Gestalt dessen war, was dort geschehen sein mußte. Und dieses, zurückübersetzt in menschliche Persönlichkeiten, war die Geschichte, die ich in dem folgenden kleinen Drama dargestellt habe.

So viel über den Ursprung von „Ariadne in Mantua", falls irgendein Freund danach wißbegierig sein sollte. Was mir interessanter erscheint, ist das Gefühl, das in mir wach wurde, während ich dieses Stück und seine französische Übersetzung wieder und wieder überarbeitete: daß diese Persönlichkeiten eine größere Bedeutung besäßen als nur diejenige ihres Lebens und ihrer Erlebnisse, eine Bedeutung, wenn ich so sagen darf, ein wenig sub specie aeternitatis. Denn neben den wirklichen Gestalten erschienen mir unbestimmte Schatten, gleichsam von ihnen auf die weiten Flächen des Lebens geworfen und weit über jene kleinen Puppen hinaus vergrößert, die ich tanzen ließ. Und mir ist, als fühlte ich hier den ewigen, notwendigen Kampf zwischen bloßem Impuls, heftig und nicht überlegend, aber seinem Ziel unbedingt treu; und all den mäßigenden, den abwägenden und zurückhaltenden Einflüssen der Zivilisation mit ihrem Idealismus, ihrem Schwanken aber ihrem schließlichen Triumph über die bloße Naturkraft. Diese hochgeborenen Leute von Mantua, privilegierte Wesen, die wenig wünschen, weil sie viel haben und daher imstande, sich in vollkommen harmonischer Betätigung auszuleben, müssen notwendigerweise die

Oberhand gewinnen über das arme gassengeborene Geschöpf, ohne welches doch schließlich einer von ihnen tot sein würde, und die anderen keine Aussichten im Leben gehabt hätten. Der arme Diego handelt großmütig, als er in die Enge getrieben ist; aber er (oder sie) hat nicht das Zartgefühl, nicht die Würde, in leere Luft zu zerfließen mit einem lyrisch-metastasischen „piangendo parti" und sie ihrem ungestörten Gewissen zu überlassen. Er muß sich durchaus bemerkbar machen, heftig an ihren Herzenssträngen reißen, ihnen einen tödlichen Stich zum Abschied geben, sie endloser Reue überliefern; kurz gesagt, diese öffentliche und theatralische Tat des Selbstmordes begehen und die mörderischen Wasser wohlerzogenen Hochzeitsgästen in die Augen spritzen.

Sicherlich würde weder der Herzog, noch die Herzogin-Mutter, noch Hippolyta dies getan haben. Aber auf der anderen Seite konnten sie ruhig, kalt, freundlich die Selbstaufopferung annehmen, die in diesem Selbstmorde gipfelte: gut erzogene Leute, treu ihren Ansichten, und Andere, mögen die noch so abgeneigt sein, zur Übereinstimmung mit sich zwingend. Natürlich würde ohne sie die Welt eine Räuberhöhle sein, eine Wildnis für Wölfe; denn sie sind — wenn ich sie bei ihrem weniger persönlichen Namen nennen darf — Tradition, Disziplin, Zivilisation. Auf der anderen Hand würde es, gäbe es keine Diegos, mit der Welt in zwanzig Jahren zu Ende sein; da das bloße Gefühl der Pflicht und der Schicklichkeit nicht einmal zum Herbeischaffen und Kochen von Lebensmitteln genügt, gar nicht zu reden vom Zeugen und Säugen von Kindern. Die Nachkommen von Ferdinand und Hippolyta würden, wenn sie nicht mit irgendeinem Bastard aus Diegos Familie eine Wechselheirat eingingen, zusammenschrumpfen und aussterben — wer weiß, die Triebe, welche ihnen fehlten, durch alberne neugebackene Übel ersetzen.

Dieses sind die miteinander streitenden Kräfte in der Geschichte und im Leben: Impuls und Disziplin, das Schaffende, das Erhaltende. Liebe, wie diejenige Diegos, blind, selbstsüchtig, großmütig; und Selbstentäußerung, edel, ein wenig blutlos und grausam wie die des Herzogs von Mantua.

Und es scheint mir, daß die Konflikte, die ich auf meiner unwahrscheinlichen kleinen Bühne vorführe, nur die unbedeutenden Wirklichkeiten sind, die als Schatten jene großen Abstraktionen werfen, welche wir durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch und überall in des Menschen eigenem Herzen suchen.

Maiano, bei Florenz — Vernon Lee

Personen des Spiels: Ferdinand, Herzog von Mantua; der Kardinal, sein Oheim; die Herzogin-Mutter; Hippolyta, Fürstin von Mirandola; Magdalene, als Diego; die Markgräfin von Guastalla; der Bischof von Cremona; die Gemahlin des Dogen; der venezianische Gesandte; der Dichter des Herzogs von Ferrara; der Hofnarr des Vizekönigs von Neapel; ein Tenor als

Bachus; der Kaplan des Kardinals, stumme Person; der griechische Lehrer der Fürstin, stumme Person.

Sänger als Bacchantinnen und Satyrn; Höflinge, Pagen, Hochzeitsgäste und Musikanten.

Die Handlung begibt sich im Schlosse von Mantua im Verlauf eines Jahres, während der Regierung Prosperos I. von Mailand und kurz vor dem Venezianischen Kriegszuge nach Cypern unter Othello.

Erste Szene

(Das Arbeitszimmer des Kardinals im Schlosse zu Mantua. Der Kardinal sitzt an einem mit einer persischen Stickerei — blaßrot mit blauem Muster — bedeckten Tisch, worauf ein aufgeschlagener Band Machiavelli, und darin ein Manuskript des Catull. Daneben eine Klingel und ein Vergrößerungsglas. Unter seinen Füßen ein rotes Kissen mit langen Quasten und ein orientalischer Teppich in lavendel und rot. Der Kardinal ist in Scharlach gekleidet, einen karmoisinroten pelzgefütterten Kragen auf den Schultern. Er ist ein alter, aber schöner und majestätischer Mann, sein Gesicht tief gefurcht, wie die Büste Senegas zwischen den Büchern ihm gegenüber.

Durch das offene Renaissance-Fenster, mit geschnitzten Kandelabern und Vögeln auf der Einfassung, erblickt man den See, blaßblau, leicht gekräuselt, mit einer hellroten Backstein-Brücke und Brückenturm an seiner engsten Stelle. Diego (in Wirklichkeit Magdalena), ist soeben zur Audienz bei dem Kardinal vorgelassen worden, und bleibt, nachdem er ihm den Ring geküßt hat, vor ihm stehen, seine Befehle erwartend.

Diego ist phantastisch als Jüngling gekleidet in einem rotbraunen und lila Überkleid, nach maurischer Art über die Knie reichend, wie wir es auf den Fresken Pinturicchios sehen, mit silbernen Knöpfen auf den Nähten und gefälteltem Linnen am Halse und in dem aufgeknöpften Bausch der Ärmel. Sein Haar dunkel, aber rötlich wo das Licht es trifft, ist über der Stirn abgeschnitten und fällt auf die Schultern. Er erscheint nicht sehr groß in seiner Knabentracht und sehr schlank gebaut. Er ist bleich, fast fahl, das Gesicht störrisch und finster, mehr ausdrucksvoll als schön, bis auf die vollendete Stirnbildung und den blumenhaften Mund. Er steht in förmlicher Haltung vor dem Kardinal, eine Hand spielt nervös am Dolch, während die andere einen großen Reisehut hält, mit aufgeschlagener Krempe und langer hängender Feder.

Der Kardinal hebt die Augen, neigt leicht das Haupt, schließt Buch und Manuskript legt beide bedächtig beiseite. Er prüft währenddessen Diegos Erscheinung.)

Kardinal: Wir freuen uns, Euch in Mantua zu sehen, Messer Diego. Und nach dem, was unser würdiger, venetianischer Freund uns in dem Briefe berichtet, den er Euch zu unseren Händen gab, werden wir ohne jeden Zweifel vollkommen befriedigt sein von Eurem Gesange, der ebenso wohllautend wie

kunstvoll sein soll. Wir bitten dich, Bruder Matthias (zu seinem Kaplan gewandt), gib Befehle, mein Virginal herbeizubringen — jenes, auf dessen Deckel Giulio Romano das Urteil des Paris gemalt hat; sein Ton paßt vortrefflich zu der menschlichen Stimme. Und, Bruder Matthias, eile zu des Herzogs eigenem Lautenspieler und heiße ihn sogleich kommen. Nein, gehe selbst, guter Bruder, und suche, bis du ihn gefunden hast. Wir sind begierig, uns über die Kunst dieses guten Jünglings ein Urteil zu bilden.

(Der Kaplan verbeugt sich und geht. Diego bleibt allein mit dem Kardinal. Dieser blättert einen Augenblick in einem Briefe und liest, dann, das Vergrößerungsglas benutzend, laut vor.)

Kardinal: Ah, hier ist der Satz: „Diego, ein Spanier, von maurischer Abkunft und ein sehr erfahrener Sänger und Orgelspieler, den ich der Gunst Eurer Eminenz empfehle, als vollkommen geeignet für solche Dienste, wie sie Euer ehrwürdiges Schreiben erwähnt — —" Sehr gut, sehr gut.

(Der Kardinal faltet den Brief zusammen, winkt Diego näher zu treten, spricht dann mit plötzlich bis zur Schroffheit verändertem, aber nicht fragendem Tone.)

Messer Diego, Ihr seid ein Weib — —

(Diego fährt zusammen, errötet und stößt ein heiseres „Gnädigster Herr — —" hervor. Aber der Kardinal macht eine abwehrende Bewegung und fährt in seinem Satz fort.)

und, wie mir mein verehrter venetianischer Korrespondent versichert, eine Kurtisane von viel Erfahrung und mehr als gewöhnlicher Weltklugheit. Ich hoffe dies günstige Urteil möge gerechtfertigt sein. Die Lage ist heikel, und das Werk, für das Ihr ausgewählt wurdet, ist ebenso gefährlich wie schwierig. Hat man Euch einige Kenntnis von dem Fall gegeben?

(Diego hat unterdessen seine Ruhe wiedererlangt und antwortet mit ehrerbietiger Zurückhaltung.)

Diego: Ich habe keine Fragen gestellt, Eminenz, aber der Senator Grantiano geruhte mir zu sagen, daß es meine Aufgabe in Mantua sein würde, mit meiner Musik Euren edlen Neffen, Herzog Ferdinand, zu beruhigen und zu erheitern, der, wie das Gerücht geht, seit seiner Rückkehr aus der langjährigen Gefangenschaft bei den Ungläubigen einem gewissen Trübsinn, einer gewissen Schwermut zur Beute gefallen ist. Überdies — so waren des Senators Gratiano Worte — daß, wenn das Geschick sich meiner Musik günstig erweisen würde, ich Eingang zu Seiner Hoheit Vertrauen gewinnen und es so Eurer Eminenz ermöglichen könnte, seine seltsame Krankheit zu verstehen und einzudämmen.

Kardinal: Ganz recht. Ihr sprecht verständig, Diego, und Eure Art läßt auf mehr gesunde Vernunft hoffen, als bei Eurem Geschlecht und Eurem Gewerbe gewöhnlich ist. Aber diese Sache ist von größerer Schwierigkeit als euresgleichen sich vorstellen kann. Daß Ihr ein Weib, wird von Nutzen sein,

wenn unser Plan sich als ausführbar erweist. Beim Beginn kann es uns unwiederbringlich scheitern lassen. Trotz all seiner düstern Apathie neigt mein Neffe lebhaft zum Argwohn und ist außerordentlich scharfsichtig. Es wird ihm die größte Freude machen, uns zu verhöhnen, wenn der Gedanke sein Hirn durchkreuzen sollte, wir versuchten ihn mit einer groben und törichten Kriegslist. Und es trifft sich, daß sein seltsamer Trübsinn sich sonderlich zeigt durch Abscheu gegen das ganze weibliche Geschlecht. Seit Monaten hat er die Besuche seiner ehrwürdigen Mutter zurückgewiesen. Und beim bloßen Namen seiner jungen Base und verlobten Braut, der Fürstin Hippolyta, hat er Anfälle sinnloser Wut. Dennoch ist Herzog Ferdinand im Besitz aller seiner geistigen Fähigkeiten. Er weiß, daß er der letzte unseres Hauses ist, und es muß ihm klar sein, daß, wenn er ohne Erben stirbt, dieses ruhmreiche Herzogtum der Kampfplatz raubgieriger fremder Prätendenten werden würde. Er leugnet nichts von diesem allen, betrachtet aber dennoch die Ehe mit unziemlichem Abscheu.

Diego: Steht es so? — Und — ist irgend ein Grund vorhanden, warum die Schwermut Seiner Hoheit diese Form angenommen hat? Ich erbitte die Verzeihung, Eurer Eminenz, wenn in dieser Frage irgendeine Unziemlichkeit liegen sollte, aber ich fühle, daß es gut sein könnte, wenn ich mehr über diesen Punkt wüßte. Hat Herzog Ferdinand irgendwelches Unrecht durch die Hand einer Frau erlitten? Oder ist eine Leidenschaft im Spiele, eine hoffnungslose, seinem Rang vielleicht nicht angemessene?

Kardinal: Eure Einbildungskraft, gute Frau Magdalene, ergeht sich mit zu viel Leichtigkeit auf dem Eurem Geschlechte vertrauten Pfaden; und solch neugieriges Befragen schmeckt zu sehr nach der Kurtisane. Und hüte dich, mein Bursche, dergleichen Gegenstände beim Herzog zu berühren, Weiber und Liebe und solches mehr! Denn ich fürchte, daß, während du versuchst des Herzogs Geheimnis zu entlocken, möchten deine Augen, deine veränderte Stimme, dein Eigenes verraten.

Diego: Mich verraten? Mein Geheimnis? Was meint Eure Gnaden? Es mißlingt mir den Sinn zu fassen.

Kardinal: Habt Ihr so bald vergessen, daß der Herzog nicht argwöhnen darf, Ihr wäret ein Weib? Denn wenn ein Weib allmählich seine Erstarrung zu lösen und ihn unter die Gewalt von Vernunft und Pflicht zu bringen vermöchte, so kann dieses nur dadurch geschehen, daß sie ihm vertraut und notwendig wird, ohne seine launische Tugend zu beunruhigen.

Diego: Ich erbitte die Nachsicht Eurer Eminenz, für diese eine Frage, die ich — als ein Musiker — wiederhole, weil sie meine Behandlung Seiner Hoheit beeinflussen könnte. Hat der Herzog je geliebt?

Kardinal: Zu wenig oder zu viel — — — Welches von beiden wird Eure Sache sein, herauszufinden. Mein Neffe war immer seit seiner Knabenzeit ein froher und unfroher Jüngling; und solche neigen dazu, einmal zu

lieben und, wie die Dichter sagen, aus Liebe zu sterben. Sei dies wie es wolle, bleibt Ihr in Eurer Rolle als Sänger. Und selbst, wenn Ihr argwohnt, daß er Euch beargwohnt, laßt ihn Euren Verdacht nicht sehen, noch weniger, ihm den seinigen gerechtfertigt erscheinen. Seid nichts weiter als ein Sänger, ein geschlechtloses Geschöpf, das Leidenschaften gesehen, aber nie gefühlt — dennoch imstande, sie durch das Wunder der Kunst in anderen zu erwecken und zu besänftigen. Geht vorsichtig zu Werke und merkt auf meine Worte: Es ist, so bemerke ich, sogar in Eurer Sprechstimme eine gewisse Eigenschaft, welche, wie die Leute es nennen, die Herzen schmilzt; ein Weniges von Heiserkeit, ein Etwas von Gebrochensein, das sie als bloßen Klang entstellt, aber ihr mehr Gewalt gibt als die des Klanges. Wendet diese Eigenschaft an, wenn der richtige Augenblick kommt, doch zumeist haltet sie zurück. Ihr habt verstanden?

Diego: Ich glaube, ja, Eminenz.

Kardinal: Dann nur ein weiteres Wort noch. Frauen, und besonders solche Frauen, wie Ihr, sind oft schlecht beraten und von törichtem Ehrgeiz. Laßt nicht den Erfolg, solltet Ihr solchen in Eurem Unternehmen haben, dieses oder Euch selbst gefährden. Eure Sicherheit liegt darin, mein Werkzeug zu sein. Meine Späher sind überall; aber ich erfordere keine, es ist, als kennte ich die Torheit, die arme Sterbliche denken und fühlen. Und seht! Dieses Schloß ist auf drei Seiten von Seen umgeben, ein seltsamer und schöner Umstand, der bei Gelegenheit gute Dienste getan hat. Eben zunächst diesem Pavillon sind jene blauen Wasser weniger seicht als sie scheinen.

Diego: Ich hatte es bemerkt. Solches Unternehmen wie das meine, erfordert Mut, gnädigster Herr, und Euer Palast, in den See hinausgebaut, wie das Leben — jeden ketzerischen Gedanken beiseite — in den Tod hinausgebaut ist, Euer Palast kann gleicherweise Mut wie Vorsicht einflößen.

Kardinal: Eure Worte, Diego, sind nicht zur Sache gehörig, aber sie mißfallen mir nicht.

(Diego verbeugt sich. Der Kaplan tritt ein mit Pagen, welche eine Handorgel tragen, die sie auf den Tisch stellen, außerdem zwei Musikanten mit Laute und Viola.)

Kardinal: Bruder Matthias, du warst ein kundiger Organist und hast mich oft mit deinen Fugen und Kanons ergötzt. Setze dich an das Instrument und spiele ein Präludium, während dieser gute Jüngling vorbereitend sein Gedächtnis sammelt und seine Stimme, bevor er uns seine Kunst zeigt.

(Der Kaplan, nicht unähnlich dem Mönch in Tizians „Konzert", beginnt zu spielen, während Diego neben ihm an der Orgel steht. Während die kunstreich verwebten Themen mit langen, offenen Kadenzen metallisch dem Instrumente entklingen, beobachtet der Kardinal sehr scharf Diegos Gesicht und versucht, dessen Ausdruck mürrischer Ruhe zu durchdringen. Aber Diego steht, seine Augen auf die durch das Fenster eingerahmte Aussicht geheftet: den

blaßblauen See von der Farbe der Immergrünblüten, unter einem kaum blaueren Himmel, und den Linien am Horizont — aufgetürmte Wolken oder vielleicht die Alpen. Nur als der Kaplan im Begriff steht, das Präludium zu beenden, kommt eine Veränderung über Diegos Gesicht: eine plötzliche Inbrunst und Zärtlichkeit verklärt seine Züge, während die Augen von tiefem Dunkel zur Farbe des Karneol wechseln. Dieses Licht erstirbt ebensoschnell als es kam, und Diego steht wieder sehr selbstbeherrscht und sehr gleichgültig, wie zuvor.)

Diego: Gefällt es Eurer Eminenz, daß ich die Klage der Ariadne auf Naxos singe?

Zweite Szene

(Einige Monate später. Ein anderer Teil des herzoglichen Schlosses von Mantua. Das Kabinett der Herzogin; ein kleines, unregelmäßig gebautes Zimmer, die gewölbte Decke mit Giottesken Mustern in blau und rotbraun bemalt, sehr nachgedunkelt, und zwischen denen nur eine Krönung der Jungfrau erkenubar ist, gleich einer weißen Vision. Borte mit einigen Büchern und Phiolen und Medizinkrügen; eine kleine bewegliche Orgel in einer Ecke, und vor dem Bogenfenster ein Betstuhl und ein großes Kruzifix. Das Kruzifix hebt sich schwarz von der Landschaft ab, von den grauen dunstigen Wassern des Sees, und eingerahmt von den fast blätterlosen Zweigen eines unten wachsenden Weidenbaumes.

Die Herzogin-Mutter ist groß und von aufrechter Haltung, aber fast körperlos in ihrem schwarzen nonnenhaften Gewande. Ihr Gesicht ist so weiß, die Lippen und Augenbrauen sind so farblos, die Augen von einem so matten Blau, daß man es erst für unbedeutend halten und nur nach und nach die Schönheit in den Zügen bemerken könnte. Die Herzogin hat ihre Stickerei bei Diegos (Magdalenes) Eintritt beiseite gelegt und war, ihren Rang vergessend, im Begriff aufzustehen und ihm entgegenzugehen. Aber Diego hat sich förmlich auf ein Knie niedergelassen, in der Erwartung ihre Hand zu küssen.)

Herzogin: Nein, Messer Diego, kniet nicht. Solche Formen sind längst aus meinem Leben entschwunden, noch sind sie, will es mir scheinen, recht passend zwischen Gottes Geschöpfen. Laßt mich Eure Hand fassen und in das Gesicht desjenigen schauen, den der Himmel erwählt hat, ein Wunder zu verrichten. Ihr habt meinen Sohn geheilt.

Diego: Es ist in der Tat ein Wunder des Himmels, gnädigste Frau, und bei dem mein armes Ich gleich nichts gewesen ist. Denn Töne, kunstvoll verschlungen, ziehen wundersame Kräfte aus der Seele desjenigen, der ihre Muster entwirft, und wir, die singen, sind nur wie die Saiten oder die Tasten, die er rührt, oder wie das Rohr, durch das er haucht. Die Kraft ist nicht die unsere, obwohl sie aus uns kommt.

(Diego hat diese Worte gesprochen, wie auswendig gelernt mit gleichgültiger Artigkeit. Die Herzogin scheint zuerst durch seine Art erkältet, antwortet aber dann sehr einfach.)

Herzogin: Ihr sprecht zu gelehrt, guter Messer Diego, und Eure Worte gehen über mein armes Verständnis hinaus. Die Kraft in jedem von uns kommt nur von Gottes Anschlag oder seinem Atem, aber diejenigen, die er als sein Saitenspiel wählt, sind, will es mir scheinen, Engel oder Heilige; und also, was Ihr auch seid, blicke ich auf Euch mit liebevoller Scheu. Ihr lächelt? Ihr seid ein Höfling, während ich, obwohl ich dieses Schloß seit zwanzig Jahren nicht verlassen habe, längst die Worte und Weise der Höfe vergaß. Ich bin nur eine einfältige, törichte alte Frau, die alle Förmlichkeiten verlernt hat, durch viele Jahre voll vieler Art Trauer; und jetzt, lieber Jüngling, mehr als je verlernt hat aus reiner Freude über das, was es Gott gefallen hat, durch Euch zu vollbringen. Denn dank Euch habe ich in meinem Sohn wieder meinen lieben, weisen, zärtlichen Sohn gefunden. Ich möchte Euch gern danken. Hätte ich weltliche Güter, die Ihr nicht in reichem Maße besitzt, oder Ehren zu vergeben, so sollten sie Euer sein. Ihr sollt meine Gebete haben. Denn selbst Ihr, so bevorzugt vom Himmel Ihr auch seid, werdet sie eines Tages brauchen.

Diego: Gebt sie mir jetzt, gnädigste Frau, ich glaube nicht an Gebete, aber ich habe sie nötig.

Herzogin: Die große Freude hat mich herzlos gemacht sowohl als töricht. Ich habe Euch irgendwie verletzt. Verzeiht mir, Messer Diego.

Diego: Wie Ihr sagtet, gnädige Frau, ich bin ein Höfling und weiß, daß es genug ist, wenn wir unseren Fürsten dienen können. Mit unserem eigenen Leid haben wir uns nicht abzugeben, doch haben wir solches, so behalten wir es für uns, — Seine Hoheit erwartet mich um diese Stunde zu dem gewöhnlichen Gesang, der das Glück hat, seinen Geist zu entwölken. Hat Eure Gnaden irgendeine Botschaft an ihn?

Herzogin: Bleibt. Mein Sohn wird ein Weilchen warten. Ich beanspruche Euch, Diego, denn ich habe Euch verletzt. Eure Worte sind furchtbar, aber gerecht. Wir Fürsten werden in dem Gedanken erzogen — ach! Viele von uns sind Fürsten in dieser Beziehung! — daß, wenn wir sagen „ich danke Euch", wir unsere Pflicht getan haben; obwohl gerade unsere Befriedigung, unsere Freude durch den bloßen Vergleich jenen, denen wir danken, ihre Herzensleere, ihre heimliche wunde Stelle zum Bewußtsein bringen mag. Man erlaubt uns nicht die Bürde der anderen zu sehen, und wir beladen sie nur mit unserer eigenen.

Diego: Ist dies nicht Weisheit? Fürsten sollten jene Bürde nicht sehen, die sie nicht versuchen können, nicht versuchen dürfen zu tragen. Und schließlich, Fürsten oder Sklaven, können uns andere je helfen, außer mit ihrer Börse, mit Rat, mit einer handgreiflichen Gunst, oder, sagen wir mit einem

Lied? Unsere Schmerzen brennen, weil es unsere Schmerzen sind, unsere Bürde drückt, weil sie auf unseren Schultern liegt, sie sind ein Teil von uns und können nicht auf andere abgewälzt werden. Aber Gott liebt zweifellos solch gütige Gedanken, wie Ihr sie hegt, auch wenn sie, mit Eurer Gnaden Erlaubnis, nutzlos sind.

Herzogin: Wenn dem so wäre, würde Gott nicht besser sein als ein irdischer Fürst. Doch glaubt mir, Diego, wenn er das liebt, was Ihr Güte nennt — ein bloßes Gefühl von Brüderlichkeit im Leiden — so ist es weil es nützt. Wir können nicht für einen Augenblick des anderen Bürde tragen, wahr und richtig, aber wir können einer dem anderen mehr Kraft geben sie zu tragen.

Diego: Auf welche Weise, wenn es Eurer Gnaden gefällt?

Herzogin: Durch Liebe, Diego.

Diego: Liebe! Aber dieses war, Eure Gnaden verzeihen, sicherlich nie eine Quelle der Kraft?

Herzogin: Die Liebe, von der ich spreche! Und sie darf sicherlich diesen Namen tragen, da es die einzige Art von Liebe ist, die sich niemals in Haß wandeln kann. Liebe für den, der sie braucht, einzig weil sie gebraucht wird — — sagen wir die Liebe einer jeden Frau, die Mutter gewesen ist, für jedes Kind, das mutterlos zurückblieb. Nein, verzeiht meine Dringlichkeit, meine Dankbarkeit gibt mir Rechte auf Euch, Diego. Ihr seid unglücklich, ihr seid noch ein Kind; und mir deucht, daß Ihr keine Mutter habt.

Diego: Man sagt mir, ich hätte eine gehabt, gnädigste Frau. Sie war, mit Verlaub Eurer Gnaden, nur eine Frau von losen Sitten und verkaufte sich an die Ungläubigen für ein Goldstück. Ich kann nicht sagen, daß ich sie je vermißte. Verzeiht mir, gnädige Frau. Obwohl ein Höfling, ist der Stamm, dem ich entspringe, äußerst niedrig. Ich habe kein Verständnis für die Worte edler Frauen und Heiligen gleich Euch. Mein niedriger Sinn findet sie hohl, und meine gute Lebensart ist nur, wie Eure Gnaden unglücklicherweise Gelegenheit hatten zu sehen, ein sehr dünner und schlechter Firniß. Ich danke Eurer Gnaden, und bitte noch einmal um die Erlaubnis, dem Herzog aufzuwarten.

Herzogin: Nein, das ist nicht wahr. Eure Seele ist keineswegs niedrig geboren. Ich schulde Euch alles, und durch meine Unbedachtsamkeit habe ich nichts getan, als Schmerzen in Euch aufrühren. Ich möchte — die Worte mögen anmaßend erscheinen, doch sie haben einen demütigen Sinn — ich möchte Eure Freundin sein und Euch zu einem größeren, besseren Freunde helfen. Ich will für Euch beten, Diego.

Diego: Nein, nein. Ihr seid eine fromme und tugendhafte Frau, und Euer Mitleid und Eure Gebete müssen schicklichen Umgang pflegen.

Herzogin: Der einzige schickliche Umgang für Mitleid und Gebete, für Liebe, mein liebes Kind, ist der Umgang mit denen, die ihrer bedürfen. Bin ich zu kühn?

(Die Herzogin ist aufgestanden und hat fast schüchtern ihre Hand auf Diegos Schultern gelegt. Diego macht sich los, bedeckt sein Gesicht und ruft mit trockener heiserer Stimme:)

Diego: O, das Grausame der Einsamkeit, gnädige Frau! Mit Ausnahme von zwei Jahren, die mir durch den Vergleich dieses Elend zeigten, habe ich immer in Einsamkeit gelebt in dieser einsamen Welt, obwohl, ach! niemals allein. Wäre es doch so geblieben! Aber wie der Wanderer dem Schnee und Winde entflohen, seine Glieder wie erstarrt und erfroren in der Wärme des Herdes fühlt, so — da ich lernte, daß man sprechen kann, verstanden werden, getröstet werden kann, daß man lieben kann und geliebt werden — so wurde mir das Elend der Einsamkeit offenbar. Und dann aufs neue hineingetrieben werden, darin eingeschlossen bleiben für immer! — — O, gnädige Frau, wenn man nicht länger Verständnis und Trost fordern kann, nicht länger sagen „ich leide, hilf mir!" — — weil dieselbe Kreatur, zu der man es sagen möchte, gerade diejenige ist, die einen verwundet und von sich stößt!

Herzogin: Wie kann ein Kind, wie Ihr, schon diese Sachen kennen? Wir Frauen können es in der Tat. Ich war so jung wie Ihr, vor langen Jahren, als auch ich es lernte. Und da ich es gelernt habe, laßt, mein armes Kind, meine Erfahrungen Euch helfen es zu tragen. Ich weiß wie sehr Schweigen wund reibt und müde macht. Wenn Schweigen Euch weh tut, redet. — Nicht, damit ich Euch antworte, aber Euch verstehe und mit Euch trauere. Ich bin alt und einfach und ungelehrt, aber so Gott will, werde ich verstehen.

Diego: Wenn mir etwas helfen könnte, ist es das Gefühl solcher Güte wie die Eure. Ich danke Euch für Eure Gabe, aber ihre Annahme würde Diebstahl sein; denn sie war nicht berechnet für das, was ich wirklich bin. Und obwohl eine lebende Lüge in vielen Dingen, bin ich, sonderbar genug, noch ehrlich. Darum, ich bitte Euch gnädige Frau, lebt wohl.

Herzogin: Glaubt das nicht, Diego. Wo man ihrer bedarf, kann unsere arme, barmherzige Liebe niemals erstohlen werden.

Diego: Versucht mich nicht, gnädige Frau. O Gott, ich will Euer Mitleid nicht, Eure barmherzige Liebe! Was sind mir solche Dinge? Und mein Leid verstehen, das vermag keiner, außer dem einen, der es mir antut. Außerdem nennt Ihr und ich verschiedene Dinge mit demselben Namen. Was Ihr Liebe nennt, bedeutet mir nichts: Unsinn, wie man ihn Kindern lehrt, übersinnliches Gerede für Pfaffen. Was ich meine, das kennt Ihr nicht. (Eine Pause, Diego geht aufgeregt hin und her.) Doch wehe mir! Ihr habt die Macht aufgeweckt, dieses Schweigen zu durchbrechen — — dieses Schweigen, das Verhungern ist, und tödlicher Durst und Ersticken. Und nun geschieht es also, daß, wenn ich zu Euch rede, alles untergehen wird. (Eine Pause.) Aber es ist nichts übrig geblieben, das untergehen könnte. Versteht mich recht, gnädige Frau, mir ist es gleich, wer Ihr seid, ich weiß, daß, habe ich einmal

gesprochen, Ihr meine Feindin werden müßt. Aber ich bin Euch dankbar, Ihr habt mir den Weg zum Reden gezeigt und, gleichgültig zu wem, nun muß ich reden.

Herzogin: Ihr sollt zu Gott reden, mein Freund, obwohl Ihr scheinbar zu mir sprecht.

Diego: Zu Gott! Zu Gott! Das sind diese eisigen Allgemeinheiten, auf die wir unter aller frommen Wärme stoßen. Nein, gnädigste Frau, ich will nicht zu Gott reden, denn Gott weiß es schon, und ob er's auch weiß, sieht er gleichgültig zu. Zu Euch will ich reden. Nicht weil Ihr gütig und mitleidsvoll seid, denn Ihr werdet aufhören es zu sein. Nicht, weil Ihr verstehen werdet — denn das werdet Ihr niemals. Ich will zu Euch reden, weil, obwohl eine Heilige, Ihr seine Mutter seid, etwas von seinen Augen, seinen Zügen bewahrt habt; weil es Euch weh tun wird, wenn ich spreche, wie ich wollte, daß es ihm weh täte. Ich bin ein Weib, gnädige Frau, eine Dirne. Und ich war des Herzogs, Eures Sohnes Geliebte, während er bei den Ungläubigen war.

(Ein langes Stillschweigen. Die Herzogin bleibt in ihrem Sessel sitzen. Sie fährt nur zusammen, stößt ein „Ah" aus und versinkt plötzlich in tiefe Gedanken. Diego sieht und blickt gleichgültig durch das Fenster auf den See und den Weidenbaum.)

Diego: Ich erwarte die Befehle Eurer Gnaden. Gefällt es Euch, daß ich Euer Hoffräulein rufe? oder den Kammerherrn draußen? Wenn es Euch genehm ist, so braucht kein Aufsehen stattzufinden. Ich werde mich jedem überliefern, den Eure Gnaden bestimmt.

(Die Herzogin beachtet Diegos letzte Worte nicht und bleibt weiter in Sinnen verloren.)

Herzogin: Also ist er es, der, wie Ihr sagt, Euch verächtlich von sich stößt? Wie das? Denn Ihr seid zu seinem vertrauten Umgang zugelassen, mehr, Ihr habt das Wunder seiner Heilung vollbracht. Ich verstehe die Sachlage nicht. Denn, Diego — ich weiß nicht, bei welch anderem Namen Euch nennen — ich fühle, daß Euer Kummer ein tiefer ist. Ihr seid nicht — die Frau, die verzweifeln würde und Gott grausam nennen eines bloßen verliebten Zwistes wegen. Ihr liebt meinen Sohn, habt ihn geheilt, geheilt durch, — errate ich es richtig? — Eure Liebe. Doch wenn dem so ist, was kann mein Sohn getan haben, Euer Herz zu brechen?

Diego (der erstaunt dem unverändert gütigen Ton der Herzogin gelauscht hat): Eure Gnaden wird von dieser Sache ebenso viel verstehen können, wie ich kann — und ich kann es nicht. Er erkennt mich nicht, gnädige Frau.

Herzogin: Erkennt Euch nicht? Was meint Ihr damit?

Diego: Was die Worte bedeuten: nicht erkennen.

Herzogin: Dann — weiß er nicht — glaubt noch immer, Ihr wäret — ein Fremder?

Diego: So scheint es, gnädige Frau.

Herzogin: Und dennoch habt Ihr seine Schwermut durch Eure Gegenwart geheilt. Und in der Vergangenheit — — Sagt mir: habt Ihr ihm je vorgesungen?

Diego (leise weinend): Täglich, gnädige Frau.

Herzogin (langsam): Sie sagen, daß Ferdinand dank Euch in vollem Besitz seiner Geisteskräfte ist. Es kann nicht sein. Etwas fehlt noch, er ist nicht ganz geheilt.

Diego: Ach, er ist es. Der Herzog erinnert sich an alles, nur nicht an mich.

Herzogin: Hierin liegt ein Geheimnis. Ich verstehe solche Dinge nicht. Aber ich weiß, daß Ferdinand niemals bewußt niedrig gegen Euch handeln könnte, und Ihr, so dünkt mich, könntet niemals niedrig gegen ihn handeln. Diego, die Zeit wird Licht in dieses Dunkel bringen. Laßt uns zusammen zu Gott beten, daß er unsere Augen und Seelen fähig macht, es zu ertragen.

Diego: Ich kann nicht um Licht beten, gnädigste Frau, weil ich es fürchte. In Wahrheit, ich kann überhaupt nicht beten, nichts ist übrig geblieben, um das ich beten könnte. Doch zwischen den eitlen und weltlichen Liedern, die ich auswendig zu lernen hatte, findet sich durch Zufall eine Art von kleinem Kirchenlied, ein kindischer, kleiner Vers, aber ein aufrichtiger. Und während Ihr für mich betet — denn Ihr versprachtet für mich zu beten, gnädige Frau, — möchte ich es singen, mit Eurer Gnaden Erlaubnis.

(Diego öffnet eine kleine bewegliche Orgel in einer Ecke und schlägt stehend einige Töne an; die Herzogin kniet vor dem Kruzifix nieder, ihm den Rücken zukehrend. Während sie still betet, singt Diego, immer stehend, sehr leise zu einer Art von Wiegenlied-Weise.)

Mutter des Herrn,
Wir sind deine müden Kinder;
Lehr' uns, du Mutter der Tränen,
Uns zu weinen in Schlaf.

Dritte Szene

(Drei Monate später. Ein anderer Teil im Schlosse von Mantua: die hängenden Gärten in dem von Herzog bewohnten Flügel. Es ist die erste warme Frühlingsnacht. Die Zitronen sind an diesem Tage herausgesetzt worden und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch. Terrassen und Freitreppen; im Hintergrunde die dunkle Masse des Schlosses mit seinen Kuppeln und befestigten Türmen; hier und dort durchbricht ein erleuchtetes Fenster das Dunkel, und über den Haupthöfen steigt die Glut der Fackeln in das tiefe Blau des Himmels. Im Verlauf der Szene kommt der Mond allmählich hinter einer Gruppe von Pappeln hervor, auf der dem Schloß gegenüberliegenden Uferseite des Sees. Während des ersten Teils des Auftrittes Dunkelheit. Große Stille, nur ge-

legentlich das Plätschern der Ruder eines Fischers, oder sehr entfernter Mandolinenklang.

Der Herzog und Diego gehen auf der Terrasse auf und ab.)

Herzog: Du fragtest mich einmal, mein treuer Diego, nach der Bedeutung jenes Labyrinthes, — zwar ein formloses Muster, aber dem Blau und Gold, dünkt mich, gut angepaßt, — das ich in der Decke meines neuen Musikzimmers einschnitzen ließ. Und hättest gern, vermute ich, wie es viele getan haben, nach der versteckten Bedeutung der Inschrift gefragt, die es umgibt. Ich ließ dich im Dunkeln, lieber Junge, und begegnete deiner Neugier in mürrischer Weise. Du hast längst verziehen und vielleicht vergessen. Hast meinen Mangel an Zuvorkommenheit nur als ein anderes Leiden deines armen, kranken Herrn betrachtet, als eine jener wunderlichen, unerfreulichen Launen, mit denen du, freundlichstes aller heilbringenden Geschöpfe, so weise und heitere Geduld geübt hast. Ich habe oft gewünscht es dir zu sagen, aber ich konnte nicht. Es ist erst jetzt, daß ich mir auf geheimnisvolle Weise wieder ich selbst scheine — fähig, die Geheiße meines Verstandes zu befolgen und in Erinnerung und Worten meine eigene Vergangenheit zu ordnen. Meine seltsame Krankheit, die du geheilt hast, indem du ihren Nebel mit deiner wohltätigen Musik verteiltest, gleichwie die Sonne die Morgendünste auf unserem See durchdringt und auffsaugt, — meine Krankheit, Diego, die Leiden auf meiner Flucht aus der Berberei, vielleicht das Fürchterliche jenes Schiffbruches, der mich, (so sagen sie denn ich erinnere mich an nichts), bewußtlos an die illyrische Küste warf, — diese Dinge, oder das Gericht des Himmels über einen nur lauen Kreuzfahrer — hatten übel gehaust mit meinem Willen und mit meinen Erinnerungen. Ich konnte nicht denken, oder denkend nicht sprechen, oder mich erinnernd nicht fühlen, daß der, dessen ich in der Vergangenheit dachte, dieser selbe Mensch, ich selbst, war.

(Der Herzog hält inne und, sich auf die Brüstung lehnend, betrachtet er die langgezogenen Spiegelbilder der großen Sterne im Wasser.)

Aber jetzt dank dir, Diego, bin ich ein anderer; ich bin ich selbst.

(In Diegos Gesicht, nicht sichtbar im Dunkel, hat es krampfhaft gezuckt, seine Brust wogt und er ringt nach Atem ehe er antwortet. Doch als er spricht, zwingt er seine Stimme in ihren gewöhnlichen, etwas künstlichen Tonfall.)

Diego: Und nun, lieber Herr, könnt Ihr Euch an — alles erinnern?

Herzog: Erinnern, süßer Freund, und dir erzählen. Denn es ziemt sich, daß ich dieses unfreundliche Schweigen dir gegenüber durchbreche. Du hast die schleichende Pein meines armen verdüsterten Geistes geheilt, ich möchte dich der Vergangenheit deines dankbaren Pfleglings etwas kundig wissen. Der Irrgarten, Diego, in jene Decke eingeschnitzt und vergoldet, ist nur ein Sinnbild meines früheren Lebens und die Inschrift, die richtig ausgelegt bedeutet: „Ich suche gerade Wege", ist der Ausdruck meines Wunsches und meiner Pflicht.

Diego: Ihr verabscheut den Irrgarten, gnädiger Herr?

Herzog: Nicht doch. Ich liebte ihn damals. Und ich liebte ihn noch. Aber ich bin ihm entwichen — entwichen, um zu erkennen, daß der Irrgarten gut war. Obgleich es gut ist, daß ich ihn verließ. Als ich ihn betrat, war ich ein unreifer Jüngling, obschon an Jahren ein Mann; voll bequemer Theorien und alle Praxis als einfach annehmend; unkundig der Leidenschaft, bereit, die Welt mit einigen gelehrten Begriffen zu regieren; überdies ohne je weder Glück noch Kummer gekannt zu haben, ohne geliebt, oder verwundert vor einem von mir verschiedenen Wesen gestanden zu haben; bekannt nicht mit den geraden Wegen, die ich jetzt suche, sondern nur mit den rechtwinkligen Wänden von Schulzimmern. Der Irrgarten und alles, was der Irrgarten in sich begriff, machte mich zum Manne.

Diego (der mit einander widerstreitenden Gefühlen zugehört hat und nun unfähig ist, seine Freude zu verbergen): Zum Manne, teurer Herr, und zum gütigsten, gerechtesten der Menschen. Also jener Irrgarten — — aber müßiges Gerede, das alle geistige Bedeutung als prosaische Tatsache auslegt, will wissen, daß dieses Symbol eine Wirklichkeit war. Die Legende Eurer Gefangenschaft, gnädiger Herr, hat das Muster auf jener Decke in ein wirkliches Labyrinth umgestaltet — irgendeine listig angelegte Festung oder Gefängnis, wo die Ungläubigen Euch festhielten, und dessen Leitfaden Ihr — — fandet, und mit dem Faden die Freiheit nach fünf langen Jahren.

Herzog: Dessen Faden, mein Diego, der Freiheit bedeutete, aber auch ewiges Scheiden, in meine Hand gelegt ward von der treusten, unerschrockensten, großmütigsten, von der liebevollsten — und geliebtesten aller Frauen!

(Der Herzog hat seine Arme von der Brüstung genommen und richtet sich gerade auf, sie auf der Brust verschränkend und Diegos Gesicht in der Dunkelheit suchend. Aber Diego hat, vom Herzog ungesehen, sich an die Brüstung geklammert und ist auf eine Bank gesunken.)

Herzog (langsam und nachdenklich auf- und abgehend, nach einer Pause): Die Dichter haben viele Dinge über tugendhafte Frauen gefabelt. Die Römerin Arria, die sich erstach, um ihrem Gatten den ehrenhaften Selbstmord leichter zu machen; Antigone, die ihren Bruder bestattete auf Gefahr des Todes hin; und die Thrakierin Alkestis, die in das Reich der Schatten hinabstieg, an des Admetos Stelle. Aber nach meiner Ansicht kommt keine ihr gleich, denn die Phantasie ist nur dünn gesponnen und einfach, ein Gewebe von wenigen leuchtenden Fäden, während die Wirklichkeit dicht geknüpft ist, aus den unzähligen Lebensfibern der Qual und Freude. Denn, beachte wohl, Diego, jene antiken Frauen, von denen wir lesen, waren die Töchter von Königen oder von Römern, — die mehr als Könige! — erzeugt von einem Geschlecht von Helden, und während sie noch mit Puppen spielten, daraufhin erzogen, ihren Stolz in strenger Pflichterfüllung zu finden und auf die Wunden ihrer Seele zu blicken, wie ihre Brüder und Gatten auf die Verstümmelungen

der Schlacht. Dagegen hier: hier war ein Geschöpf, unendlich gering, eine Heimatlose, ein armes verachtetes Spielzeug der Launen brutaler Mannheit, gewohnt nur Schmach zu ertragen oder gedankenlos zu erhaschen, was an kargen Freuden auf ihrem schweren und verachteten Pfade lag — ein wildes Geschöpf, das nie solche Worte wie Pflicht oder Tugend gehört hatte, und deren Handlungen mich dennoch zuerst lehrten, was diese Worte wirklich bedeuten.

Diego (der sich gefaßt hat und nun seinerseits auf der Brüstung lehnt): Ach — eine leichtfertige Frau, gnädiger Herr, zu vielen Malen gekauft und verkauft, aber die endlich einmal liebte.

Herzog: Das ist die seichte und verächtliche Art, in der Männer denken, Diego, und Knaben wie du vorgeben es zu tun; die, denen das Leben nur ein Schachbrett ist, eine sauber gemalte Oberfläche, abwechselnd schwarz und weiß, höchst geeignet für geschickte Spiele, und als Einsatz eine Seele, rein gewonnen oder verloren am Schluß! Ich dachte ebenso. Aber ich lernte das Leben als eine festgefügte Welt verstehen: Felsen, fruchtbare Erde, Adern reinen Erzes, bloßer Schlamm, alles sonderbar vermischt und überzogen, und ewiges Feuer in seinem Kern! Ich lernte es, da ich Magdalene kennen lernte.

Diego: Ihr Name war Magdalene?

Herzog: So hieß sie mich sie nennen.

Diego: Und der Name erklärte das Gewerbe?

Herzog (nach einer Pause): Ich kann dich nicht verstehen, Diego, kann deinen Mangel an Verständnis nicht verstehn. Nun ja! Ihr Gewerbe. Alles in diesem Weltall ist Gewerbe, Gewerbe des Fürsten, des Papstes, des Philosophen oder der Dirne; und einmal das Abzeichen angelegt, der Gewerbeschein unterschrieben — das Abzeichen einer Krone oder das Brandmal eines heißen Eisens, je nachdem — nun, so handhaben wir's der Vorschrift gemäß und damit gut. Ja, Diego, da du mich zwingst, es in seiner Härte auszusprechen, so tue ich es und ihretwegen bin ich stolz auf jedes verachtende Wort, das ich gebrauche! — — Die Frau, von der ich spreche, war nur eine arme venetianische Kurtisane, irgendeiner Gassendirne Kind, verkauft an Ungläubige, wie an Christen, und meines grausamen Herrn, des Seeräubers — — sollen wir sagen — —? Geliebte. Da! — Zum ersten Mal, Diego, verstehst du mich nicht, oder ist's — weil ich dich falsch beurteilte, dich, mein lieber Knabe, hielt für — — (Er bricht schnell ab.)

Diego (sehr langsam): Wofür hieltet, gnädiger Herr?

Herzog (leichthin aber mit Anstrengung): Weniger für einen kleinen Tugendritter, als es ein liebes Kind, das nur ein Kind ist, sein soll.

Diego: Es ist vielleicht besser, daß Eure Hoheit meine Grenzen genau erkennt — — Aber ich bitte um Eurer Hoheit Verzeihung. Ich hatte sagen wollen, daß, da ich selbst ein heimatloses Geschöpf bin, unverfälschte Gassenzucht, ich, obwohl jung, mehr Magdalenen gekannt habe als Ihr, gnädiger

Herr. Sie sind in gewisser Weise meine Schwestern, und wäre ich ein Weib gewesen, würde ich sehr wahrscheinlich selbst eine von ihnen sein.

Herzog: Du meinst, Diego?

Diego: Ich meine, daß, da ich viel von ihnen weiß, ich auch weiß, daß Frauen, wie Eure Hoheit sie beschrieben hat, gelegentlich lernen sehr wahr zu lieben. Nein, laß mich ausreden, gnädiger Herr. Ich wollte nicht einen bloßen empfindsamen Gemeinplatz wiederholen. Kurz also, daß solche Frauen, erfahren in Liebessachen, manchesmal schneller als tugendhafte Damen, die zum Heroismus erzogen sind, es fühlen, wenn die Liebe zu ihnen übersättigt ist. Sie verstehen aus dem Hause oder dem Leben eines Mannes mit gebührender Schnelligkeit zu verschwinden, da sie zu solchem Umziehen abgerichtet sind. Oder, indem sie die ersten Zeichen des Überdrusses erkennen, bevor er demjenigen bewußt ist, der ihn fühlt, können sie dem andern die Tür öffnen — ihm den Faden des Labyrinthes mit einer schönen theatralischen Geste übergeben! Aber ich bitte Eure Hoheit um Verzeihung, daß ich mich über diesen Gegenstand ausbreite.

Herzog: Du sprichst, Diego, als ob du die Absicht hättest, deinen Herrn zu verletzen. Ist dieses, mein Freund, die Belohnung dafür, daß ich mich dir, obwohl verspätet, anvertraue?

Diego: Ich fühle den Vorwurf, gnädiger Herr. Aber zu meiner Verteidigung — — wie soll ich sagen? — — Eure Hoheit hat eine Art heute Abend, die mich durch ihre Neuheit außer Fassung bringt; eine Art, Dinge zu sagen und dann sie zurückzunehmen, anzudeuten und dann irgendwie die Andeutung auszutreten, wie einen Funken, den Ihr entzündet hattet. Verliebte, so hat man mir gesagt, wenden solche Art an, um ihr ermattendes Gefühl wieder neu zu beleben, indem sie auf dem des andern spielen. Auch bei einem so einfachen und festgefügten Dinge wie die Freundschaft es ist — ich sage es auf die Gefahr hin, Eurer Hoheit Mißfallen zu erregen — sind solche Mittel gefährlich. Aber in der Liebe habe ich Fälle gekannt, wo diese Art des Redens zu weit getrieben, das Vertrauen der Frauen untergrub und sie zu verzweifelten Schritten führte. Frauen, ungeachtet ihrer Stärke, die uns oft überrascht, sind zerbrechliche Geschöpfe. Habt Ihr vielleicht jemals diese — — Magdalene — — versucht mit — —

Herzog: Womit? Heiliger Gott, Diego, ich bin's, der um deine Verzeihung bittet; und du läßt ein schreckliches Licht auf die Vergangenheit fallen. Aber es ist nicht möglich. Ich bin nicht solch ein Hund, daß, nach allem was sie tat, nach allem was sie war — — mein Leben durch ihre Kühnheit zu hundert Malen gerettet, reich und süß gemacht durch ihre Liebe, ihren Witz, ihre Macht — — daß ich nach meiner Freiheit hätte wimmern können oder sie argwöhnen lassen, ich verlangte mehr danach als nach ihr? Ist es möglich, Diego?

Diego (langsam): Warum mehr als nach ihr? Sie mag die beiden für vereinbar gehalten haben.

Herzog: Niemals. Zum ersten, weil meine Flucht nicht bewerkstelligt werden konnte ohne ihr Zurückbleiben, und dann weil — — sie in der Tat wußte, was für ein Ding ich war oder, einmal der Freiheit wiedergegeben, werden mußte.

Diego (nach einer Pause): Ich verstehe. Ihr meint, gnädiger Herr, daß Ihr Herzog von Mantua waret, während sie — —. Wenn sie das wußte, es erkannte, nicht nur als eine Tatsache, sondern wie man den Vollgeschmack des Grames kennt — — wohl, dann war sie wirklich das Musterbild, für das Ihr sie haltet, man könnte in der Tat sagen, einen Punkt abgerechnet, eine tugendhafte Frau.

Herzog: Du hast verstanden, mein Diego, und ich danke dir dafür.

Diego: Aber ich fürchte, gnädiger Herr, sie erkannte diese Dinge nicht. Solche wie sie, sind, wie Ihr selbst bemerktet, nicht daraufhin erzogen, Pflicht zu begreifen, selbst nicht bei anderen. Leidenschaft bewegt sie und sie glauben an Leidenschaft. Ihr liebtet sie — gut. Nun, dann in Mantua wie in der Berberei. Nein, lieber Herr, glaubt mir, sie hatte gesehen, daß Eure Liebe schal wurde und gab Euch frei, lieber als diese Schalheit zu kosten. Leidenschaft, ebenso wie Pflicht, hat ihren Stolz, und selbst wir Heimatlosen haben unseren Ehrenpunkt.

Herzog: Schal! Meine Liebe schal geworden! Du machst mich lachen, Knabe, anstatt zürnen. Schal! Du hast sie nie gekannt. Sie war nicht wie ein Lied — selbst nicht dein süßestes, das zu oft gehört zum Überdruß wird, dessen Melodie zu sinnlosen Noten herabsinkt. Sie war wie Musik — die ganze Kunst: neue Weisen, neue Melodien, neue Rhythmen zu jeder Stunde des Tages, — leidenschaftlich oder traurig oder fröhlich oder sehr ruhig, wunderbarere Töne als in deiner Stimme und von einer seltsameren Süßigkeit, selbst wenn sie rauh klangen, als der Ton jener neumodischen Fiedeln, die das Ohr verwunden und Balsam hineingießen, wie man sie jetzt in Cremona macht.

Diego: Ihr liebtet sie also wirklich?

Herzog: Mich dünkt, es ist jetzt Diego, der seinen Herrn mit unnützen Fragen peinigt. Ob ich sie liebte, Knabe! Ich liebe sie.

(Lange Pause. Diego hat sein Gesicht bedeckt mit einer Bewegung, als sei er im Begriff, zu sprechen, aber der Mond ist plötzlich hinter den Pappeln heraufgestiegen und legt Schuppen silbernen Lichtes über das Gekräusel des Sees und einen blassen schimmernden Dunst um das Schloß. Als das Licht die Terrasse überflutet, ist es wie ein Frösteln über beide Sprechende gekommen; sie gehen weiter voneinander entfernt auf und ab.)

Diego: Eine wundersame Geschichte, lieber Herr. Und ich danke Euch von Herzen, daß Ihr sie mir erzählt habt. Ich liebte Euch immer, und ich glaubte Euch zu kennen. Nun kenne ich Euch noch besser. Ihr seid — ein höchst großmütiger Fürst.

Herzog: Ach, lieber Junge, ich bin nur ein armer Gefangener meiner Pflichten; ein ärmerer Gefangener und ein viel traurigerer als dort in der Berberei — — Oh, Diego, wie ich mich nach ihr gesehnt habe! Wie heiß ich mich noch sehne manchesmal! Aber ich öffne meine Augen, zwinge mich, der Wirklichkeit ins Angesicht zu starren, wenn je ihr Bild hinter den geschlossenen Lidern erscheint, — ich jage sie hinweg von mir. Und um meine Beichte zu schließen. Im Anfang, Diego, schien in deiner Stimme und Art etwas von ihr zu sein. Ich sah sie manchmal in dir, wie Kinder die Kobolde, die sie fürchten und zu sehen hoffen, in den Flecken an der Wand und im Geflicker auf dem Waldpfade erblicken. Und all deine erstaunliche Macht, deine wunderbare Heilkraft, — vergib mir was wie Undankbarkeit aussieht — wurde durch meine kranke Einbildungskraft bewirkt, die mich ihre Blicke in deinen Augen sehen, ihre Stimme in der deinen hören ließ. Nicht Musik, sondern Liebe, das Blendwerk der Liebe war es, was meine Heilung herbeiführte.

Diego: Sprecht Ihr wahr, Herr? War es so? Und jetzt?

Herzog: Jetzt, lieber Junge, bin ich geheilt — vollkommen. Ich kann Baumstümpfe von Gespenstern unterscheiden, und ich weiß, daß du, liebster Freund, Diego bist.

Diego: Als diese Einbildungen Euch noch beherrschten, gnädiger Herr, geschah es je, daß Ihr dachtet: wie, wenn der Baumstumpf ein Gespenst gewesen wäre, wenn Diego sich verwandelt hätte in — wie nannte sie sich?

Herzog: Magdalene. Meine Einbildung ging nie so weit, guter Diego. Ein Körnchen Vernunft war noch übrig. Aber wäre es so gewesen — nun, ich hätte Magdalenens Hand ergriffen und gesagt: „Willkommen, liebe Schwester. Dies ist eine Welt der Zauber — laß uns ihrer einen wiederholen. Werde hinfort mein Bruder. Sei des Herzogs von Mantua bester und treuster Freund, verwandle dich in Diego, Magdalene."

(Der Herzog drückt Diegos Arm an sich und tritt dann, ihn loslassend mit einem rätselhaften Ausdruck von ihm fort in das Mondlicht. Eine lange Pause.)

Horch sie singen drinnen; müßige Pagen, die Lieder auf ihrer Herrin Augenbrauen machen. Sollen wir hingehen und zuhören? (Sie gehen in der Richtung nach dem Schloß zu.) Und (etwas zögernd) das erinnert mich daran dir zu sagen, Diego, ehe wir diese meine Vergangenheit abschließen und sie für immer in unserm Schweigen begraben: Es gibt ein kleines maurisches Lied, klagend und seltsam, das sie oft sang und das ich eines Tages aufschreiben will, und du sollst es mir vorsingen — auf meinem Totenbett.

Diego: Warum nicht vorher? — Da wir von Liedern sprechen — die Mandoline dort, obwohl verstimmt und elend gespielt, hat ein Liedchen erhascht, das ich gern habe. Horcht, die Worte sind toskanisch und wohlbekannt in den Bergen.

(Er singt)

Ich möchte sterben, aber nur ein wenig,
Ich möchte sterben, doch vom Fenster blicken,
Ich möchte sterben, doch am Tore lehnen,
Ich möchte sterben, doch dem Zuge folgen
Und sehn, wer lächeln würde und wer weinen,
Ich möchte sterben, aber nur ein wenig.

(Während Diego sehr laut singt, erklingt die Mandoline im Schlosse schneller und schneller. Als er mit einem langen, herausfordernden Sprung auf eine hohe Note endigt, ein Ausbruch des Beifalls vom Schlosse her.)

Diego (in die Hände klatschend): Gut gesungen, Diego!

Vierte Szene

(Einige Wochen später. Der neue Musiksaal im Schloß von Mantua. Auf beiden Seiten gestatten Fenster den Blick auf den See, so daß die Halle wie eine Galeere von Wasser umgeben erscheint. Draußen Morgen: der See, der Himmel und die Reihen der Pappeln am Ufer sind alle in verschiedenen Tinten leuchtende Blaus. Aus dem Garten unten strecken Lorbeerbäume ihre blühenden Zweige zum Fenster empor. In jedem Fenster eine antike Statue: die Muse von Mantua, der Apoll von Mantua usw. In den Wänden, zwischen den Fenstern sind eingerahmte Füllungen, die allegorische Triumphe darstellen: die dem Zuschauer zunächst sind jene der Keuschheit und der Seelenstärke. Am Ende des Saales Stufen und eine Balustrade mit einem Harpsikord und Baßgeigen auf einer Estrade. Die Decke des Saales ist blau und gold, auf dem tiefblauen Grund ein goldenes Labyrinth in Relief. Um die Kranzleiste, ebenfalls blau und gold, die Inschrift: „Rectas Peto“ und der Name Ferdinandus Mantuae Dux.

Die Fürstin Hippolyta von Mirandola, Base des Herzogs, und Diego. Hippolyta ist sehr jung, doch mehr mit der Kraft, der Anmut und der Offenheit eines schönen Jünglings als einer Frau. Sie ist leuchtend blond, und ihr Haar, in Wellen angeordnet wie das einer antiken Amazone, ist straff und glänzend wie aus Goldfäden gemacht. Die Stirn ist breit und gerade wie die eines Mannes, der Blick furchtlos, aber jungfräulich und fast kindlich. Hippolyta ist in schwarz und gold gekleidet, zweigeteilt, wie Manteguas Herzogin. Ein alter Mann im Gelehrtengewande, der griechische Lehrer der Fürstin, hat soeben Diego eingeführt und sich zurückgezogen.)

Diego: Des Herzogs, Eures Vetters dienstwillige Grüße, erlauchtes Fräulein! Seine Hoheit befiehlt mir zu fragen, wie Ihr nach Eurer Reise hierher geruht habt.

Fürstin: Sagt meinem Vetter, guter Messer Diego, daß ich gerührt bin ob seiner Sorge um mich. Und sagt ihm, so heilkräftig ist die Luft seines Wohnsitzes, daß eine ganze Nachtruhe genügte, mich von der Anstrengung

einer zweistündigen Reise in einer Sänfte wieder aufzurichten: Denn diese Bewegung ist mir neu, da ich gewohnt bin, den Hunden und Falken meines armen Vaters nur zu Pferde zu folgen. Ihr mögt dem Herzog, meinem Vetter, für seine Höflichkeit danken. (Die Fürstin lacht.)

Diego (verneigt sich und hält seine Augen auf die Fürstin gerichtet, während er spricht): Es war der Wunsch Seiner Hoheit, seiner schönen Base ein Lächeln zu entlocken. Er hat mir oft erzählt, wie Euer erlauchter Vater, der verstorbene edle Herr von Mirandola, seine einzige Tochter in solcher Weise erzog, daß er kaum einen Sohn entbehrte, mit männlicher Zucht des Geistes und des Körpers. Und daß er Euch passend nach Hippolyta nannte, die Königin der Amazonen war, diesen ihrem eitlen und schwächlichen Geschlecht unähnlichen Jungfrauen.

Fürstin: Das war sie, und Gattin des Theseus. Aber es scheint, daß die Dichter nur wenig von ihresgleichen halten; sie sagen uns nichts von ihr, verglichen mit ihrer armen Vorgängerin, der kretischen Ariadne. Sie — die dem Theseus den Faden zu dem Labyrinth gegeben hatte. Mich deucht, jener Irrgarten muß verwirrender gewesen sein als dieser blau und goldene dort oben. Was sagt Ihr, Messer Diego?

Diego (der leicht zusammengefahren ist): Ariadne? war sie die Vorgängerin Hippolytas? Ich wußte es nicht. Ich bin nur wenig gelehrt, gnädige Frau, kenne die Namen und Geschichte der Götter und Helden nur aus Liedern und Maskenspielen. Der Herzog sollte einen passenderen Boten ausgewählt haben, um eine Unterhaltung mit seiner schönen gelehrten Base zu führen.

Fürstin (ernsthaft): Sprecht nicht also, Messer Diego, Ihr mögt kein Gelehrter sein, wie Ihr sagt, aber sicher seid Ihr ein Philosoph. Nein, versteht wie ich es meine, der Ruf Eures tugendhaften Gleichmutes hat sich weiter verbreitet, als nur von dieser Stadt bis zu meinem kleinen Gebiet. Eure frühreife Weisheit — denn Ihr scheint jünger als ich, und Jünglinge finden nicht ihr Ergötzen darin, sehr weise zu sein, — Eure Mäßigung im Gebrauch plötzlicher Größe, Eure großmütige Behandlung von Feinden und Verleumdern, und die Art, in welcher Ihr, allen persönlichen Vorteil verachtend, den Herzog, meinen Vetter, mit den weisesten Räten umgeben habt und mit Männern, erfahren im Amte — — dies sind die Ergebnisse, welche die Menschen aus dem Studium der Philosophie ziehen.

Diego (zuerst erstaunt, dann belustigt, aber ein wenig traurig): Ihr irrt, edle Jungfrau, es ist nicht Philosophie, sich der Dinge zu enthalten, die uns nicht reizen. Reichtümer und Macht sind nutzlos für mich. Was das übrige anbetrifft, so seid Ihr gleichfalls im Irrtum. Der Herzog ist weise und tapfer und wählt daher weise und tapfere Ratgeber.

Fürstin (lebhaft): Ihr seid ebenso beredt, als Ihr weise seid! Aber Eure Worte täuschen mich nicht. Ehrgeiz lauert in jedem und Macht berauscht alle, ausgenommen diejenigen, die sich geschult haben, sie als ein Mittel zur Tugend zu gebrauchen.

Diego: Dieser Gedanke ist mir nie gekommen, doch haben mir die Leute gesagt, was Ihr mir jetzt sagt.

Fürstin: Selbst das Altertum, das uns so weit an jeder Art Weisheit und Heldentum übertrifft, kann sich sehr weniger Euresgleichen rühmen. Die edelsten Seelen sind bei plötzlicher Erhöhung tyrannisch und raubgierig und tollkühn geworden. Denkt an Alcibiades, den geliebten Schüler des Weisesten aller Sterblichen. Messer Diego, Ihr mögt nur wenig gelesen haben, aber Ihr habt mit großem Nutzen nachgedacht und müßt wie irgendein gewaltiger Athlet mit all jenem niederen Selbst gerungen haben, das, wie zu bezwingen uns der göttliche Plato gelehrt hat.

Diego (den Kopf schüttelnd): Ach, gnädige Frau, Eure Worte beschämen mich und doch machen sie mich lächeln, da sie das Ziel so weit verfehlen. Ich habe mit nichts gerungen, bin nur den blinden Antrieben meiner Seele gefolgt.

Fürstin (ernsthaft): Dann muß es sein, teurer Messer Diego, wie die Pythagoräer glaubten: Die Disziplin der Musik ist heilsam für die Seele. Es ist eine Macht in berechnetem und abgemessenem Klang, sehr nahe verwandt der Weisheit, geheimnisvoll und vortrefflich; und in der Tat erdichteten die Alten in den Erzählungen von Orpheus und Amphyon Musiker und große Weise und Gesetzgeber von Staaten. Ich habe längst nach Unterhaltung mit Euch verlangt, bewunderungswerter Diego.

Diego (mit heimlicher Verachtung): Edle Jungfrau, solche Worte überschreiten mein geringes, ungelehrtes Verständnis. Die antiken Ehrenmänner, die Ihr nennt, sind für mich bloße Figuren in gewirkten Tapeten oder Wandgemälden, wunderliche Graubärte in Lorbeerkränzen oder Helmen; und ich vermag kaum zu sagen, ob die Damen Fortitudo und Rhetorika, mit denen sie Unterhaltung pflegen, wirkliche Töchter von Königen sind, oder bloße Künste und Tugenden. Jedoch der Herzog, ein gelehrter und einsichtsvoller Fürst, wird die Gelehrsamkeit seiner jungen Base zu würdigen wissen. Was mich betrifft, einfältiger Nichtwisser, der ich bin, so ist alles, was ich sehe, nur, daß Fürstin Hippolyta sehr schön und sehr — jung ist.

Fürstin (leicht seufzend, aber mit großer Einfachheit): Ich weiß es. Ich bin jung und vielleicht unreif, obwohl ich ernsthaft studiere, die Regeln der Weisheit zu erlernen. Ihr, Diego, scheint sie ohne Studium zu kennen.

Diego: Ich kenne etwas von der Welt und den Menschen, gnädige Frau, doch das kann man kaum mit „Weisheit kennen" bezeichnen. Sagt lieber Blindheit kennen, Neid, Grausamkeit, endlose und namenlose Torheit in anderen und in sich selbst. Doch warum solltet Ihr suchen weise zu sein? Ihr, die Ihr schön, jung, eine Fürstin seid, und von der Wiege an einem großen Fürsten verlobt? Seid schön, seid jung, seid was Ihr seid, ein Weib.

(Diego hat diese letzten Worte mit Nachdruck gesprochen, doch die Fürstin hat den Spott in seiner Stimme bemerkt.)

Fürstin (den Kopf schüttelnd): Das ist nicht mein Los. Ich war bestimmt, wie Ihr sagtet, die Gattin eines großen Fürsten zu werden, und mein Vater hat mich erzogen, dieses Amt auszufüllen.

Diego: Nun, und schön zu sein, jung, strahlend, ein Weib zu sein — — ist das nicht das Amt einer Gattin?

Fürstin: Ich habe nicht viel Erfahrung. Doch mein Vater hat mir gesagt, und ich habe aus Büchern ersehen, daß bei Gattinnen von Fürsten solche Gaben oft weggeworfen sind, daß andere Frauen, die sie damit versorgen, sie besser zu versorgen scheinen. Seht die Mutter meines Vetters. Ich kann mich ihrer erinnern als noch schön, jung und zärtlich liebend. Dennoch schätzte sie der Herzog, mein Oheim, gering, und alles, was ihr dafür zuteil wurde, war Einsamkeit und Herzeleid. Eine ehrbare Frau, eine Fürstin, kann sich nicht mit denen in Wettbewerb einlassen, deren Studium es ist, zu gefallen und nur zu gefallen. Sie muß sich entweder darin fügen, aus der Liebe ihres Gatten verdrängt zu werden oder sich über sie hinauf in andere Regionen erheben.

Diego (aufmerksam): Andere Regionen?

Fürstin: Höhere. Sie muß fähig sein, ihres Gatten Helferin zu werden und seine Söhne zu Tapferkeit und Weisheit zu erziehen.

Diego: Ich verstehe. Der Fürst muß wissen, daß neben all den Rittern, die er zur Schlacht ruft, und all den weisen Männern, die er im Rate hört, noch ein anderer Ritter, fertig zum Gebrauche, da ist, in bedeutend leichterer Rüstung und schneller ermüdet; noch ein anderer Berater, weniger erfahren und von weniger gleichmäßiger Stimmung. Ist dies ein großer Gewinn?

Fürstin: Es ist sonderbar, daß Ihr als Mann die Frauen begreift vom —

Diego: Vom Standpunkte eines Mannes?

Fürstin: Nein, mich deucht von dem einer Frau; denn ich habe beobachtet, daß Frauen, wenn sie den Männern zu helfen wünschen, zu allererst an irgendeine durchsichtige Maskerade denken, — Männerkleidung anlegen — auf alle Fälle bildlich gesprochen — um ihrem Geliebten nahe zu sein, wenn man sie nicht braucht.

Diego (hastig): Männerkleidung anlegen? Eine Maskerade? Ich verstehe nicht, was Ihr meint, edle Jungfrau.

Fürstin (einfach): So wenigstens habe ich aus unseren Dichtern gelernt. Angelika und Bradamante und Fiordispina, das Land nach ihrem Geliebten durchstreifend, die ohne sie genug zu tun hatten. Ich ziehe Penelope vor, die zu Hause bleibt, um des Ulysses Land und Gut zu retten und seinen Sohn aufzieht, ihn zu befreien und zu rächen.

Diego (wieder beruhigt und gleichgültig): Liebte Ulysses darum Penelope mehr? Mehr als der arme, betörte Menelaus, trotz aller Kränkung, die nach Sparta zurückgekehrte Helena liebte?

Fürstin: Das ist hier nicht die Frage. Eine Frau, geboren eines Fürsten

Gattin und eines Fürsten Mutter zu sein, verrichtet ihre Arbeit nicht um der Liebe willen, sei diese groß oder gering.

Diego: Um wessen Willen denn?

Fürstin: Tut ein edel gezüchtetes Pferd oder ein vorzüglicher Falke seine Pflicht, um seinem Herrn zu gefallen? Nein, sondern weil dies seine Natur ist. Ähnlich dünkt mich, arbeitet eine zur Fürstin geborene Frau mit ihrem Gatten, für ihren Gatten, nicht für irgendeine Belohnung, sondern weil er und sie von gleicher Rasse sind und denselben Trieben gehorchen.

Diego: Ah! — Also Glück, Liebe — alles, was eine Frau ersehnt?

Fürstin: Sind Zufälligkeiten, Sind sie es nicht in dem Leben eines Fürsten? Liebe mag er im Fluge ergreifen, und sie, da ihr nach Frauenart nicht erlaubt ist zu ergreifen, mag sie als Geschenk empfangen oder nicht. Aber empfangen oder ergriffen, es ist weder des einen noch des anderen Sache, nicht die wahre Erfüllung ihrer Natur.

Diego: So denkt Ihr, Herrin?

Fürstin: Es ist mir selbstverständlich so zu denken. Ich wurde dazu geboren und es ward mich gelehrt. Ihr kennt den Herzog, meinen Vetter — wohl, ich bin seine Braut, da ich nicht seine Schwester bin.

Diego: Und Ihr seid befriedigt? O, schöne Fürstin, Ihr seid aus erlauchtem Geschlecht, hohen Sinnes und gelehrt. Euer Vater zog Euch mit Plutarch auf, statt mit Amadis; Ihr wißt viele Dinge, doch es gibt eins, dünkt mich, dessen Art niemand kennen kann, bis er es besitzt.

Fürstin: Ich bitte Euch, was wäre das?

Diego: Ein Herz. Da ihr noch keines habt, macht Ihr Eure Pläne ohne dasselbe — einen Posten in Eurem Leben, mit dem Ihr nicht rechnet.

Fürstin: Ich bin kein Kind.

Diego: Doch noch kein Weib.

Fürstin: Ihr glaubt also — — —

Diego: Ich glaube nicht, ich weiß. Und Ihr werdet eines Tages wissen. Und dann —

Fürstin: Dann werde ich leiden. Nun wir müssen alle leiden. Angenommen, ein Herz haben, ein Herz für Gatten oder Kind, bedeute sichern Kummer — nun, bedeutet nicht Reiten, die Treppe hinabgehen, die Möglichkeit eines gebrochenen Gliedes? Bedeutet leben nicht Alter, Krankheit, mögliche Blindheit und Lähmung und ganz unvermeidliche Leiden? Wenn, wie Ihr sagt, mir notwendig ein Herz wachsen muß, und ein Herz notwendig höchste Pein bringen, nun so werde ich Herzensqual überleben, wie anderen Schmerz in irgendeinem anderen Gliede.

Diego: Ja, wäre Euer Herz ein Glied wie all die andern — aber es ist der eigentliche Mittelpunkt und Brunnen allen Lebens.

Fürstin: Ihr glaubt? Das ist, dünkt mich, den Vergleich zu weit getrieben und die Bildersprache. Dieses notwendige Organ, das überall durch uns hin

Leben verbreitet, und, wie die Ärzte sagen, mit seiner kräftigen Flut alles mit hinwegnimmt, was zu leben aufhörte, es durch neue lebendige Gewebe ersetzend, dieses große Herz in seiner buchstäblichen Bedeutung kann nicht der Sitz nur einer kleinen Leidenschaft sein.

Diego: Dennoch habe ich mehr als eine Frau an der Vereitelung dieser einer kleinen Leidenschaft sterben sehen.

Fürstin: Doch Ihr habt auch, denke ich, manchen Mann gesehen, in dem das Leben, das, wofür er zu leben hatte, stärker war als alle Liebe. Man sagt, des Herzogs, meines Vetters, schwermütige Krankheit kam von einer Liebe, die er überlebt hatte.

Diego: So sagt man, gnädige Frau.

Fürstin (nachdenklich): Ich halte es für möglich, nach dem was ich von ihm weiß. Er war viel bei meinem Vater als er ein Knabe war; und ich, ein Kind, pflegte ihrem Gespräch zu lauschen, dessen Einzelheiten ich nicht verstand, aber dessen allgemeine Richtung ich zu verstehen schien. Mein Vater sagte oft, mein Vetter sei romantisch, gleiche zu sehr seiner zarten Mutter und würde viel leiden, während er lerne, für Tapferkeit und für Weisheit zu leben.

Diego: Glaubt Ihr, er tat es, Herrin?

Fürstin: Falls es wahr ist, daß Gelegenheit dazu schon kam.

Diego: Und — — wenn jene Gelegenheit käme, zum erstenmal, oder zum zweiten vielleicht, nach Eurer Heirat? Was würdet Ihr tun, gnädige Frau?

Fürstin: Das vermag ich noch nicht zu sagen, ihm helfen, hoffe ich, wenn die Zeit zur Hilfe gekommen wäre, durch das Mitgefühl einer Seele voll Stärke und heiterer Ruhe. Beiseite stehen höchst wahrscheinlich, warten daß man meiner bedarf. Oder sonst — —

Diego: Oder sonst, erlauchte Jungfrau?

Fürstin: Oder sonst — — Ich weiß nicht — — vielleicht, wenn mir ein Herz wächst, ein wenig Nutzen daraus ziehen.

Diego: Eure Hoheit meint sicherlich nicht, es gebrauchen um damit zu lieben?

Fürstin: Warum nicht? Es könnte eine Art von Hilfe sein. Und, wenn ich ihn sehen würde mit dem Kummer ringen, trachten das Leben zu leben, den Gedanken zu denken, wie sie seiner Stellung angemessen sind — — nun, mich dünkt, ich könnte ihn lieben. Er scheint liebenswert. Nur Liebe hätte Treue, wie die Eure, lehren können.

Diego: Ihr vergeßt die große Wirkungskraft, gnädige Fürstin, die Ihr der Gewohnheit jenes Verhaltens zuschriebt, das gleich der Natur hoch gezüchteter Pferde keines Sporns bedarf. Doch in Wahrheit, Ihr habt recht. Ich bin kein hochgezüchtetes Geschöpf. Ganz das Gegenteil. Wie die Hunde liebe ich, ich liebe und liebe nur. Denn die Hunde lieben bekanntlich ihre Herren.

Fürstin: Sprecht nicht also, tugendreicher Diego. Ich habe in der Tat in großartiger Weise gesprochen und aufrichtig geglaubt, daß ich hohe Vorsätze fühlte. Aber Ihr habt auf großartige Weise gehandelt, gelebt und getan. Was Ihr dem Herzog waret und seid, ist bessere Unterweisung für mich als alle Lebensbeschreibungen des Plutarch.

Diego: Ihr könntet nicht von mir lernen.

Fürstin: Aber ich würde es versuchen, Diego.

Diego: Seid nicht habgierig, gnädige Frau. Die edlen Renner, die Euer Vater Euch zureiten und anschirren lehrte, haben ihre Reihe von Tugenden. Diejenigen der Hunde sind davon verschieden. Mißgönnt sie ihnen nicht, Eure edlen Roße geben ihnen genug Fußtritte, ohne auch nur ihre Anwesenheit zu bemerken. — — Doch ich fühle, ich gehe über meine Geistestiefe hinaus, da ich weder von Natur noch durch Schulung Philosoph bin. Und ich hatte vergessen, Euch einen Teil der Botschaft Seiner Hoheit auszurichten. Da er Eure Liebe zur Musik kennt und die Aufmerksamkeit, die Ihr ihr zugewendet habt, fiel es dem Herzog ein, daß es — ehe er Muße hat, Euch seine Huldigung darzubringen — Euch unterhalten könnte, meine schwachen Kräfte zu erproben. Gefällt es Euch, die anderen Musikanten zu befehlen, gnädige Frau?

Fürstin: Nein, guter Diego, willfahrt mir hierin. Ich habe Musik studiert und würde gern den Versuch machen, Eure Stimme zu begleiten. Habt Ihr Noten bei Euch?

Diego: Hier sind einige, gnädige Frau, zum Gebrauch für Seiner Hoheit Kapelle heute abend. Hier ist das Pastorale Phyllis von Ludovico dem Lautenschläger, eine vierstimmige Hymne an die Jungfrau von Orlandus Lassus, ein Madrigal von dem Kapellmeister des Papstes, Meister Pierluigi von Praeneste. Ah! Hier ist eine dramatische Szene zwischen Medea und Creusa, Nebenbuhlerinnen in der Liebe, von dem Florentiner Octavio. Besitzt Ihr Kenntnis davon, gnädige Frau?

Fürstin: Ich habe es mit meinem Lehrer zur Übung gesungen. Doch, guter Diego, sucht ein Lied für Euch selbst aus.

Diego: Nun sollt Ihr mir willfahren, gnädige Herrin. Nehmt an, ich sei Euer Lehrer. Ich möchte Eure Stimme hören. Und, wer weiß? in dieser Sache vermag ich vielleicht, Euch wirklich etwas zu lehren. (Die Fürstin setzt sich an das Harpsikord, während Diego neben ihr auf der Estrade steht. Sie singen, die Fürstin übernimmt den Diskant, Diego die Altpartie, die Fürstin setzt zuerst ein, mit einer volltönenden, klaren und hohen Stimme singend. Seine Stimme ist etwas rauh, hie und da gebrochen, aber unaussprechlich süß und durchdringend und wird, während er weiter singt, ohne lauter zu werden, beherrschend und beunruhigend. Die Fürstin greift einen falschen Akkord und bricht plötzlich ab.

Diego (nachdem er eine Kadenz geendet hat, schroff): Was ist, gnädige Frau?

Fürstin: Ich weiß nicht. Ich bin herausgekommen, — ich — ich fühle mich verwirrt. Als Eure Stimme gegen die meine anklang, Diego, verlor ich den Kopf. Und ich weiß nicht, wie es ausdrücken, — — als unsere Stimmen sich in dieser ausgehaltenen Dissonanz begegneten, war es, als ob Ihr mir wehe tatet — schrecklich weh.

Diego (lächelnd mit erheucheltem Bedauern): Verzeiht mir, gnädige Frau, ich sang vielleicht zu laut. Wir Bühnensänger neigen zur Übertreibung. Ich hoffe, Euch eines Tages allein singen zu hören. Ihr habt eine liebliche Stimme — noch mehr wie die eines Knaben als die einer Jungfrau.

Fürstin: Und die Eure — es ist sonderbar, daß wir bei Eurem jugendlichen Alter die Rollen tauschen — die Eure, obzwar tiefer als die meine, ist wie die einer Frau.

Diego (lachend): Mir ist schon ein Herz gewachsen, gnädige Frau. 's ist ein Organ, das schneller wächst, wenn die Rasse gemischt und niedrig ist, und keine edleren Gliedmaßen seine Entwickelung durch die ihrige aufhalten.

Fürstin: Sprecht nicht also, vortrefflicher Diego. Warum mir Schmerz bereiten durch geringschätzige Behandlung einer Person — Eures eigenen bewunderungswerten Selbst —, das ich hochschätze? Ihr habt Erfahrung, Diego, und sollt mich viele Dinge lehren, denn ich wünsche zu lernen. (Die Fürstin nimmt seine Hand in ihre beiden, sehr gütig und einfach. Diego, die seine losmachend, verbeugt sich sehr förmlich.)

Diego: Soll ich Euch lehren so zu singen wie ich, gnädigste Frau?

Fürstin (nach einem Augenblick): Ich glaube nein, Diego.

Fünfte Szene

(Zwei Monate später. Der Hochzeitstag des Herzogs. Ein anderer Teil des Schlosses von Mantua. Eine lange Terrasse [noch jetzt bestehend], das Dach von Säulen getragen. Die eine Seite sieht auf den Turnierplatz, eine grüne Wiese von beschnittenen Hecken umrahmt und rings mit Maulbeerbäumen bepflanzt. Die andere Seite überblickt den See, gegen den sie tatsächlich als Deich dient. Der Hof von Mantua und Gesandte fremder Fürsten, außerdem viele Prälaten, sind auf der Terrasse versammelt, und umgeben die Sitze des Herzogs, der jungen Herzogin Hippolyta, der Herzogin-Mutter und des Kardinals. Gegenüber der Terrasse und von ihr getrennt durch eine Reihe Binsen und Weiden und einige Fuß klaren, grünen Wassers, besetzt mit weißen Wasserlilien, ist eine Bühne in Form eines griechischen Tempels, der aus dem See aufzusteigen scheint. Seine Basis und die Säulen sind mit Kränzen von Lorbeer und Zypressen umwunden, im Giebel des Herzogs Devise, das Labyrinth in Gold auf blauem Grunde und dem Motto: „Rectas peto". Auf der Bühne, aber diesseits des geschlossenen Vorhangs, sind eine Anzahl Musiker mit Geigen, Bratschen, Lauten, einer Oboe, einer Flöte, einem Fagott, einer Viola d'amore und Baßgeigen, und

zwei Männer mit Doppelbässen und einem Mann am Harpsikord gruppiert, gekleidet wie die Musikanten in Veroneses Bildern. Sie spielen, leise präludierend, sorgsam ausgearbeitete fugierte Variationen über ein Tanzthema in Dreiachteltakt, das durch die Abwesenheit von vollkommenen Schlüssen sonderbar klagend wirkt.)

Kardinal (zu dem venezianischen Gesandten): Was sagt Eure Exzellenz zu unseres Diego Maskenspiel? Wetteifert nicht seine Geschicklichkeit als Komponist fast mit seiner Kunst als Sänger?

Markgräfin von Guastalla (zur Herzogin-Mutter): Ein ganz ausgezeichnetes Maskenspiel, deucht mich, gnädige Frau. Und von neuer Art. Wir haben Maskenspiele in Schlössern und auch in Gärten gehabt, und einige davon, muß ich sagen, sehr schöne; denn unser Schloß auf dem Hügel bietet anmutige Ausblicke auf Zypressenalleen und die ferne Ebene. Aber bis zu dem Herzog, Eurem Sohn, hat noch niemand, so will es scheinen, ein Maskenspiel auf dem Wasser veranstaltet. Es ist ohne Zweifel seine Erfindung?

Herzogin (mit augenscheinlicher Zerstreutheit): Ich glaube nicht, gnädige Frau. Es ist eine törichte Laune unseres Diego, und ich gestehe, es gefällt mir nicht. Es macht mich ängstlich für die Schauspieler.

Bischof von Cremona (zu dem Kardinal): Ein wunderbarer Sänger, Euer Messer Diego. Man sagt, die Spanier kennen spitzfindige Künste, um die Stimme jung zu erhalten. Seine Heiligkeit hat einige solche, die göttlich singen unter Pierluigis Leistung. Aber Euer Diego scheint wirklich nur ein Kind, hat jedoch eine Art zu singen wie jemand, der eine Welt von Freuden und Schmerzen kennt.

Kardinal: Das hat er. In der Tat, ich finde manchesmal, daß er die pathetische Art zu weit treibt. Ich bin ganz für die olympische Ruhe der weisen Alten.

Junge Herzogin (lachend): Mein Oheim möchte, so glaube ich fast, unsern göttlichen Diego verbannen, wie Plato es den Dichtern tat, weil er uns zu sehr ergreift.

Fürstin von Massa (flüsternd): Er hat Euren edlen Gatten sonderlich ergriffen. Oder ist es, schöne Braut, daß zuviel Glück unsern Freund überwältigt?

Junge Herzogin (sich umwendend und den einige Sitze entfernten Herzog betrachtend): Es ist wahr. Ferdinand ist sehr empfänglich für Musik und nimmt großen Anteil an unseres Diegos Spiel. Dennoch wundere ich mich — —

Markgräfin (zu des Herzogs von Ferrara Hofdichter): Ich hätte wirklich niemals Messer Diego in seiner Verkleidung erkannt. Er sieht täuschend genau wie ein Weib aus.

Dichter: Ein Weib! Sagt eine Göttin, gnädige Frau! Bei meiner Seele,

(flüsternd), die Braut ist kaum so schön wie er, obgleich so herrlich wie einer der edlen Schwäne, die auf jenem klaren Wasser segeln.

Hofnarr: Nach dem Spiel werden wir bewundernde Damen in Scharen hinter die Kulissen ziehen sehen, um das Geheimnis der Schminken zu erfahren, die einen struppigen Knaben in eine wunderschöne Nymphe verwandeln können — — eine Metamorphose, die zwanzig derjenigen des Herrn Ovidius aufwiegt.

Des Dogen Gemahlin (zum Herzog): Alle erzählen mir — — aber es ist natürlich ein Geheimnis — — daß die Worte dieses sinnreichen Maskenspiels aus Eurer Hoheit eigener Feder stammen, und daß Ihr — also mannigfach sind Eure Gaben — Eurem Sängerknaben halfet sie in Musik zu setzen.

Herzog (ungeduldig): Es mag sein, daß Eure Herrlichkeit recht berichtet ist oder nicht.

Ein Malteserritter (zur jungen Herzogin): Man erkennt zum wenigsten das Merkmal von Herzog Ferdinands Genius in der Anpassung dieses Spiels an die Umgebung. Diese Scen einmal gegeben, welch passenderer Gegenstand als Ariadne, verlassen auf ihrer kleinen Insel? Und das Labyrinth in der Historie ist eine hübsche Anspielung auf Eures Herrn persönliche Devise und die prächtige Decke, die er kürzlich zu unserer Bewunderung entworfen hat.

Die junge Herzogin (die Augen auf den Vorhang geheftet, welcher sich zu bewegen beginnt): Nicht doch, es ist alles Diegos Gedanke. Still, sie beginnen zu spielen. Oh, mein Herz klopft vor Neugierde zu erfahren, wie unser teurer Diego seine Erfindung durchführen wird, und das letzte Lied zu vernehmen, das er mich noch nie hören ließ.

(Der Vorhang wird zur Seite gezogen und läßt die Bühne frei, die von Orangen und Myrtenbäumen in Kübeln und einem großen blühenden Oleander eingerahmt ist. An Stelle eines gemalten Hintergrundes der See mit fernem Ufer und der Himmel mit der langsam in Wolken versinkenden Sonne, die purpurn aufleuchten und rötliche Streifen in die hohe blaue Luft ausstrahlen. Auf der Bühne eine Schar von Bachanten gekleidet, wie Mantegnas Stunden, aber mit Kränzen von Weinlaub. Außerdem Satyrn, wunderlich in Ziegenfelle gekleidet, aber mit bunten Bandschleifen. Sie singen eine lateinische Ode zu Bachus' Preise, während Mädchen als Nymphen gekleidet und mit bebänderten Thyrsosstäben in den Händen, eine Pavane vor einem Thron aus Moos tanzen, über den buntbebänderte Kränze hängen. Auf diesem Thron sitzt ein Tenor als Bachus in braunroten Gewändern mit einem Leopardenfell, und Kränzen von Weinlaub um die Hüften und den breitkrempigen Hut. Neben ihm Diego als Ariadne. Diego, jetzt in Frauenkleidern, gleich denen der Sibylle von Guercino, einem fließenden Gewand und Mantel, orange und violett, am Halse offen, mit hängenden zweifarbigen Schleiern, deren einer,

turbanartig um ihr Haupt gewunden, die darunter hervorquellenden dunkeln Locken nicht zurückhält. Sie ist von außerordentlicher Schönheit.

Magdalene (jetzt Ariadne darstellend) erhebt sich von dem Thron und spricht, zu Bacchus gewandt. Ihre Stimme ist ein nicht sehr tiefer Alt, mit Obertönen wie die einer Oboe. Sie spricht in einem unregelmäßigen Rezitativ, begleitet von Akkorden der Bratschen und des Harpsikord.)

Ariadne: Versuche mich nicht, freundlicher Bacchus, sonnverbrannter Gott der rötlichen Reben und der ländlichen Gelage. Die Gaben, welche du bringest, das Königtum der Welt weinbegeisterter Phantasie, kann meinen Gram um Theseus' Verlust nicht stillen.

Bacchus: Fürstin, ich flehe Euch an, gestattet, daß ich versuche Euren Kummer zu lindern. Tochter des kretischen Minos, des strengen Richters der Abgeschiedenen, zuerst für Jugend und Schönheit seid Ihr aufgezogen, und immer hat der Schatten des Orkus über Eurem Pfade gelegen. Doch ich bin der Gott der Freude; ich kann Eure Seele nehmen und sie in der Sonne des Frohsinns schweben lassen, gleich wie die Trauben, in rötlicher oder ambrafarbener Durchsichtigkeit, von den Ranken herniederhängen in der reifenden Sonne des herben Herbsttages. Ich kann Eure Seele lösen und sie aufreihen an dem klaren Abendhimmel, daß sie in dem tiefen Blau lächelt, den Sternen gleich, die ich zum Kranze gefaßt Euch als Krone biete. Hört mich, schöne Nymphe, es ist ein Gott, der um Euch wirbt.

Ariadne: Wehe mir, strahlende Gottheit einer Zeit des Jahres, die milder ist denn der Frühling und fruchtbarer denn der Sommer, es gibt keinen Herbst für die unglückliche Ariadne. Nur des Winters Nächte und Fröste hüllen meine Seele ein. Als Theseus ging, ging auch meine Jugend. Ich bitte Euch, überlaßt mich meinen armen Tränen und den Gedanken an ihn.

Bacchus: Herrin, selbst ein Gott und selbst ein Liebender muß sich Eurem Kummer beugen. Lebt wohl, — Gefährten, fort! Die Pinien auf den Hügeln, die Efeuranken auf den Felsen erwarten Euch, und die rotgefleckte Kiefer, das rauschdurchduftete Eichenholz verlangt Eure Gegenwart.

(Die Bachanten und Satyrn, unter dem von Bratschen und Lauten begleiteten Gesang einer vierstimmigen lateinischen Ode zum Preise des Weins mit Bacchus ab.)

Junge Herzogin (zu des Herzogs von Ferrara Dichter): Jetzt, jetzt, Meister Torquato, jetzt werden wir der Poesie eigenstes Selbst mit unseres Diego Stimme singen hören.

(Magdalene als Ariadne geht langsam auf der Bühne auf und ab, während die Bratschen ein Präludium in Moll spielen. Dann spricht sie, Rezitativ nur von Akkorden des Harpsikords begleitet).

Ariadne: Endlich sind sie fort. Freundliche Geschöpfe, wie ihre Freundlichkeit meiner müden Seele wehe tat! Allein zu sein mit meinem Schmerz ist fast Lust, denn Schmerz bedeutet Gedanke an Theseus. Dennoch tötet mich

dieser Gedanke. O Theseus, warum trateſt du je in mein Leben? Warum durchbohrte und zerſtampfte dich der grauſame Minotaurus nicht, gleich all den andern? Unſelige Ariadne! Die Löſung war in meinem Gewahrſam, und ich reichte ſie ihm. Und jetzt hat ſein Schiff ſich längſt ſeinen heimiſchen Geſtaden genähert, und er ſteht am Bug, ausblickend nach ſeiner neuen Liebe. Doch die Vergangenheit gehöret mir!

(Eine Flöte erhebt ſich im Orcheſter, begleitet vom Pizzicato der Bratſchen, und ſpielt ſehr ſüß und durchdringend einige verſchlungene Paſſagen, auf einer hohen Note in Moll abbrechend.)

Ariadne (fortfahrend): Und in der Vergangenheit liebte er mich, und er liebt mich noch. Nichts vermag dieſes zu ändern. Nein, Theſeus, niemals, niemals kannſt du eine andere lieben wie mich.

(Arioſo. Die Deklamation wird melodiſcher, obgleich noch immer unrhythmiſch und wird von ſchnellem und leidenſchaftlichem Tremolo der Geigen und Bratſchen begleitet.)

Und deine Liebe zu ihr wird nur das blaſſe Geſpenſt der Wirklichkeit ſein, die für mich lebte. Doch Theſeus — noch nicht verlaſſe mich. Noch eine Stunde, noch einen Augenblick. Ich habe dir ſo viel zu ſagen, Geliebter, bevor du gehſt.

(Begleitung immer leidenſchaftlicher. Eine Oboe wiederholt Ariadnes letzte Phraſe mit durchdringendem Rohrpfeifenton.)

Du weißt, ich habe dir noch nicht das kleine Lied geſungen, das du am Abend zu hören liebteſt; das kleine Lied, von der Äolierin gedichtet, die Apollo liebte, da ſie faſt noch ein Kind war. Und du kannſt nicht fortgehen, ehe ich es geſungen habe. Sieh! meine Laute. Doch ich muß ſie ſtimmen. Ach! Alles iſt verſtimmt in meinem armen mißklangvollen Leben.

(Lautenſolo im Orcheſter. Eine Siciliana — langſamer Tanz — zart und einfach. Ariadne ſingt.)

Lied*

Wir liebten uns, laß es vergeſſen ſein,
Und daß es hier auf Erden Trennung gibt,
Und alles was uns freute und betrübt,
Das liegt nun hinter uns im Abendſchein.
O ſanfter Tag, wir grämen uns nicht mehr,
Um das was geſtern war und morgen bringt,
Denn heut iſt unſer. Horch, die Lerche ſingt,
Und tauſend Sternchen blühn im Gras umher.

Dichter (zu der jungen Herzogin, flüſternd): Gnädige Frau, mich dünkt Seiner Hoheit iſt unwohl. Ich bitte Euch, wendet Euch um.

* Die deutſche Nachdichtung der Verſe Mary Robinſons (ſiehe Vorwort) iſt von Frau Irene Forbes-Moſſe geb. Gräfin Flemming.

Junge Herzogin (ohne sich umzuwenden): Er fühlt den Zauber des Spieles. Still!

Herzogin-Mutter (flüsternd): Komm, Ferdinand, dir ist nicht wohl. Komm mit mir.

Herzog (flüsternd): Nicht doch, Mutter. Es wird vorübergehen, nur eine jener Herzbeklemmungen, an denen ich früher litt. Laß uns still sein.

Ariadne (wiederholt):

Denn heut ist unser. Horch die Lerche singt,
Und tausend Sternchen blühn im Gras umher.

(Einige Takte Ritornell nach dem Liede.)

Herzogin-Mutter (flüsternd): Mut, mein Sohn, ich weiß alles.

Ariadne (Rezitativ mit Begleitung von Geigen, Flöten und Harfe): Theseus, ich habe mein Lied gesungen. Ach! ach, über unsere armen Lieder, die wir dem Geliebten singen, und die wir vergebens versuchen durch Verändern zu erneuen. (Einige Harfentöne quellen auf, langsam und schmeizend.) Nun kann ich zur Ruhe gehen, und Dunkelheit mein müdes Herz einwiegen Theseus, Geliebter, gute Nacht!

(Tremolo der Geigen. Die Oboe tritt plötzlich mit einer langen klagenden Phrase ein. Ariadne geht schnell nach dem Hintergrund der Bühne, wendet sich einen Augenblick um, einen Kuß ins Leere zurückwerfend, und stürzt sich dann hinunter in den See.

Ein lauter Ausbruch des Beifalls. Es erscheint sogleich während der Rufe und des Händeklatschens ein Chor von Wassernymphen in durchsichtigen Gewändern und Kränzen von Weidenzweigen und Wasserrosen, die auf einem feierlichen Kontrapunkt die Totenklage um Ariadne singen. Doch ihr Singen ist kaum hörbar in dem Applaus des ganzen Hofes und den Rufen: Diego! Diego! Ariadne! Ariadne! Die junge Herzogin erhebt sich aufgeregt, ihre Augen trocknend.)

Junge Herzogin: Teurer Freund! Diego! Diego! Unser Orpheus, komm hervor!

Die Menge: Diego! Diego!

Dichter (zu dem Legaten des Papstes): Er ist ein wirklicher Künstler und verschmäht es, den Eindruck des Schauspiels zu verderben, indem er sich diesem törichten Gebrauch des Hervorrufes fügt.

Markgräfin: Dennoch, ein bloßer Sänger, ein Page — — wenn Höherstehende ihn rufen — — Doch seht, der Herzog hat unseren Kreis verlassen.

Kardinal: Er ist ohne Zweifel hingegangen, um Diego im Triumphe herzuführen.

Venetianischer Gesandter: Und ich bemerke, daß uns seine ehrwürdige Mutter ebenfalls verlassen hat. Ich fürchte, daß dieses Schauspiel vielleicht ihre ernste Witwenstrenge beleidigt hat.

Junge Herzogin: Aber wo bleibt Diego?

(Chor und Orchester fahren in der Totenklage um Ariadne fort. Ein Kammerherr drängt sich durch die Menge bis zum Kardinal.)

Kammerherr (flüsternd): Eminenz, ein Wort! — —

Kardinal (flüsternd): Der Herzog hat einen Rückfall seiner Krankheit gehabt?

Kammerherr (flüsternd): Nein, Eminenz. Aber Diego ist nirgends zu finden. Und sie haben hinter der Szene die Leiche einer Frau heraufgebracht in Ariadnes Gewändern.

Kardinal (flüsternd): Ah, ist das alles? Verschwiegenheit, bitte. Ich wußte davon. Aber es ist ein außerordentlicher betrübender Zufall. Verschwiegenheit vor allem.

(Der Chor bricht plötzlich ab. Denn auf der Bühne erscheint der Herzog. Er trieft vor Nässe und trägt in seinen Armen den toten Körper Diegos, im Gewande Ariadnes. Ein Aufschrei aus der Menge.)

Junge Herzogin (mit einem Schrei den Arm des Dichters umklammernd): Diego!

Herzog (sich über die Leiche beugend, die er auf den Boden gelegt hat, sehr leise): Magdalene!

(Der Vorhang wird schnell geschlossen.)

(Autorisierte Übertragung aus dem Englischen von Else Schulhoff)

Wanderungen in Jütland/ von Norbert Jacques

Flachland

Den Wanderer zieht das Flachland dahin, wie die weiche Kraft einer Brise. Er ist ein Segelboot auf dem Meer. Alles ist Weg vor ihm. Die Luft von früher Sonne getränkt, blank und selig. Himmel und Erde fallen in ihr ineinander. Und oft vermag der Wanderer wollüstig beglückt mit allen Gedanken und allen Wünschen in dieser flachen Pracht von Erde, Luft und Licht begraben zu liegen, wie eine Möwe hoch im Firmament. Alles ist Weg vor ihm bis zum schlanken Bogen des Horizontes. Aber dort hält das Land noch nicht auf. Der Bogen ist nur die Kante einer Brücke, die sehnsüchtig breit von Unendlichkeit zu Unendlichkeit schreitet und in den herbwarmen violetten Bluft der sonnigen Aprilfernen taucht, wie ein Herz in ein unfaßbares Glück.

In den Bergen ist es immer: Ich und der Berg vor mir. Es ist ein landschaftliches Erkämpfen die Höhen hinan zu den immer neuen Blicken in die freien Fernen, den immer neuen, verbarrikadierenden Hügelbuckeln. Das Wandern der Linien, die steigenden Massen der Flächen, die fallenden Betten der Täler haben eine wehmütige Musik, die das Herz gewaltsam davonzieht und es zugleich in die dunkeln Gründe niederdrückt, daß es in irrender Klage nach Befreiung verlangt.

Aber in diesem jütischen Flachland fühlt sich der Wanderer sacht in unmeßbarer Ruhe zerfließen. „Hier bin ich!“ sagt das Land. Der Wanderer besitzt in einem Blick alle Landschaft, und dieses weiche gedankenvolle Sichüberlassen der Ebene hat etwas von der beruhigenden Keuschheit einer wunderbaren, verliebten, reifen Frau.

Wohl liegen Menschensiedelungen einzeln, weit und reich verstreut über das Flachland umher. Aber sie sind dunkel und bemoost, wie das Land. Sie sind einfach schwerfällig, wie die Gesichter der paar Männer, die in der Ebene umherarbeiten. Sie wachsen aus dem Boden heraus, wie eine Moosschicht über Steine. Sie schließen sich nach außen zu, wie empfindsames Algengetier, und legen alles Arbeiten und Leben nach innen in den Hof, den ihre niedern Gebäude im Viereck umborden; eine Wand: das Wohuhaus mit hellen Fensterkreuzen; die andern Wände bergen die Ställe, in denen der Reichtum dieser kräftigen jütischen Landschaft gedeiht. Über fast allen Höfen drehn mit leisem, verträumtem Knarren die Windräder, die die Maschinen zum Futterschneiden oder Dreschen oder andern Verrichtungen treiben.

Aber es gibt auch adelige Höfe. Die stehn dann mit einer kräftigen Koketterie heimeliger Einfälle von Ziegel- oder Schilfdächern und rotem Mauerwerk halb in Buschwerk gehüllt, oder recken sich karg und derb aus dem Boden, wie verknollte, verwitterte Fäuste, alte Burgen des Flachlandes. Oft hebt sich der große Hof wie ein eng zusammengehaltenes, konzentriertes

Städtchen aus seinen Äckern und Weiden. Dann und wann legt sich noch ein dichtes Werk von Gebüsch, wie ein struppiger Wall um die Gebäude. Er ist schräg abgeschnitten, und die Fläche des Dachs führt ihn unerkennbar weiter, als gehörte sie zu ihm. Reste alter Kriegslisten. Sie täuschen das Haus aus der Landschaft, und die beutelustige Schar zieht in der Ferne vorbei.

Das sind die alten jütischen Höfe. Es ist Tradition in ihnen. Pflanzlich gewordener Familiensinn haust wie Ritter mit eisernen Fäusten unter den braunen Schilfdächern der weiten Häuser. Jahrhunderte liegen in den Stuben versunken. Der Wind geht heute in der Sonne wie ein schlafender Atem um sie. Der Geist von geschehenen und imaginären Balladen sitzt rittlings auf den weichen Dächern, streckt die Hand weitaus zu der knorpeligen, alten Windmühle neben dem Haus und läßt die großen, ungeschlachten Flügel an seine Finger klopfen. Leise machen die Flügel tr . . tr . . tr . . und drehn. Ihre Schatten ruckeln in verzerrter Perspektive über den Boden. Die Flügel sind gutmütig und dickköpfig. Aber es ist nicht viel Wind. Die Sonne brennt auf sie nieder. Sie holen weit aus und machen geduldig tr . . tr . . tr . . Nicht allzu fern steht eine, aus dem Wind gedreht, still und stumm. Sie ragt wie ein schweres dunkles Kreuz aus dem Land.

Ein Pflüger stemmt sich auf den Sterz. Das schwere Gespann der großen jütischen Pferde (nirgends gibt es Pferde von diesem starken Ebenmaß wuchtiger, muskulöser Körpermassen) geht sicher und langsam. Die Schollen heben sich und zerbersten. Lerchen vibrieren über dem Pflüger und halten im Pfeifen Schritt mit dem schnellen, kurzen Flügelgezappel. Weit hinaus ist ein maßloses Singen, Flöten, Trommeln und Piepsen von Vögeln. Tausende müssen es sein. Augenblicke lang geschiehts, als ertränke das Land in ihrem Singen und Jubilieren. Aber sie sind alle rehbraun, wie der Boden, rehbraun und gelb gefleckt. Und wohl verzehrt auch das Licht ihre kleinen Körper. Denn das Licht dieses Flachlandtages ist unerschöpfbar.

Jetzt bettet sich ein blauer Teich in gelbes Riet. Er ruft vor lauter Farbe zum Himmel hinauf. Sein unbewegtes Blau ist von wonnesamer, unsagbarer Kraft. Wie ein Weg von blauem Edelgestein leuchtet der breite Bach, der aus ihm abfließt, geschlängelt das gelbe Land hinab. Über eine weite Strecke Teich an Teich. Sie liegen anfänglich im Riet versteckt. Und funkeln auf einmal herauf. Ein Blau, das innerlich sich verzehrt vor lauter dunkler, fröhlicher Leidenschaft, daß es den weiten, reinen Himmel so frei in sich empfangen kann. Es ruft und jubiliert, wie eine Hochzeitstagsorgel und liegt tief geborgen im Schoß des Landes, wie ein unvergänglicher Schatz aus märchenhafter Zeit.

Dann verrinnt das Wasser in schwarzem Moor. Dann kämpft das zähe, hartnäckige Heidekraut gegen Torf und Moor, und die Heide läuft unter den Schritten des Wanderers wie ein braunes, uferloses Meer. In dunkler

Gewalt empfängt sie das Licht und glüht es schwer und tief aus. Der blaue Himmel liegt azurn zart drüber, wie ein feinhäutiges wunderbares Weib über einem zotteligen, rauhen, wilden Mann.

Alles nur Landschaft. So ganz große reine Landschaft, einfach und reich und leidenschaftlich und in Liebe und Demut der mütterlichen Sonne ergeben. Ein seliges, unendliches In-sich-selber-Versinken der endlosen Flächen.

Und nur die Kirchen!

Sie sind alle weiß getüncht. Sie stehn alle in ihrer Rüstung des 13. Jahrhunderts in einem niedern Wall, der roh und trotzig aus dicken, von uralten Erdkatastrophen rund geschliffenen Felssteinen zu einem Gürtel gehäuft ist. Der Turm ist kurz, plump und drohend unter dem breiten Satteldach; das Gebäude lang oder kurz und immer karg, oft noch in einer harten, fensterlosen romanischen Apsis schließend. Das Dach ist grauschimmeliges Blei, kalt und schwer. Nur: wunderbare Masse, rauh, verbissen, muskulös, die Festungen eines unerfreulichen, trotzigen und phantasielosen Glaubens. Die Kreuze des Friedhofs liegen fast ängstlich in hohes Gras versteckt um die Kirche herum.

Wenn sie nah sind, stehn die Kirchen wie erstarrte, dicke weiße Flammen kalt und unbeugsam im flimmernden Schaum des Lichtes. Unberührt von seinem heidnischen Zauber.

Aber wenn sie weiter weg liegen, dann verrauchen sie an der Glut. Sie kämpfen und beben und lösen sich in weißen Rauch. Dann gleicht eine jede schweren Brunnen, die hell, mächtig in großer Ferne aus der Erde schießen: der breite Wulst des Kirchenhauses und der kräftig schlankere Strahl des Turms. Und sie berühren kaum die Erde. Sie sind starr wie mit einem einfachen schnellen Pinselstrich in die Luft gewischt. In dem, von der Entfernung scheinbar unbeweglich gemachten Aufsteigen der Fontänen, geht dennoch ein zitterndes, leidenschaftlich konzentrierendes Fließen. Die fernen Kirchen sind wie Flocken, die all die unerhörte Einfachheit der Farbenkraft der grenzenlosen Ebene in ihr Weiß gefangen haben, weil sie nicht in ihr aufgehn können. Sie sind Flocken, in denen die Kunst der französischen Maler begründet liegt, die sich auf die Gelehrtenpinsel Seurats und Signacs aufbauen. Es ist Wissenschaft in den fernen weißen Kirchen, nackte, kühle Wissenschaft. Und sie stehn unvermittelt und unversöhnlich im Land, wie die These eines liebekalten Gelehrten in einem Sommerpark, in dem die Liebe verschlungene Menschenpaare in die Natur hineingedrückt hat.

Das ist ein Beispiel, daß Wissenschaft keine Malerei ist. Dort die weißen Flocken — das ist Eindruck. Gewiß, anfänglich sogar verblüffender! Aber ein Eindruck, der mit der Härte eines Stempelschlags die reine, schillernde Silberfläche einer Platte plötzlich durch Zeichen stört. Sie bewegen die Intelligenz und trüben die gefühlvolle, ganz in sich aufgelöste Malerischkeit der reinen, lichtgebadeten Ebene.

Doch liegen auch noch Kirchen ganz in der Ferne. Von ihnen sieht man nur die Türme. Ein kaum erkennbares, leises Aufragen wie geheimnisvolle Segel aus der nebeligen Weite des Meers herausdämmern; und unbegreiflich, langsam und in der Fahrt träumender weißer Vögel ziehn sie über das Flachland heran.

Hinter einer Bodenwelle erstehn plötzlich dunkle Gestalten. Drei starke, große Frauen treten braun und bunt gegen den Himmel. Während eines Augenblicks, in dem sie ganz oben sind, scheinen sie die Erde verlassen zu haben und im Himmel zu schreiten. Sie haben die Arme ineinander verschlungen und springen in tanzenden Bewegungen. Die Röcke werfen schwere Falten kräftig um die Leiber. Derb und groß ist der Rhythmus, in dem die Frauenkörper heranwogen, wie ein prächtiger, echter Bauerntanz.

Aber als sie näher kamen, waren es drei kleine Mädchen.

Zauber des Lichts über der Ebene! So stoben oftmals an diesem jütischen Sonnentag kleine Erlebnisse an den Weg des Flachlandwanderers, wie Funken von einer glühenden Masse abspringen.

Auf einmal fiel ein glitzernder Schwarm Möwen hinter einem Pflüger in den Acker. Über das Flachland stieg leicht, wie ein zarter Bogen, ein taubenblauer Streifen. Er war wie bereift und lag tief hinter dem blassen Nebel, der ihn deckte. Es war das Meer.

Und so stand dann dort das Meer, hier das Flachland. Beide unübersehbar! Sie belauerten sich mit majestätischem Schweigen. Nur eine Strandkirche erhob sich vorgerückt in ihrem Steinwall. Sie hatte einen Turm, der wie ein Trotzfluch am letzten Rand des Bodens aufstieg. Auf der Wallmauer wuchs dürrer Sandhafer, den der Wind strich, und süßfauler Tanggeruch tränkte die Luft.

Aber der Kirche zuseiten und über den Trotzfluch ihres Turmes hinaus stiegen die beiden Plane des Wassers und des Landes endlos rundum, gingen berauscht unter und ertranken in ihrer eigenen Flachheit. Die Möwen strichen und schrien. Das Licht jubelte wie eine ewige Hochzeit. Das war ein Apriltag!

Doch nun kam an den Rand der Ebene, wo der Horizont des Meeres in den Horizont des Bodens stieß, der dunkle, flache Streifen eines beglänzten Städtchens. Wie ein dicker Kopf lugte der niedrige Kirchturm weiß über Ziegeldächer und Baumtuffs. Auf dem Wege tauchten Radler und Radlerinnen auf. Einmal kam etwas sehr schönes: zwei junge Mädchen auf Rädern und gekleidet in die einfache Gewagtheit der Farben, wie man sie oft in dänischen Städten bestaunen kann. Die links vereinigte eine zinnoberrote Bluse mit einem matt kornblumblauen Rocke, die andere trug eine smaragdgrüne Bluse über einen schwarzen Rock. Das Tuch umspannte einfach, weit und leicht die Körper. Das Paar überließ sich in sanftem Streichen der Pedale der lichtbeflossenen Landschaft. Die Sonne prunkte auf den

Kleiderfarben, und die Mädchen leuchteten bunt wie große Blumen aus der ungeheuern Flachheit heraus. Sie waren dieser Flachheit zur Zier im Boden ersprossen. Überall sonst unmöglich — aber hier von einer Wärme, die einem durch die Adern stieg; ja, notwendig in der Endlosigkeit des Raums und im funkelnden Licht. In einer lachend trotzigen Graziosität ein Gegengewicht, ein Ruhepunkt. Noch fern über die Straßen waren sie zu sehn, schön und lebendig, kühn und originell. Fast wie langsame, bunte Raketen eines sonnigen Tags. Fischerboote zogen vom Meer her der Stadt zu. Sie hatten güldenbraune oder topasgrüne Segel im Wind, und über die Kahnwände drapierten sich rostrote Netze — die Radlerinnen der See. Es lagen auch so seltsam farbige Steinchen am Weg. Waren das vielleicht die Vorbilder?

Und dann das Städtchen mit dem Fischerhafen. Das war eine dramatisierte Episode des Flachlands. Es fing das Flachland in den leeren, bunten Gassen mit den mannshohen Hausfassaden aus rohen, dunkeln Ziegeln unter roten Dächern. Die Gassen liefen vom Hafen grad hinaus und unvermittelt in die Ebene, mit holperigem, klapperndem Pflaster, wie derbe gesunde Fischerknaben in dicken Holzpantinen. Und die Menschen hinter den kleinen Fenstern und in den Gassen trugen im Schatten und in der Ruhe des Städtchens das Licht und den Wind der Flachebene in den hellen Gesichtern und den blonden struppigen Haaren und hatten die still und blau träumenden Augen des ruhigen Meers.

Das Städtchen hieß, breit und derb verträumt, so wie es aussah — Ringkjöbing.

Lymfjord

Der Zug wurde auf die Dampffähre geschoben und über den Odde-Sund gesetzt. An den schmalen, kurzen Wasserarm hingen sich beiderseits die weit gebuchteten Seen dieses Lymfjordteiles an. Dann ging der Zug, wie alle diese jütischen Züge, humpel-kumpel, kommst du nicht heute, dann kommst du vielleicht morgen . . . zwischen gebuckeligtem Flachland hindurch. Vom Wasser sah man bald nichts mehr. Das weite, niedrige Abteil war angefüllt mit großen, heitern und etwas verträumten Bauerngesichtern. Auch mochten ein paar von den Insassen Viehhändler sein. Alle rauchten Zigarren, die keinen allzu schlechten Duft ließen, und waren sehr lebhaft.

Ich fühlte die blauen Augen meines schlanken Nachbars an mir herumstreifen und brauchte nicht lange zu warten; denn darin hatte ich schon einige jütische Erfahrung.

„Veschko, vogodo!" sagte er mit einem interessierten ernsten Gesicht.

Ich antwortete, daß ich nur Schriftdänisch verstünde und gegen den Dialekt des Landes nicht ankömte. „O, so!" machte er mit liebenswürdigem Erstaunen und gab sich Mühe seine so altnordisch klingende Anrede dem Schriftdänisch

nahe zu bringen. Bis ich endlich verstand, daß ich so gut sein möchte, ihm zu sagen, wohin die Reise. Wir begannen uns dann mit einiger Schwierigkeit ganz nett zu unterhalten, während die andern aufmerksam wurden und sich an unsere Bank heranscharten. Der Nachbar erzählte ihnen, ich käme aus der Schweiz, und allgemein stellte sich sofort der Begriff einer wahnsinnigen, unverständlichen Bodenbildung ein, eines Landes, das etwas Rätselhaftes, Unfaßbares hatte. Ob man denn dort auch pflügen könnte? — Natürlich! — Aber sie mochten es nicht glauben. — Ob dort alle Leute so aufgepumpte Samthosen trügen? (Die meinige restierte von einem verflossenen Pariser Aufenthalt). Ja, daran hätten sie sofort erkennen können, daß ich nicht hierzulands daheim sei. Ihr Vorwitz überschlug mich, wie ein Strom, der den Deich gebrochen hat, das Land. Aber er war so liebenswürdig, so wohlwollend und kindlich. In einer halben Stunde waren wir familiär. Das ganze Coupé machte sich mit unverdrossener Mühe dran, mich „Kartoffeledansk" zu lehren. Stieg mal einer aus oder kam ein neuer Fahrgast herein, so wurde mir gewissenhaft mit einem herzlichen „Farvel" oder einem „God Dag" die Hand geschüttelt.

Bis einer auf den Gedanken fiel zu würfeln. Ich müßte mitmachen! Aber mein Nachbar verbot mir das ganz energisch. Seine blauen Augen bekamen fast etwas Flehendes und es hätte der unverständlichen Worte gar nicht gebraucht. Schließlich gehorchte ich ihm. Und die andern würfelten um einen „Daler", eine Doppelkrone. Mit einer brennenden Leidenschaftlichkeit ging das Spiel, das sichtbar die Blicke benebelte, die Gesichtsmuskeln und alle Bewegungen erhitzte. Aber schließlich konnte mein Nachbar mit den wundervollen, blauen, kindlichen Augen nicht mehr widerstehn. Er tat einen Fluch und warf eine Doppelkrone auf die Bank. Ich wollte ihm folgen. Da preßte er mit seinen starken Fäusten meine Börse zu und ich fügte mich lachend seiner energischen Fürsorge.

Nun war ich wie ausgewischt aus dem Vorwitz und den Gedanken meiner Reisegenossen. Ich blieb bei mir allein, folgte den Launen der Würfel, zugleich dem erregten Spiel der Gesichter und Gesten und dachte eine Beobachtung aus, die mich dieser Tage viel beschäftigte, nämlich: daß man den Charakter von Menschengemeinschaften wahrer zu erkennen vermag, wenn man nichts von ihren Worten hört. Die Muskeln der Gesichter, die Lichter der Augen, den Gang der Bewegungen der Glieder und des Körpers haben die Menschen weniger in der Herrschaft, als die Intelligenz und die Zunge. Jene arbeiten verräterischer und wahrhaftiger, als diese. Das war mir auch schon in anderen Ländern aufgefallen, die ich durchreiste, ohne ihre Sprache zu kennen.

Die Eisenbahnfahrt ging noch immer in hellbraunem Land mit starken, weißen Kirchen, weit verzweigten Höfen, Windmühlen. Dann kam wieder blankes Wasser und wir waren schließlich am Endziel. Ich ging durch das

kleine Städtchen und mietete in einem Hotel ein Zimmer, dessen Fenster aufs Wasser schauten, und schritt dann auf den Friedhof zu.

Der Friedhof stieg etwas über die Straße hinaus und war zum Teil noch in den Wall der schweren Findlinge gefaßt. Es lagen nur wenige Gräber in dem weiten Platz. Aber überall bedeckten sie Bäume und Sträucher. Ein Mann ging mit einer Zigarre im Mund spazieren. Hier und da blies er den Rauch, der blau vom Wind verzogen wurde und im Nu in der Luft versponnen war. Dann pfiff er seinen Hund. Der wollte sich aber nicht von zwei Knaben trennen, die in einer Ecke mit einem Teschin nach Vögeln schossen. Nach rechts, wohin ich mich wandte, war der Friedhof durch die kräftige Masse der weißen Kirche ganz geschlossen. Der Turm stand grell und schwer in den blauen Himmel hinauf und endigte mit einer lächerlichen kurzen Picke von Dach.

Da saß auf einem polierten und obeliskartigen Grabstein aus rotem Granit ein Star. Er öffnete den langen, dünnen und gelben Schnabel und begann eine seltsame musikalische Aufführung. Er pfiff und johlte, zwitscherte und trillerte, bald langsamer, bald atemlos schnell; er schrie dazwischen, piepste mal wieder, dann huppte er, wie ein Kinderautomobilhorn, gappste, fing wieder an zu schreien und zu johlen und schlug zugleich während all dieses Lärmens einen leisen Trommelwirbel, der klang, als ob Wasser schnell in einen engen Flaschenhals hineingluckste. Wohl der Frühling rumorte in ihm. Auf einmal war er eine Sekunde lang still, streckte den Körper schlank, reckte den Kopf zum blauen Himmel, öffnete den Schnabel und stieß eine langsame, kurze Reihe von langen, wunderbar zarten und wehmütigen Flötentönen aus. Es war wie der Ruf eines sehnsüchtigen Jungfräuleins.

Dann sah er mich. Er sprang herum, wippte rasch einmal mit dem Schwanz, bevor er in die Bäume stieg — und ich mußte ein Grasbüschel aus dem Boden zupfen, um Jens Peter Jacobsens seidenweichen Schnurrbart zu reinigen.

Denn auf dem Steine stand unter einem fürchterlichen Medaillon:

„Digteren Jens Peter Jacobsen".

Und ich stand da und dachte rasch, wie vollkommen, wie bezaubernd und gedankenlos lieblich diese Huldigung des kleinen Schweins von Vogel war.

Denn war das nicht Niels Lhyne, der vom Grab der Mutter kommt, seine Qual und Sehnsucht verliebt der warmen erfahrenen Frau Boye bringt und von ihr mit der Nachricht ihrer Verlobung mit dem westindischen Biedermann empfangen wird. War das nicht Frau Boye, die dann an Niels dahinsinkt, liebeverflammend, der die schweren Küsse von den Lippen fallen, und die einen Monat später den angesehenen, schmerbäuchigen Westindier legitim in ihr Bett nimmt?

War das nicht Fennimore, die über Niels Sehnsucht hinweg die Frau seines Freundes wird, sich zu ihm zurückverliert in der unerfüllt gebliebenen

Sehnsucht und dann nach dem Unglücksfall den Schmutz verspürt und Niels roh davonjagt?

War das nicht Frau Marie Grubbe, die Christian Güldenleus Sterbelager mit den ersten Küssen tränkt und vom Ausbruch bigotten Wahnsinns davongescheucht wird, wie ein Rabe vom Aas. Und die vom Statthalter Ulrik Frederik über den „hündischen" Sti Høg und den kurzhalsigen, fetten Geschäftsmakler Palle Dyre bei des Knechtes Sörens grober Viehischkeit endigt? Es war der verliebte Krämer Daniel; Henning Lind, der aus Sehnsucht im Nebel mordet und ein Viech wird in seiner Sehnsucht.

Es war das ganze „Leben", das Jens Peter Jacobsens Phantasie vor dreißig Jahren durch die Gassen des Städtchens trug, wenn er mit leisen Schritten zu diesem selben Friedhof kam und die Rosen streichelte und sich flüsternd zu all den Blütenbüscheln neigte, die seine Bücher und sein Leben überschwemmend beschütteten, mit Formen, mit Farben und mit Duft . . . Pfeifend, trommelnd, schimpfend und summend sich herumbalgen, bis der süße, jungfräuliche Wehruf der Sehnsucht da war. Aber das Leben schrieb mit einem höhnischen Schnörkel in plumper Gleichgültigkeit: „O nein, du Träumer!" an den Weg, und schwupps ging es anders, kreuz und quer, hinauf, hinab. Das Leben, eingeschlossen in die nebelig weiche, vegetative, keinen Geist und kein Herz kennende Geilheit alles Geschehens. Höchstens noch ein dunkles, dumpfes Prinzip einer sparsamen, kärglichen Güte, das die letzte Instanz bildete.

Jens Peter Jacobsen, gelt, die alten Ägypter beteten die Krokodile an, weil sie fürchteten von ihnen verschlungen zu werden; und dein Niels Lyhne stirbt in versöhnter Ruhe und Marie Grubbe wird eine bescheiden genügsame Fährbotsfrau unter der fürchterlichen Walze des Lebens. Aber so blieb doch das Leben „von jedem Zweck genesen" und alle Träumereien der luxuriösen Sehnsucht, alle empfindsamen Flötenläufe der verführerischen Erwartungen des Glücks endigten in der Funktion von Kräften, die außerhalb unseres Handgriffs unter Dampf gestellt wurden.

War es nicht ein bedeutsamer, ja ein ergreifender Vogeldreck! Weshalb hab' ich ihn eigentlich weggewischt?

Der dicke weiße Kirchturm, um den eine Schar Falken im Sonnensturm aufschossen und im Winde starr schaukelnd liegen blieben, wie Glaskugeln auf Wasserstrahlen, war also der Kirchturm von Thisted. Die Picke des Kopfes schaute auf den schweren Schultern blöd' in die Gassen des Städtchens herab, durch die ich nun ein paar Tage lang, bei Jens Peter Jacobsen zu Besuch, herumstrich. Niedrige Häuser, die meisten nur mit Erdgeschoß unter dem roten Hohlziegel- oder dem graukalten Zementdach, zogen sich mit einer verträumten Nüchternheit durch lange Gassen dahin. Hinter den Fenstern standen Pflanzen und Blumen, leuchteten Messing und Kupfer. Vor den Fenstern streckten sich Spionespiegel in die Gasse, fingen die Ereignisse von draußen und führten sie einem nicht aufdringlichen, sondern wohlwollenden Stubenvorwitz zu. Ein

unebenes, kribbeliges Pflaster von kleinen, aus den Feldern gelesenen Wacken, über die die Kinder in dicken Holzpantinen klapperten, wie die Hufe der Ponys mit den langen Haarbüscheln an den Beinen, dem zotteligen Fell und der gesträubten Mähne. Ein paar Gasthöfe, nach dem Muster der Gehöfte auf dem Land gebaut, umschlossen mit langen, niedern Hauswällen weite Plätze. So war auch das Prinzip der Wohnhausanlagen, und auf den Trottoirs tänzelten schlanke oder mollige Däninnen mit blauem Blick und blondem, kokett frisiertem Haar. Sie haben fast alle so ein Versprechen in sich von einer warmen, lustigen Häuslichkeit, die sie einem bereiten könnten. Es ist Musik in ihnen, und der Rhythmus ihres Wesens in Notensprache gesprochen, würde etwa lauten: Allegretto oder Pizzicato dolce.

Ich sah auch in den Gassen und hinter den Fenstern den hochroten Mund der Frau Boye, ihren verführerischen Nacken, die schlanken Finger Niels, die stark ausgebildete Nase und das kräftige Kinn der Bliders, die perlhyazinthenblauen Augen der Marie Grubbe, die seidenweichen, herabhängenden Schnurrbartspitzen Jens Peter Jacobsens. Konsul Claudi vorwitzte an seinem Pult zum Fenster hinaus, und seine bleiche, zarte, jungfräuliche Frau huschte mit herb singendem Gang über das Pflaster.

Es ist ein ganz tüchtiges Städtchen. Thisted hat jetzt an die 7000 Einwohner und nette Geschäfte. Jeden zweiten Tag wenigstens kam ein Dampfer mit Öl, Holz oder Kohlen und nahm Reisende und Produkte mit nach Aalborg oder nach Lemvig. Und den Hafen vor meinem Fenster sah ich immer voll von den schönen, etwas brutalen Küstenseglern. Sonntags flatterte überall auf dem Toppmast der Dannebrog. Er hat etwas von der malerischen, einfachen Schwertümeligkeit der alten Nordmänner, die einst ihre Waffen prasselnd über dieses Land trugen. Er sieht so „historisch" aus, das weiße Kreuz langgestreckt das rote Feld beherrschend; er besitzt malerische Erlebnisse: weißhäutige Frauen und kriegerisches Feindesblut; in feierlich schweres Brokat gehüllte, starre, waffentüchtige Christenbischöfe, gegen die das letzte Heidentum die zu Weinbechern gefaßten Schädel der erschlagenen Feinde reckt. Der Dannebrog ist ein altes Schild, eine alte Flachlandburg, eine alte Schlacht am Meer.

Aber wie Thisted sind auch all die andern Städte. Es gibt Überraschungen mit ihnen. Man erwartete alte, schlafende, versunkene Nordseenester und findet, auf dem alten Reis gesproßen, funkelnagelneue Siedlungen, in denen einem etwas wie Amerikanismus entgegentritt. Man hat gleich den Eindruck, daß hier rasche Umwälzungen geschehn sind und daß alles begehrlich nach Weiterkommen ist. Und es hat dennoch zugleich das Alte im Blut bewahrt: eine gewisse verträumte Unbekümmertheit, die in allen Verhältnissen ausgestreckt liegt, alte, gemütliche Wohllebigkeit, ruhig gerundete, sehr höfliche Umgangsformen, ein blindes Vertrauen auf andermanns Ehrlichkeit. — Das gibt ein merkwürdiges Gemisch von Kühlheit und Verträumtheit und Kultur. Im

Innern des Landes liegen jung besiedelte Straßenkreuzungen, die nur Eisenbahnstation und Geschäftszentrum sind. Die Häfen haben neue, gute Anlagen, wachsen rasch, und die Städtchen von Rang heißen auch offiziell „Kjöbstad" — Handelsstadt.

Von meinem Fenster in Thisted aus, in dem der Wind mit der rot-gelb-schwarzen belgischen Konsulatsflagge des Nachbargebäudes knallte, erblickte ich das Haus, in dem Jens Peter Jacobsen gelebt hat, gelitten und geträumt hat. Ich ging öfter des Tags vorbei. Niemand mehr von den Jacobsens wohnt drin. An den Fenstern blühen keine Hyazinthen. Aber auf einem kleinen runden Emailschild steht „Christensen Entreprenör". So sieht das Haus auch drein. Gelbe Ziegel, eine Türe und Fenster. Aber die Fenster schauen auf den Lymfjord.

Der Lymfjord zieht einen oft hinaus. Es waren meist sonnige Tage, und wo nicht die flimmernden Flüsse des lichtlohenden Wassers flossen, war er wundersam blau im Sonnensturm. Die Insel Nors stand drüben in schwärzlichem Violett, trotz ihrer langen Schmalheit schwer und gewaltig am Wasser. Ein großer Segler trieb dunkel von ihr herüber dem Hafen zu. Das Ufer Thylands, auf dem das Städtchen liegt, zog rechtsab einen weit gestrichenen Bogen und lief ostwärts auf eine schroffe, nicht allzu hohe Sandböschung los, an deren nackter Kante es auf einmal aufhörte. Das nahe Ufer lag in so weicher Klarheit und Reinlichkeit zwischen dem tiefblauen Fjord und dem seidigen Himmel, in dessen Azur einige große weiße und violettgrau schattierte Wolkenflocken ruhig standen. Durch das spärliche Grün der Wiesen drang in langen Strichen der lilabräunliche Boden. Ein paar Höfe lagen wie ruhende kräftige Kähne übers Land. Windmühlenflügel schwangen dunkel zwischen ihnen durch die Luft. Die Straßen waren weiß und festgebacken. Es ist Kalk im Boden. Es rauschte vom Wasser her, durch das wie Schlangen weiß verspritzende Wellen schlüpften. Vögel sangen und Lerchen lärmten. Und trotzdem war es gedämpft und so still. Der Wind trieb oft weite, helle Staubwehen über die Straßen.

Aber wenn ich landeinwärts weiterging, und von den Wegen abschweifend, durch die Wiesen strich, in denen Schafe ängstlich und jämmerlich rufend, davoneilten, dann konnte es geschehen, daß sich einem in der Hand das Bild wandte. Dann fanden meine Schritte einen dunklen Boden, unter dem wassergefüllt der Torf saß und vor den Tritten in kleinem, unheimlichem Schaukeln wich und wieder aufging, indem braune Bläschen um die Sohlen schäumten. Da lagen dann Höfe, die zu versinken schienen. Ein leiser Verfall gärte schwammig in ihren Schilfdächern, an ihren Wänden, und die Erde hatte sie schon feucht moorig und moosig ein wenig in sich hineingesaugt. Die Dächer lagen oft, selbst in der Nähe unerkenntlich, wie nasse, fleckig geschwärzte Torfhügel vor mir, und ich erschrak, wenn ich erkannte, daß sie ein Haus bedeckten. Der Fjord war jetzt schwärzlich violett und Nors war

dunkelmehlig blau, glänzte in zartem Dunst, und in der schrillen Flur sonnenerfüllten Wassers standen drei oder vier kleine Segel, scharf und blinkig schwarz.

Kam ich dann wieder nach Thisted zurück, so war es trocken und warm in den Straßen der Stadt. Der Wind fuhr ab und zu mit dem Staub, wie mit einem Wedel über die Hausfassaden einer Straßenseite. Der blaue Himmel lag über den Gassen, dem Friedhof und der Kirche. Unter dem primitiv derben und malerischen Gewölkebau des Kircheninnern funkelten schwere, alte Messingleuchter. Ein Schiff segelte in vollem Zeug über den Köpfen. Blaue Augen. Ein Graubart in Halskrause und altertümlich weitschweifigem Talar konfirmierte mit eindrucksvoller Feierlichkeit. Die Kinderaugen aber waren belastet und fanden den freien Weg nicht hinauf zu den guten Augen des schönen alten Priesters. Sie stahlen sich wie Diebe unter den Blicken und Segenssprüchen davon. Denn sie wußten: sie verdienten diese heilige Festlichkeit nicht. Auf dem Grabe Jens Peter Jacobsens blühten um die Fingerblätter einiger Helleborusstöcke herum zwei Büschel Schneeglöckchen, eine Reihe „sherrygüldener" Krokus und standen in glänzender, steifer Feierlichkeit drei Stechpalmsträucher. Ein schlankes Rosenästchen in einem Blumentopf ließ seine einzige Blüte ohne Schmelz und Fröhlichkeit hängen. Der Frost der Nacht hatte sie geküßt.

Eines Tags fuhr ich dann auf der „Fylla" davon. Hinter dem Faeggesund weitete sich der Fjord zu einem kleinen Meer. Die Ufer lagen unendlich zart, wie flimmernde Linien der Luft, in der Ferne. Uferbäume standen vom Erdboden losgelöst im Lichtzauber, klein und fern, dunkle schlanke Flämmchen. Der Aeggesund nähert das Land wieder; die Nibe Bredning hält es auch nicht allzuweit auseinander. Manchmal kommt es in dunkeln, bewaldeten Hügeln bis ans Wasser und dazwischen streifen dann wieder wunderbare Flachebenen, in denen zahllose Einzelsiedlungen funkeln, weit dahin. Windmühlen. Weiße Kirchen. Inseln mit Gehöften. Rote Dächer. Auf dem Wasser Segelboote. Einmal pralle Lieblichkeit und dann ein weites, heißes, verschimmerndes Träumen! Und in einer späten Nachmittagsstunde, den silbernen Glanz des Fjordes fangend, die alte Stadt Aalborg, von Schloten bequalmt, an eine Windung des Fjords geschmiegt, der hinter den nahen Hügeln sich in die Ostsee auflöst.

Tragische Küsten

Ich wanderte vom Lymfjord auf die Nordsee zu und wollte noch die Sonne erwischen, wenn sie ins Meer versank. Ich hatte einen ermüdenden Westwind gegen mich. War aber immerhin schon soviel Stunden über die Landstraßen gezogen, als ich mir die Entfernung bis zum Fischerdorf an der See ausgerechnet hatte. Das Land ging wie in schwerem, verhaltenem Wogen mit einer kräftig bäuerlichen Melodie der Linien, Flächen und Farben

vor mir dahin. Ein Bauernlied, alt und solid. Aber ganz auf dem Grund schlummerte ein Stück Wehmut und Weichheit. Höfe stiegen rundum. Wie lagen sie so klar in ihrer Vereinsamung! Sie hatten so etwas zeitlos Geruhigtes.

Als ich dachte, daß nun bald einmal auf einer der Hügelwellen die See zu sehen wäre, fingen die Höfe an mich zu narren. Das Dach stieg einen schmalen dunkeln Streifen aus dem Boden herauf, und die zwei oder drei Schornsteine standen immer so regelmäßig nebeneinander auf dem First, daß ich einen Augenblick glauben konnte: da ist ja ein Dampfer! Hinter fernern Hügeln erhoben sich hohe Maste, schwer mit gehißten Segeln. Aber es waren stets nur die ruhenden, sonnebedeckten Flügel der Windkreuze auf den Höfen.

Auf die Weile wurde das ärgerlich und dumm. Aber da kam von seitwärts über eine andere Straße ein gelber Wagen. Ich setzte mich an den Straßenrand ihn zu erwarten. Es war die Post. Da stieg ich mit ein.

Als einziger Reisegenoß saß mir gegenüber ein grauer, ärmlich gekleideter Mann. Neben sich hatte er ein dickes Pack liegen. Er schob ein großes Buch ans Fenster und las ohne aufzublicken. Ab und zu machte er ein Zeichen mit einem kleinen Bleistift. Es war eine Bibel und ich konnte sehn, daß er die Geschichte des verlorenen Sohnes las.

Die Pferde griffen tüchtig und Staub schlendernd in den Weg. Nach einer halben Stunde stand wie auf einmal ein langer Zug Dünenhügel vor uns, auf den die Straße hinaufstieg. Die Dünen zogen weit ins Land dahin. Sie sahen aus wie der unregelmäßig gezähnte Rücken einer ungeheuern Säge. Jede Spitze vermochte gleichsam nur einen kurzatmigen Biß in den Himmel zu tun. Kein Schwung konnte sich still und gemütvoll ausleben. Kein Fließen, kein Zur-Ruhe-Kommen in den Linien. Und das hatte im Verein mit der leblos blassen Farbe der Hänge so etwas zappelig Schmerzhaftes.

Da hörten auch die Höfe auf.

Als wir die Höhe genommen hatten, waren wir in einer weiten, welligen und öden Ebene. In der Ferne schlossen sie wieder Dünenberge, auf denen das Abendrot flammte. Man sah kein Haus weit und breit. Nur auf einem entfernten Hügel ragte ein dicker, dunkler Kopf auf drei gespreizten Beinen hoch und schwarz in die Glut des Firmamentes, und zwischen den Zacken des Dünenkamms stand jedesmal bis zu einer gewissen Höhe eine starr schwere, stahlblaue und unerklärliche Masse.

Es war das Meer.

Gegen halb neun waren wir im Fischerdorf. Es hieß Klitrup. Ich wohnte beim Telephonmeister in einem großen, weiten, feuchten Haus, das seine Hotelkarriere als Unterkunft für Schiffbrüchige begonnen hatte. Das ganze Gebäude war auch mit Gegenständen von gestrandeten Schiffen ausgestattet, mit Messinglampen in Cardanischen Ringen, mit drehbaren Glasbrettern über Tischen mit Messinggeländern, mit Büchern aller Sprachen usw.

Schon am nächsten Tag machte ich eine gute Bekanntschaft mit dem Zollmann, dem Herrn Jens, der früher zur See gefahren war und etwas Deutsch behalten hatte. Er führte mich in das Schiffdeckhäuschen eines vor fünf Jahren gestrandeten spanischen Dampfers, das auf einer Düne stand. Aber das Häuschen hatte nichts mit dem Zoll zu tun, sondern es gehörte meinem Wirt, der ein sonderbarer Kauz war und es dort oben, weiß nicht weshalb, aufgestellt hatte. Saßen wir droben, dann erzählte Herr Jens mit der Unermüdlichkeit der Dünung, die unter den Dünen an den Strand trieb, von seinen Seefahrten und von den Fischern, von den Stürmen, den Nebeln und den Strandungen, vom Flugsand, der das Land erstickte.

Der Wind stand immer mit metallisch klingendem Sausen auf dem Häuschen und zu den Fugen sprang er herein, wie kleine, kalte Springbrunnenstrahlen und half mit unsere Zigarren rauchen. Wir sahen die hundert Häuser des Dorfs weit auseinander gestreut in den Sandtälchen liegen. Sie waren alle weiß getüncht und eins wie das andere. Es waren ordentliche, nüchterne, mit Zement gebaute Häuschen. Fast niemals zeigte sich ein Mensch bei ihnen. Weit im Kreis um sie ging das Land wie ein Meer von erstarrten Trümmern, spärlich vom leblosen Graugrün des Sandhafers und an einigen Stellen von den braunen Flecken der Heide überschwemmt. Wie Vorgebirge zogen Erhöhungen hin und her, und der Wind hatte ihre Flanken gelb und nackt aufgerissen. Irgendwo lag als ein schmales, graublinkiges Band ein See. Hinter ihm, ganz klein und doch die Gegend beherrschend, zog eine Reihe Hünengräber auf, von dem hohen Fürstengrab stufenweise abwärts alle schön regelmäßig gekuppt.

Wo die Küste aber nach Süden drehte, richtete sich der Leuchtturm von Hanstholm aus den Dünen auf. Wenn es Abend wurde und der blaue Himmel sich mit einer ungeheuerlichen, leblosen Blässe auf das bleiche Land hing, begann sein Feuer zu spielen. Er gab drei kurze Blitze hintereinander, die aussahen wie ferne, mächtige Kanonenschüsse, und man wartete immer auf den Schall. Dann war der Turm eine Weile unsichtbar und dann zuckten wieder die drei grellen schnellen Feuerscheine auf. In der Finsternis glitten sie eilig, wie ungeheure drehende Lichtbalken übers Land, warfen sich gegen die entfernten dunkeln Hügel und sprangen ins Meer. Sie erleuchteten drei grelle Sekunden alle Zimmer, deren Fenster sie trafen, obgleich der Turm drei Stunden vom Dorfe weg lag.

An einem windigen sonnigen Tag wollte ich mal zu dem Turm wandern, hin übers Land und am Strande zurück. Als ich aber eine Stunde gegangen war, zog mich ein See seitwärts ab und ich gab Hanstholm auf. Ich streifte durch die maßlose Traurigkeit des Landes weiter. Hinter Sandhügeln, auf denen harter Dünenhafer im Winde klirrte, lagen Heiden, halb vertrocknet und versandet, halb vermoort. Ein großer Bauernhof von altem, verfallendem Aussehn tauchte auf. Wenn das Ackerland in die Mulden hinabstieg,

hatte es noch dunkelbraunen Boden. Aber es gingen schon dichte weiße Schimmer drüber, und das meiste Land lag hoch, und war ganz weiß. Von dem Hof hatte ich gelesen, daß er vor zweihundert Jahren eines der reichsten Güter Jütlands gewesen und die Karten führten ihn noch als „Herrenhof". Ein hungriges Pferd pflügte mit leichter Mühe neben ihm durch den Sand. An einer Stelle war ein Loch gegraben und auf seinem Grund sah man den dunkeln strotzenden Marschboden sehnsüchtig üppig bebaut zu werden. Alles was drüber lag, war weißer, glitzeriger Sand, mit dem der Wind spielte. Er stob um die Schuhe wie kleine, wütende Funken und die Schritte eilten geräuschlos und weich über ihn dahin.

Dann kamen weite farbige Seen, von Dünen eingefaßt. Unter dem wolkenlosen Himmel lagen sie dunkelblau in der bleichen Ebene. Die Ufer waren müde blaß und trocken, und die blauen Seen standen in ihnen, wie kalte Brände, ohne Zusammenhang mit den Küsten, schroff und grausam wie Seen des Todes.

Der Wind rauscht wie eine Schar unsichtbarer Segler. Er nimmt den Wanderer an Bord und pfeift ihm etwas um die Ohren. Zwischen den Zähnen knirscht der Sand, der in den Mund fliegt. Das Land geht weiter, dürr und heiß im herben Vorfrühling, und unfruchtbar, und in den grünen Schimmern, die der Sandhafer über seinen hellen Leib wirft, hat es etwas von Leichenblässe. Verlassene Gebäude begraben sich langsam in die Erde, und dann und wann findet man verschüttete Mühlen und Kirchen.

Nur Fischer wohnen an der Küste. Sie haben kleine Boote mit einer Segelstange und oft mit einem Motörchen. Aber den benutzen sie nur in der guten winterlichen Fangzeit. Ich ging einigemal mit Christensen, einem Freund des Herrn Jens, hinaus auf die See. Über die Kahnwände hingen rundum Schnüre und jeden Augenblick zog der Fischer eine fette Makrele heraus. Es war ein Genuß, diese strammen Kerle muskulös und widerspenstig in den Händen zappeln zu fühlen. Sie waren etwas wie die flämischen Frauen von Jordaens oder Teniers, so prall und feist und kräftig, so unbewußter Instinkt, triebhafte Reinzucht. Diese Fische waren die einzige „Energie" im Land.

Selbst der rauhe, verwitterte Christensen hatte etwas Weiches und Mildes in seinen Bewegungen. Wie alle die Fischer hier. Nur wenn sie des Sonntags so feierlich in ihren weiten, schwarzen Kleidern über die einsamen Straßen schritten, sahen sie, dunkel und groß im reichen, fließenden Licht, so plump, so erdentümlich aus; so als wären sie belastete Säulen, die, weiß Gott, wie Schweres zu tragen haben. Sie kommen sich ja auch so der Fatalität ausgeliefert vor, weil sie ihr Tagewerk auf die ungewissen Tiefen der heimtückisch mächtigen See bannt, daß sie sich bei ihren schweren Gedanken ganz und stumm einschließen oder wie die Teufel drauflos hetzen, Spiel und Trank und Vergnügen ... ach was, farvel, es kommt nicht drauf an. Wer weiß, ob morgen? ...

So lebten sie noch vor zehn Jahren, leichter noch und verschwendender als sonst schon die Jütländer tun, erzählte mir Herr Jens. Aber dann trieben sie ins andere Extrem, in eine religiöse Strömung. Sie nennen es „Mission". Ich hab sie in dem nüchternen Saal, den sie sich gebaut haben, sich selber vorpredigen hören. Sie trugen dann ihre Gesichter, aus denen Sonne, Wind und Seeluft alle überflüssigen Kleinigkeiten herausgearbeitet haben, wie Ever im Sturm. Das war eine harte Leidenschaftlichkeit; kurze, einfache Faustschläge. Es war ein „Wehe!" in den Augen, die die blaue Versonnenheit bunter Wasserfernen haben, ein hart verträumter Fanatismus, der ihre Leben bezwang. So sind alle Heilande geworden. Sie teilen ihr Dasein zwischen den Fischzügen auf der See und den Fischzügen ins Leben der Seelen.

Aber sie haben auch ihre Gegner fanatisiert. Wenn auch fast alle Fischer an den Küsten Thylands und Vendsyssels ihnen zugehörten, so war es die einzige Zungenbeschäftigung meines Bekannten Christensen, auf sie zu schimpfen. Darin tat ihm Herr Jens tüchtig Bescheid. Seit dieser verfluchten Missionsgeschichte kriegte man absolut keinen Whyst und keinen l'Hombre mehr zusammen.

Da war es am Karfreitag, daß ich etwas später aufstand und erst gegen zehn Uhr in die Dünen und zum Deckhaus hinaufstieg. Der Wind schlug sausend von Nordwest. Er wollte sich in meinen Mund bohren und trieb mit solcher Heftigkeit, daß ich mich nur mit dem Rücken gegen ihn weiterstemmen konnte. Sturm! Die See scholl donnernd hinter den Dünen, wie ein endloser Zug zwischen Bergen. Von oben sah ich dann die ganze Küste weiß brennen. Die Wogen stürmten von weither heran und zerschlugen hoch über den Sand zu Schaum.

Im Häuschen saß Herr Jens. Er zeigte stumm hinaus. Als ich eine Weile seiner Hand über die grüne, erregt beschäumte See gefolgt war, bemerkte ich, wie hinter den Wogen fern ab und zu ein Mast emporstieß, ein kleines Schiff tanzte auf und kippte wieder hinter die Wasser.

„Das ist Christensen!" sagte Herr Jens. „Er hat's der Mission zu Trutz getan, weil heut Karfreitag ist. Und sie haben ihm den Sturm nicht angezeigt. Ich glaub . . . fertig!"

Da flogen am Signalmast, der zwischen den Beinen der benachbarten Bake aufstieg, drei Ballons hoch. Das wollte sagen: Draußen bleiben! Rettungsboot kommt!

„Ich geh hin, Herr Jens!" sagte ich.

Der Zollmann blieb sitzen. Ich glitt im weichen Sand hinab zum Strand. Der Sturm flog mit mir. Er riß wie eine derbe Faust an meinem Mantel. Schaumflocken wirbelten um mich. Steinchen flogen mir in den Nacken und pickten einen Augenblick wie Nadelstiche. Über die scharfen, hellen oder hohl pfeifenden Laute und das kochende, knirschende Zerrauschen, mit dem die

Wellen übers Ufer verprallten, stand gewaltig das ferne, dunkle, anschwellende Tosen des Meers. Ein leiser silbergrauer Dunst stieg auf an der Küste. Der Sturm beschüttete mich bald mit Steinchen, bald mit Wasser.

Das Rettungsboot sah ich aufs Wasser aufsetzen. Die Ruder standen einen Augenblick wie schwarze Bäume. Dann sausten sie nieder, und als ich zu der Stelle kam, wo die Fischerboote liegen, war es schon hinter den Wogen und schnellte nur noch bald mit dem Steven, bald mit Achtern über die Wellen hoch.

Christensen wurde gerettet. Ich sah ihn im Boot sitzen mit einem geschlossenen Gesicht. Es war, als lägen dunkle Sturmwolken drin.

Als es schon Nacht war, klopfte Herr Jens an mein Fenster. „Kommen Sie schnell mit!" sagte er. Der Sturm schob uns über die Straße. Vor dem Haus der Mission nahm Herr Jens meinen Arm und zog mich zum ersten Fenster hin. Da sah ich drinnen Christensen unter andern Männern und Frauen in der ersten Bank stehn. Grade über seinem Kopf schwebte die Faust eines alten Fischers, den ich vom Sehen kannte, und das Gesicht des Predigers war zu Christensen herabgeneigt. Christensen hatte die Augen geschlossen. Seine schwere Nase aber stand gradaus, als käme der Schlag nun auf sie nieder. Die Hände hatte er unter der Brust ineinander gepreßt, wie zwei zusammengerannte Eisenbahnzüge ineinander gerammt und verbogen sind.

Der Sturm dauerte drei Tage, und Herr Jens erzählte mir unaufhörlich von dem spanischen Dampfer, dem französischen Schiff, der norwegischen Bark, dem Hamburger Fischerdampfer und den ungezählten Fahrzeugen, die in der Zeit seines Amtes hier in Nebel und Sturm gestrandet sind. Haben Sie das Grab der zwölf Norweger auf dem Gottesacker gesehn? Und das der sechs Klitruper Fischer? In der Nacht ertranken 150 Fischer zwischen Ringkjöbing und Skagen. Da kam unerwartet eine fürchterliche Sturmflut, und da war nichts mehr zu machen. Das war am 25. April 1893. Vor drei Wochen wohnten 15 Englishmans in ihrem Gasthof, die zu der gescheiterten Belgravia gehörten. Aber dieses Jahr werden die Strandvögte kein gutes Geschäft machen. Haben Sie gesehn, wie wenig Strandgut im Dorf liegt? Kaum für 2000 Kronen! Und der Herr Christensen ist jetzt sehr tüchtig dabei in der Mission. Am Osterdienstag soll er zum ersten Male predigen. Da gibt's nicht zu streiten: ein Charakter ist ein Charakter! Ja! . . . Lange hinterher lächelte er noch einmal ganz höhnisch.

. . . Dann kamen ruhigere Tage. Die Sonne versenkte ungestört ihre Wärme in den Sandboden. Die Dünen erhitzten sich und bebten. Die See stand seidig zartblau zwischen ihnen, wenn man vom Land kam, und wurde gegen Abend von einem unfaßbar feinen, grünlichen Silber. Ich lag oft in der blonden Struppigkeit einer Dünenschlucht vor dem Wind geborgen, im warmen Sand. Das Meer strich an der Öffnung sanft und fast singend

an den Strand. Meine Hände müssen immer streichelnd über den Sand gleiten oder hineingreifen. Er ist seidig, flaumig und beruhigend, und ich konnte mir träumen, daß es die blonden Hände der fernen Frau seien, an die ich immer dachte. Durch den Sand, den der Wind in kräftigen Wellenlinien gezeichnet hatte, gingen weithinab einige dunkle Menschen und suchten nach Bernstein, den die Wogen ausgeworfen hatten. Der Sturm muß einen versunkenen Schatz aufgewühlt haben. Ein Knabe fand eine Handvoll alter holländischer Golddukaten im Sand. Die Küste lag voll von angeschwemmten Balken, Körben, Kisten, Segel . . . Über die machten sich die Strandvögte her. Eine Schar großer Seemöwen streifte windan. Dann und wann fiel eine rasend nieder, wenn sie eine Beute erspäht hatte.

Und dann wieder Wanderungen über den Flugsand und die Heiden zu den Bränden der starren, blauen Seen, zu den sterbenden adeligen Bauernhöfen. Wenn Regen aufzog, bekam die Luft über dem strohgelben Land einen schiefervioletten, schweren Schmelz. Sie schien sich wie Felsen von dunkler Ungeheuerlichkeit über die spröde Gegend wälzen zu wollen. Weiße Möwen schillerten auf einmal in ihr auf, wie Schreie, und waren verklungen. Im Sand lagen Schritt auf Schritt gebleichte Tierskelette und Reste von Strandungen. Die dürren Hügel gingen zwecklos, ausgesaugt mit unruhigen, zuckenden, müden Linien vor einem auf und ab. Alles lag in einer so harten, kleinen Melancholie, und man hätte gewünscht, daß die See herüberschlüge, um die sterbende Küste zu einem schnellen Tod zu führen.

Das ist die Poesie des Skagerrak!

Alter und neuer Orient/ von Karl Jentsch

Woher die Rassenunterschiede? Sind an verschiedenen Orten der Erde verschiedene Menschenarten entstanden, deren Keimplasmen sich durch alle Generationen unverändert erhalten? Hat sich die Nachkommenschaft des einen Urmenschen unter der Einwirkung von Boden, Klima, Kultureinflüssen, Mischungen in verschiedene Zweige gespalten? Das zweite machen die Vereinigten Staaten wahrscheinlich, auf deren geräumigem Boden vor unsern Augen eine neue Rasse erwachsen ist. Die Lebendigkeit des europäischen, die Schläfrigkeit des orientalischen Lebens erklärt sich aus der Vielgestaltigkeit unsers und der Einförmigkeit der großen Ebenen des östlichen Erdteils und aus dem Umstande, daß die durch geographische Unterschiede differenzierten Völker und Völkchen Europas, weil einander nahe, in lebhafter Berührung und Reibung mit einander leben. Die Differenzierung ist bis zur Formung selbständiger Individualitäten fortgeschritten, weshalb seit alter Zeit schon die Europäer sich als gleichberechtigte Brüder zu fühlen pflegen, während der Asiate Atom einer gleichartigen Masse geblieben ist und darum zeitlebens als von einem göttlichen, menschlichen oder halbgöttlichen Vater mehr oder weniger schlecht behandeltes Kind vegetiert. Da aber nur Gegensätze eine lebendige Wechselwirkung ermöglichen, und nur eine solche die Kultur vorwärts treibt, so muß dieses asiatische Vegetieren erst in späterer Zeit überhand genommen haben. Die hohe Kulturstufe, auf der die Chinesen seit Jahrtausenden stehen, und auf der die Euphratländer vor viertausend Jahren gestanden haben, kann nur mit einer der heutigen europäischen ähnlichen taten- und kampflustigen Energie erklommen worden sein. Diese Energie ist dann später eingeschlafen, weil es an Weckern fehlte; was bei der Entlegenheit und Einförmigkeit Chinas — in Indien wirkte und wirkt das erschlaffende Klima mit — nicht verwundert. In dem unserem Erdteil ähnlicheren und nähergelegenen Vorderasien erklärt es sich vielleicht daraus, daß der Despotismus, ohne den ein eng zusammengedrängtes Völkergewimmel kaum in Ordnung gehalten werden konnte, die Seelen mit dem oben erwähnten Kindergehorsam fesselte, und daß von der Zeit an, wo Europa barbarisch ward, geistweckende Einwirkungen von außen fehlten. Aber vor sechs Jahrtausenden, als die sumero-akkadische Kultur entstand, die sich dann die einwandernden Semiten aneigneten, müssen die Bewohner der Zweiströmeländer europäisch geartet gewesen sein. Die Herrlichkeiten Babylons haben uns die Bibel und die Griechen geschildert. Seit langem wissen wir, daß wir den Babyloniern die Elemente der Astronomie und der Arithmetik verdanken. Seit dem Beginn der Ausgrabungen kennen wir ihre Architektur, aus deren Bilderschmuck ihr häusliches Leben, ihre Gewerbe, ihre Hofhaltung und Kriegführung, seit der Entzifferung der Gesetze Hammurabis endlich ihren sozialen und Rechtszustand. Bewunderungswürdig erscheinen

uns ihre Trinkwasserleitungen und die Kanalanlagen zur Bewässerung der Felder. „Das Wölben verstand man schon in sehr alter Zeit und wandte es bei Kanalbauten an." (Babylonien und Assyrien von E. v. Starck. Marburg, Adolf Ebel, 1907. Der Verfasser, ein sehr gründlich unterrichteter Dilettant, wird von den Assyriologen auch darum nicht für voll genommen werden, weil er in dem Babel-Bibelstreite den orthodoxen Standpunkt einnimmt; aber die zahlreichen wörtlichen Anführungen aus den Inschriften machen sein Werk zu einem brauchbaren Handbuche.) Tiglat Pilesar I., etwa 1130 bis 1110 v. Chr., „baute Kornhäuser, darin Vorrat für Zeiten der Not zu sammeln. Er legte neue Kanäle an, um Sümpfe zu entwässern und trockenen Landstrichen Wasser zuzuführen. Er führte fremdes Vieh ein, auch neue Nutzpflanzen und Fruchtbäume und sorgte für die Erhaltung der Wälder." Vergleicht man damit, wie im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten mit den Naturschätzen gewüstet wird, so wird man vielleicht eine Grenze gewahren, und sie — Demokratie nennen. Aus den Gesetzen Hammurabis liest Starck eine Fürsorge für die Arbeiter heraus, ähnlich der in unserer Gesetzgebung erst seit zwanzig Jahren organisierten.

Sollte nicht auch das Fehlen idealer Antriebe mit daran schuld gewesen sein, daß der Fortschritt ins Stocken geriet, nachdem er diese glänzende Zivilisation geschaffen hatte? Zivilisation nämlich, materielle Kultur, ist alle asiatische Kultur geblieben, außer in Indien, wo jedoch das Ideale teils zur Weltverneinung überspannt wurde, teils in Phantastik ausartete, und vielleicht in Japan. Auch die Humanität, soweit solche von den Gesetzen Hammurabis bezeugt wird, ist nur Wirkung kluger wirtschaftlicher und politischer Berechnung. Den Herzschlag und die Glut erbarmender, leidenschaftlicher Nächstenliebe, die man aus der Predigt der jüdischen Propheten, dem 24. Kapitel des Deuteronomiums und andern Stellen des mosaischen Gesetzes herausfühlt, einen Erguß göttlich reiner, weltüberwindender Liebe gleich dem, der uns im 13. Kapitel des 1. Korintherbrieves hinreißt, würde man vergebens suchen in den von Selbstlob überströmenden Dokumenten jener Gewaltherren, deren Bildnisse durch ihre wilde Majestät den Beschauer schrecken. Die barbarische Grausamkeit, mit der sich die Europäer, im Widerspruch zu ihrer Naturanlage wie zu ihrer Religion, in zwei Perioden krankhafter, aus fremden Einflüssen entsprungener Verirrung befleckt haben (im zäsarischen Rom und von der Einführung der Inquisition bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts), gehörte, in Assyrien wenigstens, zur königlichen Politik und war, ebenso wie die Tempelprostitution, in ganz Vorderasien ein Bestandteil des Kultus. Asurbanipal rühmt sich: „Mit dem Messer, mit dem ich Fleisch zu schneiden pflegte, machte ich ein Loch in seinen [des Araberkönigs Maiti] Backen; ich zog einen Strick durch seine Oberlippe und befestigte daran eine Kette, mit der man die Hunde koppelt, und ließ ihn im Ostor von Ninive den Käfig hüten". Und ein anderer Großkönig: „Ich baute eine Mauer; ich ließ die Aufrührer schinden und be-

deckte die Mauer mit ihrer Haut. Einige wurden lebendig darin eingemauert; einige wurden längs der Mauer gepfählt. Dann häufte ich ihre Köpfe in der Form von Kronen, ihre durchstochenen Leiber in der Form von Laubgewinden". Man sieht jetzt klarer, wohin Äschylus zielt, wenn er den Apoll die Eumeniden verjagen läßt mit den Worten:

Fort! Meiner Wohnung dürfet ihr nicht nahe sein!
Nein, da, wo mörderköpfendes, augauswühlendes
Gericht; wo Mordgemetzel, frevle Fehlgeburt,
Entmannung, Schändung, alles Schreckens Übermaß,
Wo Aufgespießte jammerlaut, Gesteinigte
Verröchelnd wimmern.

Edle Menschlichkeit, die allein des Menschen Schönheit entdecken, in Plastik und Dichtung liebend nachbilden konnte, sie fehlte im Orient — einen einzigen winzigen Kreis ausgenommen, den der jüdischen Propheten, die freilich nicht an Plastik dachten, nicht daran denken durften, weil diese Kunst im ganzen Altertum dem Polytheismus diente. Von den rechnenden, messenden, den unverbrüchlichen Lauf der Gestirne beobachtenden Babyloniern hätte man zu allererst erwarten sollen, daß sie den einen Gott finden würden, der (Weisheit 11, 21) alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet hat. Aber nein! Sie sind in einer wüsten Mythologie und einem mit dieser verflochtenen wüsten Aberglauben stecken geblieben. Auch der Hexenwahn stammt von ihnen, in dessen Praxis sich leider ihre Schüler, die Christen des 16. und 17. Jahrhunderts, von den Meistern haben beschämen lassen, da diese nicht die Hexe selbst, sondern statt ihrer nur eine Strohpuppe zu verbrennen pflegten. Nur der Glaube an den einen, das All gesetzlich durchwaltenden Gott konnte den Begriff des Naturgesetzes, die Voraussetzung exakter Wissenschaft, erzeugen, den der theologische Wunderbegriff, mag er auch unhaltbar sein, befestigt hat, da nur, wo eine Regel herrscht, von Ausnahmen die Rede sein kann. Das hellenische Menschheitsideal, das Verwirklichung heischt, der Judengott, der sittliche Vollkommenheit gebietet, der christliche Heiland und Erbarmer, dessen Reinheit, die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit sind ebensoviele Kräfte, die sowohl vor Fäulnis bewahren als zum Fortschritt treiben.

Diese Überzeugung spricht auch Lord Cromer, der in seinem „Modern Egypt" die Geschichte dieses Landes seit 1875 geschrieben hat, mit den Worten eines Landsmanns (Liddon) aus: „Keine noch so erbitterte Feindschaft gegen die Lehre des Christentums könnte Blindheit gegenüber der Tatsache rechtfertigen, daß die Welt dem Christentume die klare Idee des Fortschritts verdankt und den einzigen ernsthaften Versuch, sie zu verwirklichen." Daß freilich die Wirksamkeit dieser Lehre von Umständen abhängt, zu denen auch die Rassenanlage gehört, hat der Reformator Ägyptens nicht übersehen. Er muß bekennen, daß die altchristlichen Ägypter, die Kopten, sich nicht über das sittliche Niveau ihrer mohammedanischen Stammesgenossen erhoben haben, über

deren intellektuelles nur durch die Kunst des Rechnens, die übrigens einer Seite der Sittlichkeit, der geordneten Pflichterfüllung, als Vorbereitung dient. Der mohammedanische Ägypter hat keinen Begriff von Zeit- und Raummaß, von Zeiteinteilung und von Entfernungen, darum auch keinen von Akkuratesse und Ordnung; im Bahndienst richtet er Unheil an. Cromers scharfe, ohne Zweifel zuverlässige Charakteristiken lassen sich deswegen nicht ohne Einschränkung auf den ganzen Orient ausdehnen, weil sie nur der mohammedanischen Bevölkerung gelten; doch ist ja der Islam selbst ein orientalisches Gewächs und wird im orientalischen Geiste praktiziert. Cromer bestätigt die Ansicht, die freilich nicht von allen Kennern Afrikas geteilt wird, daß die Annahme dieser Religion für schwarze Heiden einen Fortschritt, eine Erhebung bedeute. In den ersten Zeiten des Islam, berichtet er, wandten sich einmal Anhänger des Propheten an den christlichen König von Abyssinien, ihn um Schutz vor den Koreischiten anzuflehen. Sie sagten u. a.: „Unser Prophet hat uns geboten, den einen Gott zu verehren, die Wahrheit zu reden, unser Wort zu halten, unsern Verwandten beizustehen, Gastfreundschaft zu üben, uns der Unkenschheit und der Ungerechtigkeit zu enthalten, Gebete zu sprechen, Almosen zu geben und zu fasten." Es ist klar, daß ein solches Gesetz, wenn es beobachtet wird (und es wird beobachtet — den Begriff der Unkeuschheit muß man allerdings bei dieser Anerkennung sehr eng fassen —; Lothar Bucher spottet einmal, der Hauptunterschied zwischen dem Gesetze Mohammeds und dem christlichen Gesetze bestehe darin, daß jenes streng, dieses gar nicht beobachtet werde), daß also ein solches Gesetz dem Volke einen starken sittlichen Halt verleihen muß. Freilich vermag es so wenig wie irgendein andres die Wirkung von Rassenseigenschaften, von sozialen und politischen Zuständen aufzuheben. Während der Türke, als Sprößling eines kriegerischen Herrenvolkes, männlich, wahrhaft und innerhalb gewisser Grenzen zuverlässig ist, sind alle gemeinen Ägypter, die christlichen, wie Cromer mit Bedauern konstatiert, nicht ausgenommen, mit den Lastern der Sklaverei behaftet, die sie seit 6000 Jahren unter verschiedenen Herren erduldet haben.

Die guten Wirkungen des Islam werden leider nach Cromer von zwei schweren Gebrechen aufgewogen. Mit dem einen meint er natürlich die Polygamie. Der sukzessiven kann, bei der Leichtigkeit der Scheidung, auch der Arme frönen; einer von Cromers Stallburschen hat in anderthalb Jahren sein Ehegespons elfmal gewechselt. Was die Familie bedeutet, und daß ohne festes Eheband kein wirkliches Familienleben möglich ist, ohne dieses aber die Volksgesundheit nicht gedeihen kann, das braucht nicht weitläufig auseinandergesetzt zu werden. Cromer meint darum, so lange die Orientalen nicht Christen werden, könne von wirklicher Europäisierung keine Rede sein, und würden sie nie aus eigner Kraft, ohne europäische Hilfe und europäischen Zwang, zu gesunden politischen und wirtschaftlichen Zuständen gelangen. Allerdings — daran erinnert der Engländer nicht — hat uns Germanen nicht erst das

Christentum die Monogamie gebracht. Die Arier haben monogam gelebt, so weit wir ihre Geschichte zurückverfolgen können; Homer zeigt uns die Gattinnen seiner Helden in der würdigsten Stellung. Aber die christliche Kirche hat mit unerbittlicher Strenge die altarische Tugend aufrecht erhalten in Zeiten der sozialen Auflösung und sittlichen Verwilderung, und schützt sie heute noch gegen die Sophismen unsrer Überkultur; und wo die monogame Liebe nicht Rassetugend ist, könnte sie durch keine andre Macht als durch das Christentum zur Herrschaft gebracht werden; ob diesem das je einmal bei einem der mohammedanischen und der farbigen Völker gelingen wird, das ist allerdings sehr fraglich. Freilich hat sogar der gläubigfromme Gordon (von dessen Briefen und Tagebüchern jüngst im Gutenbergverlag eine hübsche Auswahl erschienen ist) ähnlich wie Lothar Bucher gemeint, die Mohammedaner stünden auch in dieser Beziehung nicht hinter den Christen zurück; habe der wohlhabende Moslem auch mehrere Weiber, so begnüge er sich doch wenigstens mit seinen eignen. Indes: Beide mehr temperamentvolle als sorgfältige Beobachter haben sich da durch ihre Entrüstung über den Londoner Cant zu unbesonnenen Verallgemeinerungen hinreißen lassen; haben auch, als Zölibatäre — Gordon war ein solcher im asketischen Sinn — das Familienleben nicht gebührend gewertet. Es macht denn doch für die Schaffung des Volkscharakters etwas aus, ob die Vielweiberei als gesetzliche Institution anerkannt ist, oder ob ihr nur die, denen es ihre Mittel erlauben, als einem verpönten Laster im geheimen frönen. (Auch der Japaner Hiroyuki Kato läßt sich in seinem vor 14 Jahren erschienenen Buche „Der Kampf ums Recht des Stärkeren" durch voreilige Verallgemeinerungen zu zwei Urteilen verleiten, die einander entgegengesetzt sind, die aber beide, wenn sie zutreffend wären, von der Einwirkung Europas auf Asien nur schlimmes erwarten lassen würden. Er charakterisiert den gebildeten Europäer als das grausamste aller Raubtiere, und er hält die vom Christentum geforderte allgemeine Menschenliebe für kulturwidrig, trotzdem sie seinem milden japanischen Herzen — sind doch die Japaner die Hellenen des Ostens — durchaus sympathisch ist.) Das andre Gebrechen, das nach Cromer den Islam gradezu irreformabel macht, ist sein Anspruch auf unbegrenzte Geltung, auf Alleinherrschaft. Er hat das Staatsgesetz und die bürgerliche Ordnung vollständig absorbiert, wodurch diese so starr und unveränderlich wird, wie er selbst ist. Und diese seine das ganze innere und äußere Leben beherrschende und durchdringende Allgewalt erzeugt einen unduldsamen Fanatismus, der für außerhalb der Religion liegende Beweggründe und Erwägungen blind und unzugänglich macht. „Der englische Ingenieur mag dem Fellah Wasser für seine Felder spenden, dazu Straßen und Eisenbahnen bauen, so daß er seine Produkte zu Markte bringen kann; der englische Finanzmann mag seine Steuerlast in einem Maße erleichtern, das seine kühnsten Wünsche übersteigt; der englische Richter mag ihn vor dem Schicksal bewahren, schuldlos gefoltert und hingerichtet zu werden; der eng-

lische Schullehrer mag ihm die Pforte zur europäischen Bildung erschließen; mit einem Worte: die englische Verwaltung mag seinen Komfort und seine Moral erhöhen und seine Geistesanlagen entwickeln — der Fellah kann bei aller Anerkennung dieser Wohltaten und bei allem Abscheu vor dem türkischen Pascha nicht darüber hinweg, daß der Engländer statt des Tarbusch oder des Turbans, an dem man den Moslem erkennt, einen Hut trägt." Daß der Engländer nicht sein Landsmann, daß er von andrer Rasse ist, das würde ihm in den Augen des Moslem nicht schaden; aber daß er zu dem beiden gemeinsamen Bekenntnisse: „es ist nur ein Gott," nicht hinzufügen will: „und Mohammed ist sein Prophet," das macht ihn zu einem hassenswerten Wesen, das jener ausrotten würde, wenn er die Macht dazu hätte.

Das Wichtigste für den Nichtpolitiker in Cromers Werke ist, daß er uns zeigt, was der Europäer unzweifelhaft zu leisten vermag, wo immer er im Orient eine in ähnlicher Weise geknechtete und gemißhandelte Bevölkerung trifft, wie die Ägyptens und des nubischen Sudans es war, ehe die Engländer durch den Aufstand Arabis zur Okkupation gezwungen wurden. Er hat es selbst, natürlich mit Hilfe englischer Truppen, Finanzmänner, Ingenieure und Verwaltungsbeamten, geleistet und faßt diese Leistungen in die Worte zusammen: „Ein neuer Geist ist dem ägyptischen Volke eingeflößt worden. Sogar der Bauer kennt sein Recht und behauptet es. (Ein Fellah, erzählt er, den der Ortsvorsteher peitschen zu lassen sich anschickte, sagte diesem mit dem Hinweis auf einen zufällig anwesenden englischen Offizier: „Das darfst du nicht!") Sogar der Pascha hat gelernt, die Rechte andrer zu respektieren. (Der Pascha alten Schlages ist nach Cromer ausgestorben.) Die Karbatsche mag noch als Symbol am Amtsgebäude hängen, aber der Mudir wagt nicht mehr, mit ihr den Rücken des Fellah zu bearbeiten. Die verhaßten und hassenswerten Fronen haben aufgehört, die Sklaverei ist praktisch so gut wie abgeschafft. Die Wonnetage des Wucherers, des Abenteurers sind vorüber; der Bauer ist vom unvernünftigen Steuerdruck und aus der Schuldknechtschaft erlöst. Überall herrscht das Gesetz; das Recht wird nicht mehr gekauft und verkauft. Die Natur, nicht mehr gemißhandelt, sondern verständig umworben, spendet ihre Gaben im Überfluß. Das Nilwasser wird in rationellster Weise verwendet. (Seit der Beendigung der Wasserbauten, von denen nur die Reservoirs bei Assuan einem größeren Publikum bekanntgeworden sind, ist, wie Cromer sagt, Ägypten ein Land, und zwar das einzige Land der Erde, wo der Mensch jederzeit über die der Landwirtschaft notwendige Menge Wassers verfügt und deren zweckmäßige Verteilung vollständig in der Hand hat; daß kein Regen seine Berechnungen umstößt, ist natürlich ein ungeheurer Vorteil.) Das Volk erfreut sich ausreichender Verkehrsmittel. Der Soldat hat Ehrgefühl, ist stolz auf seine Uniform und hat fechten gelernt. Der Kranke wird in einem wohleingerichteten Spitale verpflegt, der Irre nicht mehr wie ein wildes Tier behandelt; barbarisch grausame Bestrafung hat selbst der

schwerste Verbrecher nicht mehr zu fürchten. Der Schulmeister ist am Werk, und was immer er ausrichten mag, es wird von Bedeutung sein." Das ist's, was der Europäer, der diesen Namen verdient, zu leisten vermag, wenn er im Orient die Zügel in die Hand nimmt: er kann das gemißhandelte Volk von der Paschawirtschaft erlösen und ihm eine geordnete und vernünftige Verwaltung schenken, die auch dann schon eine unschätzbare Wohltat ist, wenn sie nicht aus christlicher Nächstenliebe oder aus kantischem Pflichtgefühl hervorgeht, sondern nur aus dem rationellen Eigennutz des Herdenbesitzers, der seine Schafe scheren, seine Kühe melken will. Unsern Lord hat Wohlwollen gedrängt. Ihn jammerte das geplagte Volk, wie es den frommen General Gordon gejammert hat (der übrigens den Fellah nicht sympathisch fand, den Chinesen und den Neger dagegen beinahe leidenschaftlich liebte), und er mühte sich, ihm zu helfen, ohne Dank zu erwarten, hatte auch Geduld mit ihm, weil er sich immer vor Augen hielt, daß seine Fehler die unvermeidlichen Wirkungen seiner Schicksale seien.

Alles andre, was Europa den Asiaten mag bringen können, was es dadurch gewinnen oder sich zuziehen mag, bleibt vorläufig in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wird es die Lebenskraft und Fortschrittsfähigkeit wiedererwecken, die in der Urzeit auch den asiatischen Rassen nicht gefehlt hat, und werden diese dadurch den Bringern höherer Kultur gefährlich werden? In Japan ist's schon geschehen. In Persien könnte es geschehen, weil in den Adern seiner Bewohner, deren kleine Zahl freilich keine bedrohliche Macht darstellen würde, noch eine beträchtliche Menge arischen Blutes rinnt. Im allgemeinen ist wenig Aussicht auf eine solche Wandlung vorhanden, solange die Europäisierung der höheren Stände in der Weise verläuft, wie nach Cromers Beschreibung bei den Ägyptern: sie eignen sich von der europäischen Kultur den Firniß und die Fäulnis an, werfen den Islam und damit ihren moralischen Halt weg, ohne das Christentum anzunehmen, und werden Agnostiker oder Atheisten, was für sie weit gefährlicher ist als für den Europäer; denn diesen, meint Cromer, leiten die ererbten christlichen Instinkte, die durch sein christliches Milieu beständig neu belebt werden und auch den Freigeist vor den praktischen Wirkungen seiner Theorien schützen. Daß der Kulturfortschritt, trotz der Beseitigung wilder Barbarei, trotz der Sicherung des Lebens und Erhöhung des Komforts, nicht glücklich macht, ist eine längst anerkannte Wahrheit und gilt für die zu europäisierenden Asiaten so gut wie für uns selbst. Natürlich lassen wir uns dadurch im Fortschritt, der übrigens, ohne nach unserm Belieben zu fragen, automatisch vor sich geht, nicht stören. Und wenn Rieder Pascha, der Organisator des türkischen Medizinalwesens, in seinem der Türkei gewidmeten Buche wehe über den Frevler ruft, der dem armen zufriedenen und ergebenen Türken seinen Glauben und damit sein Glück raubt und ihn in die europäische Arbeits- und Konkurrenzhetze und Gedankenkonfusion hineinstößt, so mahnt das zwar den Zivilisator zur Vorsicht und Schonung,

kann aber Europa von seiner Mission nicht abhalten, zu der es sich gezwungen sieht, so undurchdringlich auch der Schleier sein mag, der den Erfolg verhüllt. Mittlerweile haben die Türken selbst die Europäisierung ihres Vaterlandes in die Hand genommen und diesem in einer unblutigen Revolution — was in Anbetracht des Schauplatzes eine doppelt anerkennenswerte Leistung ist — eine Verfassung erkämpft. Unsre liberale Presse sieht schon, optimistisch wie immer, in der reformierten Türkei ein ebenbürtiges Mitglied unsrer europäischen Staatenfamilie erstehen, dem gegenüber auf Bevormundung wie auf Teilungsgelüste ein für allemal verzichtet werden müsse. Kritische Beobachter dagegen finden: Die Regierungsform der Türkei hat man zu ändern vermocht, aber nicht den Türken. Dieser sieht, die Masse angesehen, der Änderung teils gleichgültig und verständnislos, teils, besonders auf asiatischem Boden, entschieden abgeneigt gegenüber; und werden sich die rechtgläubigen Muslimin (die jungtürkischen Urheber der Umwälzung sind ja wohl solche nicht mehr) im türkischen Parlament herablassen, die Abgeordneten der Raja als gleichberechtigte Mitarbeiter anzuerkennen? Selbst wenn die nächste Zukunft diese Frage bejahen sollte, wird die endgültige Entscheidung über die Gestalt und Bedeutung der parlamentarischen Türkei noch ein paar Jahre auf sich warten lassen.

Die selige Insel/ Erzählung von Paul Ernst

(Schluß)

Herr Heinrich hatte im Verlauf der langen Monate wenige und geringe Nachrichten an seine Frau gesendet, in welchen er nichts gemeldet von dem, was er nun hegte oder lebte, denn er hatte eine Scheu vor ihr, weil er meinte, daß sie von dem nichts verstehen werde. In den letzten Zeiten seiner Genesung aber kam ihm alle Stille und Frieden seines Hauses wieder in die Erinnerung, und er gewann eine neue Vorstellung von Sidonien, und eine Zärtlichkeit, welche aber seine Liebe zu der Contessina nicht beirrte. Deshalb faßte er nun einen Entschluß, schrieb ihr einen sehr großen Brief und erzählte alles.

Da antwortete sie ihm: „Was du mir geschrieben hast, das habe ich wohl gewußt, denn schon früher dachte ich, daß du solches erleben müßtest, nach deiner Natur, die ich ganz durchschaut habe in ihrem Wesen und ihrem Ziel, denn ich liebe dich sehr. In großer Dankbarkeit habe ich die Zeit genossen, da wir zusammen lebten, und indem ich deren Erinnerung halte, besitze ich ein Gut, welches mir immer bleibt. Und wohl habe ich damals einen heftigen Schmerz gefühlt, wie wir jene Verse von Dante gelesen hatten und du in Gram verfielst, aufstandest und mich verlassen hast. Aber dann sah ich ein, daß durch dieses doch nicht berührt wird, was wir gemeinsam hatten, und, wie ich immer wußte und nach deinem Briefe nun auch gewiß weiß, auch noch haben; sondern es fehlte dir etwas, das du bei mir und in unserm Hause nicht zu finden vermochtest; und töricht wäre es, über das Notwendige sich Kummer zu machen, sondern man muß sich dem fügen; denn vortreffliche Menschen, wie wir beide sind, erreichen Inhalt und Ziel ihres Lebens nicht durch einen Kampf gegen sich, sondern indem sie ihrer geheimen Stimme folgen, die treibt sie zu der Vollendung, welche sie erreichen sollen, und das ist unser Unterschied von dem gemeinen Volk, welches in Zwang und Not leben muß.

Ich will es ohne Umschweife sagen: wohl liebst du mich von ganzem Herzen aber du hast eine solche Kraft, daß du noch eine andere Liebe verschwenden mußt, der ich nicht antworten kann, denn ich bin ärmer wie du, weil ich nur ein Weib bin. Und dazu kommt noch, daß du fortleben willst und einen Sohn haben; denn nachdem du in schweren Jahren dich zu dem Wesen gebildet hast, welches du jetzt bist, willst du ein Geschlecht begründen, welches deiner Art sein soll; und wiewohl ich leiden muß, weil ich dir deinen Willen nicht erfüllen kann durch die Kargheit der Natur, liebe ich dich doch auch mit um diesen Willen, durch welchen ich leide.

So antworte ich dir denn: Betrachte mich als dein Weib wie du deine Geliebte als dein Weib betrachtest; und wenn sie so ist, wie sie sein muß, damit sie das ist, was dein Wesen verlangt, so wird sie mich in eurem Bunde mit eben solcher Herzlichkeit, ohne Hinterhalt und voller Freude aufnehmen,

wie ich sie in unsern Bund aufnehme, und werden wir drei zusammen leben, uns einer am andern freuen, und uns immer weiter entwickeln und höher kommen."

Wie Heinrich diesen Brief las, da erhielt er von seiner Frau die Lehre, die er vorher nur dumpf geahnt, daß es keinen Zufall gibt in unserm Leben, und ein Gott wacht über uns und leitet unsere Schritte.

Er ging zu der Conteſſina und erzählte ihr alles. Die schwieg eine Weile und dann sagte sie: „Ich kann mich noch nicht recht finden, und die Gedanken sind mir zu schwer. Aber ich vertraue auf dich und folge dir und alles was du willst, das will ich auch."

So reiste er denn von ihr, Sidonia zu holen. Und er traf sie in dem alten Hause, da war noch alles in der Ordnung wie vorher, und auch geringes Gerät stand noch an seinem Platze. Hierüber wurde ihm klar, wie er selbst ein ganz anderer geworden. Sidonia kam ihm entgegen, umarmte und küßte ihn, und ihr Antlitz trug die Spuren von vielen durchweinten Nächten, aber es war froh und strahlend.

Nicht lange zögerten sie, da machten sie sich auf die Reise und fuhren bis zu der großen Hafenstadt, von da aus ihre Fahrt mit dem Schiff weiter zu machen. In der Hafenstadt aber trat ihnen ein Ereignis entgegen, das gerade in dieser Zeit wunderlich auf sie wirken konnte, denn ihre Seelen waren in diesen Tagen weit geöffnet. Sie begegneten nämlich einem Bekannten aus ihren früheren Zeiten, der immer ein seltsamer und eigener Mensch gewesen war und vor Jahren plötzlich alles verlassen hatte, und niemand wußte damals, wohin er gegangen. Den trafen sie, und fanden auch ihn in der gespannten Stimmung, welche wir haben bei Wenden unseres Schicksals, und so kam es, daß er ihnen als nur oberflächlich Befreundeten von sich erzählte.

Er begann aber von seiner Jugend, und schilderte, wie er immer eine Kraft in sich gespürt, für die er aber keine rechte Form gefunden, denn er habe den Fehler begangen, welcher indessen später zu seinem Glück ausgeschlagen, daß er seine Tätigkeit sich nicht habe suchen wollen nach seiner Anlage zu ihr, sondern nach seiner Meinung von ihrem Wert. Nun sei es doch kein Zweifel, daß den größten Wert die Tätigkeit habe, welche die Menschen zu einer größeren Höhe führe als sie bisher erreicht haben; das sei aber die Dichtkunst, welche es nämlich verstehe, solche Menschen hinzustellen, die es zwar im Leben nicht gibt, aber sie umkleidet sie so klug und macht sie durch einen Schein so lebendig, daß die Leute doch glauben, solche Menschen gebe es; und wenn es einem nun gelinge, diese erdichteten Figuren höher und schöner zu gestalten wie die wirklichen Menschen sind, so vermöge man die Leser zu beschämen, denn die verglichen dann sich selbst mit diesen erdichteten Menschen und fänden sich um sehr viel geringer wie die; aber durch solche Beschämung würden alsdann die Leser angetrieben, an sich zu arbeiten, daß sie sich diesen erdichteten Figuren ähnlich machten an Höhe und Größe; und

so vermöge der Dichter viele Leute zu erhöhen, sobald er nur erst gefunden habe, in welcher Art eine Erhöhung wünschenswert sei.

Mit derartigen Plänen habe er die Universität bezogen, und habe gedacht, er wolle nun erst gründlich studieren, was die großen Dichter vor ihm in dieser Art geschaffen, und zwar habe er das natürlich nicht allein aus ihren zurückgebliebenen Werken erfahren wollen, sondern für seinen Zweck sei es ihm auch wichtig gewesen, zu erfahren, wie es ihnen gelungen sei, solche Werke zu schaffen, und also wie sie gelebt hätten.

Aber da habe er eine große Enttäuschung erfahren, denn die Lehrer, welche die berühmtesten ihres Faches gewesen, hätten solche Torheiten und läppische Geschichten vorgebracht, daß er damals, wie er noch nicht gewagt habe, sie für Narren zu halten, durch ihre Art von sich selber eine ganz schlechte Meinung bekommen habe und ganz verzweifelt geworden sei. Aus dieser üblen Verfassung habe ihn am Ende eine ganz lächerliche Begebenheit errettet. Einer jener Gelehrten habe nämlich in einer Vorlesung ein Gedicht von Klopstock behandelt, in welchem erzählt wird, wie der Dichter seine Geliebte besucht, aber er muß eine Weile auf sie warten, weil sie nicht so angekleidet ist, daß sie ihn empfangen möchte. Zu diesem Gedicht macht der alte Biograph die Bemerkung, die Geliebte habe gerade große Wäsche gehabt; jener Gelehrte aber habe mit vieler Mühe sich einen alten Kalender verschafft und in dem den Tag nachgesehen, wo der Vorfall sich ereignete; und da habe er gefunden, daß der gerade ein Sonntag gewesen sei. Nun sagte er in seinem Kolleg, die Erklärung des alten Biographen stoße doch auf kritische Bedenken, denn die Geliebte sei, wie vielfach bezeugt, sehr fromm gewesen und hätte es gewiß als eine Entheiligung empfunden, wenn sie am Sonntag hätte große Wäsche haben sollen.

Der Bekannte der beiden erzählte nun weiter, wie er dieses gehört habe, da sei ihm mit einem Male ganz schwer ums Herz gewesen, und habe aufstehen müssen und die Vorlesung verlassen, sei auch nie wieder in einen Hörsaal gegangen. Aber nun sei es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, wie er seine Blicke auch auf andere Menschen und Zustände gewendet, denn es sei ihm offenkundig geworden, daß viele Menschen derselben Art sind wie jener Gelehrte. So habe er etwa einen Freund gefragt, welcher ein hohes Amt in der Regierung und Verwaltung des Staates inne hatte, was der von seiner Arbeit halte; da habe ihm der geantwortet, es seien alle Verhältnisse mit großem Scharfsinn in einer solchen Weise geordnet, daß die einzelnen Angestellten wie Räder seien, welche ihren festen Mittelpunkt haben, um den sie sich drehen, und bewegen sich in der Weise, wie der Uhrmacher durch die Anzahl der Zähne, Durchmesser und Kraft der Feder festgesetzt hat; ein Urteil darüber, ob diese Bewegung bedeutsam oder unbedeutend sei, komme den Rädern aber nicht zu, denn sonst könnten sie nicht ihre Aufgabe erfüllen, welche darin bestehe, daß sie die Kraft der Uhrfeder weiter leiteten. Wie er

das gehört, habe er weiter geforscht und zu ergründen gesucht, welches nun die Uhrfeder sei, denn die, so habe er gemeint, müsse doch alsdann das wichtige sein. Da haben ihm einige gesagt, die sei das Wohl des Staates, und andere, das Wohl der Gesellschaft. Hier sei ihm die Erkenntnis nun recht schwierig geworden, denn weiterhin haben die Leute zu lügen begonnen, welche er um Aufklärung anging. Am Ende aber habe ihm ein kluger Mann gesagt, welcher eine Partei führte, das, wonach er sich erkundige, sei die Zivilisation, und die sei der Krieg der für die rohe Arbeit bestimmten Menschen gegen die vornehmen Leute, welcher eingetreten sei, seitdem durch viele Erfindungen das Leben der rohen Menschen leichter und das der andern üppiger geworden, und als Ende dieses Krieges sei zu erwarten, daß alle Leute in rechtem Wohlleben sein könnten, und weil sie keine Sorgen noch Not haben, so stellen sie dann solche Untersuchungen an, wie jener Gelehrte über das Gedicht Klopstocks. Dieses habe ihm sehr eingeleuchtet, aber eine Freude habe er an solchem Wesen nicht gewinnen können, weil er an seine Vorfahren gedacht, die als Krieger in das Land gekommen seien und ihre Freude in Herrschen und Entsagen gefunden haben, denn dadurch seien sie in ihrer Art zu höherer Wesenheit gelangt.

Nun habe er schon früher viel über die Geschichte der Menschen nachgesonnen, sowohl über die Vorgänge, über welche wir schriftliche Aufzeichnungen besitzen, wie auch besonders über die früheren, welche wir nur aus Funden von Knochen und Gerät erkennen können. Da sei ihm nun augenscheinlich geworden, wie eine Art von Menschen auf einer bestimmten Stelle der Erde sitzt, und ist fleißig, und erreicht am Ende die Ziele, welche ihr angemessen sind, und deren Besitz hält sie dann für Wohlleben, und dann sind sie zufrieden, weil alle ihr Wohlleben haben. So sitzen sie lange, dann entsteht eine neue Art von Menschen, die will herrschen und entsagen, die rottet die alte Art aus und setzt sich an ihre Stelle, und der Gang der Entwicklung beginnt von neuem. Und nun scheine es ihm, daß die Menschen bei uns heute auf jenem Punkte seien, daß bald alle Wohlleben haben werden, Sorge und Not verschwinden, und alle zufrieden sind.

Das sei ihm nun unerträglich geworden, sowohl selbst in solchem Volke zu leben, wie besonders seine Nachkommen, wenn er einmal welche habe, in derartiger Verfassung zu wissen; auch glaube er, daß viele unter uns, welche leiden, oder unruhig sind, und suchen, ohne daß sie finden, durch dieselben Ursachen getrieben werden, nur kennen sie die nicht; und deshalb quälen sie sich etwa selbst, oder sie suchen einen Ausweg in der Liebe, oder erhöhen ihre Sittlichkeit über das Maß hinaus, welche den Menschen zukommt.

Nun meine er, daß die neue Art von Menschen, welche sich, falls seine Ansicht richtig sei, jetzt bilden müsse, erwachse in fernen Ländern, wohin jetzt die Europäer kommen durch den Drang ihrer Zivilisation, aber nicht in allen Ländern, sondern nur in solchen, wohin nur besonders tüchtige Leute dauernd

auswandern, denen es nicht zu tun ist um Reichtum, sondern um Entferntsein von andern und Sitzen auf Eigenem; und scheine ihm eine größere Zukunft zu haben das neue Volk in südlicheren Ländern wie in nördlicheren. Denn im Norden hat der Mensch mehr nötige Bedürfnisse und wird so verführt zu mehr unnötigen Bedürfnissen, für welche er dann wieder die große Menge bedarf, und gelangt mehr zu Neigung für Erwerb und Verzehren, wie zu Besitz und Halten, und so entwickelt sich hier eine vielfach verschlungene Gesellschaft, Gleichheit und Drang aller nach Wohlleben, wie in der Heimat.

Mit solchen Gedanken habe er sich aufgemacht aus Europa, und habe sein Vermögen mitgenommen, und sei in einen recht entlegenen Staat in Südamerika gezogen, habe da in der Wildnis ein großes Gebiet gekauft und wirtschafte als ein Besitzer von großen Herden; auch sei er verheiratet, und seine Kinder wachsen heran nach der Sitte des neuen Vaterlandes. Er habe eine Sehnsucht gehabt, den Ort seiner Jugend einmal wiederzusehen, deshalb sei er nach Europa gereist; aber seit seiner Zeit habe sich alles noch viel übler gestaltet wie früher, und habe er einen solchen Abscheu bekommen vor unsern Zuständen, daß er diese Lustreise viel früher beendet, wie er sich zuerst vorgenommen.

Mit großer Verwunderung hörten Heinrich und Sidonia die lange Erzählung des Freundes, und staunten über seine Art; denn er war früher fahrig und ungleich gewesen, und nun schien er stark, bewußt und sicher. Sie dachten aber beide, daß ihr sonderliches Schicksal wohl aus derselben Ursache entspringen möge, welche diesen Mann über das Meer in neue Länder getrieben.

So machten sie sich nun auf, zu der Insel zu fahren, und nahmen ein Segelboot. Und wie es uns manches Mal ist, daß wir fühlen, wir haben etwas schon einmal erlebt vor undenklichen Zeiten, das uns jetzt eben geschieht, und breitet dieses Gefühl auch über ein ganz gemeines Vorkommnis einen Reiz wie eines Märchens, so war es nun Herrn Heinrich, wie das Schifflein den Weg nahm, den er vor einem Jahre schon einmal gefahren; denn was ihm geschehen war in dem Jahre, das hatte so gewirkt, als sei eine urlange Zeit vergangen, und es warf auch nach rückwärts einen zauberhaften Schein. Und nun erschien wie damals in einer weiten Ferne die Insel zuerst als ein wunderlicher Punkt, weil sie durch ihre Bäume ganz anders war wie die übrigen Eilande dieser blauen See; damals war ein Schauern über die Fläche des Wassers gegangen, welches einen nahenden Sturm ankündete, heute aber war da ein glatter und freundlicher Spiegel. Dann wurde die runde und grüne Überwölbung klar, und zuletzt erschienen einzelne Baumwipfel der uralten Eichbäume und weitgreifende Äste, welche überhingen in die See. So fuhr das Boot unter die überhängenden Äste, und es zeigte sich wieder die grüne Halle, welche das Inselchen rings umgab durch diesen Überhang, wo

unten das dunkle und klare Wasser war, und oben das sonnendurchleuchtete Grün der Eichenblätter, und an der Seite der weiße Felsen mit den trotzigen Wurzeln; und wo die Spitzen der Zweige die Wellen berührten, war der Überhang licht und luftig, daß man durch kleines Gezweig und Blätter hindurch weit über die spiegelnde Glätte des Meeres sehen konnte, auf welchem der Sonnenschein schlief.

Das Boot legte in der kleinen Bucht an, welche von der Natur geschaffen und mit Kunst erweitert war, und der Schiffer band das Fahrzeug fest am bleiverkitteten Ringe. Und so friedlich wie damals war die kleine Bucht, wo ein Insekt mit langen Beinen über das Wasser huschend eine Bewegung machte auf der Fläche, und seiner Füße Spuren auf dem Boden sich abzeichneten als große runde Schatten.

Wie früher lud der schmale Fußpfad in das Innere der sonnenstillen Insel, und die beiden gingen, und schritten eine Weile zwischen dem dichten Grün des üppigen Waldes, und vorbei an der zerstörten Mauer, welche den Olivenhain umschloß; acht uralte Ölbäume standen da und wiesen ihre Wunden alter Axthiebe und längst ausgelöschten Brandes.

Und wie früher glitt an der Seite der zerfallenen Mauer das hurtige Wässerlein über glatte Steine und leuchtete silbern unter überhängenden Gräsern und Rispen; an dem führte der Pfad entlang und führte wieder in den Wald unter den Schatten der hochgewachsenen Eichen und zwischen das dichte Gebüsch; dann erscholl das Rauschen des Quells, und es war da das Becken, in das sprudelte der Faunskopf das klare Wasser; leuchtende Blumen und zartgefiedertes Grün hingen über auf das sonnengefleckte Wasser; aber nicht wie damals stand das Mädchen badend im Wasser, sondern einsam war das grinsende Gesicht des wassersprudelnden Fauns. Weiter gingen die beiden, und kamen zu der Stelle, da das zutunliche weiße Hündchen damals gekommen war, und Herrn Heinrich fiel plötzlich eine schwere Last aufs Herz, daß das heute nicht auch kam, dann lächelte er bei sich selbst über solche Stimmung. Und bald traten sie auf dem Steig aus dem Wald ein durch ein Tor und hoben die Füße, die Wiese zu betreten; es war aber dieselbe Zeit wie damals, und wieder blühte die Wiese von stillen Narzissen, welche ruhig standen Stern an Stern und am Ende der Wiese hob sich das alte Gemäuer des Schlosses durchschimmernd durch die hängenden Zweige alter Weiden. Noch hatte Sidonia nichts erblickt von den hellen Steinen, da stürmte Herr Heinrich schon voraus, trat in das gewölbte Untergeschoß, da saßen die beiden Alten am Herde friedlich wie sonst, und hatten jeder seine Arbeit, und wie sonst stand da der lange Tisch mit der Bank, und die Esse glänzte von Ruß, und es hingen da Maisbündel, und allerlei Frucht war aufgehäuft im Hintergrunde in Säcken und Körben. Der Mann sah auf von dem Flechtwerk, das er auf den Knien hatte, und hielt die Hand über die Augen, den Ankömmling in der Halle des Einganges zu betrachten. Da stand der aber

schon neben ihm, schüttelte ihm die Hand, fragte und rief, und die beiden Alten freuten sich und begannen zu erzählen, wie es mit den Hühnern gegangen, und was den Ziegen geschehen. Unterdessen war Sidonia in den Eingang getreten und sah staunend in das Halbdunkel; die beiden Alten kamen ihr entgegen und waren auch zu ihr freundlich und redeten ihr zu, daß sie sich setze. Von der Contessina aber schien keine Spur zu sehen, und wie Heinrich nach ihr fragte, sahen sich die Alten an, denn sie war noch eben da gewesen und hatte eine Spitzenarbeit gehabt, und die Alte hatte sie gescholten, daß sie in dem Dämmer sich die Augen verderbe, und nun war sie plötzlich nicht zu erblicken. Herr Heinrich wurde ängstlich, die beiden aber lachten sich zu und beruhigten ihn; und siehe da, plötzlich stand sie in dem gewölbten Eingang, lichtumflossen aus dem Dunkel zu erschauen, und hatte beide Arme voll üppiger Rosen, daß sie nicht mehr tragen konnte, suchte mit den Augen, und lief auf Sidonia zu, ihr die Rosen in den Schoß und vor die Füße werfend, daß da ein hoher Berg von duftenden Blüten sich aufbaute, tief roten und schneeweißen, und lief auf Heinrich zu, fiel in seine ausgebreiteten Arme, küßte ihn auf den Mund, drückte ihn und küßte ihn wieder, und war so froh, daß ihr die Tränen klar aus den Augen kamen.

Sidonia ging mit der Contessina über das niedrige Gras, und hinter ihnen blieb ihre Fußspur dunkler in dem silbernen Grün; sie gingen Arm in Arm, und es schien Heinrich, wie er hinter ihnen hersah vom Hause, als umgebe sie ein farbiger Schein. Sidonia war hochgewachsen, und schien ein Weib in ihren vollen Jahren; ihr graues Kleid umschloß sie, und sie hatte den Saum gehoben. Die Contessina trug ein Kleid, das sie sich selber bereitet aus altem, golddurchwirktem und roten Stoff, der in schweren Falten stand um ihren lebendigen Körper; sie war kleiner wie Sidonia und schien doch so bedeutsam wie die durch die eigene Würde ihres Anzuges und der Haltung, welche der ihr notwendig machte. Wie zwei Schwestern waren sie anzuschauen, eine ältere, welche viel gedacht hat und manchem entsagt, und eine jüngere, deren Willen heiß ist, und ihr Herz kann hart sein; aber ihre gemeinsame Liebe machte sie einander gleich, und sie wollten, daß der Mann in der einen das finden sollte, was in der anderen mangelte.

Die alte Frau trat neben Heinrich, und ihre Blicke folgten den seinen. Nach einer Weile ergriff sie seine Hand und sprach: „Wir haben viel geweint um dich, aber was den Menschen bestimmt ist, das muß sich erfüllen." Ihn aber, wie er die beiden so schwesterlich wandeln sah, ergriff ein heftiges Weh als eine Ahnung künftiger Leiden.

Die Contessina sagte zu Sidonia: „Ich habe Furcht gehabt vor dir, bevor du auf diese Insel kamst und suchte mir einen Ort in der See, wo ich sterben wollte; denn ich hatte gemeint, du seiest mir ähnlich. Nun ich aber sehe, daß du ein ganz anderes Wesen bist wie ich, bin ich sehr glücklich und ich liebe dich sehr." Sie dachte aber bei sich, wenn es nötig wäre, so

möchte sie für diese gern ihr Leben opfern, und wollte sich dieses Opfers freuen.

Wie die Contessina jene Worte sagte, war es Sidonien plötzlich, als empfinde sie mit einem Male eine Wunde, die sie wohl schon lange gehabt, aber weil sie keinen Schmerz verspürt, so war ihr nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sie verwundet, wie es wohl Kriegern geschehen mag, welche in einem heißen Kampfe sind; nun aber fühlte sie plötzlich die Wunde, und zugleich hatte sie eine nicht überwindbare Lust, die Schmerzen zu vergrößern, indem sie mit nachbohrendem Stahle suchte und spürte.

Es hatte aber Herr Heinrich einzelnes über alles, was geschehen, weder geschrieben noch erzählt, denn er schämte sich, zu offenbaren, was ihm das Lebendigste und Tiefste war, wie er auch der Contessina nicht Ausführliches über seine Gemahlin gesagt. So war Sidonia auf ganz allgemeine Vorstellungen über alles gekommen, und auf die hin hatte sie ihre Meinungen und Gefühle geordnet. Nun aber wollte sie Besonderes wissen; und zwar warnte sie der Geist, welcher neben uns geht, wenn wir mit geliebten Leuten sprechen, damit er die Hände vorhalten kann, wo wir ihnen eine Kränkung zufügen wollen aus Unverstand, und ihre Zunge wurde ungelenk; aber sie rang gegen den Geist, indem sie einen augenblicklichen und kurzen Haß gegen die Contessina hatte, und so brachte sie die Frage über die Lippen, daß sie zu wissen begehre, wie zwischen ihr und dem Geliebten alles anfänglich geschehen sei.

Da übergoß eine purpurne Röte das Antlitz der Contessina, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, denn sie empfand eine bittere Kränkung, und war ihr, wie wenn sie sich nackt ausziehen sollte. Über diese Zeichen erschrak Sidonia und bereute, was sie gesagt; aber durch eine hastige Bewegung, als wolle sie das entflohene Wort wieder einholen, machte sie die Sache nur ärger. So schritten sie eine Weile schweigend nebeneinander. Am Ende aber erhob die Contessina ihr geneigtes Haupt und sagte: „Ich will mich nicht schämen, denn was ich getan, das tat ich, weil die Liebe mich gezwungen hat. Darum will ich dir sagen, daß ich ihn über alle Maßen lieb hatte, das war der erste Anfang.“ Und über dieses Geständnis floh ihr von neuem eine helle Röte über das Gesicht.

Nun war Sidonia sehr befangen, denn sie empfand, daß sie unrecht gehandelt und wußte nicht, wie sie nun sollte antworten. Und wiewohl sie dachte, daß sie eine törichte Handlung beging, klagte sie sich doch selbst an vor der Jüngeren, daß sie ihre Frage in schlechter Gesinnung gestellt habe, aber sie sei festen Willens, solches nicht wieder zu begehen gegen die andere. Die schwieg, und so vermehrte sich das Peinliche zwischen den beiden.

Sidonia aber bedachte, wie schon nach einigen Stunden solche Vorfälle kamen, und wie sich ganz falsche Verhältnisse entwickelten, indem sie selbst plötzlich niedriger stand wie die Contessina, und sie sah ein, daß die Ursache

die seltene Lage war, in welcher sie drei sich befanden; denn zwar hatten sie alle guten Willen, und war nicht Haß oder Zwietracht unter ihnen; aber weil ihre Lage noch nie dagewesen war, so gab es nicht die herkömmlichen Formen, Gedanken, Worte und Gefühle, und alles in ihren Beziehungen untereinander mußte neu geschaffen werden, und solche Aufgabe ist recht schwer für uns.

Aber mit Anstrengung verscheuchte sie diese Gedanken, welche sie trübe stimmen wollten und hielt sich vor, daß wir doch immer in der eigenen Hand unseres Lebens Wage halten, deshalb muß unsere Hand nicht zittern und muß fest sein. So bedachte sie sich alles, und sprach dann mit gehaltener Stimme über die Schwierigkeiten ihres Verhältnisses, erklärte, wie eben schon eine solche zutage getreten sei, und schloß damit, daß sie zu allem Guten den ehrlichen Willen habe.

Da freute sich die Conteſſina, umarmte und küßte sie, und sagte, wie auch ihr das Herz schwer geworden sei unter ihrem gemeinsamen Gespräch, aber auch sie habe den Willen, daß alles gut zu Ende gehen solle; und sagte, daß sie Sidonie besonders liebe, weil die eine sehr schwere Last zu tragen habe, und von sich wisse sie nicht, ob sie selbst imstande wäre zu solchem freien Gange, wie Sidonia nun gehe. Sidonia erwiderte, sie wolle sich vornehmen, daß sie alles Geschehende ansehe mit Ruhe und Zuversicht, und wolle nicht über sich selbst grübeln, denn indem wir über uns nachdenken, erwecken wir den inneren Feind, der zerstört uns alles Glück, das in unserer Beziehung zu anderen Menschen besteht.

So wurden sie nun froh, weil sie eine Gefahr überwunden, und das nicht durch einen Zufall, sondern durch ihren Mut und Offenheit, und dadurch wuchs ihnen auch Stolz und Zuversicht. In solcher Stimmung durchstreiften sie die Insel, und die Conteſſina erzählte viele alte Geschichten aus den Türkenkriegen, und aus früherer Zeit, denn unter dem myrtenbedeckten Hügel bargen sich die Trümmer eines Hauses aus der Römerherrschaft mit Mauern, Säulen und Mosaikfußböden; sie band ihre Halskette ab, die war ganz behängt mit Goldmünzen byzantinischen Gepräges, welche der alte Mann unter den Steinen dieses Hügels gefunden. In solchen Gesprächen zeigte sie sich dann ganz kindlich, daß Sidonia erstaunte; deshalb kam die sich am Ende gänzlich vor wie eine Fremde, und rief aus, ohne daß diese Worte eine Beziehung zu dem hatten, was sie eben mit der Conteſſina besprach: „Ich habe bis heute nicht gewußt, welche Bedeutung die Liebe hat, und auch jetzt noch erscheint es mir wunderbar, wie sie so im Mittelpunkt eines Lebens stehen kann wie Heinrichs, welcher von der Natur doch zu ganz anderen Dingen angelegt ist. Aber wenn das mir auch wunderbar erscheint, so beginne ich doch von einem geringen Winkel aus zu begreifen. Ist dieses Begreifen richtig, so muß ich von nun an die ganze Welt anders betrachten wie ich bisher getan, nämlich ich muß mir die Menschen vorstellen wie Blumen auf

dem Felde. Deshalb, so schweres ich auch ertragen habe, und so schwierig mein Leben nun ist, bin ich dieser Erfahrung doch froh und möchte nicht ohne sie in das Grab gehen."

Auf den ersten Tag folgten noch viele Tage ungetrübter Heiterkeit. So setzten sich die drei etwa in den Kahn und fuhren rund um die Insel unter dem Dach der belaubten Eichenäste und freuten sich der Stille, des Spiels der Sonnenstrahlen und des klaren Wassers; oder sie ruhten im Schatten unter den alten Stämmen, zwischen dem trockenen Laube des vorigen Jahres und den zarten Blüten, welche zwischen den gerollten braunen Blättern hervorkamen, lasen und sangen; denn Sidonia hatte eine schöne Sprechstimme, die beruhigend tönte, klar und voll, und die Contessina vermochte im Singen wunderbar reine und sehnsüchtige Töne zu bilden. Dergestalt gelang es ihnen, daß sie das tägliche Leben auf Stunden vergessen konnten, welches ja immer viel Gewöhnliches und Herabdrückendes hat, und vermochten in einer heitern und unabhängigen Welt zu leben, in der sich Wollen und Fühlen zu einem fröhlichen Spiel auflöste, und warfen sich bunte Federbälle zu, die sich in der Luft und Sonnenschein drehten. Weil sie solcher Stimmung fähig waren, so lasen sie im Ariost und sangen alte und kunstvolle italienische Liebeslieder.

Wie die drei nun so glücklich schienen, vertraute die Contessina Herrn Heinrich im stillen an, daß seine alte Sehnsucht sich erfülle, nämlich sie fühle, daß sie ein Kind haben werde; und weil die beiden schon oft darüber gesprochen hatten, welche Freude es sein müsse, ein Kind ihrer Liebe zu erziehen, in dessen Wesen Teile von ihrer beiden Seelen schlummerten und allmählich zum Wachen kamen, wuchsen und groß wurden, so meinten sie, nun sei die Vollendung aller Seligkeit da, welche Menschen als möglich von den Göttern gegönnt ist, und wie sie mit Sidonia sprachen, da freute auch die sich, denn weil sie ihren Gatten liebte, so hatte sie schon lange den Wunsch gehabt, sie möchte ein Kind auf den Armen tragen, welches ihm gehörte. Bald war die erste Scheu der Frauen überwunden, denn es verstanden die drei, ihre Verbindung schamhaft zu verbergen, so daß sie sich nicht kränkten durch Unanständiges, und nun redeten sie zusammen viel über das Künftige und freuten sich jedes elterlichen Bildes von neuem, welches vor ihrem Geiste auftauchte.

Hierüber kam aber am Ende eine Trübung. Denn bis dahin hatten sie immer sorgfältig vermieden, über Dauer und weiteren Bestand ihres gemeinsamen Zustandes zu sprechen, wiewohl sie ein jeder wußten, daß sie nicht immer in dieser Verfassung und auf dieser Insel bleiben konnten, denn es ist Wirken nötig für die Menschen, und Leiden, und Feindschaften der Welt, und wir können nicht in beständiger Freude leben, sonst entsteht eine Feindschaft in uns selber gegen uns, und wir suchen mit Anstrengung auf üblen Wegen Arbeit, Leiden und bittere Gegner. Nun aber, wo diese neue Hoffnung die drei erregte, begannen sie zu besprechen, was in Zukunft geschehen solle.

Herr Heinrich und Sidonia sagten, daß sie nicht wieder zurückgehen wollten in ihre Heimat, denn der helle Himmel und das blaue Meer hatten ihnen gezeigt, wie ohne Sonne und grau zu Hause das Leben ist, welches die Leute mißmutig macht, schwach und freudelos; oft sagten sie, daß es ein übler Zufall ist, welcher uns in den Norden gebracht hat, wo wir alle Kräfte, die wir haben, gegen uns richten, statt sie für uns wirken zu lassen. Aber die Gespräche des Freundes hatten in ihnen gewirkt, welcher in der neuen Welt eine Heimat gefunden, und alles, was der Freund gesagt, schien ihnen richtig, dazu noch kam, daß ihre ungewöhnliche Art, nämlich eine Ehe zu drei Personen zu führen, in noch nicht geregelten Gesellschaftsverhältnissen geringeren Anstoß finden mußte, wie zwischen den bedächtigen und bürgerlichen Leuten ihrer Heimat.

An solchen Gesprächen beteiligte sich die Contessina nicht, sondern blickte etwa mit schmerzlichem Ausdruck eine Eiche an, welche vor ihnen sich hob, oder betrachtete den Myrtenhügel, unter dem seit undenklichen Zeiten die Überreste aus dem prächtigen Altertum ruhten, oder sah über das blaue Meer, welches hoch stand bis zum Himmel; und einmal füllten sich ihre Augen mit Tränen, da stand sie auf und ging zur Seite ohne scheinbare Absicht, damit die beiden ihre Trauer nicht sehen sollten.

Auch wandelte sie allein an die Plätze, welche ihr lieb waren, zu dem Wasserbecken im Wald mit dem sprudelnden Faun, und zu jener Stelle, wo sie einst das Blumenhaus geflochten, da fiel ihr ein, wie sie damals gedacht, wenn sie ein Kind hätte, und hatte gedacht, das solle sie anstaunen mit seinen Augen. Über solche Erinnerungen kamen ihr heftige Tränen, und sie stellte sich vor, wie sie damals sich wohl unglücklich gefühlt hatte, und hatte gemeint, schwereres Unglück sei nicht möglich; nun aber war alles vor ihr ein leeres Dunkel, und die Furcht vor kommenden Leiden zog ihr lastend in das Herz. Und wie sie sich wunderte, daß sie damals doch geglaubt, ihr Liebster habe sie gänzlich verlassen, und doch war sie nicht so unglücklich gewesen wie jetzt, wo sie wußte, daß er bei ihr war, da faßte sie einen ganz unbezwinglichen Haß gegen Sidonien.

Nun bezwang sie sich wohl, und überwand sich, und dann sprach sie allein mit Sidonia, indem sie ihr den Gedanken offenbarte, welchen sie wider sie gehabt, nämlich daß sie Sidonien durch ein heimliches Gift ermorden wolle. Denn unter vielen Kleinodien in einem Kästchen, welches von ihrem Vater auf sie vererbt war, befand sich auch ein Giftring, wie ihn vormals die Vornehmen in ihrer Vaterstadt oft besaßen und gelegentlich zu heimlichen Taten verwendeten. Sie schloß auch das Kästchen auf und zeigte den Ring, der war für einen starken Mann bestimmt, und ein breiter Goldreif mit einem großen blauen Edelstein, unter dem ruhte das Gift verborgen, und auf dem Goldreif war die Kreuzigung abgebildet. Sidonia erblaßte und faßte unwillkürlich an ihr Herz, wie sie den Ring sah und der Contessina blitzende Augen;

die nahm sie aber bei der Hand und führte sie an den Rand der Insel, da warf sie den Ring weit in das Meer, umarmte Sidonien und schluchzte herzbrechend.

Nach diesem lebten die drei eine geraume Zeit nebeneinander mit peinlicher Fremdheit, denn es war ihnen bewußt geworden, daß doch eine große Verschiedenheit zwischen ihnen bestand, und indem sich Heinrich und Sidonia näher zusammenhielten, fühlte sich die Contessina am meisten bedrückt. Deshalb sagte sie am Ende zu den beiden: „Wohl wird es mir schwer, mich von meiner Heimat zu trennen, und vielleicht versteht ihr es nicht, welchen Sinn für mich die Heimat hat. Aber weil ich doch einsehe, daß wir hier in der bisherigen Weise nicht bleiben können und mir im übrigen euer Plan richtig scheint, so will ich euch folgen, alles aufgeben, was ich habe, und bei meinem Geliebten bleiben."

Und bald nachdem sie diesen Entschluß kund getan, wurde auch ihrer aller Erwartung erfüllt und sie genas eines schönen und gesunden Knäbleins. Sie lag auf ihrem Bett, und das Kind wurde ihr gereicht; das hatte noch die unbestimmten Gesichtsformen des Neugebornen und ausdruckslosen Augen; aber schon konnte man sehen, daß es einst den scharfen Blick des Vaters kriegen sollte. Lange blickte die Contessina das unvollkommene Wesen an, und am Ende füllten sich ihre Augen mit Tränen, wendete sich der Wand zu und weinte eine lange Weile für sich.

Sidonia bemühte sich sehr mit dem Kinde und zeigte eine große Liebe; oft verfolgte die Contessina deren Bewegungen mit den Augen, unterdrückte einen feindseligen Willen, und weinte dann wieder für sich, dessen sie Heinrich kaum trösten konnte; der hatte aber eine neue Zuneigung zu ihr gefaßt, seitdem das Kindchen da war, und mußte oft an ihrem Lager sitzen und sie hielt seine Hand fest. Da sagte sie einmal: „Ich hätte früher nie gedacht, daß das die Liebe ist, daß man freigebig wird mit sich selbst."

Es waren nun alle äußerlichen Dinge gefolgt, welche notwendig schienen, damit die Familie in die neue Heimat übersiedeln konnte und dort auch die Möglichkeit einer Wirkung fand. Herr Heinrich hatte sein Wesen in Deutschland verkauft und ein großes Gebiet in der neuen Welt erworben, das hinreichte, um durch viele Geschlechtsfolgen hindurch die Kinder mit großem Landbesitz auszustatten; so konnte sich eine weitverzweigte Familie bilden, die zusammen wohnte und zusammenhalten konnte und später einmal mußte sie das Herrengeschlecht bilden, wenn das Land erst seine genügende Bevölkerung hatte. Er zeigte auf Plänen und Karten den Frauen Lage und Größe des Besitzes, der so groß war wie ein kleiner Staat in Deutschland; und so war er am Gebirge in der tropischen Zone gelegen, daß Zuckerrohr und Baumwolle und andere tropische und subtropische Erzeugnisse gewonnen werden konnten in der Ebene, indessen auf dem höchst gelegenen Teile des Gutes ewiger Schnee lag. So vermochte der Gründer der Familie auf Jahrhunderte vorauszusehen,

wie zu ihrer Zeit unsere Vorfahren auf Jahrhunderte geschaut haben, als sie unser Land nahmen und die Familien begründeten, denen wir entstammen; denn erst seit wenigen Geschlechtsfolgen ist die Kurzlebigkeit der Menschen eingerissen, die ein paar Stuben mieten auf ein Jahr und Kinder erzeugen, von denen niemand weiß, in welcher Weise sie einst leben werden. Die Contessina hielt ihren Knaben auf dem Schoß bei diesen Gesprächen und horchte nachdenklich auf Heinrichs Reden, wenn der davon sprach, wie die Verschiedenheit im Klima Besonderheiten im Wesen der Nachkommen erzeugen werde, und wie doch alle zuletzt ihnen beiden entstammten; dabei sah er sie glücklich und liebevoll an, und ein frommer Schauer durchrieselte sie, und sie empfand, daß wir mehr sind, als wir uns gewöhnlich erscheinen, nämlich mehr wie arme Sterbliche, und was uns als das vergängliche Glück einer sternenhellen Sommernacht erschien, das von Gram gefolgt ist, das ist das Schaffen eines Schicksals für alle Menschen nach uns. Nur eine leichte Welle sind wir in dem ewigen Strom, der nicht Anfang hat und nicht Ende, aber ohne diese eine leichte Welle wäre nicht die Ewigkeit nach uns und nicht die Ewigkeit vor uns, und ist diese Welle doch im Nu verschwunden, und an ihrem Ort rauscht eine andere. Und vielleicht ist der Cocytus nur deshalb ewig, weil er einen geschlossenen Kreis bildet in der schweren Nacht, welche unsere Augen nicht zu durchdringen vermögen, und in alle Unendlichkeiten nachher muß er so fließen, wie er geflossen ist alle Unendlichkeiten vorher und muß nach Äonen dieselbe Welle wieder aufblitzen im trüben Scheine, die wir heute eben sind, welche zu dreien an dem langen Tisch sitzen in der rauchgeschwärzten uralten Halle. Dann wäre unser Leben noch schöner als wir gedacht, weil es dann ein Schauspiel wäre, und wir Schauspieler müßten sprechen mit dem goldenen Munde eines edlen Dichters, und alles, was geschieht, das geschieht nur als ein heiterer Schein und ein frohes Spiel, damit wir das Rauschen der häßlichen Wellen des Cocytus übertönen. Und wir würden dann auch unsere Tugend und Tapferkeit mehr lieben, weil sie die edlen Gedanken eines Dichters sind, aber niedrige Gesinnung anderer brauchten wir nicht zu verachten, denn die ist ja nur ein Kunstmittel des Poeten, das Edle wirken und glänzen zu lassen; denn umgekehrt können wir uns den Vorgang nicht denken, daß der Poet etwa um des Niedrigen willen das Hohe geschaffen hätte, denn weil er aus Lust schafft und zur Freude, so wird er doch nicht Gemeines erzeugen wollen.

Solche Gedanken hatte die Contessina, indessen sie das Kind auf dem Schoß hielt und auf die Worte des Mannes hörte, der stolz und froh geworden war und einen Willen bekommen hatte, weil er ein Ziel sah. Und es war wohl wunderbar sich vorzustellen, wenn der Mann nicht auf die Insel gekommen wäre, so lebte sie vielleicht noch als ein spielendes Kind, das nicht an den nächsten Tag denkt; aber nun war ihr Herz edler geworden, und daher kamen ihr neue Gedanken.

Nun nahte der Tag, da sie scheiden mußten von der Insel; sie trennten sich

von den beiden Alten unter vielen Tränen der Conteſſina und beſtiegen das Boot, und indem ſie einſtiegen, machte Sidonia, daß die Conteſſina den Vortritt hatte. Die wunderte ſich, denn ſonſt war Sidonia immer vorangegangen, und war das ganz natürlich geweſen. Auf ihr Erſtaunen ſagte die: „Ich fühle, daß du nun die wahre Frau des Mannes biſt, denn du haſt ihm ein Kind gebracht, und auf dir ruht alle Zukunft. Deshalb will ich von nun an zurückſtehen, und das tue ich gern und freiwillig.“ Auf dieſe Worte erwiderte die Conteſſina nichts, aber ſie bedachte viel. Und auch wie ſie in dem großen Hafenorte angekommen waren, und auf ihr Schiff warteten in einem Gaſthof, redete ſie wenig, ſo daß die beiden andern ſchon in Beſorgnis gerieten. Sie zeigte aber eine ganz beſonders innige Liebe zu ihrem Kinde, daß ſie es kaum von ſich laſſen mochte.

Als das Schiff bereit war, gingen die drei an Bord; das war gegen den Abend, weil die Fahrt ſchon mit dem früheſten Morgengrauen beginnen ſollte; und indem ihnen das Herz voll war und ſie keine Luſt zum Reden hatten, ſo zog ſich ein jeder zeitig in ſeine Zelle zurück; die Conteſſina aber bat Sidonien, daß ſie für die erſte Nacht das Kind nebſt der Dienerin zu ſich nehmen möge.

Herr Heinrich ſtand ſchon früh auf und wandelte auf dem Verdeck, indeſſen das Schiff ſeinen Lauf nahm, denn er wollte noch einmal von weitem den Ort ſehen, wo die Inſel liegen mußte, denn ſie ſelbſt war von der Fahrſtraße aus nicht zu erblicken. Nach einer Weile kam auch Sidonia die Treppe herauf und trat ſchweigend zu ihm. Da zeigte er mit der Hand in die Ferne und nickte, und dachten beide an die alten Eichenbäume und die rauchgeſchwärzte Halle des verfallenen Schloſſes.

Wie aber die Sonne immer höher ſtieg und die Conteſſina noch immer nicht aus ihrer Zelle kam, wurde Herr Heinrich ängſtlich, ging nach unten und fragte; da antwortete ihm der Aufwärter, daß ſie noch am Abend das Schiff heimlich verlaſſen hatte, und hatte ihm einen Brief gelaſſen, den er übergeben ſollte.

In dem Briefe ſtand, daß ſie Abſchied nehmen wolle und wolle wieder auf ihre Inſel zurückkehren, und war der Inhalt etwa ſo geſchrieben:

„Ich habe unſer Kind ſehr lieb, und vorzüglich deshalb, weil es Dir ſo ähnlich ſcheint und weil Du Dich ſeiner gefreut haſt. Auch habe ich mir ſehr gewünſcht, ich möchte ſehen wie es größer wird und zunimmt in allem, und möchte es erziehen in der Art, wie wir beide uns unſer Kind erhoffen. Und ſelbſt auf das fremde Land habe ich mich ſehr gefreut und auf das Wunderbare, wie auf die Hoffnung, welche dort unſer harrte. Und zu alle dieſem wie ich Dich lieb habe, das mag ich nicht ſchreiben, aber Du weißt ja auch ein wenig davon.

Nur kann ich meine Heimat nicht verlaſſen, denn ich würde ein Grauen haben, wie vor Geſpenſtiſchem, wenn ich nicht mehr an meinem Ort wäre. Aber beſonders muß ich meine Seele retten, denn ich bin beſſer geworden durch

Dich, und durch Sidonien, aber wenn ich bei Euch bliebe, so würde ich schlecht werden, und das will ich nicht, denn ich kann nicht höher kommen, als ich jetzt bin, und deshalb würde ich neidisch werden.

Wie ich das alles einsah, waren meine ersten Absichten, daß ich wollte aus dem Leben gehen wie ich schon früher geplant. Aber dann dachte ich, daß ich doch noch jung bin, und darum vermag ich meinen gegenwärtigen Gram zu überwinden, wenn ich nur Festigkeit habe; und später werde ich dann schon eine Art treffen, daß ich leben kann. Deshalb will ich nur, daß Ihr mit unserem Kinde sollt in der neuen Welt ein neues Leben beginnen, und ich will auf meiner Insel versuchen, ob auch ich das kann, wiewohl ich allein bin; dabei wird mir dann helfen, daß ich an Euch die Erinnerung habe, und daß ich Euch liebe."

Wie es so geschieht, übte der Brief zuerst nicht eine reine Wirkung aus, sondern die beiden fühlten sich im Unrecht und hatten den Gedanken, sie müßten umkehren, wenn das Schiff im nächsten Hafen ankommt und müßten die Contessina doch noch bereden, mit ihnen zu kommen. Aber weil sie nicht unter dem unmittelbaren Eindruck handeln konnten, so kamen sie doch bald auf die richtige Meinung, und die war, daß sie beide, ohne daß sie es sich eingestehen mochten, schon vorher Ähnliches gedacht wie die Contessina. Mit doppelter Kraft fühlte Heinrich die Liebe in seinem Herzen wirken, wie er zu dieser Einsicht kam, und doch mußte er sagen, daß die tapfere und großherzige Geliebte den richtigen Weg gegangen war. Und wie nun die Wochen der Seereise langsam dahinflossen, da heiterte sich allmählich der Kummer und schmerzliche Sehnsucht zu Dankbarkeit und Erinnerung; denn durch ihre Liebe hatte sie ihnen beiden das holde Kind geschenkt, und hatte ihnen ein Ziel ihres Lebens gewiesen, das sie vorher nicht gehabt, und hatte zwischen ihnen selber ein neues, stärkeres und reineres Gefühl erzeugt; denn wohl war es eine andere Liebe, mit welcher Heinrich sie geliebt hatte und noch liebte; aber die Liebe zu Sidonien war nicht geringer geworden, sondern hatte vielmehr eine ernstere und wahrhaftigere Bedeutung gewonnen.

In solcher Gesinnung standen sie auf dem Schiff, wie die neue Heimat vor ihnen aus der Meeresflut auftauchte. Da gaben sie sich die Hand und dankten der fernen Geliebten, die jetzt in ihrer Einsamkeit sich Tröstung suchte, und versprachen einander, daß sie sich anstrengen wollten, solchen edlen Opfers würdig zu werden. Denn so groß war das Geschenk, das sie erhalten, und schwer das Opfer des Gebers, daß sie sich eine Verpflichtung auferlegen mußten für das Höchste.

Wie sie die Landungsbrücke begingen, erwachte das Kind, welches die Dienerin im Mantel trug, und seine scharfen und strahlenden Augen sahen in die Weite des Landes, das vor ihnen sich breitete.

Der moderne Zauberer/ von Oscar Bie

Auf den Ladentischen stehen rechts und links die Grammophone, die ihre reklameweiten Trichter uns ins Gesicht strecken, große und kleine, mit und ohne Verzierungen. An den Wänden stehen Schränke, die eine automatische Musik in sich schließen und, wenn man einen Knopf drückt, elektrisch erglühen und ein Stück abspielen. Mit der alten Spieldose beginnt die Galerie, dem graziösen Musikautomaten des letzten Rokoko, der nicht die Technik eines Stücks, sondern das Stück in seiner eigenen Technik wiedergibt, übersetzt in die porzellanene Sprache klingender Stäbchen. Die Galerie schließt mit dem Orchestrion, das ein Militärorchester nachahmt, mit sämtlichen Chikanen der Schlaginstrumente. Dazwischen die Reihen der Klavierapparate, von den neutralen Walzen bis zu den Künstlerwalzen, Klaviere, die durch eine Vibration von unmenschlicher Schnelligkeit zitternd gemacht werden (Zittern = Gefühl) und solche, die mit roten Laternen geschmückt sind, welche glühen, wenn sie spielen, wie die Nase eines Bacchanten, der elektrische Strom treibt sie alle, derselbe, der auch einen Geigenmechanismus in Bewegung setzt und ein selbstproduzierendes Harmonium. Caruso, schweig still, da ich jetzt Paderewskis Rhapsodie hören will. Salome, tanze nicht, da ein Militärorchester sofort aufspielen wird. Ist der Kinematograph bestellt, der gleichzeitig mit dem Vortrag von Bendix seinen Kopf zehnfach vergrößert in Tätigkeit zeigt? Also aufpassen, daß die Lampen des Reproduktionsklavieres mit d'Alberts Appassionata erst löschen, ehe das grammophonisch-kinematographische Spiel beginnt. Sonst reicht der Strom nicht. Der Strom ist der Maßstab.

Hoch lebe die Technik, es ist ihr gelungen Bewegliches festzuhalten. Sie hat die Zeit zum Raum gemacht, wie sie einst die Kausalität zur Zeit machen wird. Erst photographiert man das Seiende, dann das Werdende in der Natur, dann in der Kunst, dann das Sprechen, Singen und Musizieren. Die Renaissance stilisierte das Zeitliche, wir technisieren es, ein neues Weltalter bricht an. Wenn wir heute den ganzen transitorischen Tanz der Taglioni photographisch studieren könnten! Einst wird man den Sardanapal auf einer Leinwand pantomimen sehn, wenn seine Kostüme in das assyrische Museum gewandert sind. Der Apparat fängt die naive und die bewußte Kunst. Eure Improvisationen werden zu käuflichen Walzen, eure Reden zu Springbrunnen, die durch einen Knopfdruck für bestimmte Zeit sich loslassen. Diese wunderbare Mystik zeitlicher Unendlichkeit nimmt sich die Maske ab und zeigt ihre numerierten Glieder. Diese unerklärliche Sensibilität der Phantasie und persönlichen Nuance enthüllt sich als ein mechanischer Vorgang, der die Ästhetik auf eine materielle Grundlage stellt. Weit über die Völkergrenzen wird der Schall einer Stimme getragen, ohne körperliche Bindung, das einmalige Spiel wird vervielfältigt an hundert Orten der Welt gleichzeitig wirk-

sam. Die Maschine ersetzt die menschliche Mühe, sie ökonomisiert die künstlerischen Bedürfnisse. Amerika hat bisweilen noch einen Organisten für zehn Kirchen, die Reproduktionsorgel erledigt jetzt diese Verlegenheit. Der Leiter des Gottesdienstes drückt auf den Knopf und die Maschine beginnt ihren Choral zu spielen. Dieser Organist hat immer Zeit, weil er zeitlos ist. Und er ist immer billiger, weil er seine Vervielfältigungskraft ausgenutzt hat, wie der Wasserfall seine Dynamik. Wird Gott die Ehre dieser technischen Errungenschaft abschlagen? Sie ist die notwendige Folge seiner Institutionen.

In der Fabrik sitzt der Harmoniumspieler wie vor jedem anderen Instrument. Er spielt das Kruzifixus aus Bachs Hmoll-Messe. Durch einen überaus intelligenten Mechanismus ist es möglich geworden, sein Spiel mit allen Registerzügen und Windnuancen in einen Aufnahmeapparat zu übertragen. Nur zwei elektrische Drähte verbinden sein Instrument mit dem Gehäuse, in dem der Erfinder sitzt und die Hieroglyphen beobachtet, mit denen sich Spiel und Auffassung auf einen Streifen Papier selbst niederschreiben, Striche für die Windstärke, für die Klangfarben, für die Töne, Striche, die beginnen und aufhören mit dem Beginn und Ende ihres zeitlichen Modells, eine Geheimschrift der wunderbaren Übertragung der Zeit in den Raum, etwas Vierdimensionales. Was Bach einst in divinatorischer Stunde dem Weltgeheimnis abforderte, gibt dieser dienende Spieler ihm auf dem klugen und schmalen Wege menschlicher Technik zurück. Seltsames Gefühl: hat ein Geist diese Zeichen geschrieben? Der Spieler hört das tickende Antworten jedes Tastenwechsels im Apparat, es schreiben die Geister. Er spielt, nicht unberührt von dieser mystischen Stunde, in dieser nüchternen Fabrik, von Menschen umgeben, die zwischen dem Enthusiasmus und der Präzision alle Skalen der typischen Kunstauffassungen darstellen. Er spielt, in der Julihitze für den Winter, in Hemdsärmeln für ein Weltpublikum, ein einziges Mal für unzählige Male. Eine Fliege sitzt ihm hartnäckig auf der Nase, er hat die Hände nicht frei, sie wegzuschlagen, die Papierrolle gestattet keine Unterbrechung. Direktor, Erfinder, Kontrolleur, die Menschen der Schönheit, Präzision und Philologie treiben ihm die Fliege mit unermüdlichem Eifer fort, aber sie macht einen Kreis und sitzt wieder auf der Nase. Wen stellt dieses Tier dar im Konzert der Kunst? Stimmt etwas nicht in der Materialisierung der Geister? Sie verläßt den Spieler nicht während des ganzen Kruzifixus. Zehnmal hat er den Kopf geschüttelt, jetzt ist er fertig. Der Erfinder rollt das Papier auf — da ist ein G verzeichnet, das nicht gespielt wurde. Der Apparat lügt nicht! Haben Sie wirklich kein G gespielt? Der Spieler beteuert das Gegenteil. Man untersucht. Ein Staubkorn sitzt in der Zunge des G. Der Apparat lügt nicht, aber er unterscheidet nicht zwischen Wille und Zufall. Du meine Fliege! Das G wird herausretouchiert, die Rolle in einen Kasten gesteckt, mit Etikett beklebt, reproduktionsfertig, exportreif.

Der Künstler hat in das Grammophon gesungen oder in den Apparat ge-

spielt. Jetzt hört er die Reproduktion von sich selbst. Die Präzisierung seines momentanen Gefühlslebens erschreckt ihn weit stärker, als der Anblick einer Photographie. Der zeitliche Spiegel macht aus einer nervösen Konstitution eine typische Gebärde, er theatralisiert die Seele und monumentalisiert den Augenblick; die gute Photographie, die ein anderer wählt, gewinnt aus dem Leben den charakteristischen Moment, der Musikapparat, dem man sich selbst stellt, aus der Kunst der Momente die erstarrte Form. Seine akustische Linse ist scharf, sie spitzt das Technische zu, sie verleugnet das Sfumato der augenblickserregten Schöpfung. Andere erkennen ihn besser im Apparat, als er sich selbst. So soll Ritisch imstande sein, jedes reproduzierte Stück auf seinen Spieler zu erraten, während ich am Grammophon Zeuge war, daß Ernst Kraus sich selbst nicht erkannte. Die mechanische Reproduktionsfähigkeit des Klaviers ist freilich an der Grenze des Unwahrscheinlichen; wir besitzen Apparate von vollendeter phonographischer Treue. Der Grammophon dagegen gibt mehr oder weniger eigene Farben störend hinzu, seine Membran ist nervös und reagiert verschieden auf die Organe, unter denen sie passende und unpassende unterscheidet. Die Sängerin verliert auf der Membran, durch die scharfe Anspannung der kurzen Schwingungen ihrer höchsten Töne. Der Sänger ist membranfähiger, Caruso offenbar am fähigsten. Seine Platten sind die reproduktionskräftigsten, die es gibt, und bei all seiner Kunst darf man sagen, daß die glänzende Popularisierung seines Tones durch den Apparat nicht das wenigste zu seinem Ruhme beigetragen hat.

Die musikalischen Automaten nehmen erschreckend zu. Sie sind ein Teil der Kunstzufuhr geworden, sie dringen in die Familie, Kirche, Gaststube ein. Sie einfach abzuweisen, wäre billig. Mit solchen Bewegungen hat man sich auseinanderzusetzen, sie als Zeichen der Zeit zu verstehen und zwischen ihren Vorteilen und Nachteilen zu vermitteln. Sie werden durch keinen leichtfertigen Einspruch gehemmt werden, aber man kann ihre Wirkungen vernünftig regulieren. Sie zerfallen technisch und künstlerisch in zwei Gattungen. Entweder reproduzieren sie Sprache und Musik durch eine Membran, oder nur instrumentale Musik durch einen automatischen Spielapparat mit Walze. Und entweder geben sie neutral irgendein Stück als solches wieder oder sie reproduzieren die persönliche Auffassung. Es gibt also vier Arten: Publikumsmembran, Publikumswalze, Künstlermembran und Künstlerwalze. Aber, von einigen Abnormitäten abgesehen — es haben sich auch Zwischenstufen herausgebildet: neutrale Walzen, zu denen der Reproduzierende selbst den „Ausdruck" machen kann, das heißt deren dynamische Neutralität er durch Forte und Piano nach seinem Gutdünken schattiert, wie er auch das Tempo beliebig einstellen und wechseln kann, was alle Automaten gestatten. Hier beginnt schon die Gefahr dieser „sozialen Frage". Die Mischung ist vom Übel. Das Wesen und die Schönheit des Klavierspiels liegt in der Einheit des Körperlichen und Seelischen, in der Durchdringung der Mechanik mit Stimmung und Augen-

blicksreflexen, in der Harmonie des Technischen und des Ausdrucks. Wie dieser ganze Mensch da gleichzeitig arbeitet und empfindet und durch das Eine das Andere belebt und reguliert, das ist der Triumph seiner Kunst. Übergebe ich einen Teil davon der Maschine und überlasse ihm den Rest, so entseele ich das Mechanische, ohne dem Gefühl seine natürlichen Hemmungen zu geben. Lieber noch ganz mechanisch.

Es ist zweifellos, daß durch die Verbreitung der mechanischen Instrumente, besonders der künstlerischen die Kenntnis der Literatur erweitert, für Schulen ein Lehrer, für Kirchen ein Organist gewonnen und manches dilettantische Musizieren durch einen zwar uniformen, aber technisch vollendeten Genuß ersetzt wird, so wie es sich empfiehlt, statt schlechter Ölbilder gute Photographien an die Wände zu hängen. Aber man darf diesen Vergleich nicht überreiben. Im Bilde ist der ganze Maler enthalten, die Photographie gibt die Reproduktion seines Werkes, nicht unter Auslassung eines Immanenten, sondern unter Übersetzung des nicht Reproduzierbaren. Im musikalischen Kunstwerk lebt, wie in allen hörbaren Künsten der Drang zur Reproduktion an sich und diese in dem ganzen Menschen, wie er es auffaßt und wiedergibt, ist eine natürliche Einheit, die man nicht ungestraft zerreißt. Eine Partitur im Buche ist ein Werk, das jeder Auffassung frei steht und darum an Kunstwert nicht verliert, daß sie nicht gehört wird. Aber eine phonographische Partitur ist die Auffassung eines einzigen Menschen in einer bestimmten Stunde von einem Werke, das so wandelbar ist, wie diese photographierte Madonna unwandelbar bleibt. Die Reproduktion der hörbaren Künste hat ihre Seele. Die Tempi werden mit den Jahren schneller, um aus einer natürlichen Gefühlsreaktion dann wieder vom langsamen anzufangen. Die dynamischen Schattierungen werden schärfer, um dann wieder einem manierlosen Ausgleich zuzustreben. Die einzelnen Reproduzenten stellen sich verschieden dazu, der Einzelne sogar selbst wieder anders in jeder Stunde. Dieses wundervolle Fluktuieren im Reflex der Kunst ist ein Lebenssaft ihrer Erhaltung, auch der Neuschöpfung. Losgetrennt von diesem Prozeß ist das automatische Stück ein Torso, der auf die Dauer an Leben wird vermissen lassen, was er an Technik gewonnen hat. Mehr noch, er erstarrt nicht nur, sondern er bringt Erstarrung. Gewiß wäre es höchst interessant heut zu hören, wie Beethoven seine Sonaten gespielt hat. Aber es wäre der Tod aller seiner Nachfolger. Immer wieder würde man auf den kodifizierten Kanon hinweisen und jede selbständige Regung in der Auffassung mit der Mahnung ersticken: der Meister muß es doch besser gewußt haben. Die Reproduktion würde ganz mechanisch werden, ihre Seele und ihr eigentümliches Leben verlieren und damit auch den Schaffenden eine lebendige Fortexistenz rauben. Ich stritt mich einmal mit einem Freunde um die Auffassung, die ein berühmter Künstler einem Stück gegeben hat. Hat er piano oder forte begonnen? Wir stellten die Walze seiner Aufnahme ein und der Apparat

antwortete: piano. Der Geist des Künstlers hatte sich gerechtfertigt. Hier liegt der Wert der mechanischen Reproduktion, nur in der Beurteilung der Auffassungen, aber nicht in der Auffassung selbst. Die Musik, wie das Drama, hat ein doppeltes Leben, sie lebt im Schaffen und lebt noch ein zweites Mal im Reproduzieren, sie gibt sich selbst wieder als Material der Zukunft hin. Muß man nicht für dieses ihr zweites Leben jetzt fürchten? Der Reproduzierende ist bei aller Selbständigkeit ein Diener und er wird vor dem Apparat, der die Auffassung des Schaffenden festgelegt hat, kapitulieren. Wie der festgelegte Produzent den Reproduzenten lähmt, so unter diesen der stärkere den schwächeren. Und was vielleicht das Gefährlichste ist: Der Künstler selbst legt sich fest. Beethoven hat, wie Czerny bezeugt, jedesmal mit anderen Tempi und anderen Nuancen dirigiert und gespielt. Eine Symphonie war für ihn ein allgemeiner Gefühlsausdruck, der bei jeder Aufführung eine neue, augenblickliche dynamische Innenzeichnung erhielt. Die Musik begibt sich, festgelegt, eines großen Vorteils, den sie vor der Malerei voraus hat. Zwischen Photographie und Phonographie ist mehr als der Unterschied eines Konsonanten.

Wir sind ernst geworden. Der moderne Zauberer hat seine Bude zwischen der Quelle und der Mühle aufgeschlagen. Das Volk belustigt sich bei ihm. Er aber wird zusehen müssen, daß er dem Müller nicht die Kraft entzieht, von deren Produkten er lebt.

Chronik: Entwicklungen und Verwicklungen/ von Junius

I

Am Journalisten galt bisher die Unbescheidenheit als Zeichen oder ein Teil seiner Begabung. Nicht ohne Grund. Sie ist seiner Selbstbehauptung stärkste Waffe. Umgeben von Tadlern, Zweiflern, Verleugnern, muß er sich, um im Beruf nicht zu erlahmen, selbst Mut zusprechen; muß seinen Selbstbehauptungstrieb bis zum Trotz steigern und sich nicht nur das Bild seiner sozialen Unentbehrlichkeit, sondern seiner hohen sozialen Mission so lange vor Augen halten, bis er selbst daran glaubt, die Skepsis in sich besiegt und das Haupt über die durchschnittliche Manneshöhe emporzurecken vermag. Was wird nicht alles von ihm verlangt? Er soll belehren, bekehren, schulmeistern . . . ohne schulmeisterliche Manieren; ein mühsames Stück Arbeit. Er soll produktiv sein . . . in der Kritik; eine Zumutung, die selbst dem Genie sauer ankommt. Stündlich hantiert er mit seinen Überzeugungen, er muß sein Inwendigstes nach außen kehren und an den Flaggenmast seines Lebensschiffchens nageln: und soll doch anonym bleiben. Welchem Sterblichen wird ein solches Opfer seiner Eitelkeit zugemutet? Sein ganzer Beruf ist ein Bekenntnis, er muß oft das stille Wachstum seiner Seele (wenn sie dazu Zeit hat) vor den Lesern, dem Brotherrn, den über seine bürgerlich-ökonomische Existenz mitbestimmenden Kollegen sacht verschleiern, weil Entwicklung dem Blick von außen leicht als Charakterlosigkeit erscheint: und doch in jedem Augenblick den Stil der Aufrichtigkeit finden. Liegt darin keine Tragik? Kein Mensch mag ihn entbehren, weder der einzelne noch die Gruppe, fast jeder kommt in den Besitz seiner originalen Meinung erst nachdem er seine Zeitung eingesehen, die Regierenden wissen meist was sie sollen und wollen erst nach dem fleißigsten Studium der Zeitungsliteratur: und jeder schmäht den Journalisten, dünkt sich ihm an Geist und Charakter gleichwertig oder gar überlegen. Was er mit allen Kräften Leibes und der Seele an Unterhaltung und Belehrung von überallher zusammenschleppt, die Überzeugungen, die er entzündet, die Einsichten, denen er Bahn bricht: das wird wie etwas Selbstverständliches hingenommen; an seinem Tun aber haftet eine Art Makel. Ich verstehe, daß in tüchtigen Journalisten, die sich als Kulturfaktoren fühlen dürfen, ein bis zur Unbescheidenheit gesteigertes Selbstgefühl die naturgemäße Reaktion dagegen ist.

Es ist daher vielleicht ein Triumph der Klugheit, wenn unsere deutschen Journalisten sich mit einem Male bescheiden stellen und so tun, als ob der internationale Pressekongreß, der in der dritten Septemberwoche in Berlin abgehalten wurde, ein großer Erfolg gewesen sei. Lag dazu ein Grund vor? Hier in Deutschland kämpfen sie um die Anerkennung, die wenigstens doch ihren führenden Schichten gebührt. Noch besteht das Zeugniszwangsverfahren, dessen Tendenz dahin geht, die Befruchter der öffentlichen Meinung ehrlos zu machen. Noch gilt in

offiziellen deutschen Kreisen die Methode, die Presse als notwendiges Übel, den Journalisten — abgesehen von den Ausnahmen, die die Regel bestätigen — als eine minderwertige Spezies Mensch zu betrachten; es herrscht dort Feindesstimmung. Die Feste, die aus Anlaß jedes Kongresses in Schwung geraten, konnten den Journalisten um so weniger fehlen, da das Abstraktum: Presse als Machtorganisation sich überall Beachtung erzwingt. Des Herrn von Schön Begrüßungsworte waren sehr höflich und sehr gleichgültig. Des Fürsten Bülow Rede war gut gelaunt und witzig, er sprach in seiner scharmanten Manier, wie wenn er zum Bau gehörte, und bewies von neuem, was in der Diplomatie der nach besten Pariser und Wiener Mustern geschulte Feuilletongeist wert ist, den nur verachtet wer ihn nicht besitzt. Freilich, er konnte nicht umhin, die Moraltrompete anzusetzen und die Vertreter der papiernen Großmacht leise zu mahnen, in den ihren Betrieben Untertänigen das Verantwortungsgefühl zu schärfen. Ich sah deutlich, während diese Mahnung ertönte, wie ein würdiger Graukopf die Nase rümpfte. Sollte er an das Verantwortungsgefühl der hohen Herren gedacht haben, die verschuldet haben, daß der Reichskarren jetzt im Morast der großen Finanznot festsitzt? ... Die berüchtigten Spitzenempfänge schlossen sich an. Bei ihnen aber nahmen neben den paar ehrwürdigen Charakterköpfen, denen der „Mutmensch" auf die Stirn geprägt war, neben den Männern, die der Presse den Gehalt, die Richtung, den Geist zu bestimmen suchen (suchen!), die Preßkapitalisten aus aller Herren Länder einen gar beträchtlichen Raum ein. Dieses scheinbar friedliche Nebeneinander von Geist und Geld, von Willen zur Sache und Willen zum Profit war das auffallendste Phänomen, das der Pressekongreß bot; denn dieses Phänomen birgt eines der verwickeltsten Kulturprobleme in sich. Wenn dieses in den Mittelpunkt der Verhandlungen geschoben, wenn unverblümt die Frage gestellt worden wäre, ob und wie gegenüber der Allmacht des Kapitals der schöpferische Geist, die freie sittliche Persönlichkeit die Herrschaft in der Presse erhalten oder sich bewahren könne, wenn die Massenvereinigung von Schriftstellern, die als Kapazitäten gelten, benutzt worden wäre, diese Frage aller Fragen aufzurollen, an deren Lösung ihre Fortexistenz als ehrliche Männer und Heil oder Unheil der fortschreitenden Demokratisierung der Gesellschaft hängt: dann hätte der Pressekongreß ein Werk verrichtet, das eigentlich kein anderer für ihn tun kann. Die Macht des Journalismus steigt, das Ansehen der Journalisten sinkt: Das ist das Problem. Kenner (wie der vielleicht am Journalismus verstorbene Dichter J. J. David) behaupten, die starke Persönlichkeit von sozial gerichtetem Willen, die sich nicht wie ein Blatt vom Winde bald hierhin bald dorthin wehen lasse, werde in die Rolle des gelegentlichen Mitarbeiters abgedrängt; schwächere Geister würden entmannt; statt der Gesinnung herrsche das Parteiklischee, mit dem der Subalterne am besten umzugehen wisse; die geschickteren, biegsamen, leeren, richtungslosen rückten zu Preßkapitänen auf; der großkapitalistische Gesichtspunkt sei allmächtig geworden

und fälsche alle Zeitungsinhalte außerhalb des Nachrichtenteiles und der für Wissenschaft und Literatur reservierten Bezirke, in deren Besitz sich gekaufte Notabilitäten teilten . . . Das alles ist wohl wahr, doch bei weitem nicht die ganze Wahrheit. Aber die sie wissen, schweigen und leiden. Warum? Es ist Zeit, daß die Pressekongresse sich endlich mit dem Problem der Presse, mit den Rätseln ihrer eigenen Existenz und Geltung beschäftigen.

II

Auch auf den Konferenzen der Interparlamentarischen Union, die eine Woche vor dem Pressekongreß in Berlin abgehalten wurden, haben des Fürsten Bülow Redekünste und weltbürgerliche Talente Triumphe gefeiert. Wie er wiedergrüßt und zulächelt, wie er durch aufmerksames Hinhorchen auch sachliche Widerstände besiegt, wie er mit einem Minimum von Eitelkeit leutselig ist, wie er schonend dem stachligen Sachkern auszuweichen versteht, darauf vertrauend, daß die Löcher in der Fassade, die Fehler in der Rechnung übersehen oder später, viel später bemerkt werden: das ist eigentlich doch wohl eine Kunst, auf die die Deutschen stolz sein dürfen. Freilich, ab und zu huscht ein Schatten über die wolkenlose Stirn: die Dinge verwickeln sich, die Gesundheit ist angebröckelt, der Ehrgeiz gesättigt. Aber das bemerken die Fremden nicht, sie sind von diesem grandseigneurialen Charme, von dieser kosmopolitisch abgeschliffenen Klugheit entzückt. Am Deutschen suchen sie ja noch immer die Holprigkeit der Sprache und das unbewußt Grobianische der Formen als typische Rassenmerkmale — wie sie in unseren Diplomaten den brutalen, wenn auch nicht mehr so klug gelenkten Bismarckischen Machtwillen voraussetzen; um so größer ist ihre Freude, die raffiniertesten Westeuropäer an der Spree zu entdecken. Der Reichskanzler, dem nichts Menschliches fremd ist, versteht auf jeden Ton einzugehen. Den Presseleuten schmeichelte er sich durch das gefällig Anekdotenhafte seines Geplauders ins Ohr; und den Friedensgesandten träufelte er Öl ins pazifistische Herz. Trotzdem blieb der Erfolg dieses Kongresses (der durch weniger festschmarotzernde Mitläufer beschwert war als der der Presse) nicht an der Oberfläche, er war ernst, kann und wird hoffentlich nachhaltig wirken. Es ist hohe Zeit, daß das allerwärts überhitzte Nationalgefühl und dessen krankhaft gesteigerte Empfindlichkeit eingesargt werden und das Vaterland neben den Vaterländern neue Pflege finde; der souveräne Selbstbehauptungstrieb braucht darunter nicht zu leiden. Es ist angesichts unseres gemeinsamen Kulturbesitzes unerträglich, zu sehen, wie bei manchem blöden Handel ohne Not die nationale Ehre in Gefahr erklärt und so die Halbbildung zu patriotischer Hysterie erzogen wird. Freilich müssen die Interparlamentarier sich hüten, durch der fernsten Zukunft vorgreifende ideale Forderungen, die auf dem Acker dieser realen Welt noch nicht reifen, die Erreichung des Möglichen zu erschweren. Dahin gehörte vor allem der Antrag der Nordamerikaner, daß man sich vertraglich alle feststehenden Grenzen zusichere, — warum dekretiert man

nicht lieber gleich, die Erde solle still stehen? — Ferner auch die Forderung der obligatorischen Schiedsgerichte für die großen, um die Weltherrschaft rivalisierenden Großmächte. Anstatt solche Zumutungen zu machen, müßte zunächst die Öffentlichkeit über den nebelhaften Begriff der vitalen Interessen aufgeklärt werden. Die Forderungen dagegen, die Blockade offener Häfen und das Beuterecht abzuschaffen und das Privateigentum auch im Seekrieg heilig zu sprechen, wurde einstimmig angenommen und haben Aussicht, in absehbarer Zeit ins Völkerrecht überzugehen. Man sieht, wie wegbahnend diese Konferenzen werden können, schon geworden sind. Vielleicht ist die Idee eines Weltbürgerrechts, an die der alte Kant so fest glaubte, doch „keine phantastische und überspannte Vorstellungsart des Rechts, sondern eine notwendige Ergänzung des ungeschriebenen Kodex . . zum öffentlichen Menschenrechte überhaupt." Wie Grüße aus unsrer Geisterheimat klingen diese ehrlich verzopften Worte. Freilich wissen wir posthume Besserwisser, daß Buonaparte, der Ideologenhasser, im Rausche der italienischen Siege bereits den Hammer hob, um die Vereinigten Staaten von Europa zu schmieden, als Kant vom Ewigen Frieden träumte.

III

So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Scheinfrei: August Bebel hat auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Nürnberg die zermalmende Wucht seiner Scheinfreiheit erfahren. Es war für ihn ein tragischer Zusammenbruch. Die strahlend helle Stimme, die das Gebraus von vieltausend rauhen Arbeiterkehlen sonst wie ein Schlachtruf übertönte, war umschleiert, die strengen Gebote des orthodoxen sozialistischen Katechismus, nach dem er deutsche Arbeiterseelen glauben und hoffen lehrte, klangen schal, leer, fast seelenlos; und sein Bekenntnis zur Taktik des Klassenstaatdogmas vermochte die Gegensätze nicht zu verkitten. Als er sich müde aus dem Saale schleppte, fühlte man, daß ein Kapitel deutscher Geschichte sich hinter ihm schloß. Ein Kapitel von monumentaler Größe: es handelt von der gewaltigsten Erziehungsarbeit, die je an Massen vollbracht wurde, durch Lehrer, die ihr Denken an Marx' heroischer Dialektik geschult hatten. Nun stehen diese Massen da, zum großen Teil in machtvollen Berufsverbänden organisiert (an drei Millionen), im Besitz von zahlreichen Bildungsmitteln, die gut über die ökonomischen Bewegungen orientieren, geschult, Bücher und Zeitungen mit Verständnis zu lesen, die Zahlensprache der Statistik zu verstehen, selbst verschleiernde Bilanzen nachzuprüfen, mit steigendem Wohlstand daran gewöhnt, die Despotenlaunen der Theorie abzuwehren und die Praxis als obersten Lebenswert gelten zu lassen, müde der Katheder-weisheiten, mißtrauisch gegen das Doktorengezänk, auf dem Wege zur Verbürgerlichung, zur lebengeheiligten Unmoral der Kompromisse, zu einem nicht ganz kleinen Teil schon dem ökonomischen Optimismus gewonnen, der den Bourgeois so

feist und so . . geschäftstüchtig macht, innerlich schon bereit, mit dem Feinde von gestern zu verhandeln, durch Verhandlung nach bewährten Tauschmethoden einen immer fetteren Anteil von der Produktion zu erhaschen, ganz gegenwärtig, ganz realpolitisch, im Gedanken völlig mit den Vorteilen vertraut, die ihnen, unter Voraussetzung gleicher Rechte für beide Parteien, Tarifverträge und obligatorische Schiedsgerichte bringen können: und nun sollen sie sich, gegen die elementarste Vorstellung des Entwicklungsgesetzes, auf den Standpunkt des kommunistischen Manifestes künstlich zurückschrauben, die Einsicht verkrüppeln, das Gefühl vergewaltigen . . . Scheinfrei ist der einzelne, der aufhört, die Richtung der Entwicklungslinie vorauszuahnen oder vorauszuerkennen; scheinfrei wurde Bebel von dem Augenblick an, wo sein Denken sachleer wurde und verkannte, in welchen Punkten die soziale Wirklichkeit aufhört, sich nach dem Bilde zu richten, das Karl Marx von ihrer unmittelbaren Entwicklung 1867 entworfen hat. Alter und Krankheit haben beigetragen, den edlen Mann schneller unfrei zu machen als sich von seinen Anfängen erwarten ließ.

Im übrigen aber ist es Gerede, zu sagen, der in Nürnberg zum Ausbruch gekommene, längst vor Nürnberg fühlbare Gegensatz sei ausschließlich der zwischen Nord und Süd. Nicht bloß die Temperamente gerieten dort aneinander, sondern weit eher die scheinfreien Wortgläubigen mit den freien Lebensbejahern. Der Klassenstaat kann nur aus sich heraus, durch positive Arbeit, überwunden werden, — soweit er überwunden werden kann. Alle Wege dazu sind frei. Von den Liberalen, die in den großen Städten ein kümmerliches Dasein fristen, strecken sich der unterhandlungswilligen Arbeiterelite, die sich zusehends individualisiert, viele Hände entgegen; erst beide vereint können die Bedroher der bürgerlichen Grundrechte niederwerfen und diese herbeizwingen, erst beide zusammen können den wahrhaft freien konstitutionellen Staat schaffen, in dem es eine Lust wäre, zu atmen. Vielleicht beschert uns die Not der Zeit einen schöpferischen Feuergeist, der die widerstrebenden Eitelkeiten der Parteigernegroße niederzuzwingen weiß, einen Lassalle des Liberalismus.

IV

Eine heißer bebrütete Reform als die ist, welche unsere Reichsfinanzen sanieren soll wie ein wegen unsolider Geschäftsgebarung verfrachtes Finanzunternehmen, hat es wohl kaum je gegeben. Sie ist in jedem Betracht eine vertrackte Angelegenheit. Sie zeigt, wie in unserem Vaterlande — einem Lande, in dem neben Menschen auch an Intelligenz Überfluß sein soll — der politische Dilettantismus in tropischen Dimensionen gedeiht. In einem Tempo, ähnlich dem, welches das verrottete ancien régime in den Abgrund der Revolution stürzte, häufte sich seit zwanzig Jahren die Schuldenlast des Reiches, ohne daß die Zentralregierung es für nötig hielt, die Methoden der Deckung von Reichsausgaben prinzipiell festzulegen. Der Hinweis auf die „schwierigen" Parteiverhältnisse und die Fraktionspolitik ist eine törichte Ausrede; denn wir

haben keine vor dem Lande direkt verantwortlichen Parteien. Nicht von diesen, sondern von der Vorsehung werden unsere Regierungen bekanntlich (!) berufen. Die verfassungsrechtlichen und finanztechnischen Fragen, die dabei mitspielen, existieren nicht von gestern, — und wozu hat man das Amt, wenn es einem nicht den Verstand gibt? Man will die Bureaukratie modernisieren, in die Verwaltung die — wohl doch erst seit Dernburgs Eintritt in die Regierung — gesunden kaufmännischen Methoden einführen; aber das wird nichts helfen, solange der Scheinkonstitutionalismus weiter besteht und die Parteien zu Tauschhändeln, nicht zur verantwortlichen Führung der Geschäfte berufen, vom Programm zur Politik bekehrt werden. Inzwischen sind wir mit der impotentesten Form der Demokratie beschenkt worden: der redenden und schreibenden Politik. Die öffentliche Meinung soll beredet und beschwatzt (als ob die Zeitungen das nicht schon gründlich genug täten!) nicht durch zweckdienliche Taten bezwungen werden. Bilde, Künstler, rede nicht. Ist nicht der Staatsmann auch ein Künstler?

V

Wer nicht als Harmonieapostel eingeschworen ist, wird für die Bulgaren und Rumelioten etwas übrig haben. Lange Zeit hatte ihre politische Geschichte den fatalen Beigeschmack der historischen Farce, auch nach der „Battenbergischen Bulgarei", die Bismarck rücksichtslos dem Witz auslieferte. Umtriebe, Zänkereien, Putsche, Meuchelmorde, die Komödien ihres Parlamentarismus waren lange die uns sichtbaren Spitzen ihrer politischen Existenz. Ihr mit hartnäckiger Entschlossenheit geführter Befreiungskampf vom Türkenjoch, ihre Antwort auf die verruchten bulgarischen Greuel hatten heroischen Anstrich. Aber . . wieder ein neuer Anfall der névrose nationale, wieder ein Nationchen mehr, noch dazu eines, das über weite Länderstrecken versprenkelt und mit Türken, Serben, Rumänen, Griechen, Armeniern, Juden, Zigeunern versetzt ist. Als unbequem empfanden es auch die Großmächte, die Nachlaßverwalter auf dem Balkan; sie vor allem. Doch es half ihnen nicht, sie mußten das Unvermeidliche sanktionieren. Sie sind ja zu nichts andrem da, als sich von den „vitalen" Interessen der Völker vergewaltigen zu lassen. Gegen den Zarbefreier und seine grimmen Kaulbarsse hatten die Bulgaren den Mut, undankbar zu sein: es war das erste Zeichen ihrer Reife zur nationalen Selbstbestimmung. Es ging stetig vorwärts. Die Verwaltung und das Heer wurde langsam entrussifiziert, die Wirtschaft erstarkte, die Bildung verbreitete sich, der Militärdienst wurde, zuerst unter russischen Drillmeistern, ganz ordentlich besorgt, überhaupt die Bahn zur Westeuropäisierung unaufhaltsam weiter begangen. Die „Suzeränität" des Großherrn war nicht drückend, es war ein dünner Faden, bestimmt, beim leisesten Ruck zu reißen. Mit anderen Staaten durften sie Handelsverträge abschließen, sich also als selbständig fühlen. Den übrigen christlichen Balkanvölkern stehen sie an Tüchtigkeit, an Aktivität gewiß nicht nach, gute Kenner wittern in den Bulgaren

sogar eine Art Preußentum, — nennen sie die Balkanpreußen. Ob mit Recht? Sie haben, sechs Jahre nach der Eidleistung Alexanders von Battenberg als Fürst von Bulgarien in Tirnova, die Vereinigung mit Rumelien durchgesetzt, gegen die serbischen Balkanbrüder, gegen den Willen des sie betreuenden Zaren, gegen den Einspruch der Großmächte. Sie haben seither die Zeit nicht ungenutzt verstreichen lassen, ihr Koburger ist (wenn auch nicht immer direkt) ein unermüdlicher Stimmungmacher an den westeuropäischen Höfen gewesen, seine viel belächelte Nase zeigte politischen Spürsinn, das selbstherrliche Königtum lockte als Beute; es wäre geradezu unverständlich gewesen, wenn ihnen die Etablierung der Jungtürkenherrschaft nicht Anlaß geworden wäre, die Suzeränität des ins Schattenreich der Verfassung verbannten Sultans abzuschütteln. Nun sind sie, mit Bismarck zu reden, mehr technisch als schwunghaft vorgegangen. Der feste Griff, mit dem sie ihre Strecken Orientbahn in Besitz nahmen und die Staatsräson über die Legalität der Staatsverträge stellten, in denen die Geschicke der Kleinstaaten als Kompensationsobjekte verhandelt und verschandelt werden, spricht für die Mündigkeit der Bulgaren. Nun zeigt sichs, wie gut sie ihr Spiel vorbedacht haben, wie zielsicher der in zwanzig Geduldsjahren geübte und zum Instinkt verfeinerte Ehrgeiz des Königs Ferdinand es eingefädelt hat; er scheint die (gar nicht so seltene) Beförderung vom Witzblatt in die Weltgeschichte zu verdienen, auch wenn sichs herausstellt, daß die mit dramatischem Elan ins Rollen gebrachte Liquidation der großtürkischen Masse nicht auf sein Konto allein zu setzen wäre. Übrigens sagten ihm Neider längst schon nach, er habe sich bei einem (vom Genie des Hauses Koburg ihm empfohlenen) Brüsseler Meister der Plakette eine Medaille mit der Umschrift Rex Bulgariae prägen lassen. Dieses beinahe napoleonische Zutrauen in seinen Stern soll man nicht belächeln, sondern als imponierenden Beweis produktiver Eitelkeit gelten lassen.

Puristenseuche

Seit ein gewisser Patriotismus die Sprachreinigung in „Entreprise“ genommen hat, ist kein deutscher Schriftsteller vor Bemäkelung seines bürgerlichen und beruflichen Anstands mehr sicher. Was liegt diesen Reindünklern, wie der selige Leibniz sie hieß, an den Nuancen des Ausdruckes, für die der echte Schriftsteller oft mit übermenschlicher Qual das am meisten entsprechende Lautbild zu erhaschen sucht. Nicht aus Lust an Sprachmengerei, nicht aus unsauberer Freude an Wortprotzerei, nicht aus vulgärer Gleichgültigkeit gegen den schönen, harmonischen Sprachklang werden von Schreibern die der Rede wert sind Fremdwörter gebraucht, sondern aus dem Gegenteil von allem dem: weil sie auf den Nuancenreichtum nicht verzichten mögen noch können, den die Verwendung passender Fremdwörter in Schrift und Rede bringen. Das Unterscheiden verbieten heißt das Denken verbieten (was einem gewissen Patriotismus schon recht wäre). Urteil und Kritik, Versuch und Experiment, Ähnlichkeit und Analogie, Mischung und Mixtur, Duett und Zweigesang, Handschrift und Manuskript, Situation und Lage, Exempel und Beispiel, Existenz und Dasein, Schattierung und Nuance, Soussleur und Einhelfer: diese und abertausend andere Ausdrücke stehen, sich ergänzend beschränkend näher bestimmend, gleichberechtigt nebeneinander; kein Verdeutschungssport kann die Nuancen aus der Welt schaffen, kein Verdeutschungswörterbuch durch Annäherungen und Umschreibungen ihren Gebrauch überflüssig machen. Sie haben bisher auch nur Erfolg gehabt bei denen, die von Berufes wegen aber mit einem geringem Maß von sprachbildnerischer Inspiration Schrift und Rede hofmeistern: den Philologen. Das Deutsche ist *nicht* reich an Stamm- und Wurzelwörtern und mit Klangreichtum nicht besonders begnadet: das ist eine Tatsache; und zu glauben, man könne den unerschöpflichen Bedarf des Denkens durch das Gebot der Beschränkung auf jene Wurzelwörter nach willkürlichen Gesichtspunkten regulieren, ist kindisch. Die Sprachnot macht schöpferisch und hat sich einmal durch das Mittel der vielfach ungeheuerlichen Wortzusammensetzungen, dann aber durch eine Fülle charakteristischer Importen geholfen, von denen man nur sagen kann, daß sie unser Ausdrucks*vermögen* um die wertvollsten, die unentbehrlichsten, die klangvollsten, die sinnreichsten Schattierungen bereichert hat. Wie klanggesättigt sind Wörter wie Idee, Ideal, Harmonie, Analogie, Armee, Hymne, Phantasie, Inspektor, wie unmusikalisch ist der Feldzug gegen ihresgleichen! Man lasse sich nur nicht einschüchtern (die Philologen sind ein lästiges Volk), man fühle sich mit dem Genius der deutschen Sprache, mit den größten Sprachmeistern und Wortschöpfern im Bunde. Von und an ihnen wird man den Takt und den Geschmack lernen, der den Gebrauch der Fremdwörter adelt.

Keinem Verständigen ist damit etwas Neues gesagt; aber während ich in den neu aufgelegten Kanzlerreden des unvergeßlichen tübinger Rechtsgelehrten und Soziologen *Gustav Rümelin* blättre, stoße ich auf die klassisch gewordene Abhandlung über die Berechtigung

von Fremdwörtern, in der mit unerreichter Einsicht und Umsicht unsre Frage behandelt ist. Ich empfehle sie allen, die von der Puristenseuche bedroht sind; ich empfehle der Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr in Tübingen, durch einen billigen Sonderabdruck für ihre Verbreitung zu sorgen: das wäre eine Kulturtat. Sie frischt zu gelegener Zeit auch ein labendes Wort Jakob Grimms auf: „Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unsrer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten. Ginge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln."

S. Saenger

Wissenschaft und Askese

Von den spanischen Hafenorten, die man auf den gebräuchlichen Umsegelungen anläuft, unterscheidet man nach kurzer Zeit zwei gleichmäßig stark ausgebildete, einander fast entgegengesetzte Typen der männlichen Bevölkerung, die eine korpulent, strahlend von Fett und Schönheit, große kluge Augen, nicht ohne Wohlwollen, — ganz das, was man bei uns einen „schönen Mann" nennen würde. Die andern hager, faltig, eckig, mit tiefliegenden Augen.

Sollte man wählen, man würde nicht lange zweifeln, welcher der echtere sei: der hagere. Sowie man sich aber für diesen Typus entschieden hat, so scheint er, wie im Vollgefühl dessen, daß er gewählt ist, und als sei er uns dafür Gegenvertrauen schuldig, erklärend auf den andern, den fetten, zu weisen und zu sagen: der ist schuld, daß ich so aussehe! Und damit wird freilich dieser andere wieder gleichwertig in bezug auf die Echtheit.

Indessen wie ist das Ganze aufzufassen? Sind das Gelehrtengesichter, oder Gesichter asketischer Frommer? Dabei bemerkt man, wie nahe sich beides kommt.

In der Tat, ist nicht der Wissenschaftler vielleicht nur eine neue modernere Form des Asketen? eine entwickeltere, sublimere, mehr ins Geistige übersetzte.

Vielleicht am entschlossensten, jedenfalls am grundsätzlichsten und betontesten, hat Nietzsche die Askese verworfen. Er nahm in allem die Gegenpartei. Es handele sich gerade um das Jasagen zur Leidenschaft, um ihre Erhöhung, Heroisierung (— der Fromme würde sagen: um die Heiligung der Leidenschaft). Es handele sich um das Jasagen vom Grund aus und um ein Verneinen nur dessen, was zur Welt Nein sagt.

Das Ja aber der Welt wollte er durch Wissenschaft erheben. So in den Büchern der mittleren, gewöhnlich positivistisch genannten Periode.

Wie, wenn gerade diese Wissenschaft die entschlossenste Askese wäre.

Daß der Wissenschaftler dem Asketen im Typus, im Gesichtsausdruck so ähnlich gerät, würde nach der Art, wie gerade Nietzsche solche Fragen zu behandeln pflegt, dafür sprechen.

Aber man achte, — um von solchen Beweisgängen abzusehen — auf den Tonfall, in welchem Nietzsche selbst von der Wissenschaft spricht. Nicht gelegentlich, nicht in der plötzlichen Art seiner Einfälle, die durch andere, vielleicht entgegengesetzte flankiert werden, sondern durchgehends. Auf die Stimmung, aus der heraus er von Wissenschaft spricht.

Es geht aber dabei sein ganzes Pathos dahin: die Wissenschaft kümmert sich nicht um das Leben und seine Notwendigkeiten. Sie zerstört vielleicht alle Ehrfurchten, sie zieht euch vielleicht den Boden unter den Füßen weg, — ja, sagt er, es ist gar nicht ausgemacht, ob sie überhaupt Luft genug zum Atmen übrig läßt: „Wille zur Wahrheit, das könnte ein versteckter Wille zum Tode sein." (Und Nietzsche hat die unkritische Gleichung: Wissenschaft gleich Wahrheit nun einmal bewußt vollzogen!) Ja: „Es ist kein Zweifel, der Wahrhaftige in jenem verwegenen und letztem Sinne, wie ihn der Glaube an die Wissenschaft voraussetzt, bejaht damit eine andere Welt als die des Lebens, der Natur und der Geschichte; und insofern er diese „andere Welt" bejaht, wie? muß er nicht eben damit ihe Gegenstück, diese Welt, unsere Welt — verneinen?"

Wer aber einwenden wollte, daß dieser Aphorismus („Fröhliche Wissenschaft" 344) erst in der nachpositivistischen Zarathustrazeit angehängt sei, der lese nach, was „Fröhliche Wissenschaft" 121 (also aus der Vor-Zarathustrazeit!) geschrieben steht: „Das Leben kein Argument", oder 113: „Viele Hekatomben von Menschen sind zum Opfer gebracht worden", ehe die Triebe des wissenschaftlichen Denkens „lernten, ihr Nebeneinander zu begreifen", oder 107: die Narrheiten der Kunst seien nötig, um uns, die wir mit der „Leidenschaft der Erkenntnis" „im letzten Grunde schwere und ernsthafte Menschen und mehr Gewichte als Menschen" seien, sozusagen aufzuheitern.

Oder endlich 12: „Vielleicht ist sie (die Wissenschaft) jetzt noch bekannter wegen ihrer Kraft, den Menschen um seine Freude zu bringen und ihn kälter, statuenhafter, stoischer zu machen. Aber sie könnte auch noch als die große Schmerzbringerin entdeckt werden — und dann würde vielleicht zugleich die Gegenkraft entdeckt sein, ihr ungeheures Vermögen, neue Sternenwelten der Freude aufleuchten zu lassen!" Solche neuen Sternenwelten der Freude haben noch zu allen Zeiten die Asketen den Ihrigen versprochen, — ich sage nicht, daß sie darin unehrlich waren.

Indessen „lassen wir Herrn Nietzsche: was geht es uns an, daß Herr Nietzsche wieder gesund wurde?" (Fröhliche Wissenschaft, Vorrede). Es kommt auf die Sache an. Aber ist nicht auch die Sache die, daß es sich im wissenschaftlichen Denken um ein fortwährendes Resignieren, ein fortwährendes Absehen von Wünschen und Begierden, von allem Wollen und Fühlen, allen Sehnsuchten und Hoffnungen handelt? Wie die Dinge unter sich aussehen, an den Grenzen des Menschlichen, in ihrer womöglich rein mechanischen Verknüpfung, darum handelt es sich in unserer Wissenschaft.

Auch der Asket wollte absehen von seinen Wünschen und Begierden, von seiner ganzen persönlichen Welt. Alle Übungen gingen ihm darauf, seine persönlichen Beziehungen zur Welt zu „ertöten", damit die unpersönliche Wahrheit allein in ihm wohne.

In der ältesten, in der buddhistischen Askese war die Erreichung dieses Unpersönlichen, Außer-, wenn man will: Übermenschlichen, des Objektiven, durchaus als Ziel gesetzt. Das christliche Zeitalter hat — wenigstens im Prinzip — aus dem Selbstzweck ein Mittel gemacht: Askese, um über sich Macht zu gewinnen, um sich selbst in die Hand zu bekommen, um sich und seine Kräfte zur freien Verfügung zu haben.

Und in dieser Bedeutung wird die Askese doch wohl ihre Wichtigkeit behalten, solange ein Wille zur Macht sich nicht nur auf das Fernste, sondern auch auf das Nächste richtet. Aber darüber hinaus ist die Askese tot.

So wird es doch wohl auch mit der Wissenschaft ausgehen. Wenn Nietzsche meint, damit ein Neues zu verkünden, daß „die Erkenntnis mehr als ein Mittel" sei, so wird man daran denken dürfen, daß das vielmehr die alte platonische Vorstellung ist: die Erkenntnis als Zweck und höchstes Gut. Und es wird sich umgekehrt gerade dies als das Neue und Weltverändernde erweisen, daß auch die Erkenntnis mitsamt der Wissenschaft unter die Mittel des Lebens zurückverwiesen wird.

Von ihrem asketischen Charakter wird sie damit nichts verlieren. Das Absehen vom Persönlichen gehört zu ihrem Wesen. Ja, es ist der wesentliche Dienst, den sie dem Leben leistet: es darüber zu orientieren, wie die Dinge ohne die nähere Beziehung zu ihm aussehen.

Eine Wissenschaft, die den Leidenschaften und Wünschen Raum gibt, ist wie ein schlechter Vermögensverwalter, der seinem Herrn berichtet, was er zu hören wünscht, und nicht, was leider wahr ist. Wenn aber der gute Verwalter berichtet, was dem Herrn unangenehm ist zu hören, so tut er gerade dies im Dienste des Herrn und seiner Bedürfnisse. Sein Bericht ist gerade in seiner Unbestechlichkeit Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck.

Das Leben nicht um des Wissens willen, sondern das Wissen um des reicheren Lebens willen.

Bonus

Aus einem Vorwort zu Peter Nansens Novellen

In seiner schönen Gattin Zimmer hängt ein Bild von Peter Nansen. Ein Gemälde. Das Gemälde eines Jünglings,

fast noch eines Kindes. Das Bild hat eine Geschichte. Einer von den großen Malern unseres Landes sollte ein Bild aus der jüdischen Geschichte malen — ein hochberühmter Rabbi erklärt den Jünglingen Israels die Worte der Schrift. Der Maler kam in die Schule, in der der junge Peter Nansen erzogen wurde.

Und unter der Schar der Schüler fielen seine Augen auf diesen schönen und eigenartig orientalischen Jünglingskopf. Er bat, den jungen Nansen malen zu dürfen, und er malte ihn, lauschend, mit aufwärtsgewendetem Antlitz, die Augen auf den gerichtet, der verkündete — der Gläubigste von allen Gläubigen, von allen Vorbereiteten der innigst Anbetende.

Und dies Bild aus seinem siebzehnten Jahr blieb die Offenbarung von Peter Nansens Wesen. In diesen Farben und Linien lebt die ganze Seele seiner Dichtung.

Denn mit diesem Blick der aufwärtsgewendeten Augen betrachtet er gläubig und anbetend die Frau, die er liebt.

Dieser Blick hat auf Julie geruht und auf Maria und Grete und auf ihr, die er „in alle Ewigkeit will".

Peter Nansen, der nur von der Liebe dichtet — denn es gibt für ihn nichts weiter — ist in der Liebe ein Glaubender und ein Anbetender. Und die Frauen, die unwillkürlich empfinden, daß die Anbetung dieser Dichtung keine lyrischen und flüchtigen Weihrauchwolken sind, die ein Augenblick wegtragen und zerstreuen kann — sondern daß sie ihnen aus der Tiefe des Verlangens eines Mannes entgegenströmt, aus allem in seinem Wesen, als die Vollbringung einer jeden seiner Fähigkeiten, — die Frauen, die die Aufrichtigkeit dieses Kniefalles spüren, sie scharen sich, zuerst im Norden, dann in den vielen Ländern, dicht und in hellen Haufen um die Bücher, deren Ziel ihre Verherrlichung ist. Hero belohnt Leander und hebt den Knienden zu sich empor.

Die Frauen verstehen diesen suchenden Liebhaber — oder sie verzeihen ihm wenigstens.

Und welche von ihnen glaubt außerdem wohl nicht, während sie liest, daß sie die Einzige werden würde? Die Liebesworte dieser weißen Blätter sind so betörend, und sie bezaubern so sanft . . . ja so sanft.

Denn diese Liebe ist kein Sturm, und die aufgescheuchte Wildheit der Leidenschaft, die fröstelndes Erschauern und Grausen im Gefolge hat, ist ihr fern. Ihr Wesen ist Zärtlichkeit. Behutsam und leise streicheln ihre Hände die Geliebte unter stillen Liebkosungen. Ein Strom von Zärtlichkeit ist diese Liebe, deren Ziel eine ewige Ruhe ist.

Dieses knienden Dichters Liebe.

Selbst den Schmerz empfangen die emporgehobenen Hände mit Dank von der Göttin.

Den Schmerz der Eifersucht hat der Dichter gekannt — und den Schmerz des Verlustes — auch den, der des Herzens Schlag stocken macht.

Denn die Götter sind reich an Neid, und wie konnte wohl das Glück ewig sein in einer Welt, in der nichts ewig ist? Glücklich ist schon, in einem kargen Leben, wer eine Erinnerung an Glück in seinem Herzen bewahren darf.

So klingt denn Peter Nansens Dichtung wehmütig aus, eine Dichtung, die der Jugendliebe geweiht war.

Von mehr und von anderem reden seine Bücher kaum, und der Dichter sieht nicht mehr als die Frau, vor der er in ehrerbietiger Andacht kniet.

Dies ist seine Begrenzung und — wurde seine künstlerische Stärke.

Mitten in einer naturalistischen Romankunst, deren endloses Beschreiben von Umgebungen und Gleichgültigkeiten alles Gesammeltsein und alles Leben tötete, und die verhüllte, was sie entschleiern wollte — blieb Peter Nansen frei und er selbst.

Dies (das man mit einem künstlerischen Wunder vergleichen kann) vollzog sich ganz einfach, weil Peter Nansen alle diese Gleichgültigkeit gar nicht sah.

Er sah nur das Seine, das Einzige und allein Gültige:

Die Frau, die er kniend liebte.

Und er wurde ein freier und starker Künstler, weil er auch von nichts anderem redete.

Herman Bang*

* Herman Bang widmet dieses Gedenkblatt seinem Freunde Peter Nansen zur Ausgabe der gesammelten Novellen, die in diesen Tagen unter dem Titel „Jugend und Liebe" bei S. Fischer, Verlag aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums seiner schriftstellerischen Tätigkeit erscheinen.

Die Insel der Seligen*

Ein österreichisches Buch, aber mit dem Vorteil einer allgemeinen Nutzanwendung! Man muß das Gerüst der Vorgänge rekonstruieren, um einen Begriff von der Art des Buches geben zu können. Der Schani ist unschuldig zum Tode verurteilt worden. Es wird dabei viel Galle über die Todesstrafe verspritzt, bevor durch eine Laune der Schani dem Strang grade noch entrinnt. Nämlich das Ministerium hat gewechselt und der neue Justizminister, menschlich ergrimmt auf die Bestialität des Rechtes zu töten, das sich der Staat nimmt, hat eine Sträflingsinsel geschaffen. Zum Leben auf ihr wird Schani begnadigt. Aber nun gibt es noch den Auskultanten Bücking, dem sich im Walde ein süßes verliebtes Vagabundenmädchen um den Hals geworfen hat. Der Auskultant ist ihm nicht treu und die Kleine sieht ihn eines Nachts das Bett der Tochter eines Hofes teilen, auf dem Bücking bei Wienerwaldtouren zu übernachten pflegte. Die Eifersüchtige steckt den Hof an, stellt sich der Polizei, nennt die Ursache ihrer Tat; sie ist noch nicht vierzehn Jahre alt, der Auskultant wird als Liebhaber ausfindig gemacht — und die beiden fahren eines Tags zusammen mit Schani und einem gemischten Haufen anderer Verbrecher nach der Sträflingsinsel. Die Verurteilten siedeln sich nun an, ganz sich selber überlassen. Es dauert auch nicht lange, so geschieht hier und geschieht dort eine Gewalttat, sei es um Nahrungsmittel, sei es um eine Frau. Die ordentlichen Verbrecher sind ganz gestört und aufgereizt. Auf einmal wird einer der Haupttäter des Morgens mit durchschnittenem Halse gefunden. Am andern Tage endigt auf dieselbe Weise ein zweiter ... usw. bis alle, die Besitz und Sicherheit der Menschen bedrohten, auf dieselbe mysteriöse Weise entfernt sind. Und da wird die Sträflingsinsel auf einmal zu einem freien schönen Land, zu einer Insel der Seligen, wie sie Hesiod besungen hat. Als aber schließlich auch noch dem Justizminister wegen eines Amtsvergehens die Gelegenheit gegeben wurde, die von ihm geschaffene Insel zu besuchen und er, dort angekommen, erfährt, daß der Frieden und das Glück der Insel mit derselben Praxis geschaffen und gewahrt wurden, wie sie in den Rechtsstaaten in Pflege ist, stellt er sich höchst unzufrieden damit und erklärt dieses Mittel für unerlaubt und verbrecherisch. Aber einen Mann mit solchen läppischen und aufgeblasenen Anschauungen konnte man in dem neuen Staat nicht dulden.

So macht dieser Roman, der sich als ein Thesenroman gegen die Todesstrafe anließ, selber der bösen, tiefen Frage des „Rechtes zu töten", verlegen tuend, Platz zwischen zwei Stühlen. Das könnte man ihm sogar auf die schwarze Tafel ankreiden — wenn der Inhalt als Gesamtbild einem die Hauptsache an dem Romane Burckhards bleiben müßte. Aber der Vertrag! Er ist im übrigen ein wenig wie die Geschichte selber: Witzelei, Satire, Ernst, und sieht dabei in einer seltsamlichen Verwandtschaft zu zwei großen Dichtern, Keller und Anatole France. Nur hat er nicht das wohlwollend nach innen sich verbergende Lächeln der französischen Ironie und nicht den Saft des Schweizers. Er ist von einem andern Temperament. Er ersetzt das Französische und Schweizerische in natürlicher Weise durch Österreichisches. Aber auch das kann man nicht so ohne weiteres festhalten. Denn der Scherzton ist oft gesteist von einer innerlichen Härte, hinter der sich die Verwundung an den geschilderten Zuständen nur mühsam zu verbergen sucht. Zumeist freilich saltet sich der Witz mit köstlichen Gebärden um die Menschen und es gibt auch ein paar Erlebnisse so dichterisch stillen und reifen Inhaltes, wie u. a. die Erzählung eines Abends in einer Bauernbefschenke im Wienerwald, daß die Verwandtschaft zu Keller oft eine nahe wird. Vor allem ist unendliche, geistreiche Emsigkeit in dem Buch; jeder Satz ist mit ihr gefüllt, und sie versteht in ihrer merkwürdigen, zeichnerischen Technik sonderbar gut die Menschen zu formen. Allerdings — einiges an Witzellaune hätte man dem Verfasser gerne geschenkt, weil er doch manchmal darin abspannt und den Witz wie verdünnte Ätze, überflüssig und ohne Bläschen zu treiben, auf dem Metall liegen läßt.

Norbert Jacques

* Roman von Max Burckhard (S. Fischer, Verlag, Berlin).

Zwölf aus der Steiermark*

läßt Rudolf Hans Bartsch in einem Romanbuch aufmarschieren, das Lied und Lob seiner steirischen Heimat und ihrer Hauptstadt Graz zu singen, während er selber auf der Gitarre flammende Akkorde der Landschaftsschilderung dazu greift. Ein Buch aus einer von uns Deutschen fast abgetrennten deutschen Welt und mehr als andere ein Buch aus unserer Zeit, weil dort im Kampf und Haß der Stämme und Rassen die Achsen sich heiß gelaufen haben, so daß die Fragen sonst nur der Literatur ins Leben aufsteigen mußten. Zwölf junge Menschen finden sich zusammen, um einen Bund der Lebensfreude zu begründen; das Leben aber kommt ihnen so, daß die Lebensfreude nicht überall vorhält; und als sie nachher den Schaden besehen, war es gar nicht die Lebensfreude, sondern die Heimatliebe, die sie zusammenführte; und solche Heimatliebe allein trieb auch den Dichter, dieses Hohelied auf Graz zu schreiben, das uns mit wunderbaren Vorstellungen seiner Gassen und Weinhänge füllt und fast ein wenig Sehnsucht weckt, mit diesen Zwölfen da zu schwärmen, zu sehnen und zu leiden.

Uns Deutschen, die wir nicht Österreicher sind und das Slaventum nicht wie einen Alp auf der Brust haben, greifen diese Stammesfragen nicht so ans Herz. Wir sind wohl kaum befähigt, die befreiende Wirkung mitzufühlen, die dieses Buch für unsere südlichen Brüder zu haben scheint. Wenn wir seine 383 Seiten trotzdem mit einer Teilnahme und Bewegung lesen, die über das ästhetische Vergnügen hinausgeht, so spricht das für die freimenschliche Gesinnung, aus der es geschrieben ist. Für irgendwelche deutschtümelnde oder panslavistische Tendenzen würden wir uns kaum so gutwillig einnehmen lassen. Trotzdem dürfen wir nicht zweifeln, daß die eigentümliche und fast unwiderstehliche Wirkung dieses Buches mehr in dieser Anteilnahme als in seiner rein künstlerischen Bildung beruht, daß es mehr ein Zeitbuch — ein vom innersten Leben erfülltes freilich — als ein Kunstwerk ist.

Es ist peinlich, bei schönen Büchern immer wieder diese Frage stellen zu müssen: was wird damit sein nach fünfzig Jahren? Nichts liegt der Erzählung näher, als sich mit dem Leben der eigenen Zeit vollzusaugen, mit ihren Gedanken, Absichten und Gefühlen Musik zu machen und das Herz der Zeitgenossen zu bewegen. Fast alles, was wir heute lesen müssen, von den Werken der Viebig bis zu der zarten Musik im „Freund Hein", beruht in seiner Wirkung hierauf und keiner zweifelt, daß wir darin tiefer und menschlicher geworden sind, als es z. B. die Jungdeutschen waren. Ob es damit allein aber für den dauernden Besitz der Literatur gerettet ist, ob nicht unsere eifrige Bemühung, immer persönlicher, intimer, zeitgemäßer, moderner zu werden, schließlich doch zu nichts anderem führt, als gute Bücher für unsere Zeitgenossen zu machen, aber für unsere Nachkommen nichts aus unserer Zeit zu hinterlassen! Darf ich nach einem hohen Beispiel greifen: kann ein Buch heftiger eine Zeit bewegen, als es nach allen Nachrichten „Werthers Leiden" taten und ist es nicht gegen die viel älteren Novellen des Boccaccio für uns ein altfränkisches Buch geworden? Und kann etwas weniger mit der Zeit seiner Entstehung zu tun haben, als der „Michael Kohlhaas", und wirkt der nicht für uns, wie wenn er gestern geschrieben wäre! (Abgerechnet die Mystik im zweiten Teil, die zum Teil im Persönlichen stecken blieb.)

Das klingt wie eine beginnende Predigt des Archaismus, und soll doch nur eine Mahnung sein, über dem verwirrenden Stoff unserer Zeit nicht zu vergessen, daß wir ihn nur für die Dichtung gewinnen können, indem wir ihn aus dem Zeitlichen herausreißen. Unsere Gedanken, Stimmungen und Gefühle sind im ewigen Wechsel; was eine Wirkung allein darauf gründet, vermag vielleicht heute alle Herzen zu entzünden und ist morgen Asche. Das Problem liegt eben schwerer, als für die Zeit aufregende und beglückende Bücher zu machen; wie es noch weniger darin liegt, nach klassischem Rezept trotz oder neben der Zeit zu arbeiten. Wir werden alle Kunst daran setzen müssen, trotz unserer Zeit, trotz der persönlichen Gebundenheit an ihre Fragen, zu einer Dichtung zu kommen, deren Wirkung im Topischen liegt. Ein Beispiel: wenn nur das In-

* Roman von Rudolf Hans Bartsch. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

tereſſe an ſeinen Problemen die Dramen Ibſens halten könnte, wären ſie ſchon heute verloren; mir ſcheint aber, ihre Verwertung geſchah ſo abſolut, daß umgekehrt die Dramen und ihre Menſchen die Probleme lebendig erhalten werden; ſodaß in Ibſen ein Stück Zeit erhalten bleibt (wie in Shakeſpeare oder den Griechen), das ohne ſeine Kunſt für das menſchliche Gefühl verloren wäre.

Um das auf die Zwölf aus der Steiermark anzuwenden, ich fürchte, ſie werden die Erinnerung an Graz anfangs des zwanzigſten Jahrhunderts nicht allzulange tragen können. Zwölf Schickſale ſind etwas viel auf einmal; ſo klar das Buch künſtleriſch gewollt iſt, ſo ſehr verrinnt dem Dichter die Darſtellung unter den Händen. Man folgt ihm gern bis zur letzten Seite; die Rückerinnerung aber findet kein klares Bild, nur ein farbiges, reiches, liebes Durcheinander; darin man ſich mühſam die einzelnen Lebensläufe ſucht und ſchließlich nur Graz mit einer wunderſchönen Landſchaft findet, darin alle dieſe Menſchen mit den andern Blumen raſch verweht wurden. Und darf ich noch ein Gegenbeiſpiel wagen: der Martin Salander! Man mag ihn jahrelang nicht geleſen haben, mit unveränderlicher Klarheit ſtehen die Schickſale ſeiner Menſchen in der Erinnerung und tragen das Schauſpiel zürcheſchen und ſchweizeriſchen Lebens im neunzehnten Jahrhundert auf ihrem Menſchentum durch alle Zeiten.

Trotzdem wird jeder von uns das Buch von Bartſch mit wachſendem Vergnügen zu Ende leſen und danach höher ſtellen als manche Romane unſerer Zeit, weil es mit ſeiner redlichen (manchmal mit Sarkasmus leicht durchſetzten) Erzählerſprache ſich über die landläufigen Schilderungen mit eingeſetzten Dialogen durchaus erhebt und weil es in ſeiner Abſicht, die ſchon der Titel klar angiebt, ein Kunſtwerk werden wollte, trotzdem es im ganzen ein Buch unſerer Zeit geblieben iſt. Aber eins, das zu leſen uns allen von Nutzen wäre und das keinen ohne Herzensfreude entläßt.

W. Schäfer

Das Münchener Künſtlertheater

Die Neuerungen des Künſtlertheaters, des letzten Produkts deutſcher Kunſt-Problematik, zielen in der Hauptſache auf eine Rationaliſierung jener irrationellen Elemente, die nun einmal mit dem Theater verbunden ſind und die nur den ſtören, der ſich auch in der Welt von Pappe und Schminke nicht zu einem vorübergehenden sacrificium intellecrus verſtehen will. Die Konſequenz wäre ja allerdings, von dieſem Standpunkt aus das Theater überhaupt zu verneinen, aber da man nur den angeblich goldnen Mittelweg zwiſchen ſeinem Verſtande und ſeinen Inſtinkten ſucht, begnügt man ſich mit einem Kompromiß und reformiert einſtweilen nur das Bühnenbild. Da empfinden die Proteſtanten der Reformbühne es als einen unwürdigen Zuſtand, daß die gute alte Guckkaſenbühne mit ihren Soffitten und Kuliſſen, ihren Lächerlichkeiten und Widerſprüchen zu ſtark an die Sinnlichkeit des Auges appelliert. Denn dieſe ſchöpferiſche Sinnlichkeit des Auges, die ſich über alle irrationellen Elemente und über alle Widerſprüche hinwegſetzt und von der Empfindung hingeriſſen ſich unter der Suggeſtion des Schauſpielers und des geſprochenen Wortes aus Pappwänden und Verſatzſtücken eine Welt ſchafft, erſcheint ihnen über alle Maßen ſündhaft und verwerflich. Dafür appellieren ſie mit doktrinärem Pathos an die logiſche Schöpferkraft des Auges. Das iſt der ſpringende Punkt des neuen Programms. Statt ſinnlich zu genießen, ſoll das Auge logiſch arbeiten. Darum wird jeder illuſioniſtiſche Täuſchungsverſuch krampfhaft vermieden. Nur Andeutungen werden dem Auge gegeben und ihm die Aufgabe überlaſſen, dieſe Andeutungen logiſch zu einem Ganzen zu verarbeiten. Als Konzeſſion an die Sinnlichkeit des Auges erſcheint es, daß dieſes nur angedeutete Bühnenbild gleichzeitig durch wohlberechnete Verteilung von Farben und Linien zu einem künſtleriſch Ganzen abgeſtimmt wird. Aber das iſt in der Abſicht keine Konzeſſion. Vielmehr liegt dieſer Harmoniſierung des Bühnenbildes die wohlerwogene Abſicht zugrunde, die ſinnliche Phantaſie des Auges dadurch auszuſchalten, daß man den Blick an einen Geſamteindruck feſſelt, der der Phantaſie keine Anregung gibt und ihre Bewegungsfreiheit unterbindet. Erſt durch dieſe Lähmung der Phantaſie wird eine logiſche Sammlung des Auges ermöglicht. So herrſcht alſo auf

der Bühne die feierliche jede Ablenkung vermeidende Nüchternheit protestantischer Kirchen mit ihren ungebrochenen Flächen und nackten Wänden, wenn auch dieser puritanische Eindruck glücklicherweise einigermaßen temperiert wird durch die süddeutsche Farbenfreudigkeit jener Münchener Künstler, die man mit der dekorativen Ausgestaltung des Bühnenbildes beauftragt hatte. Die Auswahl dieser Künstler widerspricht zwar dem Prinzip, aber man hatte allen Grund sich über diese Inkonsequenz zu freuen.

Das nur logisch arbeitende Auge wird bei der konventionellen Bühne am meisten dadurch verletzt, daß die szenische Ausgestaltung des Bühnenbildes eine Tiefenwirkung erstrebt, mit deren perspektivischer Anlage die an jeder Stelle der Bühne gleichbleibende Größe der Akteure im Widerspruch steht. Dieser perspektivische Tiefentäuschungsversuch wird, das muß zugegeben werden, für den logisch eingestellten Blick immer wieder verraten und zerstört durch den in die vorgespiegelte Bühnentiefe zurücktretenden aber nicht kleiner werdenden Schauspieler. Das ist nun die große Tat der Reliefbühne, daß sie mit diesem unleidlichen Mißstand, der von fünfhundert Zuschauern wohl nur einem dann und wann mal zu Bewußtsein kommt, gründlich bricht. Die neue Bühne verzichtet auf jede über Andeutungen hinausgehende Tiefenillusion. Denn sie ist nur wenige Meter tief und wird gleich durch eine senkrechte Wand abgeschlossen, deren freskenartige Hintergrundmalerei ohne jede illusionistische Absicht die nötigen Andeutungen für die Raumvorstellungen des Zuschauers gibt. Man sitzt also buchstäblich vor einer Wand, die sich drohend vor einem aufrichtet und den Blick mit seiner der Tiefe bedürftigen Sinnlichkeit unbarmherzig zurückweist. Hinzu kommt, daß alle Seitenkulissen wegfallen und statt ihrer zwei zwar neutral gehaltene aber der architektonischen Haltung des übrigen Theaters doch angepaßte und desbalb diskret modern stilisierte Seitentürme, die durch eine Überbrückung verbunden sind, das Bühnenbild einrahmen. Die beiden niedrigen Türen dieser Türme, die auf die Szene hinausgehen, dienen den Akteuren als Eingang und Abgang, es sei denn, daß sie es vorziehen, sich durch den engen Zwischenraum durchzuquetschen, der zwischen diesen Türmen und der Hintergrundwand noch übrig bleibt. Wohlgemerkt, diese modern stilisierten Türme bleiben sich in allen Stücken und Szenen gleich. Nachdem man sie zuerst beim Prolog im Himmel angestaunt hat, kehren sie unentwegt in allen Szenen wieder, flankieren die Hexenküche so gut wie die Walpurgisnacht, Faust's Studierstube so gut wie die Frühlingslandschaft beim Osterspaziergang. Immer wieder tauchen sie auf, gleichsam wie zwei mahnend erhobene Zeigefinger, die das an den schönen Trug der alten Bühnenausstattung gewohnte Auge unablässig auf jene theoretischen Darlegungen des Programmbuchs verweisen, die den verdutzten Leser auf vielen Seiten von dem tieferen Sinn dieser Sinnlosigkeit zu überzeugen versuchen und ihm im Nichtglaubensfalle seine Rückständigkeit energisch unter die Nase reiben.

Gewisse irrationelle Elemente des alten Theaters mußte die Reliefbühne leider auch in den Kauf nehmen, vor allem die Schauspieler. Das sind nämlich lebendige Wesen, die eigne Wirkungsgesetze haben und der lebendigen Atmosphäre bedürftig sind. Als Schattenrisse vor eine bemalte Leinwand gestellt, büßen sie alle dynamischen Möglichkeiten ihrer Kunst ein. Nicht nur ihre Stimmen, die überdeutlich ohne jede wohltuende Beschattung, ohne jede Nuancierungsmöglichkeiten ins Publikum zurückgeworfen werden, auch ihre Bewegungen entbehren der eigentlichen atmosphärischen Resonanz. Es ist für ein empfindliches Gefühl so, als ob die Akteure in einem luftleeren Raume gestikulierten. Kurz: auf der Reliefbühne wirkt der Schauspieler mit seiner Körperlichkeit stillos. Er ist für sie zu illusionistisch. Denn wenn einmal die illusionistische Tätigkeit beim Zuschauer geweckt ist, will sie auch weiterarbeiten. Man sollte desbalb konsequent sein und mit Marionetten oder sogar bloßen Schattenrissen arbeiten. Denn so wirkt der Widerspruch zwischen dem Stil des Schauspielers und dem Stil der szenischen Ausgestaltung unerträglich. Der moderne Schauspieler gibt nun mal seine ganze volle Lebendigkeit, gibt organische Differenziertheit und psychologische Vertiefung. Er kann nicht vor abstrakten Andeutungen spielen, die seinem Spiel

nicht antworten. Er will lebendige Atmosphäre um sich. Warum nahm man ihm die Resonanz, warum nahm man ihm die alte Bühne, diesen köstlichen Mikrokosmos von Pappwänden und Versatzstücken, in dem sein Leben erst die eigentliche Plastik gewann? Warum? Der Bühnenprotestant antwortet: ad majorem rationis gloriam. Und fährt mit seiner Enttheatralisierung des Theaters fort. Das Leben aber wird an ihm vorüberrauschen, denn es ist stärker als die Doktrinen.

Nachdem man das Künstlertheater gesehen, bittet man der alten Bühne, an der man so herzhaft gelästert, vieles ab. Man gewinnt sie von neuem lieb und hängt an ihr mit jener prédilection d'artiste, mit der man den Katholizismus liebt. Und sagt sich: sint ut sunt aut non sint.

Und das vielberedete Problem des Theaters erscheint einem plötzlich lächerlich einfach. Sonderbar: vor der Bühnenbildreform des Künstlertheaters fällt es einem wie Offenbarung ein: stellt gute Schauspieler auf die Bühne und das Problem des Theaters ist gelöst.

W. Worringer

Der steinerne Sinn

Ein Architekt schreibt ein Buch lehrhafter Bekenntnisse über Großstadtschönheit. Er schreibt über die Straßen, die Häuser, die Brücken, die Stimmungen der Verkehrsbilder, über den Potsdamer Platz und das Brandenburger Tor. Aber er schreibt nicht architektonisch darüber, sondern poetisch-malerisch, entdeckerisch, erzieherisch im Sinn eines Erziehers zum Schauen in allen Momenten des Großstadtdaseins. August Endell bringt dafür (sein Buch „Die Schönheit der großen Stadt" erschien soeben bei Strecker und Schroeder in Stuttgart) eine gründlich durchdachte Voraussetzung mit, die, daß wir den Mut haben müssen, dort auch zu wurzeln, wo wir leben wollen, in der Stadt also, in der Gegenwart, im Wirklichen. Die Phrase spiegelt faule Sumpfbilder vor von einem Lande Utopia, von absoluter Moral, von unbefleckter Natur. Das zerpflückt Endell köstlich. Er weiß mit stahlharter Geistesgesundheit auf die Logik des Seienden. Er zeigt, was wir gewinnen, wenn wir den Alltag verstehen — verstehen bis zu dem tiefen Grundsatz: „make the best use of it"!

Seelenökonomisch steckt etwas Herrliches in solcher Aufrischung. Klarheit ist Freude. Wenn eine Situation brenzlich wird, dann rate ich jedem, reine Rechnung zu machen, sich unerbittlich Rechenschaft abzulegen nicht im Moralwahn wie Gregers Werle, sondern aus bloßem Gefühlsegoismus; bloß weil er bei genauer Kenntnis von Soll und Haben sich eine haltbare Sorte Glück aneignen kann — darauf kommt es bei diesem Rechenexempel „Leben" immer an. Wenn jemand in der Arbeitervorstadt zwischen rußigen Backsteinmauern wohnen muß, dann ist es wirklich nicht klug, sich das langfristige, geschäftlich wenig kulante Ideal Erlösung anhängen zu lassen oder gar den Traum einer reineren Vorwelt; klüger ist es zumindest, zu einem Realisten zu gehen und zu sehen, ob es nicht bei dem etwas gibt, etwas Reelleres, was Einem am scheinbar Freudlosen Freude bereiten könnte. Da kommt man bei Endell an eine gute Adresse. Er hat so saubere Kenntnisse. Er hat auch vorzügliche Worte. Er spricht von der „Gedankenschönheit", die man an jedem Handwerk oder Geschäft, an der Staatsordnung auch (o, Reiz des Philistertums!) genießen kann. Er spricht von der „Arbeitsschönheit", die wir selbst produzieren. Von der „technischen" Schönheit, die uns umgibt. Von der „optischen" Schönheit, und bei dieser, der am leichtesten zugänglichen, verweilt er vor allem. Der Großstädter, wenn er richtig zu schauen versteht, ist immer von „Bildern" umgeben, von Szenerien, die Landschaften sind (geometrisch sind sie es ja, nur mit Gradunterschieden), von einer Kultur, die in ihren Bestandteilen auch wieder Natur ist. Das zerlegt Endell in zahlreiche Beispiele, darunter jenes von der Brückenkonstruktion, die etwas Elastisches, Schwebendes, im Tragen Genußfreudiges hat (das Gleichnis wirkt fast erotisch! Unbegreiflich das französische Maskulinum „le pont"!), oder ein anderes Beispiel, das Schattenspiel der Fußgänger auf einem saubern, übersichtlichen, grauweißen Platz, den man von einer Kaffeehausterrasse wunschlos glücklich beobachten kann. Das

alles interpretiert Endell in einem natürlichen und durch seine Ausgeruhtheit, Gradheit, Gläubigkeit guten Stil, und schade ist nur, daß er es bis zur Einseitigkeit überspannt, und daß er schließlich aus dem Schönen etwas Schematisches macht. Das ist die Kehrseite der Sache. Dem sentimentalen Großstadthasser antwortet der Großstadtverkünder mit etwas hochmütigem Zweifel darüber, ob die „Natur", zu der man flüchtet, nicht am Ende bloß künstliche Phantasiewelt sei. Das aber heißt übertreiben. Und Endell selbst widerspricht sich sogar in diesem Punkt, da er seiner geliebten Stadt die Dunstschleier nachrühmt, die das — Großstädtische wieder verwischen, und in denen ein Vorgarten wie ein echtes Stück Landschaft wirkt, also eigentlich wie ein krasser Beweis für die — Natur . . .

Es ist ein kleiner psychologischer Irrtum, auf den ich verweisen möchte, nun da er in einem guten Buch klassischen Ausdruck gefunden. Unwahrscheinlich ist es zumindest, daß wir uns mit einer Schönheit begnügen können, die ganz und gar mit dem Auge geliebt werden will, und so etwas zur Voraussetzung machen, ist so gewiß unrichtig, als wir außer Ästhetikern auch Menschen sind, die ihre Umgebung mit menschlichen Begleitvorstellungen ansehen. Auf die Begleitvorstellungen kommt es an. An einer Perspektive will ich mich gern erfreuen, und doch macht der Unterschied, ob man mir grün bewachsene Erdwellen mit vereinzelten Hütten oder die Umgebung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche hinsetzt, einiges aus. Da urteilt nicht bloß mein sublimer Gesichtssinn (der neigt zur Phrase und analysiert unter dem Zwang der Bildung die „Farben"), sondern die ganz gewöhnliche Sympathie für saubere Luft und für das ruhige Wohlsein, die auch „Schönheit" bedeuten („on en juge", sagt von ihr Abel Hermant, „par l'émotion qu'elle nous promet et que notre avidité escompte"). Ist das nicht ehrlich? Verdient es nicht Achtung? Endell predige nur seinen steineren Sinn. Er beweist mit dem Glück, das er davon herleitet, seelischen Reichtum im Vergleich zu dem trockenen Architekturkritiker, der immer verdrießlich nur das Einzelne sieht, nicht das Milieu. Aber er gestatte, daß wir unsererseits noch weitherziger sind und das ganze Dasein, Stadt und Land, Malerfreude und naives Erleben, als berechtigt hinnehmen. Ich kenne die letzte Quelle aller optischen Ideale. Ich weiß, wie hoch sie noch gestern im Kurs standen, und ich glaube bloß, offen gestanden, heute nicht mehr so ganz ausschließlich an sie. Die großen Impressionisten liebe ich längst auch schon um anderer Dinge willen, als die waren, die man ursprünglich allein zu lieben erklärte.

Alfred Gold

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Karl Joël/ Klassische und moderne Kultur

Man sagt, das Schwerste für den Menschen sei die Selbsterkenntnis. Vielleicht aber ist eins noch schwerer, weil es eine erweiterte Selbsterkenntnis ist: die Erkenntnis des eigenen Zeitalters. Wer sich ehrlich bemüht ein Bild unserer Zeit zu gewinnen, der wird zunächst verwirrt durch einen rätselhaften Gegensatz. Sieht er der Zeit sozusagen in ihre Vordergründe, blickt er dahin, wo diese Zeit ihren konkreten Inhalt sucht, wo sie ihr praktisches Verlangen und Bedürfen, ihren Werktag auslebt, so findet er mächtiges Vorwärtsdrängen in rastloser Arbeit, so sieht er rauchende Fabriken, gefüllte Warenhäuser, Bahnhöfe voll Lärm und Bewegung, kurz all die Typen der sogenannten Amerikanisierung des Lebens, — und blickt er derselben Zeit in ihre Hintergründe, in Haus und Garten, Tand und Spiel, dahin, wo sie ihre Form sucht und ihren Feiertag, wo sie ihre ästhetische Sehnsucht befriedigt, so findet er ein Rückgreifen auf einen ganz anderen Lebensstil: Empire und Biedermeiertum und allerlei klassizistische Neigungen drängen sich auf in Architektur und Kunstgewerbe, in Tanz und Mode, und der literarische Trieb geht auf Erneuerung der Romantik und freut sich inzwischen an stilgerechten Neuausgaben der Klassiker; in alledem sucht mit buntem Flügelschlag die Seele der Zeit deutlich Fühlung mit der Zeit vor hundert Jahren. Was will es nun bedeuten heute neben jenem mächtigen praktischen Vorwärtsdrängen dieses ästhetische Rückgreifen auf die Urgroßvätertage? Haben wir denn wirklich ein Lebensgefühl, das jener klassischen Zeit entfernt verwandt ist?

Denken wir uns einen modernen Menschen, der vielleicht vor einer Woche eine Luftballonwettfahrt in Chicago erlebte, gestern etwa in London wegen der Millionenanleihe eines asiatischen Staates verhandelte, heute im elektrisch beleuchteten Rauchsalon eines Luxuszuges über die Alpenpässe dahinjagend einem üppigen Rivierahotel entgegenfährt, und in weiche Polster gelehnt sich zurückträumt in die Seele seines Urgroßvaters, der zur selben Stunde vor hundert Jahren auch unterwegs war in knarrender Postkutsche auf holperigem

Wege durch stockdunkle Nacht frierend, für eine kurze Strecke schon seit Tagen durchrüttelt und halb gebrochen — denn so sagte man damals, für eine Reise brauche man eine gute Leibeskonstitution und christliche Geduld, die man da lernen könne in der „Martermaschine" der „Schneckenpost". Dazu die Wege!

„Es ist empörend, (schreibt Seume) wenn dem Reisenden Geleite und Wegegeld abgefordert wird und er sich kaum aus dem Kot herauswinden kann, um dieses Geld zu bezahlen." Als der preußische Hof 1809 von Königsberg nach Berlin zurückkehrte, erzählt v. Boyen, mußten fast alle Pferde des Landes requiriert werden, um den Troß auf den grundlosen Wegen vorwärts zu bringen. Begreiflich; denn es gab im ganzen östlichen Preußen noch keine Chausseen. Man berichtete von steckengebliebenen Wagen, von im Schlamm erstickten Postknechten. Nach den Postkursbüchern brauchte man von Königsberg nach Berlin eine Woche, heute 8—10 Stunden. Von Frankfurt nach Stuttgart beträgt die Fahrzeit heute 4 Stunden, damals 40, aber die Aufenthalte dabei 15 Stunden, also beinahe viermal so viel Aufenthalt als die ganze heutige Fahrzeit. Dazu kamen die Scherereien mit so vielerlei Münzen, so vielen Zöllen und anderen Abgaben; denn, spottet Sombart, es gab der Schlagbäume auf den Straßen noch fast so viele wie heute Telegraphenstangen. Und dann in den Gasthöfen selbst, wo man doch alle paar Meilen einkehren mußte, oft eine wahre Blutsteuer durch Ungeziefer und ekelerregender Schmutz, prellende Wirte, die damals die unerhörte Kriegssteuernis ausnützten, Lärm trunkener Soldaten, zumal entlassener Söldner, die damals so zahlreich oft als Straßenräuber sich herumtrieben, und mitten in der Nacht Aufbruch peitschender, fluchender Fuhrleute — wie oft ist dies alles damals beschrieben! Dazu die Gefahren der Reise! In Österreich erzählt man Seume von Wölfen und Bären, von ausgeplünderten Posten, erschlagenen Postillonen, und er begegnet einem ganzen Kommando mit gefesselten Straßenräubern, und im Römischen müsse der ganze Weg eine Allee von Kreuzen sein zur Erinnerung an die Totgeschlagenen. Dazu die groben Chikanen der Paßpolizei, die Neugier der Torschreiber! Begreift sie sich nicht in einer Zeit, da, wie Fritz Reuter sagt, dem Fremden im Wirtshaus mit dem Mantel die Neuigkeiten ausgezogen wurden? Man erfuhr ja nur so wenig, so spät; das Leben floß tropfenweise hin. Jeder Brief — ein Ereignis! Da saßen die friedlichen Bürger abends auf dem Bänklein vor dem Hause und sprachen von den Lieben in der weiten, weiten Ferne. Und die besorgte Mutter mahnt den biederen Hausvater endlich den Brief an den Sohn zu beginnen. Seufzend geht er ins Zimmer, ach! zu welchen Prozeduren! Minuten vergehen — Grillparzer in seiner Selbstbiographie behauptet sogar oft Stunden vergeblicher Mühe vergehen, bis es ihm gelungen mit Stahl, Stein und Zunder ein elendes Talglicht zu entzünden, das sich beständig verdüsterte und daher beständig geputzt werden mußte. Minuten wieder vergehen, bis eine Gänsefeder zurechtgeschnitten ist, die bald weich geworden wieder neu geschnitten

werden muß, Minuten weiter, bis meist in dem geforderten Kurialstil in Frakturschrift die richtigen Titulaturen, Formeln und Floskeln hingesetzt sind, Minuten endlich kostete es, um höchst künstlich, wie's in der Schule gelernt ward, aus dem Bogen einen Briefumschlag zu fabrizieren und mit der Oblate zu verschließen, und während all dieser Chikanen tönt von draußen das Plätschern des Brunnens herein und das ebenso unerschöpfliche Schwatzen der Mägde am Brunnen. Man hatte ja Zeit! Es war eine Zeit, der das hervorstechendste Kennzeichen der unsern fehlte: die Nervosität. Es sieht aus, als ob es damals nur einen raschlebigen Menschen gab: Napoleon, und der mußte die Zeit besiegen, weil er sie einfach überrumpelte. Mehr als durch alles andere hat er durch Schnelligkeit gesiegt, und man begreift's, wenn man so liest, daß damals das Laden des Gewehrs in 13 Tempi vor sich ging, 13 Kommandos forderte und daß ein preußisches Artillerieregiment einmal für den Weg von Berlin nach Breslau 4 Wochen brauchte. Boyen berichtet, wie zur Schlacht bei Jena die Bataillone „in unbeschreiblicher Feindlichkeit" dahinzogen, und bald prangte an den Berliner Straßenecken der berühmte Anschlag des Ministers: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht". Muß aber das Lebensgefühl einer Generation, die soviel mit den kleinlichsten Schwierigkeiten kämpfte und in den niedersten Bedürfnissen des Lebens sich verzettelte, die so schwerfällig und langsam erlebte, nicht ein völlig anderes sein als das Lebensgefühl eines modernen Menschen, der gleichsam mit und auf der ganzen Erde lebt, die Erzeugnisse aller Zonen und Erdteile auf seinem Tische stehen hat, sich in Stunden von Gletschern zu Olivenwäldern, von Fjorden zu Lagunen tragen läßt, von allen kleinen und großen Geschehnissen auf dem Erdenrund in wenigen Stunden erfahren, einem Freunde im andern Lande durchs Telephon guten Tag sagen kann, einem fernen Freunde, den vielleicht vor hundert Jahren wie so viele damals das Wochenblättchen für verschollen erklären mußte? Wenn der moderne Mensch seinen Ahnherrn vor hundert Jahren erwecken könnte und ihm sagte: ich kann in einer halben Woche den Ozean durchqueren, ich kann in rasendem Fluge geradeswegs auf steile Alpenhöhen hinauf- und mitten durch das Berginnere der höchsten Alpenstöcke hindurchfahren, ich kann heute in Paris dinieren und in London soupieren, morgen in Berlin und übermorgen in Rom sein, ich kann durch Phono- und Kinematographen Stimmen hören und Geschehnisse sehen, die tausend Meilen entfernt vor Jahren lebendig waren, ich kann in einem Tage um die Erde herum Botschaft senden, ich kann über den Ozean weg durch die Luft sprechen, unter dem Wasser segeln und rascher als Vogelflug durch die Luft steuern — wenn der Mann vor hundert Jahren all dies vernimmt, so wird er wohl sagen: man solle ihm doch als Bürger eines aufgeklärten Zeitalters nicht zumuten, all diese Fabeln von Zauberei und Hexerei zu glauben.

Wahrlich, Magierträume sind heute verwirklicht worden; denn der Magier ist ja der Zauberer durch Fernwirkung. Und doch sehnt sich diese Übermensch-

heit, als die wir uns heute fühlen dürften, in Stil und Form zurück nach der armen Zeit vor hundert Jahren, da sozialpolitisch das Alte noch morsch und das Neue noch nicht reif war, da alle Staaten und Throne Europas wankten wie nie zuvor, wie Kartenhäuser erstanden und versanken, da in Frankreich die Revolution mehr noch ihre zerstörende als ihre schaffende Kraft gezeigt, da im übrigen Europa noch so starre Ständeschranken oder sonst gebundene Lebensformen bestanden und Zopf und Stock noch geistig fortregierten, auch wo sie leiblich entfernt waren! Kaum 16jährige adlige Knaben durften als Fahnenjunker „jeden alten Soldaten über einen unbedeutenten unschuldigen Exerzier- oder Putzfehler halb zu Tode prügeln". Auch im Weimarer Hoftheater gab es adlige und bürgerliche Balkonlogen und in Badeorten adlige und bürgerliche Bänke.

Wo die Sitte nicht drückte, da hemmte die Behörde in kleinlichen Verboten und in geistigen Dingen die harte Zensur. Noch standen in manchen Städten Galgen und Pranger. Noch war selbst in der Schweiz die patriarchalische Bevormundung so groß, daß dort ein Vater den Sohn, ohne ihn auch nur zu befragen, verheiraten konnte, oder ein junges Mädchen vom Spiel abgerufen wird: die Jungfer solle heimkommen, sie sei eine Braut. Und gar die feudale Bevormundung in Preußen! Der Gutsherr, dem der Bauer Hand- und Spanndienst zu leisten hatte, konnte ihn züchtigen, ihn zum Verkauf des Gutes zwingen, und er war Schicksal für den Hörigen, er hatte die Erlaubnis zu geben zur Wahl der Gattin, zum Verlassen der Heimat, zur Berufswahl der Kinder. Fast orientalisch, sagt M. Lehmann, waren die Kasten gegeneinander abgeschlossen. Adlige durften mit Bäuerinnen oder auch mit Mädchen vom geringeren Bürgerstande keine Ehe zur rechten Hand eingehen.

Und dabei konnte aller feudale Druck und alle Bevormundung nicht Sitte und Ordnung retten! Was haben wir im Anfang des Jahrhunderts für Klagen über die „Branntweinseuche" im Volk, über Banditen und Bettler. Und in höheren Kreisen, heißt es, habe damals die Spielwut in Deutschland mehr alte Vermögen vernichtet als der dreißigjährige Krieg. Reinbeck klagt 1807 und auch die Staël wundert sich über die Abnahme, ja Zerrüttung des deutschen Familiensinns. Als besondere Kaste bleibt das Militär der Nation fremd und treibt „Exerzierspielerei", gebunden durch ein kleinliches Sparsystem, das die Ausrüstung verkürzt und die Festungen verfallen läßt. „Der obere Offizier sucht seine Einkünfte zu bewahren, der jüngere sich zu schniegeln", so urteilt Gneisenau und er schilt über die Ausländer, aus denen die Armee zur Hälfte sich rekrutierte, über „die Vagabunden, Trunkenbolde, Diebe, Taugenichtse und andere Verbrecher, welche die Nation verderben, die Armee dem Bürger verhaßt und verächtlich machen und sobald sie marschiert weglaufen." Allerorten dröhnt die Werbetrommel und ladet zum Dienste aller Völker das Gesindel aller Völker. Im schwedischen Pommern mußte man selbst die Offiziere aus der Gesellschaft ausschließen; in der Rheingegend

zitterten die Bauern beim Anblick bloß eines französischen Säbels. Aber die Franzosen brachten doch die Freiheit? Ach ja die Freiheit, die Schiller damals nur im Reich der Träume suchte! Seume schildert gar lustig, wie die Reisenden in der Postkutsche von Mainz sich segneten, „daß sie aus der vermaledeieten Freiheit einmal heraus wären, in der man sie so blutig und sklavisch behandle". Er hat in Italien schlimmere Zustände gekostet. Rom damals mehr als je „die Kloake der Menschheit — keine Ordnung, keine Justiz, keine Polizei" und fast keine Schulen. „Das Volk hungert und stirbt oder flucht und raubt." Und gar in Unteritalien, wo in Revolution und Gegenrevolution die französischen Grausamkeiten zehnfach überboten worden, wo der König, der Russen zur Leibwache hat, weil er sich auf seine eigenen Soldaten nicht verlassen kann, Banditen königlich belohnt, daß sie nun als Hauptleute der Provinzen ihr Räuberhandwerk gesetzlich treiben. In Mailand vor einer grausig schönen Darstellung des heiligen Bartolomäus, dem die Haut über die Schulter hängt, steht sinnend ein Italiener und sagt: „das sind wir; die Augen hat man uns gelassen, damit wir unser Elend sehen können".

Aber Frankreich, das Siegerland? B. Hase zieht 1801 voll Enthusiasmus in das Land der Freiheit. Aber man klagt ihm unterwegs: „Die Revolution hat uns arm gemacht". „Aller Handel ist zerstört." „Die Manufakturen sind zugrunde gerichtet." Noch ernüchternder klingt Johanna Schopenhauers Beschreibung von Paris, die Einfahrt durch „ein Gewirr von Gassen, von denen eine immer schmutziger aussah als die andere. Verwundert sahen wir im Wagen einander an. Sind wir denn wirklich in Paris? — Doch jetzt bog der Wagen um eine Ecke, und wir befanden uns mitten auf den Boulevards. — Doch die von unserer Reisegesellschaft, welche Paris vor der Revolution gekannt hatten, wollten auch hier, auf diesem allgemeinen Tummelplatz des Vergnügens, einen großen Abstand gegen ehemals gewahr werden; sie behaupteten nur noch den Schatten von dem zu sehen, was er gewesen sei". „Der weltberühmte Straßenkot von Paris", meldet sie weiter, „erlaubte uns nicht zu Fuß zu gehen." Trottoirs gab's nicht. In dem eleganten Hotel schloß weder Fenster noch Tür, wärmte kein Feuer, lag kein Teppich. Es war ein mit Raubgut der Revolution gefüllter einstiger Palast wie noch manches Hotel damals, wo die Flecken der kostbaren Gardinen Blutspuren schienen. Spuren der Revolution überhaupt durch ganz Frankreich damals, überall Trümmer glänzender Bauten, Pracht und feine Sitte verschwunden, der Handel noch halb gelähmt, alles voller grausiger Erinnerungen an die Schreckenszeit. Nachts im Hotel werden die Reisenden mehrmals von der Polizei aufgeschreckt, die ihre Pässe fordert. Wagen mit politischen Gefangenen rollen vorbei. Öfter begegnen ihnen Trupps von Menschen, die mit einer Kette um den Hals aneinandergeschmiedet von Kavalleristen vorwärtsgetrieben werden. Wir hielten sie für Verbrecher. Aber man antwortete uns: es seien Volontaires. Diese Gefesselten waren Ausgehobene, „die man

auf diese Weise der Bahn der Ehre zuführte". „Die Dörfer und Flecken, durch die wir kamen, benahmen uns alle Lust, den Wagen zu verlassen; so erreichten wir denn, müde und zerschlagen an Seele und Leib, unser Nachtquartier. Es war schon sehr dunkel; dennoch verfolgten uns schreiende Weiber, weinende, halbverhungerte Kinder mit großem Ungestüm bis in unser Schlafzimmer. — Jetzt hatte Bonaparte die Männer ihrem friedlichen Herde entrissen — die armen Weiber mußten wohl mit ihren Kindern betteln, um nicht zu verhungern." Wir wissen, daß all dieses Elend der Hütten, diese Schauer der Verwüstung, diese blutrünstigen Erinnerungen und namentlich auch in Toulon der Anblick der 6000 Galeerensträflinge in ihrem vertierten Dasein, das an Dantes Hölle gemahnt, daß all dieses Elend Frankreichs im Geiste Arthur Schopenhauers niederschlug, der hier als Jüngling mit den Eltern reiste und aus solchen Eindrücken seinen Pessimismus nährte.

All diese Eindrücke unserer Reisenden sind in den ersten fünf Jahren des Jahrhunderts gesammelt, bevor noch das schwerste Unglück über Europa hereinbrach. Bald konnte Stein sagen: Schrecklichen Ereignissen seien schrecklichere gefolgt. Ein tragischer Bruch mit aller Vergangenheit ging zerreißend durch Europa, das tausendjährige deutsche Reich stürzt zusammen und der Staat Friedrichs des Großen wird auf noch nicht die Hälfte an Land und Leuten eingeschränkt. Nie hat der Erdteil unter härterer Tyrannei geschmachtet als unter Napoleon. Die ausgeraubten Länder nur noch Aushebungsbezirke für den Eroberer. Deutsche müssen gegen Deutsche kämpfen, Italiener vor Kolberg, Schweizer in Spanien, Spanier, Portugiesen in Rußland. Die besten Kräfte der Völker werden in fremden Ländern fremdem Dienste geopfert. Ein furchtbares Spionagesystem steckt seine Fühler ins private wie ins öffentliche Leben. Briefe werden eröffnet, Kuriere erschlagen; das Papiergeld sinkt tief, eine allgemeine Unsicherheit greift um sich. Wo nicht die Tyrannenfaust des allmächtigen Usurpators hinreichte, da drückte die Brutalität seiner Marschälle, da lastete die Despotie seiner Vasallen, der Rheinbundfürsten. Vor allem stockten Handel und Wandel in den beständigen Kriegen, unter all den Plünderungen und Kontributionen, und namentlich durch die Kontinentalsperre, die jede englische Ware für konfisziert, jeden Engländer für kriegsgefangen erklärte, jeden Briefwechsel mit England verbot. Zahlreiche Memoiren lassen ahnen, wie viele Einzelexistenzen damals in der Erschütterung aller Verhältnisse entwurzelt, wieviele Menschen aus ihrer Bahn gedrängt verzweifelten. Gneisenau, wahrlich ein mutiger, tapferer Mann, jammert in Briefen: „Wir werden nächstens alle Bettler sein. Das Elend ist unbeschreiblich." „Wird nicht Krieg, so gehen wir ohnedies zugrunde, wird Krieg, dann vielleicht auch". Man berichtet klagend von Preußen nach Paris: „Das Land kann nicht besät werden, der Landmann hat keine Aussicht auf eine Ernte. Die Härte der Exekutionen macht die Leiden der armen Einwohner vollends unerträglich." Auch nach dem Tilsiter Frieden wird das Land unter dem Vorwand noch ausstehender Kriegsentschädigung

von 150000 Franzosen ausgesogen. Man schätzt die Kosten des Krieges 1806/07 für Preußen auf 200 Millionen Mk., des Durchzugs der großen Armee durch das ausgehungerte Land auf 100 Millionen Frs., und das zu einer Zeit, da der Monatsbedarf des preußischen Staats auf noch nicht ganz 1 Million Mk. heruntergebracht war (so in den Jahren 1807 und 1808) und da wohl noch wie 1802 das Durchschnittseinkommen eines Preußen 81 Mk. betrug gegen 506 im Jahre 1895: so berechnet es Sombart, der glaubt, daß außer dem grundbesitzenden Adel in ganz Deutschland damals keine tausend Personen ein Einkommen von 10000 Mk. erreichten. Die Kosten, die Deutschland durch die jahrelangen französischen Kriegsunruhen auferlegt wurden, gibt Lamprecht auf etwa 8½ Milliarden Mk. an. Am schlimmsten litt Preußen, dessen gänzlichen Untergang Clausewitz erwartet. Er meldet 1810 von Berlin: „die Bankerotte nehmen hier kein Ende. Was Jahrhunderte in dieser Sandwüste an Wohlstand, Kultur und Handel zusammengetragen haben, wird jetzt vielleicht in einem Jahrzehnt zerstreut sein".

Das ärgste Grauen aber sollte über Europa erst noch kommen und das Zeitalter zum wahrhaft tragischen machen. Ein Massenkriegsheer, wie es so ausgebildet, sagt Ranke, die Welt noch nicht gesehen, 650000 glänzende Krieger aus den meisten Völkern des Erdteils zogen aus und 58000 Jammergestalten kehrten zurück. Der Brand Moskaus bleibt doch wohl ein einzigartiges Ereignis, daß selbst der unerschütterliche Alleszermalmer Napoleon besinnungslos ausruft: „Welch entsetzliches Schauspiel! Sie sind es selbst! Welch unerhörter Entschluß! Es sind Skythen!" Die wilden Urkräfte der Menschheit schienen losgelassen, als die Baschkiren mit Pfeil und Bogen in den Kulturländern Europas erschienen. Sie waren wie Schakale, die der langen Leichenstraße der großen Armee nachgezogen waren. Wer kann es ertragen, Arndts Schilderungen des Rückzugs zu lesen von den zerfetzten, bläulich erfrorenen Pferdefleischfressern, die kaum noch Menschen scheinend vor seinen Augen starben, von den zwischen Erschlagenen als Wegzeichen, über Leichen dahinfahrenden Schlitten mit den vor Wölfenrudeln sich bäumenden Pferden, von Höllenstädten, die Tag und Nacht in garstigen Dampf und Rauch gehüllt mit angezündeten Misthaufen, um die Pestluft der Lazarette zu zerstreuen, von Türmen von durcheinandergeworfenen Leichen, die Beine nach oben, die Köpfe von Ungeziefer zerfressen, von ausgestorbenen Spitälern, wo zwischen tausend Leichen kein Mensch, nur ein schnobernder Hund —

Wie ein böser Alb in wüstem Traum, so mochten manchem vor Wunden, Hunger und Kälte Dahingesunkenen all seine Leiden erscheinen, und bevor er für immer im Schnee entschlummerte, mochte er noch träumen vom fernen Vaterhaus. Doch wenn der Kranke selbst daheim war in liebevollster Pflege, so lag er wohl ermattet vom Aderlaß oder den Schröpfköpfen des groben Baders, ohne Fiebermittel sich wälzend im Himmelbett aus gewürfeltem Kattun und starrend auf den teppichlosen, weißgedielten, sandbestreuten Fußboden oder auf die

blaugetünchte Wand oder die dünnen weißen Vorhänge vor den kleinen bleigefaßten Scheiben, während draußen das kostbare Regenwasser aus der Dachtraufe in den aufgestellten Zuber träufelte oder der Nachtwächter mit Spieß und Horn oder mit der Schnarre grölend vorbeizog. Ach, und wenn auch aller Kriegslärm als böser Traum vorüber war, wer möchte heute in solchem Frieden wohnen? Und wenn der sterbende Krieger in der russischen Steppe sich ins ferne Vaterhaus zurückwünschte, vielleicht lag es in einem jener „elenden Dörfer", die Johanna Schopenhauer schon in der weiten „Öde" hinter Bremen findet, „aus Einsturz drohenden Lehmhütten bestehend", oder jener „sogenannten Städte, die wir mit Verwunderung ansahen, weil wir gar nicht begriffen, wie man vernünftigerweise auf den Einfall kommen könnte darin zu leben". In Preußen waren am Anfang des 19. Jahrhunderts die massiven Häuser in winziger Minderzahl, 17 von 1000 Feuerstellen, im östlichen Preußen überwogen bei weitem die Stroh- und Schindeldächer über die Ziegeldächer. Und selbst die Großstädte! Amsterdam, damals mit der üblen Ausdünstung seiner Kanäle, wo man sich meist erst durch ein langwieriges kaltes Fieber akklimatisierte, oder Bordeaux, wo die Gesellschaft zwischen Düngerhaufen promeniert und das Pflaster so schlecht ist, daß die Mietwagen keine Taxen haben können und die Stadtteile wie Städte isoliert sind, oder Paris, wo mangels Trottoirs man nach B. Hase „des Tags zwanzigmal von Rossen und Wagen mit Kot bespritzt" wird und nach Joh. H. Campe, „um nicht gestoßen, getreten, überfahren, überritten zu werden, wie ein Frosch hüpfen muß" und „einige hundert Schritte hinreichend sind, den stärksten Mann in Schweiß zu bringen", oder gar Berlin, wie es der Kriegsrat v. Cölln beschreibt: Ablagerungen toter Tiere vor den Toren, Rinnsteine, daß man die Nase nicht aus dem Schnupftuch bekommt, keine Droschken, keine Trottoirs, auf den Straßen ein Waten in Staub im Sommer und im Winter in Morast!

Die Ärmlichkeit der materiellen Verhältnisse zeigen am raschesten ein paar industrielle Daten. Ende des 18. Jahrhunderts betrugen die Erzeugnisse der deutschen Montanindustrie 13 Millionen, heute mehr als 4 Milliarden. England produzierte damals (nach Sombart) an Eisen noch nicht halb soviel wie heute Spanien und $^1/_{70}$ vom heutigen Deutschland. An Kohle förderte England 1807 (nach Villefosse) $7^1/_2$ Millionen Tonnen, 1907 239 Millionen, Deutschland 1807 5 Millionen, 1907 122. Und noch kaum Anfänge chemischer Industrie!

Der materiellen Produktion geht hier die geistige parallel. Daß es z. B. in den Vereinigten Staaten heute mehr als hundertmal soviel Tageszeitungen gibt als 1810 (25), ist weniger verwunderlich, als daß es damals dort gar keine Monats- oder Vierteljahrsschriften gab, deren 1907 2832 bestanden. Das russische Reich, in dem damals fast nichts gedruckt ward, lebte geistig von einem Bücherimport von etwa 40000 Tlrn. In Frankreich war das Autorenhonorar eine hohe Seltenheit — woher sollten auch die Leser kommen?

B. Hase wundert sich damals über die Unbildung der begabten jungen Pariser, und Meiners schreibt 1801: „durch die Revolution in Frankreich und den dadurch veranlaßten Krieg sind nicht nur alle französischen hohen Schulen, sondern auch die meisten italienischen und mehrere niederländische und deutsche Universitäten zerstört worden". Deutschland, wimmelnd von Bettelstudenten, ward damals als Literaturland angestaunt. Doch 1811 brachte es 3176 Drucke hervor, 1900 allein an neuen Büchern 24792, d. h. während die Bevölkerung sich verdoppelte, hat sich die Bücherzahl verachtfacht, ungerechnet die neuen Auflagen und die größere Zahl jeder Auflage. Und nun die Volksbildung! Die Lehrer-Invaliden, verkommene Studenten oder Handwerker im Nebenberuf. Das begreift sich, wenn man liest, daß damals von 1648 brandenburgischen Lehrern die Hälfte nur bis 40 Tlr. Diensteinkommen hatte. Der Unterricht meist in der Wohnstube des Lehrers. Klassen hatte die Schule nicht, die im Winter meist schlecht besucht, im Sommer geschlossen war. Und das Volk strotzte von Aberglauben.

In diese tiefstehenden Zeiten, wo das Leben geistig und leiblich so wenig erhellt war, wo alles beengt und bedrängt war, da die Menschen gegen heute lebten wie eingeschneite Dörfler gegen fashionable Weltstädter, in diese Zeit sehnen wir uns zurück heute im Zeitalter der menschlichen Magie, der größten Fernwirkung, der wahren Übermenschheit?

Vielleicht aber geschah es, daß jener Urgroßvater vor hundert Jahren, der müde, durchrüttelt in der knarrenden Postkutsche über das holperige Pflaster des nicht einmal notdürftig erhellten Städtchens fährt, plötzlich allen Reisejammer vergessend sich aufrafft und sich zuruft: dies ist Weimar, und hier lebt Goethe, hier lebten jüngst noch Schiller und Herder, hier grüßten sich die Dichter mit den großen Philosophen vom nahen Jena, mit Fichte, Schelling und Hegel, und da kann es geschehen, wenn die Zeitalter sich ins Auge sehen könnten, daß der Ahnherr vor hundert Jahren nicht mehr vor dem modernen Urenkel zu erröten brauchte, sondern vielmehr dieser vor jenem. Und vielleicht würde der Mann von 1808 ein Buch ergreifen, das im selben Jahre erschienen und jetzt also sein Jubiläum feiert, Fausts I. Teil, und er würde es dem Mann von 1908 entgegenhalten: was hast du mir ähnliches zu bieten aus deinem Jahrzehnt? Ja, der Faust, sagt der Moderne, ist eine Ausnahme. Aber im selben Jahr, muß er hören, nun gerade vor hundert Jahren, wurden zum erstenmal die Klänge der Pastorale und der C-moll-Symphonie vernommen, die Beethoven in diesem und im vorigen Jahre vollendet.

Den idealen, künstlerischen Vorrang, verteidigt sich der Moderne, will ich jenem Zeitalter nicht bestreiten, aber es fehlte der Realsinn. Goethe, sagt Dubois Reymond, wäre heut Naturforscher geworden. Aber er ist es ja schon damals geworden, antwortet der Klassizist, und sind dir Daltons chemisches System und Lamarcks philosophie zoologique, die 1808 und 1809 erschienen, noch nicht realistisch genug? Und im selben Wunderjahre 1808 Alex. v. Hum-

boldts Ansichten der Natur und Herbarts praktische Philosophie! Kannst du mir nur aus deinem letzten Jahrzehnt Bücher nennen wie diese aus einem Jahr, und doch erscheinen heute mehr als achtmal soviel neue Bücher jährlich. Wird auch nur eins von ihnen nach hundert Jahren so fortleben wie jene von 1808?

Der moderne Mensch retiriert sich: die praktische Kraft, die sich durchsetzende Energie des Lebens ist heute größer als damals. Wirklich? Nun, Goethe, der weltliebende, staatsmännische Goethe war zwar auch nicht gerade ein unpraktischer Idealist, aber der Mann von 1808 weiß noch anders zu antworten; er zeigt dem Modernen ein klassisches vis-à-vis: Goethe im Gespräch mit Napoleon zu Erfurt im selben Jahre 1808. Mit Napoleon! Kann er an praktischer Kraft und sich durchsetzender Energie es nicht aufnehmen mit all den Praktikern von 1908? Goethe vor Napoleon — ob wohl die heutige Menschheit eine solche Szene stellen, zwei solche Gestalten aufbringen könnte? Und wenn die Modernen stolz sind auf ihre fernwirkende Kraft, sind Goethe und Napoleon nicht viel fernwirkender in Zeit und Raum als die ganze heutige Menschheit, sind sie nicht die wahren Magier? Und Napoleon, ausdrücklich die stärkste Verwirklichung des Übermenschen, die sein Bewunderer Nietzsche zu finden vermochte? Ja, aber die Moral, antwortet der Mann von 1908. Daß jene Zeit der durchaus unethischen Größe Napoleons verfallen konnte und nicht die moralische, patriotische, militärische Kraft des Widerstandes aufbrachte, richtet sie in der ganzen Erbärmlichkeit ihrer sozialpolitischen Zustände, auf die wir Heutigen wohl herabblicken dürfen. Der Mann von 1808 läßt sich nicht verblüffen. So folge mir von Erfurt in das Berlin von 1808. Siehst du jenen Mann, glühend von moralischem Idealismus, der hier in den Reden an die deutsche Nation sie zur inneren Größe und zur Freiheit aufruft? Draußen tönen die französischen Trommeln und Spione lauschen im Saal. Fichte aber, der Freiheitsprediger, ließ sich nicht beirren und hat damals dem Tode frei ins Auge geschaut. Und war nicht dasselbe Jahr 1808 das große Jahr Preußens, da ihm Stein und Scharnhorst das Staats- und Heerwesen umschufen? Nun gerade vor 100 Jahren erschien die preußische Städteordnung, die das Bürgertum emanzipierte, erschienen jene Erlasse, die in Preußen das Soldheer zum Volksheer umschufen. Und das geschah im Volk der Dichter und Denker zu jener Zeit, als es am meisten diesen Namen verdiente.

Man kann gar nicht oft und laut genug die Einseitigkeit verurteilen, die jene Epoche als eine schöngeistige betont, man kann nicht oft genug erinnern, daß es die napoleonische Epoche war und das heißt die stürmischste, kriegerischste Epoche Europas, da fast alle seine Völker bis auf den Grund aufgewühlt sind. In den Jahren von 1808 an, da das Volk in Spanien wie in Tirol aufsteht und bald auch in Rußland und in den deutschen Landen, damals vor und in den Freiheitskriegen erlebt Europa den größten Willensaufschwung

seiner Geschichte, seine stärkste Ermannung. Als Wiedervermännlicher Europas hat Nietzsche Napoleon gepriesen. Und wahrlich, Männer traten ihm auch entgegen. Aber der männliche Geist eines Arndt oder Fichte war nicht nur Reaktion, er hatte sich ja schon vorbereitet in Schillers heroischen Dramen und Kants kategorischem Imperativ und seiner Erhebung des Willens über den Intellekt. Ja, es war auch für Deutschland eine Epoche nicht nur der tiefsten Köpfe und der weichsten Herzen, sondern auch des starken Arms. Oder wie passen sonst in die ätherische Epoche der heldenhafte Draufgänger Blücher und der Turnvater Jahn? Und doch war es nicht nur eine Epoche der größten, der männlichsten Männer, sondern auch der größten Frauen von Mad. de Staël, die den Geist der Deutschen und Franzosen verband, als Napoleon sie trennte, bis zu Juliane v. Krüdener, die als Egeria des russischen Kaisers durch philosophische Mystik ihn für die heilige Allianz vorbereitete. Und dazwischen Frauen als treibende Seele der älteren wie jüngeren Romantik, allen voran jene Karoline Schlegel, die Jakob Grimms Satz bestätigt, daß das Genie der Frauen seine höchste Form im Briefe finde, und nach ihr die überlebendige „Sibylle der Romantik", Bettina, und dann jene Rahel, deren Geist Fürsten huldigten, damals, als das preußische Volk zu seiner Königin Luise aufschaute. Und es gilt das Wort vom frauenhaften Zug, der noch in diese so männliche Epoche schlägt; die Empfindsamkeit gab noch den Ton, der oft süßlich und himmelnd in ätherischem Gefühlsspiel auch Briefe von Männern an Männer durchzog, die sich ins Stammbuch Gedichte schrieben wie heute kaum noch die Backfische.

Das Wunderbare aber ist, wie diese bis zur Weichheit gesteigerte Schöngeistigkeit in Heroismus umschlug, wie diese Epoche Philosophie, Poesie, Musik mit Kampfesmut und Tatkraft vereint. Derselbe Prinz Ludwig Ferdinand, der soeben noch zu Füßen Rahels gesessen und üppige Symposien gefeiert, stürzt sich als erster tollkühn in den Kampf mit Napoleon und stirbt den Heldentod. Derselbe Fichte, der soeben noch in der Anweisung zum seligen Leben über alles irdisch-politische Interesse verachtend hinaufflog zu den höchsten Höhen der Metaphysik, beklagt im selben Jahr den Fluch des Zeitalters, das „den Beruf des Gelehrten von dem des Kriegers abgetrennt", und meldet sich als Feldprediger, um Schwerter und Blitze zu reden und der Krieger Herzen zu befeuern, und dasselbe Publikum, das damals so zahlreich — Kaufleute und Frauen darunter — seinen metaphysischen Auseinandersetzungen andächtig folgte, die heute jedes Publikum flüchten oder einschlafen ließen, über das Dasein als Offenbarung des Seins, dasselbe Publikum lauschte nun seinen flammenden Reden an die deutsche Nation. Es war der Anfang der preußischen Erhebung 1813, daß der Naturforscher Steffens im Kolleg statt über seine mystische Naturphilosophie über den am selben Tage erscheinenden Aufruf des Königs spricht und mit 200 Studenten sich bei den freiwilligen Jägern einschreibt. Und von der ersten Schlacht bei Großgörschen, wo die großenteils

den gebildeten Klassen angehörenden Gardejäger die schwersten Verluste hatten, schreibt Boyen: „Gelehrte und Künstler erkämpften sich mit dem Blute jenen hohen bürgerlichen Standpunkt, den heilige Vaterlandsliebe in dem alten Griechenland errang".

Aber all das sagt noch lange nicht genug, wie damals Denken und Tat, Poesie und Leben ineinandergreifen. Ja, ineinander — denn es ist eben ganz falsch, einfach zu meinen, daß damals Dichter und Denker nur aus ihren Träumen aufgerüttelt sich zu Tat und Leben bekehrten. Nein, in dem Jahrzehnt von Austerlitz bis Waterloo, da die Kanonen durch Europa donnern wie nie zuvor, singen die Dichter nur immer lauter, denken die Philosophen nur immer tiefer. Fichte und Schelling bauen ihre Lehren um, Hegel und Herbart geben ihre strengsten Systemschriften, Schleiermacher, Baader, Jakobi, Fries, Krause, ja schon Schopenhauer und wie viele andere Denker sind am Werk. Es war noch die Zeit, von der man sagte, daß jeder Frühling ein neues System brachte, und während es so fruchtbar Ideen regnet, beginnt es auch von Versen zu klingen, nicht nur in Deutschland, das damals seinen politischen Kaiser verlieren konnte, weil ihm in Goethe ein poetischer auf dem Throne saß. Nein, in ganz Europa brechen die Quellen romantischer Poesie auf; denn in den nächsten Jahren von 1808 an liegen ja die Anfänge von Byron und Shelley, von Thomas Moore und Wordsworth, von Coleridge und Walter Scott, der bis 1814 in Versen dichtet, von Manzoni und Leopardi, von Tegnér und Öhlenschläger, und Bérangers Lieder beginnen ihren Siegeszug. Deutschland aber hatte nicht genug damals an den weitesten und höchsten Schwüngen klassischer und romantischer Dichtung. Taschenbücher, Almanache und Volkskalender verbreiten den poetischen Sinn, die schwäbische Dichterschule beginnt die Heimat zu verklären, Hebels alemannische Gedichte tönen in den Dörfern und 1808 beginnt sein „rheinländischer Hausfreund" zu erscheinen. Und weil es noch nicht genug an eigener Poesie, schütten die Gebrüder Grimm den Schatz der „Kinder- und Hausmärchen" aus und aus „Des Knaben Wunderhorn" ergießt sich die Liederfülle, die Arnim und Brentano gesammelt.

Aber das Wichtigste ist eben, daß damals Leier- und Schwerterklang so laut ineinanderschlagen, daß Deutschland eine wahrhaft tyrtäische Epoche erlebt, daß ein Stück deutscher Literaturgeschichte „die Sänger der Freiheitskriege" heißt. Nicht genug, daß Arndt und Rückert, Kleist und Uhland, ja auch die eigentlichen Romantiker fürs Vaterland in Liedern kämpfen, Theodor Körner und Max v. Schenkendorf kämpften zugleich mit dem Schwert. Körners Lieder von „Leier und Schwert" sind ja im Kriege gedichtet, das „Schwertlied" wenige Stunden vor dem Heldentode, der „Abschied vom Leben" von dem Schwerverwundeten. Es war keine Ausnahme. Wir haben aus jener Zeit zahlreiche Gedichte gerade von militärischen Reformatoren Preußens, vom General v. Boyen, von Gneisenau, von Clausewitz, der von Schillerworten überfließt.

1806 klagt Gneisenau noch über das kraftlose Zeitalter, das die Idee mit Anstand zu fallen für eine poetische Exaltation halte. 1812 beschwört er den König nach Königsberg zu gehen, wo sein begeistertes Volk sich um ihn scharen werde; der König möge doch seine Pläne nicht darum verwerfen, weil sie Poesie seien; es gebe keine Erhebung ohne Poesie. Ja es war die Zeit, da Helden Dichter wurden, wie Dichter Helden.

Es ist in den Tagen heißester Spannung zwischen den Schlachten von Aspern und Wagram im österreichischen Hauptquartier, da hört Varnhagen trefflich auf dem Klavier phantasieren: der Feldherr selbst wars, der Besieger Napoleons, Erzherzog Karl, und der zweite Feldherr Österreichs, Erzherzog Ferdinand war gleich einem andern Erzherzog damals Komponist. Die Wiener leben und schweben in Musik, meldet Martin Vogt. Mit seiner Musik schlägt sich der der Konskription Entlaufene von Land zu Land, überall wohl aufgenommen, über alle Wirren der Zeit hinweg schlägt die Flut der Harmonien. „Wir musizierten Tag und Nacht ohne Aufhören fort", so ähnlich heißt es öfter bei Vogt. Die Romantiker hatten die Musik emporgehoben als Königin nicht nur der Künste, sondern der Welt, sie hörten es allüberall singen und klingen; nun sang und klang es wirklich. Mozarts und Haydns Werke waren damals für Klavier erschienen. Weber setzt Körners Lieder in Musik. In Preußen gab der heldenkühne Prinz Louis Ferdinand, der Gönner und Verehrer Beethovens, als Komponist den österreichischen Erzherzögen nichts nach; er mußte auch bei seinen Gelagen ein Klavier neben sich haben, um Musik ins Gespräch zu mischen, und Beethoven bekannte, daß der Prinz gar nicht prinzlich, sondern wie ein tüchtiger Musiker spiele, so daß auch der damals angesehenste Berliner Klavierspieler ihn nicht entfernt erreiche. Und Beethoven selbst, den es gerade über Haydn und Mozart hinaushebt, daß in ihm der ganze herbe Kampfesernst der napoleonischen Epoche heraufschwillt, daß in ihm der Heroismus mit der Kunst verschmilzt, er allein schon sollte das konventionelle Bild von dem ätherischen Zeitalter und der zeitfremden Kunst widerlegen. Es gibt Worte von Beethoven, die ihn als Schwärmer für die Kraft zeigen, jener Kraft, die Wagner als Hauptfähigkeit im 1. Satz der Eroica fand, jener Eroica, die Beethoven ja Bonaparte widmen wollte, dem Helden nur, nicht mehr dem Kaiser.

Aber Napoleon selbst? Tritt er nicht als großer Störenfried in die Idylle der Zeit? Ist er nicht die leibhafte Prosa, der Gigant an nüchterner Kraft, der alle Blumen der Poesie und Spekulation niedertrat? In diesem Gegensatz liegt eben die Täuschung. Gerade das Nüchterne und Träge sank unter seinem Schwerte und gerade Geist und Begeisterung schossen lebendig empor. Er steht als passende Hauptfigur im Drama seiner Zeit, im Zeitalter der Dramatik als das Fatum der erwachenden Schicksalstragödien oder als der tragische Held, der durch eigene Schuld fällt. Und er war vielleicht der beste Schauspieler seiner Zeit. Racinesche Verse vom seligen Vergeben und Ver-

zeihen murmelt er selbst voll heiterer Miene, wie Frau v. Rémusat erzählt, zu der Stunde, da er den Herzog v. Enghien ermorden ließ. Nicht umsonst schwärmt er als Leutnant für die Bühne, für seinen Freund Talma, schrieb er selber eine Tragödie „Hektor", die er 1805 aufführen ließ, nicht umsonst ließ er nun gerade vor hundert Jahren zur Feier seines höchsten Triumphes in Erfurt die Koryphäen des théâtre français vor einem Parterre von besiegten Königen die Dramen Racines und Corneilles und Voltaires Mahomet vorführen, an passender Stelle voll ostentativer Rührung sich mit dem russischen Kaiser umarmend. Stimmt es nicht trefflich zu jener Zeit, da in Berlin die Kriegsbegeisterung zuerst bei Schillerdramen im Theater hervortrat, da nach dem Augenzeugen Seume die Revolution in Warschau bei einer Oper ausbrach, da selbst ein Fichte Deklamationsstunde genommen und sich in Trauerspielen versucht hatte? Mit seinen Königen und Schauspielern berief Napoleon damals Wieland nach Erfurt und Goethe, den er mehr ehrte als seine Könige, da er von ihm sagte: er sei ein Mann. Man kennt Napoleons Gespräch mit Goethe über den Werther, über ein Cäsardrama, das Goethe schreiben solle. Denn als Nachfolger der Cäsaren und Karls des Großen fühlte sich Napoleon, der seine Herrschaft zu dehnen verhieß bis über die Säulen des Herkules. Wahrlich, das war nicht die brutale Barbarenfaust Attilas; ohne weite Perspektive, ohne weltgeschichtlichen Atem und spekulative Kraft der Phantasie ist Napoleon nicht denkbar; das fühlten die Männer des Geistes; darum fielen so viele von ihnen ihm zu.

Es war in der Mitternachtsstunde des 13. Oktober 1806, da vollendete ein stiller Denker ein Manuskript, vielleicht das schwerste, abstrakteste, das je geschrieben ward. Es hieß die Phänomenologie des Geistes und der stille Denker war Hegel. Unten aber unmittelbar vor seinem Fenster auf dem Markte zu Jena loderten die Wachtfeuer der Franzosen, die morgen siegen sollten. So nahe traten sich damals die Gegensätze: oben die blitzenden Ideen, unten die blinkenden Waffen. Aber waren's denn solche Gegensätze? Hegel schaute durchs Fenster. Er hatte am selben Tage Napoleon gesehen und er sah da mehr als eine Kriegsfaust. „Ich habe die Weltseele reiten sehen" — so beschreibt er einem Freunde seine „wunderbare Empfindung". Er sieht Napoleon steigen und fallen. Aber die ganze Umwälzung habe er vorausgesagt in dem Werk, das er in der Nacht vor der Schlacht bei Jena vollendet habe. Und während keiner Napoleon höher bewundert als der Philosoph Hegel, hat ihn keiner heißer bekämpft als der Philosoph Fichte; er kämpfte gegen ihn so groß, gerade weil er ihn so groß sieht, weil auch er ihn bewundert, weil er ihn versteht, weil er ihm verwandt ist. „So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat seinen absoluten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit". So sprach Fichte, er war napoleonisch genug, um Napoleon Trotz bieten zu können, er, von dem sein Freund Hufeland sagte: „sein Grund-

charakter war die Überkraft", und sein Feind Anselm Feuerbach (Vater): „Ich bin überzeugt, daß er fähig wäre einen Mahomet zu spielen, wenn noch Mahomets Zeit wäre, und mit Schwert und Zuchthaus seine Wissenschaftslehre einzuführen, wenn sein Katheder ein Königsthron wäre." „Es ist weniger der Verstand als der Mut, der meinen Zeitgenossen fehlt, um mich zu verstehen", ruft er, und es ist ihm begreiflich, „denn der Mensch verkümmert im Frieden, müßige Ruh' ist das Grab des Muts. Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum Ungemeinen". So sprach der Mann, dem Denken Handeln war, dem Vernunft und Wille, Geist und Charakter eins waren. „Ich habe zwar ernstere Dinge zu tun, als mich mit dem Hunde aus der Pfennigschenke zu schlagen, aber beiläufig, einen so zu schütteln, daß den andern die Lust vergeht, ist nicht übel." So sprach ein Philosoph in jenem Zeitalter, das man sich immer nur am Teetisch zärtliche Gefühle austauschend vorstellt. Und Caroline begeistert sich für Schelling als „echten Granit", der fähig sei, „Mauern zu durchbrechen", äußerlich gleichend einem französischen General.

Wie die Wissenschaft damals kriegerisch ward in Fichte, so ward der Krieg wissenschaftlich in Scharnhorst. Wer war er denn, dieser Reformator des preußischen Heerwesens? Bei aller praktischen Erfahrung, bei aller Tapferkeit kein schneidiger Soldat von strammer Haltung, sondern die Kleidung schlapp, die Sprache leise, den Kopf gesenkt, „die tiefen, sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt". So schildert ihn Treitschke und nennt ihn den größten Gelehrten unter den deutschen Offizieren. Und sein Mitarbeiter Boyen, Preußens erster Kriegsminister und der Urheber des ersten preußischen Wehrgesetzes? Ranke spricht bewundernd von diesem philosophischen „Ostpreußen aus Kants Schule". Und er war es. Und die andern großen Helfer des militärischen Reformwerks? Der geistig hochfliegende Gneisenau, und Clausewitz, der klassische Kriegsschriftsteller, der Begründer der eigentlichen Kriegswissenschaft, den Kiesewetters Vorträge für Kant begeisterten. Und sie alle, die militärischen Reformatoren sind einig in dem Grundgedanken, das Heerwesen mit Wissenschaft zu durchdringen, mit der Bildung der Zeit zu versöhnen. Darum fordern sie die damals unerhörte Heranziehung der gebildeten Klassen zum Kriegsdienst, darum stellen sie höhere geistige Ansprüche an die Offiziere, und die bildungsfeindlichen adelsstolzen Drillmeister sollen verschwinden. „Einen Anspruch auf Offizierstellen können im Frieden nur Kenntnisse und Bildung gewähren." So schreibt Scharnhorst an den König. Und wollten die Staatsreformatoren damals nicht ähnliches? Man sollte nur einmal zählen, wie oft in ihren Gutachten und sonstigen Äußerungen die Worte: Bildung, Intelligenz, Idee, Genie vorkommen. Dem größten dieser Reformatoren Frh. vom Stein ward es zuviel der Ideenmenschen und er schalt gern auf die Metaphysiker, die er überall witterte, und doch auch er ein Mann von hoher Geistigkeit, wie auch Ranke ihn schildert: „Durch und

durch praktisch zeigte er sich zugleich immer von Idealen erfüllt", und „die sittliche Macht des deutschen Gedankens wohnte in seiner Seele". Da er am Ruder war, forderte er vom Staate „die Melioration der menschlichen Begriffe" gleich der des Landes, die Entwicklung der Unterrichtsanstalten, die Verbreitung von Wissen durch die ganze Nation. Sein Mann war Fichte, dem er nach Arndts Beschreibung so wunderbar glich und dessen Reden an die deutsche Nation auf ihn den tiefsten Eindruck gemacht. Mehr aber noch pries er Pestalozzi. Wer von der Erneuerung Preußens spricht, soll Pestalozzi nicht vergessen, der dort seine Bewunderer hatte im militärischen Erzieher Clausewitz so gut wie im philosophischen Fichte und tief im Volke bis hinauf zur Königin Luise.

In jenem berühmten Entwurf, den Stein, auf Napoleons Befehl entlassen, 1808 als sein politisches Testament hinterließ, fordert er eine Jugenderziehung, die jede Geisteskraft entwickelt. Dieses Testament Steins war übrigens von dem späteren Minister v. Schön konzipiert, dessen Kopf überhaupt, wie Arndt berichtet, manche Entwürfe Stein entstammen sollen. Und dieser Schön war ein persönlicher Schüler Kants, ein Freund Fichtes, ein fanatischer Verehrer philosophischer Auffassung, der noch am Ende seines Lebens erklärt, daß er ohne Kantische Philosophie längst begraben wäre. Und ähnliches meldet er von dem späteren General von Knesebeck. „Als Scharnhorst in unsern Dienst trat und man den Plan sah, daß dieser Mann zu uns gekommen wäre, um Intelligenz in unser Militär zu bringen, da lebte Kant dermaßen in Knesebeck, daß er mit Eifer die Scharnhorstschen Gedanken aufnahm". So tief empfand man die Verwandtschaft der großen philosophischen Reform Kants mit der späteren praktischen von Heer und Staat. Ranke möchte ausdrücklich Kant einen Anteil an der Aufhebung der Leibeigenschaft in Preußen zusprechen. Auch v. Schön meldet, Kant habe ihm schon 1795 gesagt, die Eingeweide drehten sich ihm im Leibe um, wenn er an die Leibeigenschaft denke. Es ist doch wahrlich nicht Zufall, daß von der Heimat Kants aus, des klassischen Philosophen der Autonomie, der Kampf begann für die Befreiung der Menschen wie für die Befreiung des Staates. Es ist auch nicht Zufall, daß hierbei die adligen Zöglinge Kants, Fichtes, Schleiermachers gerade vorangingen. In Königsberg ward jener von den Franzosen so gefürchtete patriotische Tugendbund als „sittlich-wissenschaftlicher Verein" gegründet, von dort begann die Volksbewaffnung, der Freiheitskrieg. Da wagt man zu sagen, Napoleon erst habe den deutschen Geist aus metaphysischen Träumen und weichlichem Schwärmen aufgeschreckt und für die Stimme des Gewissens und der Freiheit erweckt. Aber lange vorher, ja vor und mit der französischen Revolution hat Kant die Freiheit des Menschen reiner verkündet, hat er gerade die Metaphysik zerstört, um die Gewissensmoral auf den Thron zu erheben, hat er gegenüber dem leeren Denken und dem weichlichen Fühlen das strenge praktische Wollen betont. Und Kants Denken noch hat Fichte Wort und Tat werden lassen. Die Deutschen brauchten nur die Stimme

ihrer Philosophen zu hören, um moralisch erneuert und menschlich befreit da-zustehen.

Und sie hörten die Stimme. Die gereinigten Ideen der französischen Revolution, die Kant und Fichte verkündeten, arbeiteten im Kopfe der Staats-reformatoren. Hardenbergs Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates 1807 fordert ausdrücklich, „daß der Staat selbst eine Revolution im Innern bewirke", „also eine Revolution im guten Sinne, geradehin führend zu dem großen Zwecke der Veredelung der Menschheit". Hardenberg erklärt hier einer in philosophischer Form und Sprache geschriebenen Abhandlung seines Freundes Altenstein, des späteren Ministers zu folgen, die er eigentlich ab-schreiben müßte — so stimmten sie in den Ideen überein. Und dieser philosophisch schreibende Altenstein war ein Freund Fichtes und bald auch Hegels. Es waren die Zeiten, da Minister und Staatsmänner Fichtes Vorlesungen hörten: außer Alten-stein z. B. Beyme, Schrötter und sogar Metternich. Aber auch die großen Praktiker Stein und Hardenberg dachten ideal und universal genug, um sich mit ihren philo-sophischen Mitarbeitern Schön und Altenstein zu verstehen; sie brauchten sich gegenseitig, und aus einem wundersamen Ineinanderleben von Theorie und Praxis erstand, als gemeinsames Produkt, die preußische Staatsreform, bei der Kant, Fichte und Pestalozzi Pate standen. Will man noch die Männer nennen, die neben jenen unter Stein und Hardenberg noch spezieller am Werk waren, so stößt man wieder auf zwei Gelehrte; als Reformator der Finanzen der große Historiker Niebuhr, als Reformator des Unterrichts ein Universal-gelehrter, wie ihn Deutschland seit Leibniz nicht gesehen, Wilh. v. Humboldt, der 1809 Minister ward, der Preußen den Beruf zuwies „durch wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung" in Deutschland voranzuleuchten und der die Berliner Universität begründete damals unter schweren Opfern des ausgeraubten und zerstückten Staates auf die Antwort des Königs hin: der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren. Es war die größte Antwort, die ein Staat seinem Unterdrücker gab, und die Geschichte gab ihr recht. Denn nie galt es mehr als damals, daß der Geist den Leib befreite. Sie konnten auf die Dauer nicht Sklaven sein, die Erben Kants, die Hörer Fichtes, des Freiheitsredners, der jetzt der erste gewählte Rektor der neuen Universität ward. Und neben ihm wirkten Schleiermacher, Nie-buhr, Savigny, die Philologen Boeckh und Buttmann, und Thaer, mit dem die Wissenschaft die Landwirtschaft eroberte, und andere noch, deren Namen heute noch so glänzen wie vor hundert Jahren. Es war kein Aufgehen des Lebens in der Wissenschaft, so wenig wie ein Aufgehen der Wissenschaft im Leben, sondern ein gegenseitiges Befruchten; das Leben ward dadurch nur noch kräf-tiger, die Wissenschaft nur noch wissenschaftlicher.

Doch was war es für eine rätselhafte Epoche, da Staatsmänner und Heeresleiter Gelehrte wurden und Gelehrte Praktiker, da Sänger in den Krieg zogen, da alle Gegensätze groß aufschossen und zusammenwirkten, da

Deutschland damals mit seinem größten Dichter, mit seinem größten Komponisten, mit seiner philosophischsten Epoche zugleich seine patriotischste Epoche, seine größte militärisch-politische Reform erlebte und zugleich einen religiösen Aufschwung, da die Männer mit Gebet in den Freiheitskampf zogen, da die Dichter den Gott anriefen, der Eisen wachsen ließ, da Fichte die Krieger „in Gott tauchen" wollte, da in Schleiermacher der größte protestantische Theologe seit der Reformation auf der Kanzel stand und die Gebildeten für die Religion wiedergewann! Und welche Gegensätze vereinigt die überreiche Zeit, die klassisch und zugleich bis zum Extrem romantisch war, national und kosmopolitisch, patriotisch und exotisch in ihren Idealen wie keine andere, die, wie Lamprecht es nennt, die „Liquidation des Mittelalters" herbeiführte und zugleich dessen Regeneration erstrebte in Baader, Adam Müller und Karl Ludw. v. Haller!

Aber war es anders in andern Ländern? In Napoleon erlebt Frankreich damals seinen größten Staatsmann und Feldherrn, den Vollender seiner Revolution und zugleich seinen größten Despoten, und zur Zeit, da er den Kirchenstaat aufhob und den greisen Papst in die Gefangenschaft schleppte, treibt gerade die neukatholische Philosophie in Châteaubriand, de Lamennais, de Bonald, de Maistre ihre höchsten Blüten, und gleichzeitig mit diesem Aufschwung der theologischen Schule und des Restaurationsgedankens der höchste Aufschwung der exakten Naturwissenschaft in Laplace und Ampère, Gay Lussac, Lamarck und Cuvier, denen der Schwede Berzelius, der Italiener Volta zur Seite gehen, um nur durch ein paar Namen an den gewaltigen Ansturm wissenschaftlicher Neuerung damals zu gemahnen. England erlebt 1805 unter seinen großen Politikern Fox und dem jüngeren Pitt den Sieg seines größten Admirals Nelson und triumphiert nicht lange darauf über die Siege seines größten Feldherrn Wellington, während zugleich in Byron und Scott die größte Epoche seiner romantischen Poesie beginnt, und gleichzeitig Benthams Philosophie der praktischen Nützlichkeit und der liberalen Staatsreform durchdringt. Das Zeitalter der Dampfmaschine hat begonnen. Allerlei Erfindungen und Entdeckungen dieses Zeitalters bringen die Maschinen- und Eisenindustrie erst in Flor. 1807 wird auch das erste Dampfschiff dem Verkehr übergeben, 1810 erfolgt die Gründung der ersten Gasgesellschaft in London und der Anfang einer öffentlichen Straßenbeleuchtung, 1805 die erste Anwendung schmiedeeiserner Schienen, 1806 die erste Anwendung des Dampfes zur Fortbewegung darauf, 1814 erfindet Stephenson seine erste Lokomotive. 1809 hatte Sömmering den elektrischen Telegraphen erfunden — und all das im Zeitalter der romantischen Poesie? Aber vielleicht ist doch ein Zusammenhang. Jenen ihm angebotenen elektrischen Telegraphen lehnte Napoleon ab als eine „deutsche Schwärmerei". Man suchte und kultivierte die Luftschifffahrt und dachte schon in Ballons ein Heer über den Kanal zu senden. Alle großen Anfänge liegen so in jener Zeit, und es sieht aus, als hätte das weitere 19. Jahrhundert

nur das Programm und die Ideen ausgeführt, die jene schöpferische Epoche der Genies vor hundert Jahren aufstellte.

Aber was ist nun das Wesen dieser rätselvollen Epoche, was ist's, das ihre Gegensätze vereinigt, und das sie so groß und klassisch macht? Zunächst wirkte vom Ende des 18. Jahrhunderts, vom literarischen Sturm und Drang, von der Kantischen Philosophie und von der französischen Revolution her ein lebendiges Freiheitsgefühl nach, das nur noch innerlicher und dadurch glühender wurde. Was waren das doch für heiße Naturen, dieser Fichte, der seiner Braut schreibt: „Könnte ich dir doch meine Empfindungen so heiß hingießen, wie sie in diesem Augenblick meine Brust durchströmen und sie zu zerreißen drohen", dieser Stein, der sich rühmt gewöhnlich über hundert Pulsschläge in der Minute zu haben, dieser Arndt, der seine wilde Natur geradezu kasteien muß, der von der Seligkeit des Zorns spricht — denn das Glück liegt doch immer nur in der gewaltigsten Empfindung, dieser Beethoven, dessen ungebändigte Natur Goethe in Staunen setzte, nicht zu reden von den schäumenden, wild umhergetriebenen Romantikern! Und sie erhitzten sich gegenseitig, daß es feurig herausdrängte. Stein schreibt 1808: „Nur indem man den Geist der Völker in Aufregung und Gärung versetzt, kann man sie zur Entfaltung aller ihrer moralischen und physischen Kräfte bringen." Ja, Entfaltung ihrer Kräfte, Selbstentfaltung — das war's, was die Völker damals der Selbstentfaltung Napoleons siegreich entgegensetzten, Selbstentfaltung war's, das die Menschen damals so groß machte. Selbstentfaltung, nicht mehr die leere Freiheit der Revolution, — das war's ja, was die ganze Heeres- und Staatsreform dem Volke bereiten wollte, die aus Soldknechten Vaterlandsverteidiger, aus Hörigen freie Bauern, aus Untertanen Bürger schuf, die in all ihren Erlassen als vollbewußten Grundgedanken verkündet, die Eigenkraft der Bürger militärisch und sozial, ökonomisch und geistig zur Mitwirkung und vollen Entfaltung freizugeben und aufzurufen und dadurch den Staat zu retten und zu erhöhen. Selbstentfaltung war der Gedanke, der den größten dieser Reformatoren, der Stein sich so begeistert in Pestalozzi und Fichte wiederfinden ließ. Denn Erziehung zur Selbstätigkeit war ja der Grundgedanke Pestalozzis, und eben zur Selbstentfaltung hat Fichte nicht nur in den Reden an die deutsche Nation den Mut entflammen wollen, nein, seine ganze Lehre war ja Selbstentfaltung, deutete die Welt als Entfaltung des Selbst, des Ich. Aber nicht bloß Fichte, auch Schelling und Hegel lehrten die Welt damals als innere Entfaltung und forderten Spekulation, die heute so unverstandene, verkannte, die eben ein aktives Durchdenken der Welt bedeutet, ein Erkennen in der Selbstentfaltung des Denkens, und nicht bloß wie heute ein passives Erkennen durch Erfahrung. Selbstentfaltung war das Gemeinsame in Freiheitskampf und Staatsreform, in Pädagogik und Spekulation, Selbstentfaltung aus innerer Glut in höchster Steigerung machte das Zeitalter bewußt heroisch in gefühltem Enthusiasmus, und darum empfand es zugleich poetisch, und die Kämpfer, Staatsmänner

Denker fühlten sich so einig mit den Dichtern, daß sie oft die Rollen tauschten.

Der Drang der inneren Entfaltung von innen heraus beherrschte die Zeit; wie er gerade die innerliche, die absolute Musik, Symphonie und Kammermusik zur höchsten Höhe trieb, so in der Poesie die Lyrik, den Seelenroman, die Heldendichtung, und die Seele drängte ihre Einheit und innere Schwingung heraus im Gleichmaß des Verses. Aber mit dem bloßen inneren Drang war es nicht getan, auch nicht mit der Explosion der Leidenschaft, es galt nicht nur sich auszuleben, sondern es galt zu schaffen. Hier ist's, wo damals die Romantiker versagten vor den Klassikern. Die Romantiker erfüllten nur zur Hälfte das Programm der Zeit; sie hatten den inneren Drang der Entfaltung, aber sie brachten ihn nicht zum äußeren Ziel; sie ließen die Fülle der Bewegung ins Unendliche aus; sie kamen weder in ihrem Leben noch in ihren Werken zur vollen Gestalt; und darin lag ihre Vergänglichkeit und ihre Unseligkeit, die sie ruhelos umhertrieb. Gerade die größten dieser romantischen Naturen, die Hölderlin und Kleist, die Byron und Schopenhauer waren die unseligsten, wie es niemals unseligere gab. Gerade das abgrundtiefe aufschreiende Gefühl ihrer Dissonanz zeigt, wie sehr diese Zeit auf Konsonanz, auf Harmonie angelegt war, daß sie die klassische Symphonie schaffen mußte, daß Beethoven, der von Schopenhauer bewunderte, Beethoven mit seiner von Goethe beschriebenen „ungebändigten Natur", der „die Welt detestabel fand", doch sich bändigt durch die große Form und sein Weltgefühl reinigt und erhebt zur Harmonie und seine Symphonien ausklingen läßt im Lied an die Freude. Gerade die Unvollendung auch der kleineren, der eigentlichen Romantiker aber zeigt, daß die Zeit mehr wollte als sie, mehr als bloße Bewegung von innen heraus, daß sie Tat, Schöpfung, Gestaltung wollte, daß sie nicht bloß im Idealen leben, sondern das Ideal realisieren wollte.

Und hier müssen wir nun völlig umlernen über jene große Zeit, die wir immer nur romantisch verstanden, als Leben nur im Inneren, Geistigen, Idealen, Abstrakten, als Kultus der Seele, der Gefühle, philosophisch als reiner Subjektivismus, während sie doch gerade aus dem Innern zum Äußern, aus dem Gedanken zur Tat, aus der Seele zur Welt kommen wollte. Dieser Urpoet Goethe ist ja der größte Weltverklärer und will ja in den größten Seelendichtungen Faust und Wilhelm Meister die Seele zur Welt erweitern und strotzt ja von „Erdverliebtheit", daß er Naturforscher werden muß. Dieser Pestalozzi fordert ja mit der Selbsttätigkeit zugleich auch Anschauung. Am meisten aber müssen wir den großen Denkern abbitten, den Fichte, Schelling, Hegel, die wir so völlig verkannten, als wären sie Luftbaumeister einer erdichteten Welt leerer Begriffe, während sie gerade mit aller Geistesmacht diese Welt zu fassen suchen. Fichte lehrt ja das Denken als ein Handeln, ein Wirken, Fichte geht so leidenschaftlich aus auf die sittliche Tat, daß er die Welt nur deutet als Gegenstand unserer Betätigung, als Material unserer Pflicht, Fichte

ist die treibendste Kraft unter den Denkern, Fichte stellt das Ideal gerade auf für ein praktisches Zeitalter. Und Schelling will schauen, will die Natur durchleuchten; er will gerade nicht die reine Geistigkeit, sondern die Versöhnung, ja die völlige Einheit des Geistes mit der Natur. Und Hegel, dieser gescholtenste Mann des 19. Jahrhunderts, der größte Metaphysiker und reinste Denker dieses Jahrhunderts — er gerade war kein bloßer Gedankenmensch, kein bloßer Rationalist, der mit der Vernunft die Welt vergewaltigte, kein platonischer Schwärmer, der von der Höhe der Ideen die Erdenwelt verachtete, nein, er liebte diese Erdenwelt, er wollte sie begreifen mit der Vernunft und machte dazu gerade die alten starren Begriffe flüssig und geschmeidig, daß sie sogar um der Welt willen den Widerspruch in sich aufnahmen. Denn er wollte und lehrte, daß das Vernünftige übereinstimme mit dem Wirklichen und das Wirkliche mit dem Vernünftigen; auch er will das Ideal nur in Einheit mit der realen Welt, mit Leben und Geschichte. In einem Manuskript aus den Jahren 1801—03 schilt er, der reinste Denker, das Deutsche Reich einen bloßen „Gedankenstaat", weil der Übergang vom Gedanken zur Tat, vom Begriff in die Realität gelähmt sei. Das eben wollten sie alle damals, die heroischen Geister, große Gedanken Tat werden lassen, hohe Ideale hinausführen ins Leben, sie verwirklichen, und darum war es das Zeitalter der großen Idealpraktiker, der großen Prediger, Erzieher, Reformatoren.

Aber auch damit ist noch nicht das Letzte gesagt. Sie wollten die Idee ins Leben führen, mit dem Geiste die Welt erfassen, verklären, versöhnen. Aber der Geist ist Einheit, die Idee ist Einheit, die Welt aber wie das Leben ist bunte Fülle, Vielheit und Mannigfaltigkeit. Wie aber konnte das Leben nach der Idee geformt, die Welt durchgeistigt werden, d. h. wie konnte die bunte Fülle zur Einheit gebracht werden? Nur durch den ordnenden Plan. Und darum waren die Großen jener Zeit große Planmacher, große Ordner. Die Vielheit zur Einheit gebracht heißt philosophisch das System, heißt musikalisch die Symphonie, heißt religiös das göttliche Weltganze Schleiermachers, heißt poetisch die Weltdichtung wie Faust und Wilhelm Meister, heißt politisch die Verfassung, militärisch die Heeresordnung. Und darum atmen sie alle einen Geist, Beethoven und Goethe wie die großen philosophischen Systematiker und die großen Staats- und Heeresordner. Darum ist die Zeit so unendlich eifrig und fruchtbar in Verfassungsplänen, oft überstürzten und wechselnden. Und nicht nur die Politiker werden Planmacher, auch umgekehrt die geborenen Planmacher, die Philosophen politisieren in Reform- und Idealstaatsplänen liberaler wie sozialistischer wie feudal-hierarchischer Färbung: Bentham und Baader, Fichte und Adam Müller, St. Simon und Haller: wie gegensätzlich, und doch alle bestrebt den Staat als Einheit auf ein Prinzip zu begründen! Und erklären nicht selbst die praktischen Staatsmänner Hardenberg und Altenstein damals, man müsse die Staatsreform aus dem höchsten Zweck, aus der Idee des Staates ableiten? Und es geht hinaus über die Staatseinheit. Die

Welt selber wird ein einheitlicher Plan. Hardenberg beginnt die Gesichtspunkte seiner großen Reformdenkschrift mit der Lehre: Die so furchtbar erscheinenden Begebenheiten der letzten Jahre „hängen mit dem großen Weltplan einer weisen Vorsehung zusammen". Er fordert vom Staat „den wahren Geist der Zeit zu fassen und sich in jenen Weltplan durch die Weisheit seiner Regierung ruhig hineinzuarbeiten".

Der Einheitsdrang färbte damals selbst die Praktiker philosophisch, ich glaube sogar, er machte damals erst die Philosophen zu Philosophen. Fichte wäre ein Prediger geworden, wie er es wollte, Schelling vielleicht ein Künstler, vielleicht ein Naturforscher, Hegel wohl ein Historiker, wenn sie nicht alle den leidenschaftlichen, verzehrenden Drang gefühlt hätten, das Chaos des Lebens, die verwirrende Fülle der Erkenntnis in sich zum Kosmos, zur geschlossenen Einheit, zum System zu bringen. Sie sind die Systematiker κατ' ἐξοχήν. Wer sie nicht aus staatsmännischem Geiste begreift, aus der Leidenschaft der Ordnung, begreift sie überhaupt nicht. Aber moderne Menschen wollten lieber im Urwald der Erfahrung tappen, als im Park des Systems wandeln. Aus diesem universalen Einheitsstreben, aus dieser Sehnsucht nach Zusammenfassung, daß alles sich zum Ganzen webe, begreift sich, daß Hegel für Napoleon sich begeistert, ähnlich wie Goethe, der singt: „Was Tausende verwirrten, löst der Eine". Und so staunt Hegel Napoleon an als den Weltordner, als die „Weltseele". So kommt Napoleon nicht als Meteor, sondern im Geist der Zeit, daß die Systematiker in ihm ihren Traum der Welteinheit erfüllt glauben.

Hier aber kommt nun der letzte Umschlag. Die weltpolitische Einheit, die Napoleon schuf und noch mehr schaffen wollte, war eine Einheit, die die einzelnen unterdrückte, sie war geboren aus der Willkür des einen, und darum mußte sie fallen. So groß sie war in ihrer Geschlossenheit, sie war nicht der klassische Ausgleich des einen und vielen, sie war die Herrschaft des einen, die Knechtschaft der vielen. Sie fand bewundernde Freunde, weil sie dem einen Ideal der Epoche der Einheit aufs tiefste entsprach, aber sie mußte Empörer und Zerstörer gegen sich herausfordern, weil sie eben so tief dem älteren Ideal der Epoche, in das wir nun wieder einmünden, entgegen war, dem Ideal der Freiheit, der Selbständigkeit. Und darin, daß jene Epoche mehr als andere beiden entgegengesetzten Idealen zugleich nachstrebte und in ihren größten Gestalten den Ausgleich zwischen beiden erreichte, den Ausgleich zwischen Einheit und Freiheit, zwischen Universalität und Individualität, zwischen Gemeinschaft und Persönlichkeit, zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen — darin sehe ich das Auszeichnende, das Klassische jener Epoche. Dasselbe Zeitalter, das die Originale aufschießen ließ zu einem Wald von Genies, das die Individualitäten schärfte, hat das soziale Leben vertieft und begründet. Wie hat damals Hegel die Ehe so innerlich gewürdigt, die noch Kant nur äußerlich zu deuten gewußt hatte! Wie hat

Novalis das Eheglück des preußischen Königspaares gepriesen, das den Thron zum Heiligtum, den Hof zur Familie mache! Und der freie Goethe schrieb die „Wahlverwandtschaften", wie Walzel jetzt gezeigt, gerade gegen die freien Eheanschauungen der Romantiker, die auch nur die Ehe lösten, weil sie einem Ideal von Ehe nachliefen. Und wie priesen die Romantiker die Liebe und die Freundschaft, wie wollten sie alles gemeinschaftlich treiben! Die deutsche Gesellschaft ward damals geboren. Dilthey hat recht: es war vor hundert Jahren „eine glänzende, ja bis auf diesen Tag die glänzendste Epoche der Berliner Gesellschaft". Und Treitschke hat recht: „die Geselligkeit wurde zu einer verfeinerten Kunst wie seitdem nie wieder in Deutschland". Liest man Varnhagens Schilderungen des Teplitzer Badelebens, der Wiener und Pariser Diplomatenfeste, so mutet unser modernes Gesellschaftstreiben leicht wie kleinliche Pfuscherei an, und selbst amerikanische Milliardäre würden sich beschämt fühlen, wenn sie z. B. bei Menzel lesen, daß Kaiser Franz, um seine Gäste beim Wiener Kongreß zu erfreuen, 30 Millionen Gulden aufgewandt habe.

Nicht nur in Kongressen, auch im Hervortreten zahlreicher Vereine, Zeitschriften u. dgl. begann damals das freie Zusammenwirken Gestalt zu gewinnen. Was aber ist das alles dagegen, daß der Gemeinschaftsgeist damals politisch erst voll bewußt ward, daß zum erstenmal ganz durchgefühlt ward, was Staat, was Volk, was Nation ist! Preußen z. B. war bis vor hundert Jahren ein Conglomerat von Provinzen, die nicht einmal offiziell einen gemeinsamen Namen hatten. Fichtes Reden an die deutsche Nation haben diesen Begriff erst voll ins Leben gesetzt. Nach den Religionskriegen des 17. Jahrhunderts, nach den dynastischen Erbfolgekriegen des 18. begann vor hundert Jahren die Nation allein die treibende Macht der Geschichte zu werden und die Volksgestaltung, das Nationalprinzip ward der Grund aller Kriege des 19. Jahrhunderts. Das Volk als solches begann sich zu fühlen in den Freiheitsbewegungen von Spanien bis Rußland. In Preußen namentlich ward der Staat befreit, indem das Volk befreit ward. Die große liberale Reform rief den Bürger zum Anteil an Staat und Heer und hat in Wahrheit über Napoleon den Sieg errungen. In dem Willen freier Menschen sei der unerschütterliche Grundpfeiler des Thrones gegründet, hieß es damals im „Testament" Steins. Mit des preußischen Königs „Aufruf an mein Volk" begannen die Freiheitskriege; denn „die Völker sind halt jetzt auch was", meinte Kaiser Franz.

Die Stimme des Volkes ward gehört nicht nur im Kampfe, auch im Liede. Gelehrte traten in die Hütten und lauschten des Volkes Liedern und Märchen und seiner Sprache. Die Volksseele ward entdeckt, und drüber hinaus ward die Menschheit entdeckt. Nicht nur das Prinzip des Gleichgewichts der Völker taucht auf und über die trotzigen Nationalkämpfer hinweg reichen sich damals gerade schlaueste Völkervermittler, klassische Diplomaten, wie Metternich und Talleyrand, die Hände. Nein, höher greifend faßt man damals den Gedanken

der Weltgeschichte, der Weltliteratur, aus Nord und Süd, aus Orient und Okzident zusammengeholt, die Romantiker sprachen von der Universalpoesie, die Philosophen vom Weltgeist und die Klassiker schufen einen neuen, größeren Humanismus. Hinter der Menschheit stieg aber noch ein größeres Ganzes auf, die Natur, das Universum. Die Einheit der Lebewelt durch die Einheit des tierischen Bauplans ward damals erst voll erfaßt und die Einheit der Naturkräfte rasch erschlossen. Steffens schreibt in begeisterter Erregung: „Der große Moment, in welchem Elektrizität und chemischer Prozeß, in einer höheren Einheit verbunden, sich wechselseitig zu erklären schienen, trat eben mächtig hervor". Man schilt die damalige deutsche Naturphilosophie. Man vergißt, daß auch andere größte Naturforscher damals Naturphilosophen waren, daß Dalton und Laplace, Lamarck und Geoffroy St. Hilaire schon in Titeln ihrer Schriften das Wort Philosophie herausstellen, weil sie eben auf Einheit der Naturauffassung hinstreben, die Cuvier allerdings nur in der festen Ordnung, in der Klassifikation, im règne animal suchte, die sich aber bald als Einheit der Wandlung durchsetzte.

Doch eben nicht durch die bloße Einheitsauffassung, die schon die Antike und die Renaissance kannten, ward jene Zeit so klassisch, sondern durch die Erfassung der Vielheit in der Einheit, der Einheit in der Vielheit, durch die Verbindung von Gesamtauffassung und Einzelauffassung, von Spekulation und Spezialismus, von Philosophie und Wissenschaft. Diese Durchdringung von Einheit und Vielheit, von Universalem und Individuellem, von bindender Ganzheit und freier Einzelheit war das Lebensprinzip jener Zeit, das sie zur klassischen macht in Philosophie und Wissenschaft, in Politik und Gesellschaft, in Religion und Kunst. Das Zeitalter mußte ästhetisch werden, weil es so klassisch war, weil das Wesen des klassisch Schönen eben die Formung der Fülle, die Einheit der Mannigfaltigkeit ist, die Harmonie. In Goethe war am reinsten der Ausgleich erlebt, war das Individuum universal geworden, das Ich ausgewachsen zur Harmonie mit der Welt. Aber der monumentale Goethe hat auch Sinn für die kleine Idylle Hebels und rühmt ihn, daß er „das Universum anmutig verbauert", und gleichzeitig umspinnt Jean Paul kleinstädtisches Philisterleben mit goldener Sternenphantasie. Jakob Grimm beginnt „die Andacht zum Kleinen" zu predigen aus großer poetischer Anschauung. Die Großen steigen zu den Kleinen, die Kleinen zu den Großen. Fichte, der einst die Gänse gehütet, predigt vom ersten deutschen Katheder herab, und der Bauernsohn Scharnhorst wird Preußens Heeresleiter. Die Hoffähigkeit Goethes hat vielleicht Deutschland eine Revolution erspart; denn sie überbrückte den Gegensatz der Stände. Gerade vom ältesten Adel kamen dort die Befreier des Volkes, die Stein, Hardenberg, Altenstein.

Das aber war das besondere jener preußischen Befreier, das sie von den Männern der Revolution unterscheidet, daß sie eben nicht revolutionieren, sondern reformieren wollten, daß sie das Neue aus dem Alten erwachsen

lassen wollten. In Stein lebte der wildkühne Freiheitsdrang eines Hutten und zugleich ein fast mittelalterlicher Schwarmgeist und tiefer historischer Sinn. Es war jene Zeit, die in ihre Burschendevise neben das „frisch, frei, froh" auch das „fromm" aufnehmen konnte. Das trotzig tätige Ich, das Fichte zum Weltherrn machte, wuchs ihm zugleich aus zum Staat, zur Nation, zur sittlichen Weltordnung. Freiestes Selbstbewußtsein und tiefste Hingabe werden eins in seiner Lehre. Und führen die anderen nicht ähnlich die Gegensätze zur Einheit? In Schellings Lehre durchdringen sich Geist und Natur, in Hegels Lehre Vernunft und Geschichte. Derselbe Hegel, den man einen konservativen Restaurationsphilosophen schilt, erklärt die Geschichte für einen Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Derselbe Hegel, der die Einheit alles Geisteslebens baut, will diese Einheit doch nur als Einheit der Mannigfaltigkeit. Denn nur aus der Fülle dieses Geisterreichs schäumt ihm die Unendlichkeit. Jene Großen wollten nicht nur, wie man's ihnen immer zuschiebt, das Eine und Allgemeine, sie wollten ebenso das Besondere und Individuelle. Wie definiert Schelling das Genie? Als den Geist, der das Besondere im Allgemeinen und das Allgemeine im Besonderen sieht. Und der gefühlte Kontakt des Individuums mit dem Universum, des Endlichen mit dem Unendlichen ist für Schleiermacher Religion. Tiefste Durchdringung der Gegensätze war die Klassik jener Zeit. Wir Heutigen verstehen es nicht mehr, wir sind Parteisoldaten, die immer nur nach einer Richtung marschieren, immer nur eins wollen. Nie aber bestand klassische Größe in Einseitigkeit, sondern in deren Überwindung d. h. aber nicht in der Verwischung der Gegensätze — war eine Zeit gegensätzlicher, kriegerischer als jene? — nein, in der Erhebung über die voll aufgenommenen, in ihrer Besonderheit erhaltenen Gegensätze, nicht in der Halbheit zwischen den Gegensätzen, sondern in dem Produkt aus ihnen.

Man sagt, das sei Theorie; diese Einheit der Gegensätze könne nicht leben. Ich glaube, sie ist das Lebendige selber. Denn alles was lebt, entwickelt sich, d. h. die Einheit wird mannigfaltig; alles was lebt, ist organisch, und der Organismus ist die Einheit des Wesens in der Vielheit der Glieder. Das Anorganische ist strenggenommen nur Einheit oder nur Vielheit. Die Einheit in der Vielheit ist voll wirklich nur im Organischen. Und darum ist das Klassische, weil es harmonisch ist, weil es der Ausgleich der Einheit und Vielheit ist, darum ist es organisch, und weil es organisch ist, ist es lebendig, ewig lebendig. Der organische Sinn war Grundtrieb jener klassischen Zeit. Ich denke nicht nur an Schellings Hochstellung des Organismus und Schleiermachers Betonung der organisierenden Tätigkeit, nein, die ganzen Systeme der großen spekulativen Denker waren theoretische Weltorganisationen. Aber der organische Sinn sprach sich weiter aus im Interesse an den Naturorganismen und schuf damals das klassische Zeitalter der Biologie namentlich in Frankreich. Doch man erfaßte auch die ganze Natur als Organismus, wie Alex. v. Humboldt als sein Ziel bezeichnete die „Betrachtung der körperlichen Dinge unter

der Gestalt eines durch innere Kräfte bewegten und belebten Naturganzen". Der organische Sinn war's, der in Goethe den biologischen Naturforscher mit dem harmonischen Künstler verband. Denn das klassische Kunstwerk lebt als Organismus. Und der organische Sinn beherrschte endlich die Politik; der Staat ward eigentlich erst damals als Organismus begriffen. Das Organisieren ward so Schlagwort der Zeit, daß man eine neue Hutmode Organisationshüte nannte. Man sprach schon von „verorganisieren", und Hegel protestierte, daß man Reglementierung, bloße Zentralisation, die die einzelnen vergewaltigte, Organisationen nennen wollte. Die wahren großen Reformen jener Zeit gingen ja vielmehr darauf, die einzelnen aus Söldlingen und Hörigen, aus Instrumenten zu Organen des Staates, zu selbstätigen Gliedern zu machen. Die großen Reformerlasse strotzen damals von tiefgefühlten biologischen Vergleichen. Das Zentralwort der Stein und Hardenberg ist „Regeneration des Staates".

Regeneration war der Sinn jenes ganzen großen Zeitalters der Überwindung, das aus tiefster Not, wie sie kein Zeitalter kannte, wie ich sie anfangs nur andeutend schildern konnte, sich erhob durch die Kraft der Gestaltung, durch den organischen Sinn. Wie kämpfen damals die großen Organisatoren gegen die „mechanischen Menschen", wie sie sie nennen! Heute aber im vollendeten Maschinenzeitalter drohen die Menschen selber Maschinen zu werden. Statt des organischen zieht der mechanische Sinn in unsere Arbeit, unser Leben, unsere Weltanschauung. Die Masse des Lebensstoffs überwältigt uns, und wir können sie nicht gestalten. Parteiextreme reißen an unserer Seele, hier nivellierender Sozialismus, dort Nietzsches wilder Individualismus, hier brutaler Naturalismus, dort romantische Phantastik, wir aber finden nicht den Ausgleich. Und doch muß jedes Zeitalter, das wahrhaft lebt, den eigenen Ausgleich, die eigene Gestalt erringen. Sehnend nur und lernend dürfen wir zurückschauen auf jene Zeit, die den Kranz der Klassik sich erkämpfte, die das Mechanische umschuf zum Organischen, die in reinen Formen und klaren Linien das Chaos der Welt, des Lebens und Erkennens gestaltete zum Kosmos.

Bunte Herzen/ Erzählung von E. von Keyserling

(Schluß)

Billy stieg über die Hintertreppe leise in den Garten hinab. Am Himmel hing schweres Gewölk. Die Nacht war heute ganz voll Stimmen und Tönen, ein Windstoß fuhr in die Bäume und ließ sie erregt aufrauschen. Welke Blätter liefen auf dem Wege raschelnd vor Billy her. Irgendwo knarrte ein Fensterladen, ächzte ein Zweig. Es war, als irrte ein Ereignis durch die Dunkelheit und weckte den schlafenden Garten. Billy ging sehr schnell, so schnell wie als Kind, wenn sie durch das dunkele Wohnzimmer in die helle Kinderstube kommen wollte. Ein Blitz fuhr über den Himmel und riß die Dunkelheit wie eine schwarze Decke von dem Teich, von den nachdenklich über das Schilf gebogenen Weiden, von den still in all dem Schwarz liegenden Wasserrosen, aber all das schien so fremd, als hätte es Billy nie gesehen. Sie hastete weiter, sie dachte und fühlte nur eins, dort an der Linde bei ihm sein, dort war Sicherheit, dort war alles überstanden. Als sie aus dem Park hinaustrat, erhellte wieder ein Blitz das Land und sie sah eine schwarze Gestalt, die spitze Kapuze des Regenmantels über den Kopf gezogen, am Stamm der Linde lehnen. „Boris!" rief Billy aus. „Still!" erwiderte Boris „komm." Er legte ihren Arm in den seinen und zog sie mit sich fort. Sie gingen über eine feuchte Wiese, dann an einem Gerstenfelde entlang, in dem ein Wachtelkönig schnarrte aufgeregt, als gäbe er ein Signal. „Wohin gehen wir?" fragte Billy leise. Boris blieb stehen. „Du fragst?" sagte er, „wenn du dich fürchtest, führe ich dich zurück. Ich führe dich bis an das Haus, ganz sicher, noch ist es Zeit."

„Und du?" fragte Billy zögernd.

„Ach ich!" erwiderte Boris und das klang so kummervoll, so unendlich einsam, daß Billy wieder von jenem schmerzvollen bewundernden Mitleid geschüttelt wurde, das sie Boris gegenüber ganz wehrlos machte. „Nein, nein", rief sie, „gehen wir." Sie überschritten nun ein Stück Sumpfland, das weiß von Wollgras war und unter ihren Schritten leise schmatzte.

„Das klingt so", bemerkte Billy, „wie Küsse, von denen Kammerjungfern sprechen", und sie lachte dabei. Sie hatte das starke Bedürfnis zu lachen, etwas Lustiges zu sagen. Hinter dem Sumpf begann der Wald. Boris blieb ab und zu stehen, um sich in der Finsternis zurechtzufinden, pfiff einmal leise und ein Pfiff antwortete. Endlich gelangten sie auf dem Waldwege an einen Wagen; ein Mann stand dort, Billy sah das im Schein eines Blitzes für einen Augenblick, dann wieder tiefes Dunkel. Boris sprach leise mit jemand, es war von Gewitter und schlechtem Wege die Rede. Sie hörte, wie Pferde ihre Geschirre schüttelten, dann schob Boris sie in den Wagen, stieg selbst hinein, schlug die Tür zu und langsam setzte sich auf dem holperigen Waldwege das Gefährt in Bewegung.

Der Wagen war eng und dunkel, die heraufgezogenen Glasfenster klirrten leise, dahinter lagen der Wald und die Nacht wie schwarze Sammetvorhänge. Zuweilen warfen Blitze ein jähes blaues Licht in dieses Dunkel. Es begann heftig zu regnen, ein lautes gleichmäßiges Rauschen umgab die Fahrenden, die Tropfen trommelten auf dem Verdeck des Wagens und klopften an die Scheiben. Boris seufzte auf, ein tiefer Seufzer des Behagens und der Erleichterung. Er zog Billy zu sich heran, er drückte sie fest an sich, daß es fast schmerzte, er schüttelte sie ein wenig. „So ist es gut, so ist es gut!" flüsterte er. Seine Stimme klang nicht mehr tragisch, sondern knabenhaft und ausgelassen. Und dann wurde er besorgt: „Aber du frierst, natürlich, ich habe für einen Mantel gesorgt, ich habe für alles gesorgt!" Er hüllte sie in einen großen seidenen Mantel, der leicht nach Moschus roch. „So ist es gut, nicht wahr, das ist der Mantel der alten Frau von Worsky. Mein Freund Ladislas hat ihn mir gegeben, du weißt, er wohnt dort an der Grenze in Padony mit seiner alten Mutter; ein guter Junge! er hat viel für uns getan, er kennt dort alle an der Grenze, er hat uns die Wege geebnet, vielleicht sehen wir ihn noch diese Nacht. Ist der Mantel warm?" — „Ja," meinte Billy, „aber er riecht nach Madame Bonnechose." Boris ärgerte sich: „Verflucht! Er soll nicht nach Madame Bonnechose riechen; nichts soll nach deinem Zu Hause riechen. Das ist fort, versunken." „Über die Grenze sagst du?" fragte Billy. Boris Stimmton nahm wieder etwas Gequältes an, als er antwortete: „Ja — ich weiß nicht, frag' jetzt nicht, dir bleibt ja doch nichts anderes übrig, es wird schon alles gut, aber jetzt denken wir überhaupt nicht. Das ist es, wonach ich mich gesehnt habe, das ist es, was ich haben mußte, ich wäre gestorben, wenn ich es nicht gehabt hätte, hier so mit dir zusammen sitzen, eng, eng, und um uns ist es ganz dunkel und schwarz, alles ist fort, ist ausgelöscht, die dumme Welt trommelt an den Wagen und kann nicht herein, und du und ich sind ganz allein und haben nichts anderes zu tun als beieinander zu sein. Fühlst du das? sag?" Und er drückte sie wieder fest an sich und schüttelte sie ein wenig. „Ja, ich glaube," antwortete Billy, „aber sprich noch, sprich noch so." — „Wozu ist denn", fuhr Boris fort, „das ganze Leben da, als nur für solche Augenblicke, in denen wir alles vergessen können. Dafür plagt man sich doch, läßt sich demütigen und pumpt Geld, damit für eine kurze Zeit alles von einem abfällt und wir nur eines fühlen und eines denken: Billy!" Er küßte sie ganz fest auf die Lippen. „Nicht wahr, du fühlst wie das alles abfällt von dir, es wird ganz blaß und wesenlos, der langweilige Garten zu Hause und Josef mit der Tischglocke und der Tee mit den Butterbrötchen und diese Billy mit dem weißen Kleid, die nichts tun und nichts denken durfte. All das ist unwirklich und es gibt nur ein Wirkliches, das bin ich. Sag', fühlst du das?"

Billy lehnte den Kopf an Boris' Schulter und schloß die Augen. Gewiß, das war alles sehr fern, der Garten, ihr Zimmer mit niedergelassenen Vor-

hängen, die schlafende Marion, die altbekannten Stimmen der Uhren in den stillen Zimmern, fremd und unwirklich, als gehöre es nicht zu ihr Aber hier der Wagen mit seiner Enge und Finsternis, das Rauschen des Regens, das Klirren der Fensterscheiben, waren die wirklich? waren die Hände wirklich, die sie faßten, drückten und schüttelten, als gehörte sie nicht mehr sich selbst, als gehörte sie einem anderen, die Lippen, die sich heiß auf die ihren drückten, diese Stimme, die leise und leidenschaftlich in die Dunkelheit hineinsprach. Und sie selbst, wer war sie denn mit dem Körper, mit dem Blut, in denen sich ein seltsames Fieber hervorwagte. Sie fühlte, wie die Billy, die sie gekannt und an die sie geglaubt hatte, in ihr hinschmolz, es war ihr, als ließe etwas sie los, das sie bisher gehalten hatte und nun trieb sie dahin und alles war jetzt gleich, es gehörte ja doch nicht zu ihr jenes Brennen und Fiebern, dem zu lauschen und zu gehorchen jetzt ihr einziges Geschäft war. Sie schwiegen nun beide. Der Regen schien stärker zu werden, immer häufiger huschte das eilige Licht der Blitze über den schwarzen Wald. Der Wagen kam nur mühsam vorwärts, schüttelte und wiegte sich. Eine große Müdigkeit machte Billy die Glieder schwer, als gehörten sie ihr nicht und unvermerkt glitt sie in den Traum hinüber, in jenes qualvolle Träumen des beginnenden Schlafes, in dem die Traumgestalten uns so aufdringlich nahekommen. Es war das Gesicht ihres Vaters, das vor Billy auftauchte, dicht vor ihr, so dicht, daß die lange weiße Nase Billys Nase berührte wie etwas Kaltes, und in den strengen eisengrauen Augen regten sich kleine goldene Punkte wie stets, wenn er böse war. Sie hörte ihn auch sprechen, die ruhige ein wenig näselnde Stimme: „Ja wenn das mit dem Ausstreichen immer so ginge", sagte er. Ein starker Donnerschlag ließ Billy auffahren, sie wußte nicht, wo sie war, nur etwas Schweres und Trauriges lastete auf ihr. Sie fror. Auch Boris neben ihr war aufgeschreckt, wie angstvoll griff er nach ihr. „Wir haben geschlafen", sagte er, „nein das können wir nicht, dann kommt wieder alles Mögliche, vor allem der Morgen kommt dann, dieses verfluchte Licht, wie das herankriecht." Fröstelnd drückten sie sich aneinander. „Es sollte gar nicht mehr Tag werden, sterben sollten wir jetzt, nicht wahr, so in einem Blitz, plötzlich eine starke blaue Helligkeit und dann wieder diese gute warme Finsternis."

Plötzlich hielt der Wagen. Boris ließ das Wagenfenster hinunter und steckte den Kopf heraus. Durch das Niederrinnen des Regens blinzelte ein gelbes Licht, ein Hund bellte wütend. „Was gibt es?" rief Boris. Dann öffnete er ungeduldig den Wagenschlag und sprang hinaus. Billy hörte ihn aufgeregt sprechen; eine brummende Männerstimme antwortete ihm, dann mischte sich noch eine Stimme hinein, hoch und schnarrend, die heiter und gesellschaftlich klang, als lachte ein Herr in einer Quadrilleunterhaltung über seinen eigenen Witz. Billy, allein geblieben, fürchtete sich, sie fürchtete sich vor der Dunkelheit, vor den Stimmen draußen, vor dem was geschehen würde und dem, was sie getan hatte, so die einfache, schmerzhafte Furcht des kleinen

Mädchens mit dem schlechten Gewissen. Boris öffnete wieder den Wagenschlag. „Komm," sagte er, „wir müssen aussteigen, der Kerl weigert sich weiter zu fahren, der Weg soll unmöglich sein, eine Brücke soll kaput sein, was weiß ich!" Er war offenbar sehr ärgerlich. Er half Billy aus dem Wagen und führte sie durch die Wasserlachen einige morsche Stufen hinauf. „Vorsichtig, hier ist alles verfault," sagte wieder die hohe, schnarrende Stimme. Sie traten in einen Flur, in dem es nach Rauch und Zwiebeln roch, von da in ein Wohnzimmer, in dem ihnen eine schwere überheizte Luft entgegenschlug. Hier war es hell, zwei Kerzen brannten auf einem weißgedeckten Tisch, an der Seite über einem kleinen Schenktisch hing eine qualmende Petroleumlampe. Geblendet blinzelte Billy in das Licht, das Zimmer schien ihr voller Menschen zu sein. Jemand nahm ihr den Mantel ab und die schnarrende Stimme sagte: „Ihre Augen müssen sich erst an den Glanz des Wolfschen Salons gewöhnen, Komtesse." „Setz' dich, setz' dich", rief Boris und schob sie zu dem großen, schwarzen Sofa, das vor dem gedeckten Tische stand, hin. Jetzt erst unterschied Billy die Gestalten im Zimmer. Da war ein langer Jude mit schwarzem Bart und grellen braunen Augen, er lächelte ganz süß. In der halboffenen Tür drängten sich Kinder im Hemde, unter wirren, schwarzen Haaren schauten sehr große Augen dunkel wie Onyxkugeln unverwandt zu Billy hinüber. Hinter dem Ladentisch saß eine Jüdin, der falsche, rotbraune Scheitel war ein wenig zu tief in die Stirn gerückt, das gelbe, regelmäßige Gesicht, die langen, braunen Augen drückten eine starre, hochmütige Geduld aus. Neben Boris stand ein Herr im Reitanzuge, er trug Sporen an den Stiefeln, sein feines, scharfgeschnittenes Gesicht lachte, er zeigte dabei sehr weiße Zähne unter einem kleinen Schnurrbart, der ihm wie zwei tintenschwarze Kommas auf der Oberlippe saß. „Mein Freund Ladislas Worsky," stellte Boris vor, „das ist ein Freund! Bei dem Wetter ist er hinübergeritten, nur um uns zu sehen und uns vor irgendeiner Brücke zu warnen." Ladislas zeigte wieder seine weißen Zähne. „Oh," meinte er, „das ist das Verdienst meiner alten Reitstute, die findet den Weg bei jedem Wetter und in jeder Dunkelheit, vielleicht weil sie nur ein Auge hat. Aber Freund Wolf, den Samowar heran und was sonst da ist. Der Kindersegen soll abtreten, machen Sie es etwas gemütlich, und Mutter Wolf machen Sie ein liebenswürdigeres Gesicht. Boris, mein Alter, keine Verstimmungen! Setzen wir uns zum Souper." Und er setzte sich an den Tisch, beugte sich zu Billy vor, sah sie mit den blanken Augen aufmerksam und ein wenig frech an und begann sich zu unterhalten, heiter und höflich, als säße er in einem Salon.

„Souper, nun ja, was man so nennt, die Delikatessen unseres Freundes Wolf können wir nicht brauchen. Eier allenfalls, in die dringt das alte Testament nicht ein. Da habe ich mir denn erlaubt, von unserer alten Mamsell zu Hause heimlich ein kaltes Huhn herauszulocken und es mitzubringen." Er wickelte das Huhn aus einem Papier, legte es auf den Teller und begann es

zu zerlegen, sehr sauber und regelrecht; ein wenig zu zierlich und dann wieder zu schwungvoll waren dabei die Bewegungen der weißen Hände mit den vielen blitzenden Ringen. Er sprach dabei immerfort vom Wetter, vom Wege, vom Juden Wolf und Billy antwortete, als sei er ein junger Herr, der seinen ersten Besuch machte und sie mußte ihn empfangen. „Bitte, dieses Stück, Komtesse", sagte er und legte Billy einen Hühnerflügel auf den Teller, „das ist ein spanisches Huhn; meine Mutter interessiert sich für Hühnerspezialitäten. Aber Boris, du sprichst ja nicht, tu n'es pas en train, mon vieux, du hast unrecht, Bruder. Du hast allen Grund guter Laune zu sein, kolossal viel Grund." Dabei verbeugte er sich leicht gegen Billy, „aber das wollen wir schon machen; Wolf geben Sie von Ihrem sündigen Sekt her; unser Freund Wolf nämlich hat immer Sekt auf Lager, um damit auf heimlichen Wegen die Barbaren jenseits der Grenze zu beglücken."

Essen konnte Billy nicht, die blau und weißen Teller, die Messer und Gabeln, das Tischtuch, alles war ihr zuwider. Drüben hinter dem Schenktisch saß noch immer die Jüdin, das gelbe, regelmäßige Gesicht unbewegt, die mandelförmigen Augen schauten Billy an, gleichgültig, hochmütig und geduldig, „ich ertrage dich, weil ich muß", schienen sie zu sagen. Diese Augen quälten Billy, es war ihr, als sei sie noch nie so angeschaut worden. Sie zwang sich von diesen Augen fortzusehen, auf Ladislas Worsky zu hören, der eifrig in seiner Unterhaltung fortfuhr. Jetzt sprach er von Literatur: „Bourget, ach ja natürlich, sehr fein, aber er will das Frauenherz analysieren, so wie Schmetterlinge auf Nadeln stecken, aber das ist ja gerade das Ding auf der Welt, das sich nicht analysieren läßt. Sie kennen nicht Bourget, Komtesse? Ach ja, die deutschen jungen Damen lesen keine Romane, sie lesen nur Schiller. Nun, Ihr Schiller — — —." Billy war ihm dankbar für seine Unterhaltung, für das Überelegante seiner Bewegungen, für die weißen Manschetten, die er immer wieder aus dem Rockärmel hervorzog, und für die schmalen, frauenhaften Hände voller Ringe. All das legte etwas Bekanntes, etwas Heimatliches in diese fremde, feindliche Umgebung. Billy antwortete, lachte ein wenig, bemühte sich zu tun, als säßen sie auf der Gartenveranda in Kadullen, ja, sie ahmte ein wenig die Weltdamenmanieren ihrer Schwester Lisa nach. Der Sekt kam. „So, bitte, ein anderes Gesicht, Bruder", rief Ladislas Boris zu und schenkte den Wein ein. „Aber so ist er immer," wandte er sich an Billy, „je connais mon Boris. Stört ihm etwas sein Programm, dann ist es fort mit der guten Laune, er hat uns immer mit seiner schlechten Laune die halben Sonntage verdorben, nur weil der nächste Tag Montag war. Ja, das ließ sich nicht ändern. Da hatten wir in Prima einen Kameraden, du weißt, Boris, Andreijsky, ein toller, lustiger Junge. Nun plötzlich erschießt er sich. Warum? Man sprach da von Krankheit und solchen Sachen. Nein, ich weiß, er erschoß sich, weil die Ferien zu Ende waren, einfach, weil die Ferien zu Ende waren, er haßte die Schule wie die

Sünde. So ist Boris auch." „Da muß ich doch bitten", bemerkte Boris. — „Nun, nun," meinte Ladislas, „ärgere dich nicht, Bruder, du hast gar keinen Grund. Morgen früh ist die Brücke wieder gemacht, hier bist du in Sicherheit, in der reizendsten Gesellschaft, der glücklichste Mensch, also stoßen wir an, auf Ihr Wohl, Komtesse! auf die Erfüllung aller Wünsche!"

Sie ließen die Gläser aneinanderklingen. Boris lächelte matt, das begeisterte Ladislas. „So ists recht, mein Alter. Sehen Sie, Komtesse, ich bin solch ein harmloser Mensch, seh' ich einen anderen glücklich, dann bin ich wie berauscht. Ich erlebe nie etwas, aber mir ist zumute, als sei das hier mein Abenteuer, als ob Sie und ich, na, gleichviel —." Er sprang von seinem Stuhle auf, ergriff sein Glas und begann zu singen:

Treibt der Champagner
Das Blut erst im Kreise usw.

Er sang mit einem hübschen Bariton und mit schwungvollen Theaterbewegungen. Der Jude rief „bravo" und klatschte leise in die Hände. In der Tür erschien wieder die Schar der Judenkinder und schaute mit runden, grellen Augen in das Zimmer. Boris und Billy hörten lächelnd zu, nur das Gesicht der Jüdin blieb unbewegt und blickte mit müder Verachtung die drei dort am Tische an.

Die leichtherzigen Noten von Mozarts Melodie füllten den qualmigen Raum wie mit etwas Glänzendem und Kostbarem. Boris wiegte sich leicht auf seinem Stuhl, schlug mit den Fingern den Takt auf den Tisch und als Ladislas zu Ende war, nickte er ihm zu und meinte: „Ja, ja, Bruder, das war das richtige." „Nicht wahr?" rief Ladislas. Er freute sich so sehr über die Wirkung seines Gesanges, daß er Boris umarmte und auf beide Wangen küßte. Dann setzte er sich wieder an den Tisch, füllte die Gläser. „Erlauben Sie, Komtesse," sagte er, „daß ich Ihnen die Hand küsse, ich bin so froh, an diesem Glück hier teilnehmen zu dürfen." Boris lachte ein wenig mitleidig. „Das war immer dein Talent, mein guter Ladislas! Teilnehmen. Erinnerst du dich, wie du als Student eine Zeitlang keinen Wein trinken durftest und mit deinem Selterswasser doch immer früher betrunken warst, als wir mit unserem Wein, nur aus Teilnahme. Du bist dazu geboren, in Prokura glücklich zu sein." „Bravo!" rief Ladislas, „un mot charmant! Du fängst wieder an witzig zu werden, Gott sei Dank, du hast allen Grund dazu, Bruder, wenn man, wie du, auf der Seite der Wippschaukel steht, die hoch oben ist und nicht allein dort steht — im Gegenteil." Boris wurde wieder ernst. „Ganz schön, aber vielleicht müssen wir doch ein wenig von Geschäften reden." Aber Ladislas war empört: „Erbarm dich, Bruder! Warum sollen wir von Geschäften reden! Warum sollen wir die Komtesse damit langweilen? Was ist auch da zu reden, es ist alles geordnet, es wird alles glatt gehen, nein, ich weiß etwas besseres, wir machen ein Spielchen, da sind Karten, die habe ich mitgenommen. Sie spielen doch, Komtesse? Irgend ein Spiel."

Nein, Billy spielte kein Spiel, aber sie wollte zuschauen, die Herren sollten nur spielen. Sie lehnte sich in das Sofa zurück, die überheizte Luft und der Wein machten ihr den Kopf schwer, machten sie schläfrig und ruhig; Ladislas' „es wird schon alles glatt gehen", klang ihr angenehm in die Ohren. Natürlich, wenn sie nur jetzt schlafen könnte. „Also ein Ecartéchen", sagte Ladislas und mischte die Karten. „Sehen Sie, Komtesse, ich spiele sehr gern Karten. Warum? Weil das Kartenspiel symbolisch ist. Bitte, Boris, kupiere." Billy konnte nicht anders, sie legte die Hand vor den Mund und gähnte. „Du bist müde, Kind," sagte Boris, „leg dich ein wenig nieder." „Freilich," rief Ladislas, „es ist für alles gesorgt." Er sprang auf und öffnete die Tür zu einem Nebenzimmer: „Bitte. Aber vordem, Komtesse, erlauben Sie, daß ich von Ihnen Abschied nehme, ich reite gleich wieder fort, ich muß zeitig zu Hause sein, damit meine Mutter von meinem nächtlichen Unternehmen nichts merkt." Er küßte Billys Hand: „Ich danke Ihnen, Komtesse, für das Glück dieser Stunden." Das klang so gefühlvoll, daß Billy fast gerührt wurde.

Im Nebenzimmer brannte trübe eine Kerze auf einer Kommode. Weiß und goldene Porzellanvasen standen da voller Papierrosen, an der Wand hing eine jüdische Kußtafel. Den meisten Raum im Zimmer aber nahmen zwei mächtige Betten ein, auf denen sich Berge von Federkissen in rotbaumwollenen Bezügen türmten. „Ja, lege dich nieder," sagte Boris und strich mit der Hand über Billys Haar, „ach Billy, wenn du fühlen würdest wie ich." — „Warum sagst du, daß ich nicht fühle wie du," erwiderte Billy ein wenig gereizt, „das ist unfreundlich." „Nein, nein, ich bin nicht unfreundlich," meinte Boris, „schlafe jetzt, ich muß mit Ladislas manches besprechen." Billy legte sich auf das Bett und Boris ging hinaus. Sie hörte die beiden jungen Leute draußen sprechen, anfangs schienen sie Karten zu spielen, dann flüsterten sie eifrig miteinander in polnischer Sprache schnell und zischend. Billy schloß die Augen und lag regungslos da, schlafen wollte sie, aber dann schien es ihr, als stünde neben ihr etwas, etwas das drohte, das heranschleichen wollte, es schien ihr, als müßte sie wachen, als müßte sie auf ihrer Hut sein. Sie schlug wieder die Augen auf, die Flamme der Kerze wurde von einem Zugwinde leicht bewegt, irgendwo im Hause wimmerte ein Kind, ein leiser unendlich kummervoller Ton, und um sie her lagen die roten Federkissen mit ihrem widerwärtigen üppigen Schwellen und atmeten einen süßlichen Staubgeruch aus. Sie warfen große Schatten an die Wand und die runden weichen Formen zitterten sachte. Ein unendlicher Ekel schüttelte Billy, warum war sie hier, was hatte sie hier zu tun? Ja so, sie liebte ja Boris. Wie war das doch? konnte sie es nicht wieder haben, dieses heiße Gefühl des Mitleids und der Sehnsucht, das alles in ihr veränderte, ihr Mut zu allem gab und das Unmöglichste selbstverständlich machte. Auch dazu war sie jetzt zu müde. Schlafen wollte sie jetzt — irgendwo wo es still und sicher und rein wäre. Sie schloß wieder die Augen, um nicht dieses Zimmer zu sehen, wollte

an zu Hause denken, allein auch diese Gedanken gaben keine Ruhe, sie schmerzten. Also an etwas ganz Friedliches wollte sie denken, etwas, das keine Vorwürfe machen konnte, an die Möbel im Gartensaal, wie sie unter ihren weißen Baumwollebezügen in der Dunkelheit standen, an die großen Blumensträuße, die dort in den Vasen welkten und ihre Blätter mit einem ganz leisen Ton auf den Tisch niederregnen ließen. Ja daran, nur daran wollte sie denken.

Sie mußte doch ein wenig geschlafen haben, denn als sie jetzt auffuhr, schien es ihr, als sei sie fortgewesen irgendwo, wo sie geborgen war, wo sie bekannte Stimmen hörte und nun fiel sie wieder jäh in diesen fremden Traum hinein. Es war noch da, dieses Zimmer mit der dumpfen Luft, die Wände mit den sachte zitternden Schatten, die weichen roten Kissen saßen um sie her und warteten, alle waren sie noch da und mußten weiter geträumt werden. Und dann stand da noch jemand vor dem Bett ganz regungslos. Es war Boris, aber auch er seltsam fremd und unheimlich. Das flatternde Licht der Kerze ließ Schatten über sein Gesicht hinfahren und es schien, als verzöge es sich, nur die dunkelen Flecken der Augen waren unbeweglich auf sie gerichtet. Müde und mutlos lehnte sich Billy in die Kissen zurück und schloß die Augen.

„Was ist geschehen", sagte sie ganz leise.

„Nichts ist geschehen", erwiderte Boris ebenso leise.

„Ist er fort?" fragte Billy weiter.

— „Ja, Ladislas ist fort."

„Warum stehst du so da?"

Als Boris nicht antwortete, wiederholte Billy die Frage weinerlich und klagend. Da hörte sie, wie er am Bette niedersank. Er umschlang sie mit seinen Armen, sie fühlte, wie sein Gesicht kalt und schwer auf ihrer Brust lag, wie ein seltsames Beben seinen Körper schüttelte, als weinte er.

„Du sagtest doch, es wird alles gut werden", sagte Billy und ihre Stimme klang wieder weinerlich und gereizt. „Warum sprichst du nicht? Ich weiß ja nicht, ich glaubte, daß ich bei dir sein muß, daher ging ich mit. Du sagtest doch, es wird alles gut werden."

Boris klammerte sich fester an Billys Arm, er schob sich hinauf, jetzt lag er mit dem Oberkörper auf ihr, sein Gesicht war dem ihren ganz nahe, nun küßte er sie mit trockenen hungrigen Lippen.

„Ja," flüsterte er, „es wird alles gut, wenn du nur willst. Aber ich fürchte mich so furchtbar vor dem einen . . . ."

„Du fürchtest dich auch," erwiderte Billy tonlos, „ja dann —"

„Nein, hör'," fuhr Boris fort und sein Flüstern wurde seltsam heiß und leidenschaftlich, „wenn du nur willst. Ich fürchte mich vor morgen, wenn es grau und hell wird, und wir müssen etwas tun und müssen sorgen, und die Menschen kommen, und alles ist so häßlich, die anderen und wir, und unsere

Liebe, ach Billy, das habe ich nie ertragen können, so der nächste Morgen nach einem Glück —"

„Wir können es doch nicht ändern, daß es Morgen wird", meinte Billy immer noch mit dem gereizten Ton.

„Doch, wir können das", sagte Boris atemlos vor Erregung und seine Hände preßten sich um Billys Schultern so fest, daß es sie schmerzte. „Wir sind doch beisammen, wir können so glücklich, so glücklich sein, daß wir keinen Morgen mehr sehen wollen. Das gibt es. Du wirst sehen. Komm', du und ich, und dann vertragen wir nichts als zu sterben." Er stammelte das, ganz nah auf sie hinabgebeugt, das Gesicht bleich und böse und seine Hände zerrten fieberig an Billys Kleid.

— „Wie können wir denn sterben?" versetzte Billy müde.

„Wie — ist gleich," erwiderte Boris ungeduldig, „du wirst sehen, wir können dann nicht weiterleben."

Billy schlug die Augen auf und schaute Boris scharf und angstvoll an. „Hast du das schreckliche, kleine Revolver, welches du mir zu Hause im Garten zeigtest, und von dem du sagtest, daß es dein Freund sei?" fragte sie.

„Ja, ja, aber warum davon sprechen," antwortete Boris ungeduldig, „wir denken jetzt nur an uns, an unser Glück. Willst du, sag? Wir sind einer bei dem anderen und nichts ist da, als nur wir und wir sterben lieber, als daß irgend etwas anderes nahe kommt."

Billy richtete sich ein wenig auf, sie schob Boris' Hände, die heiß an ihrem Körper entlang fuhren, wie etwas Lästiges fort. Ihre Augen wurden groß und klar vor Angst, aber ihre Lippen zuckten wie in einem spöttischen und ein wenig verächtlichen Lächeln: „Glücklich sein — hier bei diesen häßlichen, roten Kissen. Ach bitte geh jetzt. Du — du bist wie das andere hier, ich fürchte mich auch vor dir!"

Boris ließ Billy los und richtete sich auf. Jetzt kniete er vor dem Bett, ließ die Arme schlaff niederhängen und nagte an seiner Unterlippe. Sein Gesicht trug den Ausdruck kummervoller Enttäuschung. Billy lehnte sich wieder in die Kissen zurück, wandte das Gesicht zur Wand und schloß die Augen. Regungslos lag sie da wie ein geängstetes Kind und horchte gespannt auf das leiseste Geräusch. Boris schwieg eine Weile, dann sagte er einmal: „Aber Billy", und dies war wieder die Stimme, die sie kannte; aus ihr wehte es sie an wie der duftende Atem des heimatlichen Gartens, und der Boris, den sie kannte und die Billy, die sie kannte, und ihre Liebe — alles war für einen Augenblick wieder da. Sie wollte sich umwenden, allein sie schloß die Augen nur noch fester, sie wußte, wenn sie die Augen aufschlüge, dann wäre das alles doch fort. Sie hörte sich selbst sagen, überlegen und verdrossen: „Sterben, nein, gewiß nicht. Wenn du sonst nichts weißt!"

Wieder schwieg Boris und Billy wartete in angstvoller Spannung. Da hörte sie, wie er sich erhob, einige Schritte machte, vor sich hinmurmelte:

„Ja, das ist etwas anderes, da ist nichts zu machen" und dann langsam und zögernd aus dem Zimmer ging. Sie hörte, daß er die Tür nur anlehnte, im Nebenzimmer auf- und abschritt, stehen blieb, etwas in ein Glas goß und wieder auf- und abging. Sie lauschte aufmerksam dem leisen ruhelosen Knarren dieser Schritte, lauschte mit jener schmerzhaften Wachsamkeit, mit der wir etwas verfolgen, das uns droht, das uns angreifen will. Denn dieser Ton wurde seltsam ausdrucksvoll. Billy glaubte aus ihm kurze ärgerliche Worte, eine mißmutig vor sich hinscheltende Stimme herauszuhören. Als dann der Rhythmus dieser Stimme sich änderte, hielt Billy in Erregung den Atem an. Jetzt geht er auf den Fußspitzen, sagte sie sich, jetzt nähert er sich der Tür. Boris trat wieder sachte in das Zimmer und blieb an dem Bettende stehen. Sie hörte deutlich das leise Aneinanderklingen der Brelockes an seiner Uhrkette, dann wurde es ganz still. Billy rührte sich nicht, sie wartete mit der Ergebung, die wir im Traum haben, auf deren Grund unbewußt die Hoffnung ruht, das Erwachen wird kommen und uns von den Traumereignissen erlösen.

Boris begann zu sprechen, klanglos, müde: „Natürlich schläfst du nicht. Du willst mich täuschen. Bitte, bitte, laß dich nicht stören. Ich bitte nie zum zweiten Male. Man versteht mich oder man versteht mich nicht. Du verstehst mich nicht, gut, gut, es ist immer dasselbe. Ihr versteht immer nicht." Er hielt inne und es war wunderlich, wie das Mädchengesicht mit den geschlossenen Augen den fest aufeinandergepreßten Lippen errötete und erbleichte. „Es wundert mich nur," fuhr Boris fort, „daß du hierhergekommen bist. Um korrekt zu sein, dazu brauchen wir nicht hier zu sein. Ja, aber so ist es immer, man glaubt zusammen sehr hoch zu stehen, hoch über allem, was klein und dumm ist, man glaubt, nun kommt der große Augenblick, auf den man sein ganzes Leben gewartet und dann ist es wieder nichts, man ist doch allein und du, du bist doch dort unten geblieben in der Welt von — von — Madame Bonnechose".

Er schwieg wieder und Billy dachte: „Lachte er jetzt?" Es war in seiner Stimme etwas gewesen, das so klang. Sie drückte die Augenlider fester zu; nicht um eine Welt hätte sie dieses traurige und hochmütige Lachen sehen wollen, vor dem sie sich immer gefürchtet hatte auch in Augenblicken, in denen sie Boris am stärksten liebte. Boris machte einige Schritte, blieb wieder stehen: „Nur Verantwortung auf mich nehmen, sonst nichts, nein ich danke. Aus etwas, das ganz schön und groß hätte sein können, machst du etwas Häßliches und Albernes. Da spiele ich nicht mit. Lächerlich zu sein verstehe ich nicht, dazu haben wir Polen kein Talent." Wieder machte er einige Schritte, wieder wartete er, ja er wartete, das wußte Billy, allein es kam ihr keinen Augenblick der Gedanke, sie könnte die Augen aufschlagen, sie könnte zu ihm sprechen, ihn zurückrufen, sie hatte nur einen Gedanken, ganz still liegen, sich nicht regen, dann geht vielleicht auch das vorüber. Boris war

jetzt an der Türe, sie hörte das leise Knarren der rostigen Türangeln und auf der Schwelle sagte er noch mit einer Stimme, die seltsam fremd und verändert klang, mit der Stimme eines, der irgendwo ganz allein kummervoll und hoffnungslos zu sich selber spricht: „Nein, das nicht, das bin ich so müde, immer nur für ein Mißverständnis leben." Er ging und lehnte die Tür wieder an und Billy hörte wie er im Nebenzimmer hin und her schritt und sich dann auf das alte knackende Sofa warf.

Das Gewitter hatte aufgehört, beruhigt und gleichmäßig rann ein feiner Regen nieder und klopfte ganz sachte an die Fensterscheiben. Billy lag noch immer still da. Warum sollte sie sich regen? Warum sollte sie die Augen aufschlagen? Um sie her war nichts, das zu ihr gehörte, das teil an ihr hatte, nichts, das sie als Leben empfand. Ein nie erlebtes Gefühl des Alleinseins ergriff sie körperlich, etwas, das sie krank machte, sie frieren ließ.

Boris hatte mit seiner seltsam veränderten Stimme von Glücklichsein und Sterben gesprochen. Diese Worte hatte sie schon einmal gehört zu Hause zwischen den Johannisbeerbüschen, aber dort klang es anders, dort klang es traurig und schwül und süß, sie verstand es dort und es erschien ihr als etwas Mögliches und Leichtes, wenn Boris es wollte. Allein hier — sterben, das war unverständlich und widerwärtig wie alles andere hier, das war eben dieses furchtbar rätselhafte Gefühl der Einsamkeit, das jetzt kalt über sie hinkroch. Sie muß daliegen und das Leben ist unendlich weit, sie sieht es wie einen Fleck ganz gelb von Sonnenschein, ganz bunt von Herbstblumen und bekannte Figuren gehen durch diesen Sonnenschein; vor dem Waschhause steht die Wäscherin mit der weißen Schürze, am Nelkenbeete kniet der Gärtner mit dem großen gelben Strohhut und unter dem Birnbaum steht ihr Vater und zieht den Duft der Augustbirnen und der Pflaumen in seine lange weiße Nase. Billy sieht das, spürt das, riecht das und doch lebt das alles ohne sie, ja sie selbst ist dort, sie sieht sich, ihre Liebe ist dort, Boris, alles, aber sie kann nicht zu sich selber hinkommen. Billy richtet sich auf, die Augen weit offen, der Mund sehr rot im weißen Gesicht und um die Lippen den entschlossenen eigensinnigen Zug, den sie anzunehmen pflegten, wenn Billy fühlte, daß sie etwas haben mußte, nach dem sie sich sehnte.

Sie stieg leise aus dem Bett, schlich zur angelehnten Türe und schaute durch den Spalt. Boris lag auf dem Sofa und schlief. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn, das bleiche Gesicht trug den gramvollen und zugleich hilflosen Ausdruck, den ein schwerer Schlaf über ein Gesicht breitet. Auf dem Tisch stand die Sektflasche und ein halbgeleertes Glas. Die Kerze war tief niedergebrannt und der einzige Ton im Zimmer war ein leises Stöhnen, das aus Boris' halbgeöffnetem Munde drang, klagend und dann wieder wie in kleine hohe wie spöttische Laute umschlagend. Billy zog die Türe vorsichtig an. Geschäftig nahm sie nun ihren Mantel und ihren Hut, ging an das Fenster und öffnete es. Der Zugwind verlöschte die Kerze; draußen schien es noch

dunkel, der Regen flüsterte in der Finsternis, die großen Tannen rauschten, ein lautes tiefes Rauschen, ein herrlich befreites Atmen aus unendlich weiter Brust und Billy mußte auch atmen ganz tief, sie schwang sich auf das Fensterbrett und sprang hinaus.

Der Wind trieb ihr den Regen in das Gesicht und benahm ihr den Atem. Sie stand einen Augenblick da leicht vorgebeugt wie jemand, der im Seebade steht und erwartet, daß eine Welle über ihn hingehe. Dann lief sie in die Finsternis hinein mit festen eigensinnigen Schritten. Über dem nassen Wege lag eine matte, blinde Helligkeit. Dieser folgte Billy. Klatschend sprang das Wasser an ihren Beinen hinauf, wenn sie in die Pfützen trat, von ihrem Hut rannen kleine kalte Bäche hinter ihren Mantelkragen. Alles war gegen sie, alles war feindlich, was da rings um sie her flüsterte, gurgelte, kicherte und rauschte. Es war furchtbar und sie fürchtete sich auch, aber sie hatte es nicht anders erwartet und sie mußte eben vorwärts. Dabei fand sie in sich etwas, das sie bisher nicht in sich gekannt hatte, sie fand in sich das erregende Gefühl böser Wachsamkeit und gleichsam verbissener Neugier, die das Wesen des Mutes sind. Denken konnte sie nicht, sie hatte nur auf der Hut zu sein. So stürmte sie fort. Der Weg wurde jetzt dunkel. Die großen Tannen rauschten ganz nahe um sie her, zuweilen schlug ein nasser Zweig nach ihr oder wollte sie festhalten und dann stieß sie ihn von sich ingrimmig und kampflustig. Eine große, traumhafte Resignation dem Unbekannten und Lauernden gegenüber machte sie fast gefühllos. Wunderlich war es dabei, wie die ganze Zeit über ein Bild vor ihr stand und empfunden und gesehen werden wollte. Sie sah sich selber deutlich, als ginge sie neben sich selber her, die schmale Gestalt im braunen Regenmantel, den nassen Hut auf dem Kopf, ein wenig vorgebeugt wie sie die fremden schwarzen Wege entlang lief unaufhaltsam und willenlos wie eine Kugel, die eine kräftige Hand hinausgeschleudert hat, vorwärts über die Wurzeln, die sich ihr hinterlistig in den Weg stellten, unter Zweigen durch, die sie aufhalten wollten und sie mit Wasser überschütteten, an großen dunklen Vögeln vorüber, die über den Weg rauschten und erschreckende Klagetöne in die Nacht hineinriefen. Aber das mußte so sein, so war das Leben außerhalb der Gartengitter von Kadullen, so war es, wenn man sich wieder zu den Gartengittern von Kadullen durchkämpfen mußte. Und es war Billy, als fühlte sie, daß da in der finsteren Welt um sie her viele solche einsame Gestalten schwarze Wege hinabliefen eilig, eilig. Diese Kameradinnen der Nacht empfand sie so stark, daß sie ihr unheimlich und dennoch ein wenig tröstlich waren. Der Weg wurde immer deutlicher und blanker, Bäume und Sträucher standen jetzt deutlich in einem grauen Licht, Nachtraben klatschten mit den Flügeln, der Tag kam. Aber Billy schaute nicht auf. War es furchtbar diesen Traum zu träumen, so fürchtete sie sich dennoch davor aus ihm zu erwachen. Sie wußte, dann würde dieses Fieber des Mutes und der gedankenlosen Ergebung von ihr weichen, dann würde sie keine Kraft mehr

haben. Den Kopf auf den Weg niedergebeugt stürmte sie weiter, zuweilen war sie mitten in einem weißen Nebel, dann ging sie wieder über Moos hin wie über grün und roten Sammet. Merkwürdig still war es um sie geworden, Regen und Wind mußten aufgehört haben. Plötzlich ging sie ganz in rotem Licht. Sie fühlte dieses Licht wie etwas, das wehe tut, sie kniff die Augen zusammen und beugte den Kopf tiefer. Allmählich wurde das Licht golden, überall lag greller Glanz, überall flimmerte es, in der Luft begann es zu summen, im Moose zu rascheln. Billy fühlte, wie um sie her geschäftiges Leben erwacht war und sie ging schneller, es war wie ein Wettlauf mit diesem Tage, der so ruhig und wach in all seinem Glanze herankam.

Wie lange Billy so gegangen war, wußte sie nicht, es schien ihr unendlich lange. Die Sonne stand schon hoch am reinen, blauen Himmel und stach unerbittlich herab. Es schien Billy, als müßte sie eine sehr warme Last mit sich forttragen, dazu wurden ihr die Füße so schwer, bewegten sich langsam und mechanisch wie Dinge, die nicht zu ihr gehörten, sie waren ihr gleichgültig wie alles an ihr, sie fühlte sich wie eine wunderliche Sache, die mühsam durch den Sonnenschein fortgetrieben wird. Da plötzlich auf einer kleinen grellbeschienenen Waldlichtung sank sie auf einen Mooshügel nieder. Köstlich war es die Beine von sich zu strecken, den Rücken in das warme Heidelbeerkraut zurückzulehnen. Etwas Schöneres konnte es im Leben nicht geben. Um die Lichtung standen junge Föhren und Tannen blank wie Metall und so regungslos, daß die Tropfen, die noch hier und da an ihren Nadeln hingen, gefroren schienen. Alles war regungslos unter diesem gelben Lichte die Halme, die Moosblüten, die kleinen blauen Falter, eine Hummel kroch in die Glocke eines Benediktenkrautes und blieb dort hängen wie verzaubert. Im Dickicht kam ein Fuchs daher, den Kopf suchend niedergebeugt, und plötzlich blieb auch er stehen ohne ein Glied zu regen und starrte vor sich hin die Lichter durchsichtig wie grünes Glas, gebannt von dem gewaltsamen Schweigen der Stunde. Billy saß da und auch auf ihr lastete diese Regungslosigkeit, die so wunderbar wohltat, dieser köstliche Rausch des Lichtes, des Schweigens und all der heißen Düfte, welche die Blätter, die Tannennadeln, die großen sich sonnenden Schwämme ausatmeten. Auch sie starrte vor sich hin, sie fühlte, wie auch ihre Augen so glashell wurden wie die Lichter des Fuchses dort und alles in ihr nur dazu da war die sonnige Stille zu trinken. Aufgeregt erscholl jetzt der Ruf des Eichelhähers, als wollte er jemand rücksichtslos wecken. Der Fuchs war fort und auch Billy fuhr auf, sie lehnte sich zurück, hob die Arme empor, streckte sich und machte ein Gesicht, als wollte sie weinen. Etwas sehr Schönes war vorüber. Mühsam erhob sie sich, was half es, sie mußte ja doch weiter.

Ein breiter Waldweg mit kurzem Rasen bedeckt führte durch eine junge Föhrenschonung hin und als der Weg eine Biegung machte, lag ein Stück Heideland vor Billy, mitten darin standen einige Häuschen, standen da mit

dem goldbraunen Gebälk, silbergrauen Dächern wie kleine, blanke Käschen auf der rotblühenden Heide. Eine Kuh blökte dort langgezogen und schläfrig, ein Hahn krähte und Rauch stieg aus dem Schornstein gerade in den Himmel. Billy blieb stehen; das hier ergriff sie so stark, sie wußte nicht, warum; die Augen wurden ihr feucht und doch mußte sie lächeln. Sie ging gerade auf das Haus zu, ein niedriger Lattenzaun umhegte einen Garten, in den Billy durch die halbgeöffnete Tür eintrat. Lange Gemüsebeete, Stachelbeerbüsche. Hie und da legten blaublühende Zichorien und dunkelroter Mohn grelle Farbenflecken in den gleichmäßigen Glanz des Mittaglichtes. Überall standen Bienenkörbe umher. Vor einem derselben kniete ein Mann und machte sich mit den Bienen zu schaffen. Billy ging auf ihn zu, er hörte wohl den Kies unter ihren Schritten knirschen, er hob den Kopf, ein altes, wie von unten nach oben zusammengedrücktes, kleines Gesicht schaute Billy aus trüben, ganz hellblauen Augen ruhig an.

„Guten Morgen," sagte Billy.

„Guten Morgen," erwiderte der Mann, die Hände hatte er vorsichtig vor sich hingestreckt, denn sie waren dicht mit Bienen wie mit goldgelben Sammethandschuhen bedeckt. Als Billy schwieg, wandte er sich wieder seinem Bienenstocke zu.

„Bin ich weit von Kadullen?" begann Billy wieder.

„Zu gehen drei Stunden", erwiderte der Mann, ohne aufzuschauen. Wieder schwiegen beide. Der starke Duft der Küchenkräuter in den Beeten, der säuerliche Geruch des Honigs, das leise Summen der Bienen, all das legte sich über Billy wie eine unendlich wohlige Trägheit. Hier ausruhen, dachte sie. „Darf ich hier sitzen?" fragte sie und wies auf einen Schiebkarren, der umgekehrt auf dem Kieswege lag. Der alte Mann nickte nur, während er die Bienen vorsichtig von seinen Händen streifte und Billy setzte sich, streckte die Füße von sich, ließ die Arme schwer niederhangen, seufzte tief auf, mehr brauchte sie nicht. Ach, es war ja doch nicht so schwer, zu leben.

„Sie sind das Fräulein aus Kadullen?" sagte der alte Mann endlich wieder, „ich komme da oft hin, um Honig zu bringen. Sind wohl naß, wie?"

„Ja."

„Sind wohl in der Nacht im Regen draußen gewesen, nun wollen Sie wohl nach Hause?"

Ja, Billy wollte nach Hause. Der alte Mann nahm seinen Strohhut ab und fuhr sich bedächtig mit der Hand über den nackten, blanken Schädel. „Man kann anspannen," meinte er. Dann wandte er sich zur anderen Seite und rief: „Lina!" Drüben vor dem kleinen Stall stand eine rote Kuh und davor hockte ein Mädchen im blauen Leinwandkleide und melkte die Kuh. Das Mädchen richtete sich langsam ein wenig mühsam auf, stand einen Augenblick da, verzog das Gesicht vor dem Sonnenschein, schaute mißmutig zu Billy hinüber und wischte sich die großen, roten Hände an der weißen

Schürze. „Komm nur", sagte der Alte. Da kam Lina langsam die Gemüsebeete entlang, auf dem großen, starken Körper saß ein kleiner Kopf, ein pausbäckiges, sehr erhitztes Kindergesicht unter der schweren Fülle brauner, fetter Haare. Die Hände hielt sie noch immer auf ihrer Schürze, als wollte sie es verbergen, daß sie guter Hoffnung war. Vor Billy blieb sie stehen und fragte verdrossen: „Was denn, Vater?" „Nimm das Fräulein mit hinein," sagte der Vater, „ziehe ihr trockenes Zeug an, gib was zu essen, nachher, Fräulein, fahren wir."

Lina wandte sich um und schritt dem Hause zu. Billy erhob sich, um ihr zu folgen, da schaute der Alte verschmitzt, so von der Seite auf die beiden hin, wies mit dem Daumen auf seine Tochter und sagte: „Die is auch liederlich gewesen." Lina schaute nach Billy zurück, fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und lächelte ein wenig. Das Wohnzimmer, in welches Billy geführt wurde, mußte frisch getüncht worden sein, denn es erschien ihr so überraschend grellweiß. Der Sonnenschein lag so wunderlich schwer und honiggelb auf den weiß und roten Kattunbezügen der Möbel und den Tannenbrettern des Fußbodens. Dazu kam noch ein eifriges, lautes Durcheinander von Vogelstimmen, die einander überschreien wollten, überall an der Decke und am Fenster hingen Vogelbauer mit Kanarienvögeln, es mochten ihrer zehn oder zwölf sein und die Tierchen vom Lichte erregt schlugen, als seien sie berauscht vom eigenen Gesange.

„Oh die Vögel", sagte Billy überrascht.

„Die!" meinte Lina verdrießlich, „die bellen den ganzen Tag."

Billy mußte sich auf das Sofa setzen und Lina begann sie zu entkleiden. Sie zog ihr die Schuhe aus, die Strümpfe. „Die kleinen Füße," murmelte sie, „in einer Hand halte ich so 'n Fuß wie 'n Vogel." Sie war ganz in ihrer Arbeit versunken und sprach vor sich hin wie ein Kind, das still in einer Ecke mit seiner Puppe spielt. „Die feine Wäsche, und durch und durch naß und 'n Haut wie Seide haben wir, so, so, und nun kommt das Hemd, ganz neu ist es, für die Hochzeit habe ich es mir gemacht."

„Für die Hochzeit?" fragte Billy, die willenlos den großen, vorsichtigen Händen gehorchte. „Die Hochzeit, nu ist ja doch nichts damit", meinte Lina, während sie geschäftig zwischen den Kästen und Billy hin- und herging. „So, dieses Kleid hier, mir ist es ein bißchen zu eng, für Fräulein wird es gut sein. Ne, ne, es ist doch zu weit, das muß man zusammenstecken", und die beiden Mädchen begannen über das zu lose Kleid zu lachen, ganz laut, ganz hilflos. Lina setzte sich, schlug sich auf die Knie und hielt sich die Seiten. Die Kanarienvögel versuchten das Lachen der Mädchen zu überschreien. Nun war Billy fertig. Sie ließ sich einen Spiegel geben, betrachtete sich aufmerksam, dann legte sie den Spiegel befriedigt fort und sagte: „Sehr gut, Ihre Kleider sind beruhigend wie Baldriantropfen." Lina ging hinaus um etwas zum Essen zu besorgen und Billy lehnte sich in das Sofa zurück und

schloß die Augen. Ja, es war ihr wirklich, als hätte sie mit ihren Kleidern die Sorgen und Unruhen der früheren Billy abgelegt. Mit dem blau- und weißgetüpfelten Leinwandkleide, mit dem großen Kragen und dem groben Hemde, das ihr die Haut rieb, schien es ihr, als hätte sie etwas von dem sorglosen, fast schamlosen Frieden eingesogen, mit dem Lina ihren von der Mutterschaft entstellten Körper faul und bequem an den Gemüsebeeten des Gartens entlang bewegte.

Nun brachte Lina Milch, ein blankes, braunes Brot und sehr viel Honig. Billy begann zu essen; zuerst heißhungrig, dann langsam mit Genuß, fast mit Andacht, sie erinnerte sich nicht, daß ihr je etwas so gut geschmeckt hatte.

Als sie satt war, stützte sie die Arme schwer auf den Tisch. In den ungewohnten Kleidern trieb es sie Bewegungen zu haben, die sie sonst nicht hatte, die Lina vielleicht haben konnte. Ihre Wangen waren wieder gerötet, ihre Augen blank und Lebensungeduld wärmte ihr Blut. Lina saß ihr gegenüber, die Hände flach auf die Knie gelegt und schaute sie aus den kleinen, blauen Augen stetig und geduldig an. „Ich denke," meinte Billy, „wir gehen jetzt zu der Kuh, den Hühnern, zu den Bienen." Das war es, in diesem komischen, blauen Kleide wollte sie sich draußen im Hofe umtun; ja, sie war überzeugt, sie würde ganz so faul und gemütlich wie Lina zwischen den Gemüsebeeten entlang gehen können. Als sie jedoch aufstand, fühlte sie, daß ihre Beine steif waren und sie schmerzten. „Ach nein, bleiben wir lieber," sagte sie, „sprechen wir lieber etwas." Allein die Ruhe des großen, erhitzten Mädchens ihr da gegenüber machte sie ungeduldig. Konnte man diese Ruhe nicht aufstochern, wie sie als Kind die kleinen, stillen Ameisenhügel aufgestochert hatte, so daß sie gleich voll aufgeregten Lebens wurden. „Fürchten Sie sich nicht?" fragte Billy plötzlich.

„Fürchten?" erwiderte Lina, „warum? Ach so, sie meinen deshalb, ne, was kann man sich da viel fürchten?" „Aber manche sterben daran", bohrte Billy weiter. Lina fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und lächelte ein wenig. „Ja, manche sterben." Die beiden Mädchen schwiegen eine Weile und lauschten dem Lärm der Kanarienvögel. Dann begann Lina zu fragen mit ihrer tiefen, ein wenig singenden Stimme: „Und Ihrer ist auch fort?" Billy errötete. „Ja, fort," murmelte sie unsicher. Lina seufzte. „Ja," meinte sie, „es ist ein Kreuz mit den Männern; immer gehen sie fort. So geht es uns allen." Billy schwieg, aber sie empfand es wie Sicherheit und wie Frieden dieses uns, das sie einreihte in die Schar der Mädchen, die ruhig und stark das Leben auf sich nehmen.

Draußen hörte man das Rollen eines Wagens. Gleich darauf erschien der alte Mann in der Tür, eine Peitsche in der Hand und sagte: „Jetzt können wir fahren, Fräulein." Billy mußte sich einen sehr großen, gelben Strohhut aufsetzen und dann fuhren sie.

Der kleine Wagen rüttelte stark, der schwere Schimmel trabte gleichmütig dahin und schüttelte sich geduldig die Bremsen ab, die ihn umkreisten. Die kleinen Schellen, die an seinem Geschirr befestigt waren, klingelten eine schläfrig eintönige Melodie. Eine Weile fuhr der Wagen noch durch die Föhrenschonung wie zwischen stillen, blauen Wänden hin, dann hörte der Wald auf, die Landstraße war da und weite Felder. Über all dem lag ein heißer, blonder Staubschleier. Das Land erschien Billy so feierlich leer. „Man sieht keine Leute", sagte sie.

Der Alte begann anhaltend und leise zu lachen. „Weil es Sonntag ist. Na ja, wenn man des Nachts spazieren geht, weiß man nicht mehr, was für 'n Tag wir haben, aber so ist nu mal mit den Mädchen; die Lina sieht nu auch da."

„Kann er sie nicht heiraten?" fragte Billy zaghaft.

Der Alte schlug ärgerlich auf seinen Schimmel ein. „Heiraten? Wen denn? Wo ist denn der zum Heiraten? Wo ist denn unser schöner Maschinist von der Sägemühle? Weil er gelbe Katzenaugen hat, laufen sie ihm alle nach. Die Anna in der Wassermühle ist nun auch so weit. Ja, da hilft nichts; wie das Frühjahr kommt, sind die Marjellen in der Nacht draußen, unruhig wie die Bienen vor dem Gewitter, man kann sie hauen, man kann sie anbinden, hast du nicht gesehen — sind sie fort. Jetzt um diese Zeit ist schon seltener", setzte der Alte hinzu und warf einen Seitenblick auf Billy. Sie lächelte. Ja, dachte sie, in der Frühlingsnacht, wenn wir unruhig werden wie die Bienen vor dem Gewitter, da gibt's das vielleicht dieses Glücklichsein und dieses Sterben, von dem Boris gesprochen hatte, aber dort — — — sie schauerte in sich zusammen, sie wollte nicht daran denken, sie hatten noch lange zu fahren, später würde sie alles überlegen. Gut, gut, aber jetzt nicht denken, nur dem schläfrigen Klingeln der kleinen Schellen zuhören.

Allmählich jedoch wurde die Gegend bekannter, hie und da stand zwischen seinen Feldern im Sonntagsrock ein Bauer, dessen Gesicht Billy sich erinnerte, und endlich tauchte in der Ferne Kadullen auf zwischen den großen Parkbäumen; ein kühler, grüner Fleck im sonnengelben Lande.

Billy richtete sich auf; sie wurde plötzlich ganz wach; es war fast qualvoll, wie jäh all das Traumhafte von ihr abfiel und die frühere Billy wieder da war mit der Verantwortung für das, was sie getan, mit der Angst und Scham vor all denen dort. Sie sah deutlich Marions Augen, Tante Bettys hilfloses, kleines Gesicht und des Vaters strenge, weiße Nase. Sie hatten ja wohl den Zettel gefunden, den sie zurückgelassen. Was stand doch auf dem Zettel? „Ich bin bei ihm", Gott, wie das dumm klang! Und nun näherten sie sich immer mehr dem Hause. Wenn sie nur unbemerkt über die kleine Treppe in ihr Zimmer kommen könnte, in Linas Kleidern würde niemand sie erkennen und oben in ihrem Zimmer würde sie die Türe zuschließen, niemand hereinlassen und schlafen — schlafen. Vielleicht nahm das etwas von ihr,

vielleicht war dann, wenn sie erwachte, alles anders, alles besser. „Ach bitte," sagte sie, „wir halten an der kleinen Türe der Parkmauer drüben." Der Alte nickte gleichmütig, lenkte in den Seitenweg ein und hielt vor der kleinen Tür in der Parkmauer. Als Billy ausgestiegen war, blieb sie einen Augenblick stehen und sagte zögernd: „Ich muß wohl bezahlen." — „Schon gut," antwortete der Alte verdrossen, „ich gehe ohnehin in den Hof den Honig abliefern." — „Aber nicht gleich", bat Billy. — „Weiß schon, weiß schon," murmelte der Alte, „kenne die Dummheiten." Billy verschwand hinter der Tür. Vorsichtig eilte sie die kleinen Wege entlang, alles war still und menschenleer, das Haus mit niedergelassenen Jalousien lag da wie schlafend. Vorsichtig näherte sich Billy der Hintertreppe. Aus den Fenstern des Gesindehauses tönten langgezogene Töne eines Chorals, das Gesinde hielt seine Sonntagsandacht. Vor dem Waschhause stand die Wäscherin, legte die Hand vor die Augen und schaute in den Sonnenschein hinaus. Wo hatte Billy das eben gesehn? Ja, dort drüben im Traum. Nun lief sie leise die Treppe hinauf, jetzt war sie in ihrem Zimmer. Auch hier hatte alles unverändert auf sie gewartet und der bekannte Duft des Zimmers, das bekannte Licht alles erschütterte sie so, daß Tränen mühelos und schmerzlos ihr Gesicht überströmten. Sie verschloß die Tür, riß sich hastig die Kleider vom Leibe und verkroch sich in ihr Bett. Weinen und schlafen wollte sie, nur das. Dann, wenn sie erwachte, nur ganz wieder zu all diesem zu gehören, das hier so unverändert, so still und hochmütig auf sie gewartet hatte.

Es war da ein wunderlicher Sonntag über Kadullen aufgegangen. Die Nachricht von Billys Heimkunft verbreitete sich schnell. Die Wäscherin hatte es dem Diener gesagt, der Diener meldete es Komtesse Betty, dann kam der alte Bienenzüchter in die Gesindestube und erzählte seine Geschichte. Er wurde zum Grafen geführt und da verhört, aber was half es, die Sache blieb so unverständlich wie zuvor. Warum war sie fortgegangen? was war geschehen? Marion wurde zu Billy hinaufgeschickt, meldete jedoch, Billy lasse niemand ein, wolle schlafen. Kummervoll saßen Komtesse Betty und Madame Bonnechose auf der Gartentreppe neben Lisa, die sich auf einen Liegstuhl hingestreckt hatte, denn sie fühlte sich sehr matt von all diesen Aufregungen. Die beiden alten Damen schwiegen, was sollten sie sprechen, sie verstanden la chère jeunesse nicht mehr. Nur zuweilen murmelte Madame Bonnechose: „C'est incompréhensible." Komtesse Betty nickte, aber Elsa lächelte versonnen und sagte: „Verstehen, verstehen kann ich das alles."

„Mais chère Lisachen, dites nous donc, ce que vous savez" drängte Madame Bonnechose. Lisa schüttelte den Kopf. „Es gibt Dinge, die wir verstehen und für die es doch keine Worte gibt. Als ich damals mit Katakassianopulos auf der Ebene von Marathon stand, war es mir, als verstünde ich ganz deutlich all den Schmerz, der über uns kommen sollte, aber aussprechen, das hätte ich nicht gekonnt."

„Ach liebes Kind," sagte Komtesse Betty kleinlaut, „das hilft uns jetzt nun nichts mehr." Marion kam und meldete wieder einmal, daß oben bei Billy alles ganz still sei. „Ach Gott, ach Gott", seufzte Komtesse Betty, sie konnte nicht so ruhig still sitzen, sie erhob sich und ging zu ihrem Bruder hinüber.

Graf Hamilkar lag in seinem Zimmer auf dem Sofa, er hielt die Augen geschlossen, sein Gesicht war wunderlich fahl, die Züge schienen spitzer und schärfer als sonst. Als seine Schwester vor ihm stehen blieb, öffnete er die Augen und schaute sie mit einem Blick an, der gleichgültig war wie der Blick eines Menschen, der uns zwar anschaut, aber mit seinen Gedanken und Träumen sehr weit von uns fort ist.

„Immer noch keine Gewißheit", sagte Komtesse Betty weinerlich. „Sie läßt niemand zu sich herein, sie sagt, sie will schlafen."

„Sie soll schlafen", erwiderte der Graf.

„Ja, aber sie kann uns doch zu sich hereinlassen," klagte die alte Dame weiter, „was ist denn das alles? all diese Geschichten? das ganze Haus flüstert. Die Professors fahren heute fort und tragen es in die ganze Gegend hinaus und du Hamilkar, du sagst auch nichts."

Der Graf richtete sich ein wenig auf. „Nein Betty," sagte er, „ich sage nichts, weil ich nichts weiß. Daß die anderen Leute sprechen, können wir nicht ändern, wir sollten nur sprechen, wenn es nötig ist. Das Kind soll schlafen, dann soll es dir alles sagen und dann, Betty, werde ich auch das Meinige sagen. Ist es bald Frühstückszeit?"

„Ach Hamilkar," erwiderte Komtesse Betty eingeschüchtert, „du wirst zum Frühstück doch nicht erscheinen, du bist so angegriffen."

Der Graf legte den Finger an die Nase und sagte scharf: „Ich werde erscheinen und ich hoffe, daß es pünktlich wie immer sein wird. Ich habe auch nicht gehört, daß ihr einen Choral gesungen habt, habt ihr eure gewohnte Andacht noch nicht gehalten?"

— „Nein, in der Aufregung, siehst Du" entschuldigte die alte Dame, aber der Graf war unzufrieden. „Du hast unrecht, Betty, haltet eure Andacht wie jeden Sonntag, aber wenn ich bitten darf im Bibeltext und im Gebet keine Anspielungen auf die Ereignisse, eine ganz gewöhnliche Andacht. Wir können nichts dafür, daß hier etwas zu uns hereingekommen ist, das nicht zu uns gehört, es ist aber kein Grund da davor zu kapitulieren, wir bestehen auf unsere Art, also."

Müde lehnte der Graf sich zurück und schloß die Augen, seine Schwester schaute ihn erschrocken an. „Wie ist dir, Hamilkar?" fragte sie, „du bist so bleich?" Der Graf winkte ungeduldig mit der Hand. „Es geht," meinte er, „Blutumlauf und Herzschlag lassen sich von uns nun mal nichts dreinreden, das Schlimme ist nur, daß sie sich beständig um unsere Angelegenheiten kümmern. Da liegt ein Fehler im Kontrakt, den wir unser Leben nennen. Es ist übrigens das Alter, Betty, nur das, und das ist ja schließlich verständlich."

Komtesse Betty verließ leise das Zimmer, draußen sagte sie kummervoll zu Madame Bonnechose: „Chère amie, mein Bruder verlangt, daß wir die Andacht abhalten, da ist nichts zu machen, bitte rufen Sie die Kammerjungfern und den Diener, ô ma chère, il est terriblement philosophe.“

Das Leben auf Kadullen kapitulierte nicht, die Andacht wurde abgehalten, zum Frühstück erschien Graf Hamilkar bleich und müde, aber die Unterhaltung zwischen ihm und dem Professor stockte nicht. Sie sprachen von der gelben Rasse und als wäre das noch nicht fern genug vom Bismarck-Archipel. Auf den anderen Anwesenden lag ein verlegenes Schweigen. Egons und Moritz's Plätze waren leer, denn auf die Nachricht von Billys Verschwinden waren sie fortgeritten und noch nicht zurück. Lisa wies die Speisen von sich und schaute mit ihren schönen Augen über die Köpfe der Anwesenden hinweg. „Lisa ist heute ganz in „Marathon“, flüsterte Bob Erika zu. Selbst Herr Post und Fräulein Demme machten ernste, ja ein wenig hochmütig abweisende Gesichter. Herr Post hatte vor dem Frühstück zu Fräulein Demme gesagt: „Man sieht doch, diese sogenannte vornehme Kultur hält nicht stand, es ist doch manches innerlich faul“, worauf Fräulein Demme ihre kurzen Locken schüttelnd geantwortet hatte, „es fehlt eben an innerer Freiheit.“

Nach dem Frühstück fuhren Professors fort, sie nahmen einen eiligen und zu herzlichen Abschied. Komtesse Betty hatte Tränen in den Augen. „Es war mir,“ sagte sie später, „als sei Billy gestorben und die Professors hätten einen Kondulationsbesuch gemacht.“

Dann kamen die Nachmittagsstunden mit der stetigen Klarheit des Hochsommertages, mit dem stillen Brennen der Farben auf den Beeten, der sonntäglichen Ereignislosigkeit, dem kummervollen Beieinandersitzen und Warten. „Ach Gott, wenn man nur wüßte, worauf man wartet“, seufzte Komtesse Betty. Oben aber hinter der verschlossenen Tür lag das arme Rätsel und vor der Tür stand Marion den Kopf gegen die Tür gelehnt, die Augen zu groß in dem kleinen, bleichen Gesicht.

Einmal wurde die Stille durch den eiligen Hufschlag eines Pferdes gestört, ein Reiter sprengte auf den Hof, er stieg ab und trug einen Brief zu Graf Hamilkar hinein, dann ritt er wieder fort und wieder lag sonntägliche Stille auf dem Hause: „Was ist nun das wieder,“ klagte Komtesse Betty, „Hamilkar sagt auch nichts, jeder sitzt wie eine Sphinx vor seinem Geheimnis.“

Und Lisa auf ihrem Liegstuhl sagte in Gedanken versunken: „Selbst wenn sie von uns gehen, haben sie etwas Hilfeflehendes, als wollten sie uns sagen: hilf mir von mir selber.“ „Qui? monsieur Boris?“ fragte Madame Bonnechose.

„Nein,“ erwiderte Elsa, „Katakassianopulos.“

—„Ah ma chère, maintenant il ne s'agit pas de monsieur de Katakassianopulos“, meinte Madame Bonnechose ärgerlich.

Endlich nach dem Mittagessen, als die Sonne schon rot über dem Waldrande stand, verbreitete sich die Nachricht: Marion ist bei Billy drin.

Billy hatte sehr tief geschlafen. Jetzt lag sie auf ihrem Bette, die Arme im Nacken verschränkt, die Wangen gerötet, die Augen wunderbar blank. Sie schaute forschend zu Marion auf, die vor ihr stand und sie angstvoll anblickte.

„Vor allem," sagte Billy, „sieh mich nicht so an, als ob ich gestorben wäre. Du hast Augen, die einen ansehen können, als ob man eine Spinne wäre."

— „Ach Billy, das ist nur, weil du gerade so wunderschön bist."

Billy lächelte ein wenig „nun ja, das kann ja sein, setze dich her und erzähle."

„Also du fandst den Zettel?"

— „Ja."

„Du trugst ihn natürlich zu Tante und deiner Mutter?"

— „Ja."

„Was sagten sie?"

— „Mama sagte ‚la pauvre petite, elle est perdue'."

„So, perdue, sagte sie. Erzähle doch weiter." Marion war dem Weinen nahe. „Ich weiß doch nicht, Tante ging zu deinem Vater hinein. Deine Vetter ritten fort, um dich zu suchen, Moritz sagte, hätte ich diesen Polen nur vor der Pistole. Ich kochte für Tante und Mama Baldriantee."

„Marion, Marion," unterbrach Billy, „erzählen ist nicht deine Sache."

„Nein," sagte Marion, „du sollst ja erzählen."

Billy wurde ernst: „Ach so, dazu haben sie dich hergeschickt, gut. Laß die Vorhänge nieder und setze dich dort ans Fenster, sieh' mich nicht an!" Sie schloß die Augen und ihr Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an. „Ich ging fort in der Nacht, du weißt ich mußte. Es war auch ganz leicht. Ich konnte ihn nicht allein und beleidigt fortgehen lassen, ich wäre vor Mitleid gestorben. Und dann fuhren wir, es regnete, blitzte, endlich konnten wir nicht weiter. Wir stiegen in einem Kruge aus, da war ein Freund von Boris und ein alter Jude und eine Jüdin saß da und rührte sich nicht und sah mich an so wie Leute uns zuweilen in schrecklichen Träumen ansehen. Dann wurde gegessen und Champagner getrunken, Boris Freund sang und die Herren spielten Karten, aber da fing es an, da wurde alles anders, es wurde alles ganz traurig, und ich verstand nicht mehr warum ich da war. Ich ging ins Nebenzimmer und legte mich auf das Bett. Alles roch nach Staub und sehr schlechtem Parfüm, da waren furchtbare rote Kissen, irgendwo weinte ein Kind, alles war entsetzlich häßlich und traurig. Ich habe nicht geglaubt, daß etwas so häßlich sein kann. Boris kam herein. Auch er war ganz fremd. Hier bei den Berberitzen hatte er schon von Glücklichsein und Sterben gesprochen, aber dort, dort klang es furchtbar. Und er war böse und ging hinaus und ich stellte mich schlafend. Sag' Marion, könntest du lieben und tragisch sein oder glücklich sein und sterben, wenn eine der dicken grünen

Raupen, vor denen wir uns so fürchten, auf dich herunterfällt und über dich hinkriecht und du kannst sie nicht fortnehmen und sie kriecht immer über dich hin. Sieh', so war alles dort, alles. Als alles still wurde und Boris schlief, sprang ich aus dem Fenster und lief, lief."

— „Liebst du ihn nicht mehr?" fragte eine zaghafte Stimme von der Fensterniſche her. Billy schwieg einen Augenblick, dann rief sie leidenschaftlich: „Marion, frag' nicht solche Dinge. Ja, wahrscheinlich — — natürlich, hier werde ich ihn wieder lieben. Aber ich will nicht mehr davon sprechen, sie sollen mich nicht quälen. Geh', sag ihnen, was du willst, aber heute will ich Ruhe haben. Tante kann kommen und neben meinem Bett sitzen, aber sie darf nichts fragen, darf nicht von unangenehmen Dingen sprechen, sie kann von ihrer Jugend erzählen, wenn sie will."

Billy wandte ihr Gesicht der Wand zu und Marion schlich leise aus dem Zimmer.

Es dämmerte bereits, als Komtesse Betty zaghaft in das Zimmer ihres Bruders trat. Graf Hamilkar saß auf seinem Sofa ein wenig in sich zusammengesunken und schaute zum Fenster hinaus. „Nun Betty", sagte er ohne sich umzuschauen. Die alte Dame blieb vor ihm stehen, sie stützte sich mit den Händen auf die Lehne eines Stuhles, das bleiche Gesicht ihres Bruders erschreckte sie, es schaute so unnahbar böse drein, als sähe er da draußen vor dem Fenster auf etwas hinab, was er verachtete.

„Nun?" sagte er wieder.

„Sie hat es Marion gesagt", begann Komtesse Betty und sie erzählte leise, zögernd, die Stimme hatte etwas wunderlich Ratloses. „Das arme Kind," schloß sie, „ganz allein in der Nacht, was sie gelitten hat, der schlechte Mensch! Was sagst du Hamilkar?"

„Ich", sagte er und wandte sich seiner Schwester zu. Die Worte kamen jetzt überdeutlich, scharf und näselnd heraus. „Ich sage, Betty, was erziehen wir da für Wesen? die können ja nicht leben. Denen kann man ja das Ding, das wir Leben nennen, gar nicht anvertrauen. Ein Stubenmädchen, das zum Stallknecht schleicht und sich verführen läßt, weiß was es will, aber was wir da erziehen, Betty, das sind kleine berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern draußen umzugehen und wenn sie hinauskommen nicht atmen können. Das ist's, was wir erziehen, Betty."

„Ich verstehe dich nicht, Hamilkar," sagte die alte Dame, die ganz bleich geworden war, „sie ist ein Kind, sie weiß nicht, sie wird vergessen, die anderen werden vergessen, es wird alles gut werden. Gott hat sie behütet."

Eine leichte Röte stieg in das bleiche Gesicht des Grafen und eine starke Erregung machte ihn ein wenig atemlos: „Daß sie das nicht vergißt, dafür hat der interessante Herr gesorgt, dafür hat er gesorgt, daß diese lächerliche Tragödie an dem Mädchen hängen bleibt wie eine häßliche Krankheit. Er hat es für gut befunden sich dort in dem Judenkruge zu erschießen — da."

Er hielt seiner Schwester ein Papier hin, das er die ganze Zeit in seiner Faust gehalten und zu einem kleinen runden Ball zusammengeknittert hatte. Komtesse Betty nahm diesen kleinen Ball, mechanisch mit zitternden Fingern faltete sie das Papier auseinander, strich es glatt, versuchte zu lesen. Es waren einige Zeilen von Ladislas Worsky, in denen er Boris' Tod meldete. Eingeschlossen war ein kleiner Zettel, auf dem Boris geschrieben hatte: „An Billy. So gehe ich denn allein. Boris."

Komtesse Betty ließ das Blatt auf ihre Knie sinken und schaute vor sich hin gedankenlos, fast ausdruckslos, nur als der Graf jetzt böse auflachte, fuhr sie in furchtbaren Schrecken auf. „Das ist ein Abgang, was?" sagte er und er sprach jetzt schnell und keuchend: „Das sind diese Leute, die ihr Leben damit verbringen wie die Schauspieler vor dem Spiegel zu stehen und sich Gesten einzuüben für ein Publikum. Ich liebe — wie steht mir das. Ich bin unglücklich, ich sterbe — wie steht mir das, was werden die anderen dazu sagen. Tod und Leben — — — Toilettensache und ein hübsches Mädchen, das uns liebt, ist auch nur Toilettensache, wie eine Gardenie, die man sich ins Knopfloch steckt, und wir erziehen unsere Mädchen als Gardenien für solche nichtsnutzige Snobs. Und das heißt dann Liebe, mit diesem Worte werden sie gefüttert und betrunken gemacht. Schön herabgekommen diese Liebe und das Leben und das Sterben, wenn sie zu Affären für Kinderstuben und Snobs geworden ist." Er brach ab, die Erregung benahm ihm den Atem. Er lehnte sich müde zurück und schloß die Augen. Komtesse Betty weinte still in ihr Taschentuch hinein. Nach einer Pause begann der Graf wieder in seiner ruhigen langsamen Weise: „Weine nicht, Betty, ich bin heftig geworden, entschuldige." Komtesse Betty hob ihr tränenfeuchtes Gesicht zu ihm auf und sagte flehend: „Aber sie darf es heute nicht erfahren." Graf Hamilkar zuckte die Achseln — „Heute oder morgen, zu ihr und zu uns gehört das jetzt einmal." Komtesse Betty erhob sich, trocknete sich die Augen und meinte: „Hamilkar, wie bleich du bist, du solltest zu Bett gehen." Der Graf lächelte wieder sein verhaltenes gütiges Lächeln: „Ja, Betty, ich werde zu Bette gehen. In aller Not bleibt uns dieser Ausweg immer."

Billy hatte wieder tief und fest geschlafen, es mußte um Mitternacht sein, als sie erwachte, sie fühlte sich ausgeruht, wach und hatte Hunger. Den Tag über hatte sie ja böse alle Speise zurückgewiesen, sie überlegte, essen mußte sie. Sie entschloß sich zu der Mamsell Fräulein Runtze hinabzugehen und sich etwas geben zu lassen. Leise, um Marion nicht zu wecken, kleidete sie sich an, stieg in den unteren Stock hinab, um an die Tür der Mamsell zu klopfen. Es dauerte lange, bis Fräulein Runtze verstand, wer da bei ihr klopfte und als sie es verstand, war sie sehr erschrocken. „Ach Gott, Komtesse Billy! was gibt es denn? wieder ein Unglück? essen wollen sie? Na ja, das kommt davon, wenn man den ganzen Tag nichts essen will." Leise vor sich hin scheltend ging sie vor Billy her in die Speisekammer. Dort fand

sich kaltes Huhn und ein wenig Madeira. Billy begann heißhungrig zu essen. Als sie das Glas nahm und mit gespitzten Lippen von dem Madeira nippte, blinzelte sie über den Rand des Glases zur Mamsell hinüber, die vor ihr stand, das große Gesicht erhitzt vom Schlaf, eng von der weißen Nachthaube eingerahmt, die Mundwinkel ernst und unzufrieden herabgezogen.

„Nun Runtze, was sagen Sie zu dem allem?" fragte Billy.

„Mir hat es sehr leid getan," erwiderte die Mamsell kühl und förmlich.

— „Warum?"

Die Runtze wandte sich dem Holzgestelle zu, an dem die Würste hingen und begann mit der Hand sanft eine Wurst zu streicheln. „Nun ja," meinte sie, „eine Komtesse muß wie eine Mandel sein, die ich gut in warmes Wasser eingeweicht habe und aus der Schale prelle, schön weiß."

Billy hatte sich wieder über ihren Hühnerflügel gebeugt. „So, so," sagte sie während des Essens, „aber Bonnechose sagt, cette pauvre Runtze hat auch ihren Roman und ihre unglückliche Liebe gehabt."

Die Mundwinkel der Mamsell zogen sich noch tiefer und säuerlicher herab. „In unserem Stand passiert alles mögliche, dann liebt man eine Zeitlang und dann liebt man wieder nicht und hat seine Ruhe. Aber bei Herrschaften ist das anders. Wenn unten im alten Sofa in meinem Zimmer ein Loch im Überzuge ist, so ist mir das einerlei, ich stopfe das mal, wenn ich Zeit habe, aber oben die Herrschaftszimmer müssen blank sein, dafür sorge ich jeden Morgen."

„Er war doch ein Müller?" fragte Billy geschäftsmäßig.

— „Ja, Müller."

„Blond?"

— „Nein, rothaarig."

Billy, nun gesättigt, lehnte sich in ihren Stuhl zurück. „So, rothaarig, das kann ganz hübsch sein, und das Gesicht gepudert von Mehl und dazu das rote Haar. Aber jetzt bin ich fertig." Sie stand auf. „Ich danke Ihnen, Runtze, Ihr Essen war sehr gut."

„Das ist die Hauptsache," meinte die Mamsell, „man liebt, und dann liebt man wieder nicht, aber essen muß der Mensch immer."

Billy ging hinaus, aber zu ihrem Zimmer, das so voll beängstigender Träume war, mochte sie nicht hinaufsteigen. Sie ging den Korridor hinab bis zur Außentür, die in den Garten führte. Es war ja ohnehin die Stunde, in der sie umzugehen pflegte in letzter Zeit. Sie kam sich selber geisterhaft und unheimlich vor. Allein der Garten war köstlich, heimatlich. Ein Stück Mond und sehr helle Sterne standen am Himmel. Der Nebel war von der Wiese bis in den Garten gekommen. Er schlich über die Rasenplätze und die Beete. Die Blumen standen schwarz in den weißen Schleiern. Eine sehr starke Freude wärmte Billys Herz, als sie fand, daß diese vertraute Wirklichkeit hier auf sie gewartet hatte und daß sie wieder zu all diesem gehörte. Sie

ging die Kieswege entlang, sie fuhr mit der Hand den Rosen und Georginen über die taufeuchten Köpfe, sie aß von den Johannisbeeren, sie stand unter den Berberitzen und atmete den feuchten Erdgeruch ein, der aus der alten Kiste dort aufstieg. Aber wie sie so ging, kam eine stärkere Erregung über sie. All diese Orte sprachen von Boris, sie sah ihn, sie fühlte ihn wieder und die Sehnsucht nach ihm machte sie wieder elend und krank. Langsam war sie wieder zum Hause zurückgekommen, stand vor der still verschlafenen Gartenfassade, sah wieder Boris auf der Gartenveranda stehen oder die Gartenwege hinabgehen und mit den verträumten Augen in die Abendsonne sehen, sie hörte ihn wieder mit der feierlichen, singenden Stimme über den Schmerz um das Vaterland sprechen. Wie würde sie ohne all das weiterleben können? Plötzlich fiel ihr auf, daß es durch das schlafende Haus wie eine lautlose Unruhe ging. Da war Licht in Lisas Fenster und hinter den Vorhängen bewegte sich Lisas Schatten hin und her. Billy erkannte deutlich die Gestalt im langen Nachtkleide und dem über den Rücken niederhängenden aufgelösten Haar. Warum schläft sie nicht, dachte sie, warum geht sie umher, es ist doch meine, nicht ihre Liebesgeschichte. Aber nebenan Tante Bettys Fenster war auch erleuchtet. Da war auch der Schatten von Tante Bettys großer Nachthaube und neben ihr noch eine große Nachthaube. Wie die beiden Nachthauben sich leise zueinander bewegten, wackelten und zitterten. Warum schliefen sie alle nicht? War es ihretwegen? Und dort auf der anderen Seite, auch hier Licht, auch hier hinter den Vorhängen ein ruhelos auf- und abgehender Schatten. Jetzt näherte sich der Schatten dem Fenster, der Vorhang wurde aufgezogen, das Fenster geöffnet, Billy sah, wie ihr Vater sich hinausbeugte, mit den Händen riß er das Hemd auf der Brust auseinander, in dem kargen Mondlicht schien sein Gesicht ganz weiß, nur der geöffnete Mund und die Augen legten schwarze Schatten hinein. So stand er da und trank gierig und angstvoll die Nachtluft ein. Billy wich hinter die Burbaumhecke zurück. Es fröstelte sie vor Angst. Mein Gott, was hatten sie alle! War es nicht, als sei sie gestorben und als schliche sie nun als Geist ums Haus, um zu sehen, wie sie da drinnen alle um sie trauerten. Vorsichtig sich im Schatten haltend ging sie zu der Ahornallee hinüber. Es trieb sie von dort aus zu dem Balkon und dem Fenster ihres Zimmers hinaufzuschauen. Auf der Bank, ihrem Fenster gegenüber, saß jemand und schlief, den Kopf auf die Brust gesenkt. Es war Moritz. Billy blieb vor ihm stehen. Der gute Junge, hier hatte er gesessen und zu ihrem Fenster aufgeschaut und dieser Gedanke gab ihr das Gefühl einer angenehmen, warmen Geborgenheit. Moritz wurde unruhig, schlug die Augen auf und sah sie an. „Ach, Billy, du", sagte er, als hätte er sie erwartet. Billy lächelte ihn an. „Hast du hier gesessen, Moritz, um zu meinem Fenster aufzusehen?"

„Ja", erwiderte Moritz verdrossen.

„Das ist gut", sagte Billy. Sie setzte sich neben ihn auf die Bank und lehnte sich leicht gegen seinen Arm. „Liebst du mich noch?"

„Ja," erwiderte Moritz im selben verdrossenen Tone, „aber das kann dir ja gleichgültig sein."

„Ach nein," meinte Billy klagend, „das ist sehr wichtig, ich komme mir vor wie gestorben, und wenn man sehr geliebt wird, dann — — dann wird man, glaube ich, wieder lebendig."

Moritz schwieg einen Augenblick, und als er zu sprechen begann, da machte eine große Erregung seine Stimme stockend und ungelenk. „Ach, Billy, wenn ich dir helfen könnte."

„Wie kannst du das, Moritz", antwortete Billy und er hörte ihrer Stimme an, daß sie weinte. „Ich — — ich — sehne mich so schrecklich nach Boris." Der Arm, an den sich Billy lehnte, zitterte ein wenig, es war, als strafften sich die Muskeln an ihm.

„Der — —" zischte Moritz mit geschlossenen Zähnen, „du darfst an den nicht denken ... wie konnte er dir das antun ... er durfte nicht sterben ... und nicht so sterben, und wenn das Leben ihm auch noch so ekelhaft war ... das tut man nicht, wenn man liebt, das war gemein."

Es wurde einen Augenblick ganz still. Moritz fühlte nur, wie der Mädchenkörper sich ein wenig schwerer an ihn lehnte. Endlich begann Billy, und es klang wie die leise Klage eines Kindes: „Ist er tot?"

„Wie, Billy, du wußtest nicht — —"

„Doch, ich wußte es, ich fühle jetzt, daß ich's gewußt habe, die ganze Zeit — und schon damals dort, als ich von ihm fortging." Sie schwieg eine Weile, es wurde so still, daß sie den Nachttau in den Blättern rascheln hörten. Plötzlich richtete Billy sich auf, sie stand vor Moritz, weiß und aufrecht, sie strich sich das Haar aus der Stirn, Mondlicht lag auf ihrem Gesicht das wunderlich bleich und ruhig schien, und in fast geschäftsmäßigem Tone sagte sie: „Kommst du mit, Moritz?"

„Wohin willst du, Billy?"

„Ich muß doch zu ihm, das siehst du ein; ich habe ihn doch schon einmal verlassen. Er darf doch dort nicht allein in der schrecklichen Stube sein. Die Jüdin sieht ihn an und die Kinder stehen in der Tür. Nein, ich will ihn nicht wieder verlassen, aber wieder allein durch den Wald — bitte, Moritz, komm mit." Sie schwankte ein wenig, stützte sich auf Moritz' Schulter und sank dann still und schwer vor ihm nieder. —

Billy war lange krank gewesen. Jetzt an einem sonnigen Septembernachmittage durfte sie zum ersten Male in den Garten hinaus. Auf dem Rasenplatze unter dem Birnbaum saß Billy in Tücher gehüllt, das Gesicht schmal und durchsichtig blaß, in den Augen den träge genießenden Blick der Genesenden, der gern lange auf den Gegenständen ruht. Auf dem anderen Rasenplatz lag Lisa auf ihrem Liegstuhl, Madame Bonnechose saß neben

ihr und strickte an einem roten Kinderstrumpf. Komtesse Betty und Marion liefen beständig an den Georginenreihen entlang zwischen dem Hause und den Rasenplätzen hin und her. Graf Hamilkar machte seinen Nachmittagsspaziergang. Er ging langsam den Gartenweg entlang, stützte sich schwer auf seinen Stock, zuweilen blieb er stehen, roch in den Duft des reifen Obstes, der Blumen und der welkenden Blätter hinein und machte ein ernstes, böses Gesicht, ja er ärgerte sich. Hier lagen nun diese beiden schönen Wesen, vom Leben geknickt, zerzaust, hinterlistig angefallen. Warum? Warum diese Barbarei? Warum diese Verschwendung? Er zog die greisen Augenbrauen unzufrieden empor und blinzelte zum Waldrande hinüber, der dort fern in violettem Dufte lag. War sie nicht vielleicht ein Mißverständnis, sein Mißverständnis, diese hübsche Kultur, die er sorgsam um sich und die Seinen eingehegt hatte? Konnte man hier leben lernen? Als er an Lisa vorüberging, hörte er sie in ihrer elegischen Weise sagen: „Ich glaube nicht, daß Billy einen großen Schmerz verstehen kann, daß sie ihn genießen kann, denn man muß auch seinen Schmerz genießen können."

„Genießen, ma chère, quelle idée," meinte Madame Bonnechose, ohne von ihrem Strickstrumpf aufzusehen.

Der Graf ging weiter und blieb vor Billy stehen. „Nun, wie geht es?" fragte er ein wenig streng. Billy errötete. „Danke, Papa, gut. Ich wollte dir etwas sagen."

„So, so." Der Graf setzte sich auf einen Gartenstuhl seiner Tochter gegenüber und schaute sie aufmerksam an.

„Ich wollte dich fragen," begann Billy und schaute hinauf in den Birnbaum hinein, „ich wollte dich fragen, ob du mir verziehen hast?"

„Ja, gewiß," antwortete der Graf langsam, als gälte es, ein Problem zu lösen. „Wenn wir jemandem verzeihen, so wünschen wir ihm damit über etwas, das er erlebt oder getan hat, hinwegzuhelfen. Dieses ist nun hier natürlich mein lebhaftester Wunsch."

Befriedigt lehnte Billy ihren Kopf zurück und bewegte ihn sachte auf dem Kissen hin und her wie Fieberkranke zu tun pflegen. „Wenn wir krank sind", meinte sie, „geht die Zeit, glaube ich, schneller; es liegt so weit, das, was vor der Krankheit war. Mir scheint es, als hätte ich in dieser Zeit der Krankheit so viel getan, besonders bin ich viel gegangen, immer gehen, immer unterwegs und immer solch wunderbar fremde Wege. Ich erinnere mich von all dem nicht mehr viel, nur eins weiß ich noch, ich ging auf einer gelben Landstraße und vor mir her ging jemand und vor diesem wieder jemand und so fort, viele Gestalten und sie trugen alle meinen braunen Regenmantel und mein Musselinkleid mit dem rosa Nelkenmuster, es waren überhaupt lauter Billys und ich wußte, es kommt darauf an, daß ich die Billy, die vor mir herging, einhole. Das schien mir sehr wichtig."

„Hm!" bemerkte der Graf, „ein interessanter Traum. Das sind unsere

Spiegelbilder, die sich im Traume emanzipieren. Und jetzt," er lächelte seine Tochter an, „jetzt meinst Du, Du hast diese andere Billy erreicht."

Billy schaute noch immer zum Birnbaum hinauf und wiegte sachte den Kopf. „Jetzt bin ich ganz glücklich", sagte sie sinnend, „aber vielleicht darf das nicht sein. Lisa sagt, wer einen großen Schmerz hat, soll davor stehen wie ein Soldat auf der Wacht."

Graf Hamilkar schob ärgerlich seine Unterlippe vor und sagte scharf: „Vor seinen Torheiten zu stehen wie der Soldat auf der Wacht, ist jedenfalls nicht empfehlenswert."

Billy schien ihn nicht zu hören. Sie sprach noch immer verträumt zu den kleinen goldgelben Birnen hinauf, die über ihr hingen: „Und untreu sein, untreu sein ist so furchtbar häßlich."

Der Graf beugte sich vor, hob seinen ausgestreckten Zeigefinger in den Sonnenschein hinauf und sprach langsam und eindringlich: „Meine Tochter, dafür daß wir unseren traurigen oder törichten Erlebnissen nicht untreu werden, treu bleiben, ist gesorgt. Die laufen uns ohnehin nach. Wir werden vielleicht immer andere und das ist gut. Aber das Konto bleibt dasselbe. Um auf Deinen merkwürdigen Traum zurückzukommen, wenn die eine Billy glücklich die andere Billy erreicht hat, so kannst Du sicher sein, daß die alte Billy der neuen Billy alles mit auf den Weg gibt, woran sie selber zu tragen hatte. Das ist nun mal nicht anders."

„Alles — für immer" sagte Billy leise und sie sah ihren Vater mit einem Blick so hilfloser Angst an, daß er die Augen niederschlug, denn ein starkes Mitleid verursachte ihm einen fast körperlichen Schmerz.

„Nun, nun", lenkte er ein, „wenn man so viele Billys wie du vor sich hat, so kann es nicht fehlen, daß auch noch manches Gute mit auf den Weg genommen wird."

„Nicht wahr, es muß noch sehr viel Gutes kommen", rief Billy. Überrascht schaute der Graf auf. Er sah, daß Billy die Arme erhoben und die gefalteten Hände auf ihren Scheitel gelegt hatte. Sie lächelte dabei ein wunderbar erwartungsvolles Lächeln. „So, so", murmelte er, „na ja dann — —." Er erhob sich, strich flüchtig mit zwei Fingern über Billys Wangen und ging wieder langsam den Gartenweg hinauf. Was sollte er da noch trösten. Dieses Kind war ihm mit seinem Glauben an das Leben weit voraus, da hatte er nicht mehr mitzusprechen. Er setzte sich auf die Bank am Rande der Wiese, er wollte sich sonnen. Wie sie das Leben liebten, diese armen Kinder, wie sie ihm vertrauten. Ja das will es, geliebt werden um grausam zu sein. Vielleicht eine gute Methode, immer vorausgesetzt, daß das einen Zweck hat. Er strich sich sachte mit der Hand über die Stirn und die Augen, wenn nur das Mitleid nicht so ermüdend wäre, immer das Leben der anderen mitleben, obgleich — dreiviertel unseres Lebens liegt irgendwo im Leben der anderen. Können wir das nicht mitmachen, so bleibt uns nur ein Viertel, das ist für den

Rausch zu wenig, das ist fast Nüchternheit. Schön, schön, Nüchternheit bringt gewöhnlich Verstehen, nur ist es hier mit dem Verstehen so eine Sache. Er kniff die Augenlider zusammen als wolle er das grelle Gold des Nachmittagslichtes in seinen Augen sammeln und zerdrücken. Wie war es doch, er wollte sich auf einen homerischen Vers besinnen. Das Gedächtnis ließ ihn auch im Stich, wie heißt es dort wo Hektors Seele laut jammert, weil sie das liebe Leben lassen muß. Er kam nicht darauf. Armer Teufel übrigens, mitten aus dem Rausch heraus. Eine der großen Mücken kam jetzt mit leise schnurrendem Fluge an Graf Hamilkar vorübergeflogen. „Srrr" machte er mit den Lippen und lächelte ein wirklich heiteres Lächeln, während er zuschaute, wie dieses wunderliche Bündel von Florflügeln und Goldfäden durch den Sonnenschein taumelte. Verrückt vor Leben, dachte er, wenn das nur alles einen Sinn hat. Immerhin, es ist mehr Chance für Sinn als für Sinnlosigkeit, obgleich — bin ich eine Zahl in der großen Rechnung, so habe ich zwar einen Sinn, aber das Resultat unter dem schwarzen Strich braucht mir deshalb noch lange nichts zu bedeuten. Es käme darauf an, eine Zahl im Resultat unter dem Strich zu sein. Übrigens erschöpfte das Denken ihn. Warum mußte immer gedacht werden, auch so ein Vorurteil. Nicht denken, atmen. Er lehnte sich zurück und öffnete ein wenig den Mund. Das Atmen könnte auch eine leichtere und einfachere Angelegenheit sein. Er fror, er mußte wohl wieder ein wenig gehen, er wollte sich erheben; aber die Beine trugen ihn nicht. Er streckte die langen Arme aus als wollte er in den Sonnenschein hineingreifen und sein Gesicht nahm einen ärgerlichen angstvollen Ausdruck an, dann fiel er zurück, wurde ganz still, sank in sich zusammen, ein wenig schief über die Seitenlehne der Bank hin, in jener müden Bewegung, die der erste Augenblick des Todes dem Menschen gibt, bevor die kühle Strenge kommt. Die Sonne stand schon tief und badete die schweigende Gestalt in rotes Licht, ein leichter Wind bewegte ein graues Haarbüschel an der bleichen Schläfe, die große Mücke flog wieder schnurrend zurück an der jetzt regungslosen weißen Nase vorüber. Ringsum fielen die reifen Früchte schwer in den Rasen und ließen für einen Augenblick das Wetzen der Feldgrillen verstummen. Drüben aber unter dem Birnbaum saß Billy, schaute mit fieberblanken Augen in die Abendsonne und lächelte noch immer ihr erwartungsvolles verlangendes Lächeln.

Gedanken über die Entstehung des Raumes/ von J. v. Uexküll

Wenn heutzutage ein Naturforscher aufgefordert würde, das Wesen der Lehre Kants in der uns geläufigen Sprechweise wiederzugeben, so wird er antworten müssen: „Kant hat uns gelehrt, daß unsere Seele ein Organismus ist."

Freilich ein immaterieller Organismus, der in vielen Grundzügen von allem Bekannten abweicht — aber dennoch ein Organismus. Bei jedem lebenden Organismus finden wir drei Grundelemente, die nach einem gemeinsamen Plane ineinandergreifen. Das sind 1. die dauernden Strukturteile, 2. die wirkenden Kräfte, 3. die äußeren Eindrücke. Denn die Aufgabe, die alle Organismen erfüllen müssen, besteht darin, äußere Einwirkungen aufzunehmen und zu verarbeiten.

Diese drei Grundelemente hat Kant auch in unserer Seele nachgewiesen. Er fand eine überall wirksame Urkraft, die er nach ihren Leistungen die produktive Einbildungskraft nannte. Nach unserem heutigen Sprachgebrauch werden wir produktive Bildungskraft sagen. Diese Kraft besitzt die Fähigkeit, zahlreiche und verschiedenartige Teile zu einem neuen einheitlichen Ganzen zusammenzufassen.

Am deutlichsten zeigt sich diese Wirkung bei der Bildung der Gegenstände. Die Elemente, aus denen sich alle Gegenstände ohne Ausnahme aufbauen, sind unsere Sinnesempfindungen. Sie haben als das äußere Grundelement zu gelten, sie sind die Eindrücke, die verarbeitet werden sollen.

Die Sinnesempfindungen werden von der Bildungskraft ergriffen und zu einer neuen Einheit geformt.

Wie das flüssige Metall einer bereitstehenden Form bedarf, in die es einfließen muß, um Gestalt zu gewinnen, so gibt es in der Seele feststehende Regeln, nach denen diese Neuformung der Sinnesempfindungen von statten geht, damit ein bestimmter Gegenstand Gestalt gewinne. Diese feststehenden Regeln sind ein dauernder Bestandteil der Seele. Sie dürfen mit den Strukturteilen der materiellen Organismen verglichen werden.

Auf welche Weise diese Strukturteile der Seele beim Kinde entstehen, ist eine Frage für sich, die uns hier nicht beschäftigen soll. Wir haben es hier nur mit den fertigen Bildungsregeln zu tun, welche von der produktiven Bildungskraft zum Aufbau der Gegenstände benutzt werden.

Die Bildungsregeln besitzen die meiste Ähnlichkeit mit Melodien, nur daß sie keine Töne, sondern Raumempfindungen zu einer neuen Einheit formen.

Daß sich die Bildungsregeln nur auf die räumlichen Empfindungen beziehen, dafür erlebte ich ein charakteristisches Beispiel. Ein kleines Mädchen von nicht ganz zwei Jahren, das den größten Teil seines Erdendaseins in einem Tannenwalde verbracht hatte, reiste mit seinen Eltern an die See. Am ersten Tage

wurde ihm eine gebackene Seezunge zum Frühstück gebracht. Die Kleine folgte der Zerlegung des Fisches mit Aufmerksamkeit und als die Gräte zum Vorschein kam, rief sie: „Dies Tannenbaum". Nicht die Größe, noch die Farbe war ausschlaggebend, sondern nur das räumliche Verhältnis vom Stamm zu den Ästen: Die Fischgräte bildete keinen neuen Gegenstand, sondern war ein kleiner weißer Tannenbaum.

Die Anzahl der von uns verwendeten Bildungsregeln gibt auch die Anzahl der Gegenstandsarten an, die wir zu unterscheiden vermögen. Die Zahl der einzelnen Gegenstände einer Art wird aber dadurch gar nicht eingeschränkt. Wenn diese regellos auf unser Bewußtsein eindringen könnten, so würden sie unsere Seele in Verwirrung bringen.

Welche Mittel wendet unsere Seele an, um dem vorzubeugen? Wenn wir uns in unserem Milieu umsehen, so gewahren wir, daß alle Gegenstände, die uns umgeben, entweder vor oder hinter uns — über oder unter uns — links oder rechts von uns gelegen sind. Ein jeder Gegenstand ruft durch seine Lage drei Richtungsempfindungen in uns hervor, die mehr oder minder stark gleichzeitig in uns anklingen. Die drei Paare von Richtungsempfindungen tragen wir immer mit uns herum und passen alle Gegenstände, die wir sehen oder fühlen, in sie hinein.

Die produktive Bildungskraft vereinigt auch diese Empfindungen wie alle Sinnesempfindungen nach einer sehr allgemeinen Regel zu einer neuen Einheit, die kein Gegenstand ist, weil jeder Gegenstand eine Umgrenzung verlangt. Diese Einheit ist aber doch eine Anschauung mit objektiver Realität — wir nennen sie Raum.

Der Raum geht jeder Bildung von Gegenständen voraus. Er ist stets vorhanden, sobald wir unsere Aufmerksamkeit unserem Milieu zuwenden. Er übernimmt es, die Gegenstände ihrer Lage nach zu ordnen. Kant erklärte deshalb den Raum für ein Strukturelement unserer Seele, das unabhängig von allen äußeren Einflüssen auf unsere Sinnesorgane entstünde und bloß als Einteilungsmittel für die Gegenstände diene.

Die Folge hiervon war, daß den Wissenschaften, die sich mit reinen Raumgrößen befassen, ein Platz außerhalb aller Erfahrung angewiesen wurde. Denn zur Erfahrung gehört stets eine äußere Einwirkung, die in uns Sinnesempfindungen erzeugt. Nun schien bisher die Erzeugung der Raumanschauung ein rein seelischer Vorgang zu sein, da die Grundempfindungen der drei Richtungen in Raum in unserer Seele fertig vorgebildet vorhanden sind und zu ihrer Entstehung keines äußeren Anlasses bedürfen.

Diese Auffassung läßt sich heute nicht mehr halten, seitdem es Cyon gelungen ist, den Beweis zu erbringen, daß die Richtungsempfindungen, aus denen der Raum aufgebaut wird, echte Sinnesempfindungen sind. Cyon verdanken wir die schöne Entdeckung, daß ein Teil des Ohrlabyrinths die Fähigkeit besitzt, bei seiner Erregung die besprochenen Richtungsempfindungen in uns hervorzurufen.

Es handelt sich dabei um die merkwürdigen „halbzirkelförmigen Kanäle" oder „Bogengänge" des Ohres. Das sind drei kleine hohle Knochenringe, die wie die drei Flächen an der Ecke eines Würfels rechtwinkelig zusammenstoßen und an der Ecke ineinander einmünden.

Unser Kopf läßt sich bekanntlich durch drei Ebenen, die durch den anatomischen Bau bedingt sind, zerlegen: Eine sagittale, die den Kopf von oben nach unten spaltet und, indem sie vorne zwischen den Augen, dem Nasenrücken entlang läuft, den Kopf in eine linke und eine rechte Hälfte trennt — eine transversale, die gleichfalls von oben nach unten gehend, den Kopf in eine vordere und hintere Hälfte teilt — eine horizontale, die den Kopf in eine obere und eine untere Hälfte zerlegt.

Die Ebenen zerlegen den Kopf in Paaren von vier Sektoren, vier obere und vier untere, vier linke und viere rechte usw., die in der Mitte wie acht Würfel mit ihren rechtwinkligen Ecken zusammenstoßen. In die Flächen der beiden vorderen der oberen vier Sektoren denke man sich die Bogengänge gelagert. Dann erhält man jederseits ein dreifaches Röhrensystem, das aus einem sagittalen, einem transversalen und einem horizontalen Kanal gebildet wird. Diese beiden Röhrensysteme stoßen in Wirklichkeit nicht aneinander, sondern sind seitlich in die Ohren hineinverschoben ohne im übrigen ihre Beziehungen zu den Teilungsebenen zu ändern.

Die Erregung dieser drei Kanäle soll nach Cyon in uns die drei Richtungsempfindungen erwecken. Gleichgültig welches Ohr man beobachtet, immer soll die Erregung des sagittalen Kanals die Empfindung vorn bezw. hinten hervorrufen — die Erregung des transversalen Kanals die Empfindung oben bezw. unten auslösen. — Die Erregung des horizontalen Kanals gibt die Empfindungen rechts bezw. links.

Die Bogengänge dienen cum grano salis als ein Koordinatensystem, in dessen Mittelpunkt unser „Ich" postiert ist. Wie jeder Punkt im mathematischen Raum durch seine Beziehungen zu drei Koordinaten bestimmt ist, so wird die Lage eines jeden Gegenstandes durch die gleichzeitig aber in verschiedener Intensität anklingenden drei Richtungsempfindungen im wirklichen Raum sichergestellt. Wenn wir z. B. von einem Gegenstande sagen, er liegt sehr weit nach vorn, ein wenig nach links und unten, so ist seine Lage sehr vollständig beschrieben.

Wie kommen wir gerade zu einem solchen Apparat und wie behelfen sich die Lebewesen, die keinen solchen Apparat besitzen, ohne ihn?

Diese Frage können wir niemals vollständig beantworten, weil uns die Seelen der Tiere unbekannt sind. Wir können aber die eigene Seele in ein beliebiges Tier hinein projizieren und sehen, wie sie sich mit den primitiven Sinneswirkungen behelfen wird. Denken wir uns z. B. in eine Libelle hinein, deren Gehirn noch so einfach gebaut ist, daß es nur zur Erzeugung weniger Bildungsregeln die Möglichkeit bietet, so wird auch unsere Seele nur

wenige Gegenstände wahrnehmen können. Außer den paar Beutetieren und den eigenen Artgenossen erblicken wir im übrigen nur Graswerk, Strauchwerk und Wasser. (Es gibt ja auch Menschen, die nicht viel mehr sehen.) Diese Gegenstände sind leicht geordnet. Eine Bewegung des Kopfes in der Horizontalen und eine zweite in der vertikalen verbindet jeden Gegenstand mit zwei Bewegungsempfindungen. Damit ist die nötige Ordnung hergestellt. Um die Richtung vorn und hinten wahrzunehmen, muß man sich des freien Fluges bedienen.

Wir ordnen die Gegenstände unseres Milieus durch die Bewegungen unserer Augen, aber an Stelle der Bewegungsempfindungen springen gleich die viel präziseren Richtungsempfindungen der Bogengänge ein. Man hat sich den Mechanismus, der unsere Augen mit den Bogengängen verbindet, so zu denken, daß jede Verkürzung der Augenmuskeln auf nervösem Wege eine Erregung in dem entsprechenden Kanal hervorruft, welche ihrerseits eine an den Kanal gebundene spezifische Richtungsempfindung in unserer Seele hervorruft. Gleitet der Augapfel nach links, so reizen die dabei verkürzten linken Muskeln die Horizontalkanäle. Gleitet er nach oben, so reizen die oberen Muskeln die Transversalkanäle. Die Muskelanspannung, die bei der Tiefenwahrnehmung die Augenachsen zusammenführt, dient zur Erregung der Sagittalkanäle.

Durch das Einspringen der Bogengänge, die beim Anschauen eines Gegenstandes die Stellung des Augapfels notieren, wird zugleich die Lage des Gegenstandes im Raum festgehalten. Dadurch wird der Augenapparat ganz bedeutend entlastet. Die Ordnung der Gegenstände, die sonst den Augenmuskeln und den von ihnen erzeugten Bewegungsempfindungen überlassen bliebe, wird jetzt von einem anderen Sinnesorgan übernommen, das ganz spezifische zum Ordnen geeignete Empfindungen zu erzeugen vermag.

Wird ein Tier seiner Bogengänge beraubt, so müssen die Augenbewegungen als ordnendes Hülfsmittel wiederum allein verwendet werden. Das geschieht anfangs durch heftig pendelnde Bewegungen des Kopfes und der Augen in der Richtung, die bisher vom fehlenden Bogengang versorgt worden war. Werden bei einer Taube alle sechs Bogengänge entfernt, so stellt die Taube ihren Kopf mit der Schädeldecke nach unten ein. Sie erreicht dadurch, daß die Bilder der Gegenstände in ihrer Netzhaut in bezug auf ihren Körper aufrecht zu stehen kommen. Dies kann als Beweis dafür dienen, daß die umgekehrten Netzhautbilder für gewöhnlich durch das Eingreifen des Bogenapparates gerade gerichtet werden.

Die Anordnung, welche die Gegenstände im Raum durch die Richtungsempfindungen der Bogengänge erfahren ist eine rein subjektive. Sie bezieht die Lage der Gegenstände nur auf den Beschauer und auf nichts außer ihm. Selbstverständlich ist dabei die Richtungsempfindung oben oder unten ebenso subjektiv wie die Empfindung links oder rechts. Oben und unten heißt auf meine Person bezogen in der Richtung meines Scheitels bezw. meiner Füße

gelegen. Wenn ich liege, ist dieses subjektive Oben gar nicht mehr oben im objektiven Sinne, d. h. wenn oben auf den Erdmittelpunkt bezogen wird.

Es gibt also zwei Empfindungen für die Richtung Oben, eine subjektive und eine objektive, die ich ganz gut voneinander trennen kann, wenn ich mit geschlossenen Augen bei gesenkter Stellung des Kopfes meine Aufmerksamkeit bald der einen, bald der anderen zuwende. Diese zwiefache Empfindung Oben ist meines Erachtens von Cyon nicht genügend in Rechnung gezogen worden.

Verdanken wir das subjektive Oben den Transversalkanälen, so stammt das objektive Oben von den sogenannten Statolithen oder Goltzschen Körperchen. Das sind kleine Steinchen, die auf feinen Haaren balancieren und durch ihre Schwere immer auf jene Haare drücken, die bei der jeweiligen Lage des Kopfes zu unterst stehen.

Der Statolith, den man einen „Kompaß des Erdmittelpunktes" nennen kann, ist in der Tierreihe weit verbreiteter als die Bogengänge. Aber auch er fällt bei den einfachsten Tieren fort, deren Sinnesorgane und Zentralnervensystem selbst unserer Seele keine Möglichkeit bieten würden, irgendwelche Gegenstände zu bilden. Nur einzelne Empfindungen würden in unserer Seele entstehen, die keinerlei räumlicher Ordnung, weder subjektiver noch objektiver Art bedürfen. Zum Ausbalancieren der Last des eigenen Körpers bei kriechenden und gehenden Tieren genügen die Muskeln vollauf, die eine feine, automatisch wirkende Regulierungsvorrichtung zum Tragen von Lasten besitzen.

Bei freischwimmenden Tieren tritt meist ein Statolith hinzu, der die Muskeln beim Balancieren des Körpers unterstützt. Später gewinnt er Beziehung zu den Augenmuskeln und beeinflußt nun außer der Stellung des eigenen Körpers zum Erdmittelpunkt auch die Stellung der Retina zu den Gegenständen. Dies ist die Anordnung bei vielen Krebsen. Bei den Insekten genügen die Augen allein, denn ihre Retina besitzt die Fähigkeit, die Verschiebung eines Bildes als Reiz den Halsmuskeln zuzusenden, die dann für eine scharfe Neueinstellung des Bildes sorgen. Die Muskeln, besonders der Flugapparate genügen zum Ausbalancieren des Körpers. Somit können die Insekten die Statolithen entbehren. Die allerniedersten Wirbeltiere besitzen außer den Augen und den Statolithen noch einen; dann zwei Bogengänge. Die überwältigende Mehrzahl aber verfügt über das wohlausgebildete dreifache Kanalsystem. Der Statolith tritt nun in engste Beziehung zum Kanalsystem. Dieses dient, wie bereits hervorgehoben, zur Entlastung des Bewegungsapparates der Augen, dessen Einstellung von allen drei Bogengängen gleichzeitig nach Art eines Koordinatensystems notiert wird. Dadurch wird die Lage eines jeden Gegenstandes durch eine neue Kombination von nervösen Erregungen dem Gehirn gemeldet. Der Statolith gibt gleichzeitig die Verlagerung des ganzen Koordinatensystems von der Lotrechten kund. Unsere Seele kennt dementsprechend vier Arten von Sinnesempfindungen, die sich auf den Raum beziehen. Das sind 1. die

Lokalzeichen, darunter versteht man jene präzisen Richtungsempfindungen, die immer mitklingen, wenn unsere Retina eine Licht- oder Farbenempfindung uns vermittelt. Sie dienen zum Aufbau der Gegenstände. 2. die Bewegungsempfindungen der Augenmuskeln. 3. die drei Paare allgemeiner Richtungsempfindungen, die von den Bogengängen erzeugt werden und aus denen die produktive Bildungskraft die Anschauung „Raum" bildet. 4. die vom Statolithen vermittelte Richtungsempfindung für das objektive „Oben".

Wie man sich das Zusammenarbeiten dieser verschiedenen Empfindungen zu denken hat, habe ich schon auseinanderzusetzen versucht. Ebenso die Rolle, die die Bogengänge dabei spielen. Die Aufgabe der Bogengänge ist aber damit keineswegs erschöpft. Die Bogengänge vermögen als allgemeiner Raumsinnesapparat für die gesamte willkürliche Körpermuskulatur zu dienen, indem sie die Bewegungsrichtung aller Gliedmaßen genau so notieren, wie die des Augapfels. Dadurch wird die Lage unseres Körpers und unserer Gliedmaßen in direkte Beziehung zu der Lage der Gegenstände gebracht.

In der Tat bewirken wir unsere Körperbewegungen immer mit dem Umweg über den Raumsinnesapparat. Niemals verkürzen wir einen bestimmten Muskel willkürlich, sondern wir führen stets nur Gliedmaßen-Bewegungen in den drei Richtungen des Raumes aus. Durch den Raumsinnesapparat sind wir über die Lage der Gegenstände im Raum orientiert und in diesen Raum hinein beschreiben wir unsere Bewegungen.

Dieses höchst merkwürdige Sinnesorgan liefert uns das gemeinsame Feld, in dem die Gegenstände leben und in dem sich unsere Bewegungen abspielen — den Raum.

Barbaren/ von Hermann Bahr*

In jeder Zeit gibt es Worte, die unbesehen verehrt werden. Sie gelten überall, man fragt gar nicht erst nach den Gründen ihrer Macht. Werden sie nur ausgesprochen, so sind sie schon anerkannt. Als wir aufwuchsen, waren „Kultur" und „Zivilisation" solche Worte. Was die Kultur oder die Zivilisation zu fordern schienen, war eben dadurch schon als notwendig bewiesen, was verdächtig schien, die Kultur oder die Zivilisation zu gefährden, eben dadurch schon widerlegt. Man stritt vielleicht darüber, ob etwas wirklich im Interesse der Kultur und der Zivilisation oder wirklich zum Schaden der Kultur und der Zivilisation sei, aber daß man dieses Interesse hegen, solchen Schaden verhüten müsse, darüber gab es keinen Streit und keiner hätte gewagt, etwas um den Preis der Kultur oder der Zivilisation zu fordern, als ein so wichtiges und wertes Gut, daß er bereit sei, dafür selbst die Kultur oder die Zivilisation oder wenigstens einen Teil von ihnen einzusetzen. Dies hätte man damals undenkbar gefunden, vor jenen Worten schien auch das kühnste Denken selbst in Ehrfurcht Halt zu machen; und jeden, der sich von ihnen nicht binden ließ, hätte man einen wahren „Barbaren" genannt. Das gehörte nämlich damals auch zu den Worten, welche bloß geläutet zu werden brauchen, um alle zu versammeln. Als man anfing, den Staat an seine Pflichten gegen die Arbeiter zu mahnen, war es das stärkste Argument, daß sonst aus diesen Enterbten Barbaren entstehen könnten; Rodbertus hat immer mit diesen neuen Barbaren gedroht und es schien für jeden ausgemacht, alles aufzubieten, um uns davor zu bewahren. Hätte damals einer gesagt: Laßt doch die Barbaren kommen! oder gar: Ja, ich bin ein Barbar, ich will einer sein, weil ich unsere ganze Kultur und Zivilisation nicht mag oder weil sie mir wenigstens ihre Kosten nicht wert scheint und weil mir jedenfalls der Mensch selbst, der lebendige Mensch, wichtiger ist als irgend ein Werk von ihm!, so würde kaum irgend jemand auch nur begriffen haben, wie sich denn solche Gedanken in einem menschlichen Kopf einstellen können, und man hätte sich auch ihrer bloßen Erörterung entzogen. Bei allem Widerstreit der Meinungen gibt es ja in jeder Zeit doch solche, an welchen für jeden, der denken kann, jeder Zweifel ausgeschlossen scheint, weil der bloße Zweifel daran schon das menschliche Denken überhaupt aufheben würde; es pflegen dies diejenigen Meinungen zu sein, die dann von der nächsten Generation, mit einer leisen Rührung über die gute alte Zeit, zu den erledigten Vorurteilen gelegt werden. So sind jetzt wir am Werk, fast will es scheinen, Barbaren zu werden. Jene Worte klingen uns anders. Der geistige und sittliche Besitz, den unsere Väter Kultur oder Zivilisation nannten, ist uns fragwürdig geworden. Wir hätten Lust

* Zu Shaws „Essays" und Jensens „Die neue Welt" (S. Fischer, Verlag)

doch erst einmal nachzusehen, ob er uns nicht zu viel koste, an unserer Menschlichkeit, mit der wir haushalten wollen. Und wir sind gar nicht abgeneigt, allenfalls einmal auch das Experiment auf die Barbarei zu machen, weil es uns immerhin der Erwägung und des Versuches wert scheint, ob wir uns mit ihr nicht am Ende menschlich besser stehen würden. Ja, dies ist, wenn man sich auf die letzten dreißig Jahre besinnt und in der Vielseitigkeit so heftiger Widersprüche das Gemeinsame sucht, vielleicht das eigentliche Kennzeichen unserer Zeit, daß sie es überall unternimmt, Kultur und Zivilisation ihrer Weihe und Würde von unantastbaren Worten zu entkleiden. Unsere Zeit ist unter Ibsen aufgewachsen, von dem hat sie das Fragen gelernt, das höflich anklopfende Fragen, das zornig zuschlagende Fragen, das aufreißende Fragen, das einbrechende Fragen, das durchdringende Fragen, bis ans Ende durch, bis ihr dort zuletzt auch das Fragen selbst noch ebenfalls fraglich geworden und wieder die Lust, der Mut zur Antwort gekommen ist, zur letzten Antwort, die alles niederschlägt und verstummen macht. Und vielleicht wird man, wenn man später einmal ein Maß für die Menschen unserer Zeit und ihre Taten, ihre Werke sucht, eben die Kraft dieses Fragens dazu nehmen und jeder von uns gilt vielleicht einmal der Nachwelt nur genau so viel, als er im Fragen kühn und stark und fruchtbar gewesen ist. Nämlich, in diesen drei Graden hat das große Fragen unserer Zeit sich entwickelt. Mit den kühnen Fragern begann es, Marx oder Ibsen galt es nur, die Menschen aufzuwecken, daß sie nichts mehr auf den bloßen Glauben hin gelten lassen und zunächst einmal alles fraglich machen sollten, alles. Dann kamen die starken Frager, die mit dem Hammer fragten, Nietzsche und drüben Tolstoi, zuletzt gar Mach, dem der Frager selbst auch noch fraglich wurde, der das Ich zerbrach. Seit ihm aber sind jetzt wir fruchtbaren Frager daran, die nicht mehr um des bloßen Fragens willen fragen, aus bloßer Lust an der eigenen Vermessenheit, sondern Antwort haben wollen, eine Antwort nämlich, die schon in der Frage selber steckt. Jene haben die Mauern geschleift, die Tore gesprengt, den alten Besitz an Kultur und Zivilisation zerstört, mit uns ziehen jetzt wirklich die Barbaren ein. Barbaren mögen wir wohl scheinen, wir Einbrecher in alle Sitte, den Geist und das Recht der Vergangenheit. Ja es kommt uns selbst zuweilen vor, eine Rasse zu sein, die der Urmenschheit näher steht, und Urmenschliches rufen wir in uns an, die alten Instinkte ketten wir los. Denn immer, wenn der Mensch nicht weiter kann, wenn das, wozu er sich durch Anpassung an seine Bedingungen gemacht hat, ihm plötzlich, da diese Bedingungen sich verändern, zum Hindernis wird, wenn der Mensch in seiner Form keinen Atem mehr hat, dann küßt er gleichsam die Erde, um Kraft aus ihr zu saugen, und kehrt zum Anfang zurück, freilich nur, um, ist das Hindernis erst einmal weg, seine neue Form zu finden, den neuen Bedingungen gemäß, bis dann auch diese Bedingungen sich wieder verändern und auch diese Form wieder zur Fessel und auch gegen sie wieder der Aufruf uralter Instinkte not-

wendig wird. Immer wenn es wieder einmal so weit ist, daß der Mensch fühlt, einer Kultur entwachsen zu sein, holt er den Urmenschen her, der zerschlägt sie. Aber indem sie zerfällt, tritt aus ihr schon eine neue gerüstet hervor und so ist, bevor er sich noch recht besinnt, der Urmensch schon wieder an die Kette gelegt. Die Kette war schon da, die neue Form war schon da. Und das ist das stille Geheimnis von uns fruchtbaren Fragern: daß wir die Antwort schon bereit haben, daß wir die neue Form mit uns bringen, daß wir Barbaren die Stifter einer neuen Ordnung sind. Laßt uns nur absitzen und auspacken, wir haben alles mit, wir sind bereit! Dieses Gefühl, mitten im Aufruhr schon zur Ordnung bereit zu sein und während man sich noch überall mit der Gegenwart schlägt, in sich die Zukunft fertig zu haben, nicht als Hoffnung bloß, als verlangende Sehnsucht, sondern als vollendete Wirklichkeit, die nur Platz sich auszubreiten braucht, dies kündigt sich erst in den letzten zehn Jahren an. Von Anatole France hat man es zuerst vernommen. In unserem Burckhard ist es sehr stark. Beide sind Rebellen aus einer inneren, höheren Gesetzlichkeit, die sich stärker weiß als das unzulängliche, äußere Recht, das noch die Macht zu haben glaubt, und die sich nur wundert, worauf denn die Menschen eigentlich noch warten. Ibsen hatte die Hoffnung, wenn den Menschen nur erst die Welt einmal geöffnet wäre, würden sie sich schon zurecht finden können; er hatte den Glauben an die neuen Menschen, die dann kommen werden. Nietzsche traute der Zukunft zu, über den bisherigen Menschen hinaus zu phantastischen Entwürfen zu gehen. Anatole France und Burckhard lassen sich gar nicht mehr erst auf Hoffnungen und Entwürfe der Zukunft ein, sie scheinen uns eher mit einer leisen Ungeduld über den Lärm bisweilen zu fragen: Ich weiß gar nicht, was ihr habt und was ihr nur eigentlich immer mit der Zukunft wollt, sie ist ja schon da, sie sieht ja vor euch, macht doch nur die Augen auf! Sie suchen nicht nach einer neuen Welt, sie suchen nach keinen neuen Menschen mehr, ihnen ist die neue Welt schon da, der neue Mensch ist schon da, man sieht sie nur noch nicht und er weiß es nur selbst noch nicht. Wie komisch, daß ein Mensch sich selbst nicht bemerkt! Wie seltsam, daß man dem neuen Menschen den neuen Menschen erst zeigen muß! Auf jener Komik beruhen die besten Einfälle Bernard Shaws. Und die Seltsamkeit, die die meisten an Johannes Jensen verwirrt, ist nur darin, daß ihnen die wirkliche Welt von heute mit den wirklichen Menschen von heute, die er zeigt, phantastisch vorkommt. Denn sie leben noch so sehr in den Gedanken und in den Gefühlen ihrer Erziehung, daß sie darüber nicht dazu kommen zu gewahren, was sie selbst denken und fühlen, und wenn es ihnen einer nun sagt, erschrecken und es sich nicht anders erklären können, als daß er einen Witz mache oder ein Phantast sei. Weshalb Shaw für den großen Spaßmacher von Europa und Jensen für einen magischen Trunkenbold des Nordens gilt.

Shaw wird in der Tat vom Publikum und in der Presse bald als ein

Hanswurst, bald wie der Teufel selbst behandelt. Er soll einen diabolischen Witz haben, gibt sich einer verruchten Lust hin, alles Heilige zu lästern, und niemand weiß genau, ob er von rechtswegen mehr ins Zuchthaus oder ins Narrenhaus gehöre. Sieht man sich darauf irgendein Stück dieses Exzedenten an oder nimmt irgendeinen seiner Aufsätze durch, so hat man zunächst immer den Eindruck eines sehr sicheren und feststehenden Mannes von ungewöhnlichem Verstande, der nur dazu, was verständigen Menschen selten zu teil wird, über diesen Verstand hinaus noch Geist genug besitzt, auch die Grenzen des Verstandes einzusehen, und an ihnen eine neue Sicherheit zu finden weiß. Indem er sich nämlich hütet, mit dem Verstande das Gebiet des Verstandes zu verlassen, in diesem aber nicht eingeschlossen bleiben will, muß er sich dort, wo der Verstand nicht weiter kann, nach einem anderen Mittel umsehen und dazu bietet sich ihm ein ganz unbedenkliches starkes Gefühl des Notwendigen an, dem er sich nun unbefangen anvertraut. In allem was der Mensch zum Leben braucht, ob es nun Gott oder den Zweck der menschlichen Mühen oder den uns vorgesetzten Sinn der Welt betrifft, ist er ganz ausgemachter Meinungen gewiß. Sie darzustellen, sich nach ihnen einzurichten, alles aus ihnen abzuleiten wendet er nun wieder den Verstand an, niemals aber um sie durch ihn etwa erst beglaubigen zu sollen, weil er dies nicht nötig hat und weiß, daß dies auch dem Verstande nicht gebührt. Er hat's nicht nötig, weil er aller Meinungen, die er zum Leben braucht, schon unmittelbar gewiß ist, nämlich eben durch dieses Gefühl, sie zu brauchen; welcher Beweis könnte stärker sein? Und dem Verstande gebührt's nicht, weil er, was wir haben, verbinden und abteilen und ordnen kann, nichts aber uns geben oder bringen, was nicht schon vor ihm in uns ist. Die Leute, welche man witzig nennt, sind dies meistens dadurch, daß sie den Verstand dort anwenden, wo man ihn nicht brauchen kann, indem sie dabei fingieren, daß man ihn brauche. Wenn wir uns diese Fiktion aufdrängen lassen, sind wir wehrlos gegen den Witz. Die Täuschung geschieht dadurch, daß irgendeine Tatsache, etwas Vorhandenes, etwas Lebendiges vor das Gericht des Verstandes gebracht und von diesem nun aufgefordert wird nachzuweisen, daß es wirklich vorhanden ist, das Vorhandene, daß es in der Tat lebt, das Lebendige, daß es, so wie es vor dem Verstande steht, durch Urkunden auch bestätigen kann, da zu stehen, wodurch es schließlich in die höchste Verlegenheit und jene Verwirrung gerät, die gerade dem Zuschauer, der es ja doch mit seinen Augen sieht, aber sich zum Spaß blind stellt, so viel Vergnügen macht. Der Witz besteht darin, dem Evidenten eine Bescheinigung abzuverlangen, die es nicht braucht, weil es ja den Augenschein für sich hat. Er kann natürlich die ganze Welt zerstören, freilich schadet es ihr nicht, wie es Gott nicht geschadet hat, vom Verstande wegen Mangel an Beweisen abgesprochen zu werden, so lange er unmittelbar in den Menschen, solange er für das menschliche Gefühl evident, solange der Augenschein der Empfindung für ihn war. Eine Zeitlang sind

solche unanstößige Zerstörungen bei Freigeistern des deutschen Bürgertums sehr beliebt gewesen. Nordau ist der letzte dieser schadlosen Mordbrenner mit dem anmaßenden Verstande. Wer nicht gleich genau zusieht, mag sich leicht täuschen lassen und auf den ersten Blick zuweilen glauben, Shaw gleiche Nordau. Denn er scheint oft in derselben Art das Evidente zu verspotten, weil es sich vor dem Verstande nicht ausweisen kann. Der Unterschied ist nur, daß Shaw dies mit solchen Evidenzen tut, die keine mehr sind, sondern bloß noch dafür geglaubt werden. Er meint nicht, ein Gefühl, eine Gewißheit, unseren inneren Besitz zu widerlegen, indem er ihnen eine Rechtfertigung vor dem Verstande aufträgt, die sie gar nicht nötig haben, sondern er will mit ihnen die Probe vor dem Verstande machen, um eben daran zu prüfen, ob uns denn unsere Gewißheiten noch gewiß sind; die es uns aber nicht mehr sind, sollen sich nicht dafür ausgeben dürfen, wir wollen uns bessere für sie suchen, solche die sich sicher vor dem Verstande wissen. Was ich fühle, kann mir der Verstand nicht verwirren. Er beweise mir, daß es keinen Grund hat. Was soll mir das anhaben? Ich brauche keinen Grund, denn es ist da. Verwirrt mir der Verstand mein Gefühl, so kann dies nur sein, wenn es ein Gefühl ohne unmittelbare Gewißheit, also nur der Schein oder ein Nachglanz eines Gefühls ist. Und so stellt Shaw jedes Gefühl vor den Verstand, nicht als ob es nötig hätte, sich hier zu beweisen, sondern um es auf die Gewißheit zu prüfen, die das wirkliche Gefühl vor dem eingebildeten voraus hat: läßt es sich vom Verstande verwirren und erschüttern, so ist es keins, weg damit! Dies aber tut uns vor allem not, eingebildete Gefühle, die wir aus Gewohnheit mitnehmen, auszuscheiden und unseren wirklichen inneren Besitz zu finden. Denn an nichts leiden wir mehr als durch solche Gefühle, denen wir selbst nicht mehr trauen können. Diese jagt Shaw durch den Verstand aus. Und wenn er ihn dann auch einmal gegen ein wirkliches Gefühl kehrt, so hört man ihm die Lust an, mit der er es sicher vor ihm weiß und indem er die Macht des unbekümmerten Gefühls genießt, den armseligen Verstand springen und den Mond anbellen läßt. Um Ernst mit unseren Gefühlen und Ordnung darin zu machen, schickt er den Witz vor. Denn daran kennt er das wirkliche vom vermeintlichen Gefühl, daß dieses vor dem Verstande Angst kriegt, während jenes ihn auslacht. Die Leute aber, an ihren Gefühlen irre, meinen, er verhöhne das Gefühl, während der Hohn nur sein Mittel ist, das Gefühl aufzufinden, als welches durch keinen Hohn irre werden kann. Es ist, als ob einer verdächtig würde, Gold zu leugnen, weil er es ins Scheidewasser tut, aber doch nur, um es aus der Legierung zu lösen. Es fällt ihm nicht ein, die Menschheit auf den Kopf zu stellen, wie die Rationalisten. Er ist nicht einer der mit dem Verstande die Wahrheit sucht. Er weiß, daß, an sich, vom Menschen abgelöst, nichts Wahrheit und nichts Wahn ist: die Wahrheit, die der Mensch zum tätigen Leben nicht mehr brauchen kann, wird Wahn; der Wahn, der einem Menschen werden und wirken hilft, ist seine Wahrheit.

Pragmatismus nennt man das neueſtens, aber lange vor dieſen Amerikanern hat es Goethe ſchon gehabt. Was ſoll eine Wahrheit dem Menſchen, die ihm nicht angewachſen iſt wie Hand und Fuß, daß er mit ihr zugreifen und ausſchreiten kann? Aber dieſe zu finden, wird es noch immer das beſte ſein, wir ſchneiden alle Wahrheiten mit dem Meſſer des Verſtandes an: geht's ins Fleiſch, ſo ſchreit der Menſch ſchon. Bis aber nicht alle Menſchen geſchrieen haben, wollen wir das Meſſer wetzen. Bis dann einmal eine ſolche Menſchheit kommt, die nur noch angewachſene Wahrheiten hat.

Jenſen iſt ſchon ſo einer. Der gehört zur Raſſe Whitman. Mit Whitman hat eine neue Menſchheit begonnen, eine die keine Geſpenſter kennt, ſondern nur Lebendiges hat. Keine verfallne Schlöſſer und keine Baſalte; unnützes Erinnern ſtört ſie nicht, und kein vergeblicher Streit nachwirkender mit aufſtrebenden Wünſchen. Und ſo benutzt ſie nun die Gegenwart mit Glück! Sie braucht kein Gefühl mehr erſt vor den Verſtand zu fordern, um zu prüfen, ob es ſtark genug ſei, ſich auch unbewieſen zu behaupten, durch ſich ſelbſt; denn ſie kennt kein anderes Gefühl als eben das unbewieſene, das angewachſene, das eigene. Sie fragt nicht, ob ſie ſein darf und wie ſie ſein ſoll, ſie iſt da. Sie hat wirklich etwas Barbariſches in ihrer fragloſen Unſchuld. Zur Natur, von der ſie losgeriſſen war, ſcheint die Menſchheit mit ihr zurückzukehren. Der Apfel vom Baum der Erkenntnis iſt verdaut, nun weiß ſie weder das Gute noch das Böſe mehr, es iſt ihr alles recht, ſie geht wieder im Paradieſe. So wirkt Jenſen auf uns, der auch ein großer Frager iſt, aber durch ſeine bloße Exiſtenz. Warum können wir nicht ſein wie dieſer? Einen ganzen und vollkommenen Augenmenſchen hat Wagner Goethe genannt. Jenſen iſt nicht bloß ganz Auge, er iſt ganz Ohr, ganz Naſe, ganz Zunge, ganz Haut, dieſer ganze Menſch ſcheint nur aus Sinnen zu beſtehen. Der junge Mauppaſſant war ähnlich, aber dann wollte ſein Gehirn nachkommen, das hat ihn verſtört. Dieſer Jenſen iſt wie ein ungeheuerer Spiegel, in den das Leben ſchaut; und aus dem Spiegel ſchaut das Leben nicht nur, es tönt, es riecht, mit allen Kräften zeigt es ſich allen Sinnen ganz. Er gleicht einer Mühle, durch die die ganze Welt rinnt; und man kann ſich eigentlich gar nicht denken, daß ſie jemals ſtill ſteht. Ich kann mir Jenſen in der Nacht ſchlafend nicht vorſtellen. Er iſt ganz Bewegung, ganz Licht, ewiger heller Tag. Ich kann mir auch nicht vorſtellen, daß er nachdenkt und ſchwankt und ſich erſt entſchließen muß; oder ich müßte mir den Birnbaum vorſtellen, wie er ſich die Birnen überlegt und ſich heuer vielleicht für eine andere Sorte entſcheiden wird. Nirgends iſt an ihm ein Wille ſichtbar, ſondern die Natur treibt ihn, wie Waſſer ein Rad. Man kann ihn nur immer wieder mit Whitman vergleichen, oder mit manchem der Jünger Whitmans, allenfalls mit Thoreau. Und, wie dieſe, mit dem alten Volkslied. Dieſen Ton hat er; und ſo ſpaziert er nun bald bei Malayen im Urwald, bald unter Maſchinen in Paris oder im Auto durch die Straßen von New York herum, mit derſelben handfeſten

Dreistigkeit, mit der das Volkslied wie ein Handwerksbursche durch die Welt zieht, und wenn er von William Randolph Hearst erzählt, dem Fürsten der gelben Presse, ist's, wie wenn einer, der auszog, das Fürchten zu lernen, einen wilden Gesellen stellt oder das tapfere Schneiderlein beherzt auf den gewaltigen Riesen klapft. Märchen wird's überall, seit der Mensch wieder unschuldig ist. Aber ein seltsames Märchen von ganz neuer Art: ein Märchen, das von Maschinen saust. Das befremdet die Menschen an Jensen so, das finden sie phantastisch. Ganz kunstlos scheint er; von den Gelehrsamkeiten und Handfertigkeiten der heutigen Künstler hat er nichts. Das würde man noch verstehen können, weil es sich in eine Formel bringen läßt; man denkt an Rousseau und sagt: es ist einer, der die Natur sucht! Aber wo sucht er sie? Bei den Maschinen, auf der Brooklyner Brücke, wenn dort hoch über den weißen Fieberdampf die Züge durch das Gitterwerk fliegen, im Schwall des donnernden Verkehrs auf den dampfenden Straßen der großen Städte. Das können sie sich nicht deuten: einer der die Natur sucht, und findet sie im Ruß der städtischen Arbeit! Sie verstehen, daß einer aus den Lügen der Welt flieht, aber nun denken sie, er wird auf das Meer oder in den Wald gehen, um dort den verlorenen Menschen in sich aufzufinden; nein, er geht in den Lärm und Qualm atemloser Straßen hinein! Ein ganz kunstloser Mensch, ein Volksliedmensch, ein Märchenmensch, so klingt er; und man denkt, der wird uns von lieben Träumen fabeln, aber da: Maschinen sind's, wovon er träumt, und sein Fabelreich ist unsere Wirklichkeit, in ihr sucht er den unverdorbenen Menschen auf. So hat man ja auch Whitman in Europa nie erkannt, weil hier diejenigen, die es fort aus unserer Kultur und unserer Zivilisation drängt, diesen Drang so verstehen, als sei der innere Mensch an seiner äußeren Welt, am Menschenwerk der künstlichen Einrichtungen krank und es gelte darum, diesen zu entkommen, zur Natur zurück, womit sie einen Zustand meinen, den der Mensch noch nicht berührt hat, aber wie könnte der in Fabriken, bei Maschinen sein? Unseren Barbaren schwebt immer vor, irgendwie den Menschen wieder zum Bauern zu machen. Sie fühlen: der innere Mensch stimmt mit dem äußeren nicht; wir müssen uns, der äußeren Welt wegen, anders machen, als wir sind, dies zwingt uns Gedanken, Gefühle, Begierden auf, die wir nicht haben, und nimmt uns die unseren ab, der natürliche Mensch in uns wird durch den künstlichen äußeren verdrängt, wollen wir ihn wieder, so müssen wir der äußeren Welt entfliehen, diesem ganzen künstlichen Menschenwerk an politischen und sittlichen und wirtschaftlichen Formen; also was wollt ihr mit eueren Pionieren einer neuen Welt, die doch auch wieder auf diesem Teufelswerk der Maschinen ruht und auch wieder eine künstliche ist, in der der innere Mensch erstickt? Whitman aber, seine Leute und ebenso jetzt Jensen sehen freilich auch den inneren Menschen mit dem äußeren entzweit, sie wollen auch den inneren Menschen erlösen, nur glauben sie nicht, daß der innere Mensch noch der alte Urmensch ist, den es nun, die

äußeren Formen und alles künstliche Werk der Menschen zerbrechend, wieder herzustellen gilt, sondern sie finden in ihrem inneren Menschen, der heraus will, dasselbe Wesen, das in seinen äußeren Werken, in jenen Maschinen schon erschienen ist. Zwischen diesen aber und dem inneren Menschen steht das Künstliche, das sie trennt, der ganze Wust von Gedanken und Gefühlen, die so wenig im inneren Menschen mehr lebendig sind als im äußeren Leben, nicht in unserer Seele und in unseren Maschinen nicht, und dies, daß unsere Seelen sich nach unseren Maschinen sehnen, welche wie sie sind, ist es, woran wir leiden, jener Wust muß weg, nicht von der äußeren Welt wird der innere Mensch bedrängt, sie gleicht ihm, aber zwischen ihn und sie hat sich das Künstliche gestellt, die Wand von Gedanken und Gefühlen, welche den inneren Menschen wie sein äußeres Leben verleugnen. Der Mensch verändert sich, indem er sich seinen Bedingungen anpaßt. Aber immer verändern sich diese Bedingungen wieder, durch den Menschen selbst, der immer seine Mittel wieder wechselt. Und während es eben den Menschen einer Zeit gelingt, sich den neuen Bedingungen anzupassen, werden unter ihren Händen diese Bedingungen schon wieder erneut; die Hand des Menschen ist schneller als Kopf und Herz. So gehen die Bedingungen ihm immer voraus, niemals holt er sie ein. Aus der Anpassung des Menschen an seine Bedingungen entsteht seine geistige Form. Der Mensch denkt und fühlt seinen Bedingungen gemäß. Nun löst sich die geistige Form aber dann vom Menschen ab, sie wird aufbewahrt, sie wird überliefert. Ändern sich die Bedingungen wieder, so muß der Mensch sich mit ihnen ändern, er kann gar nicht anders, sie nehmen ihn mit, eine neue geistige Form entsteht, ob er will oder nicht. Aber die letzte ist auch noch da. Und die vorletzte. Und alle, sorgsam bewahrt und vererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Und die stehen nun zwischen dem Menschen und seiner äußeren Welt. Diese äußere Welt, die Bedingungen des Menschen, und der innere Mensch, der Ausdruck seiner Anpassung an sie, gleichen sich. Aber die geistigen Formen, Reste vergangener Bedingungen, vergangener Anpassungen, trennen sie. Diese Trennung der Gleichen gilt es aufzuheben. Die Kraft dazu sucht der Mensch in der Natur. In der Natur des eigenen inneren Menschen oder in der menschlichen Natur draußen, bei den Maschinen. Es ist dieselbe. Alle starken Zeiten, in welchen der Mensch mit sich einig ist, haben das immer gewußt. Unsere aber ist so wank und wirr, daß ihr Jensen ein Phantast scheint, da er doch nur die gemeine Wahrheit von der Straße nimmt.

Henriette Feuerbach/ Briefe an Herweghs

Mitgeteilt von Marcel Herwegh und Victor Fleury

Im Sommer 1845 traf der Dichter Herwegh zu Heidelberg mit Ludwig Feuerbach zusammen. Ihr Verkehr gestaltete sich zu einer innigen Freundschaft. Das Jahr darauf begleitete Herwegh den großen Philosophen auf einer Reise durch den Schwarzwald, die ihr Ende in Freiburg nahm, wo sich auch Frau Herwegh, den beiden Freunden vorangehend, bei dem Archäologen Anselm Feuerbach, dem ältesten Bruder Ludwigs, dem erstgeborenen Sohn des Kriminalisten, einfand. Zahlreich waren die Geschwister in der Familie Feuerbach: dem berühmten Kunstforscher folgten Karl, ein Mathematiker, Eduard, ein Rechtsgelehrter, dann Ludwig, dann Helene, die Nonne, von der in den folgenden Briefen mehrfach die Rede ist, Elise und Friedrich, der spätere Philolog. Der früh verwitwete Anselm, ehemals Gymnasiallehrer, erst seit Ende der Dreißiger Professor an der Universität Freiburg, hatte in zweiter Ehe Henriette, geborene Heydenreich, eine Pfarrerstochter, um 14 Jahre jünger als er, zur Frau genommen; aus der ersten Heirat brachte er schon ein Mädchen und einen Knaben in die neue: Emilie und Anselm, Henriettens liebgewordene Stiefkinder.

Freudige Tage verlebten die Herweghs 1846 im Kreise der Feuerbachs zu Freiburg i. B. Emma Herwegh gedachte noch immer in ihrem hohen Alter mit stiller Rührung der herrlichen Freiburger Zeit, da, abwechselnd mit den vertraulichen und tiefen Unterredungen, an denen der Archäolog, der Philosoph und der Poet sich beteiligten, auch viel musiziert wurde, während am Abend bei dem letzten Schein der Julisonne die Gedichte von Hafiz vorgelesen und halb im Ernst, halb im Scherz besprochen wurden. Der Herweghsche Besuch erheiterte auf die glücklichste Weise das ohnehin traurige Dasein der Henriette Feuerbach; er traf die arme Frau wie ein Lichtstrahl und ließ ihr nur solche Erinnerungen zurück, aus denen sie in den nächstfolgenden Jahren immer wieder neue Seelenkraft schöpfte. Wie tief ihr moralisches Elend in der Nähe des schon damals unheilbar hinsiechenden hypochondrischen Anselm gewesen, den erst der Tod 1851 von seinen Qualen befreite, wie vereinsamt, wie verschüchtert sie sich fühlte, den andern Menschen gegenüber, teils aus innerer Ängstlichkeit, teils unter dem Einfluß ihres stetigen Betrübtseins, davon zeugen die Briefe selbst am besten, die sie an die treue Freundin richtete. Durch all ihr Bemühen, sich aus der peinlichen Lage herauszuhelfen, durch ihre liebevolle Sorge um die Zukunft der Kinder kommt ihr feinfühlendes Verständnis für die künstlerische Begabung des jüngeren Anselm, der sein 20. Jahr noch nicht erreicht hatte, zwischendurch zum Vorschein, und viel Wissenswertes liest sich ebenfalls da in betreff der Jugendentwicklung des berühmten Malers, des Schöpfers der neuen Antike.

Um sich die wohltätige Wirkung zu denken, welche die Gattin des Dichters

während ihres Freiburger Aufenthalts, so kurz derselbe auch sein mochte, auf Henriette Feuerbach ausübte, eine Wirkung, deren Folgen, wie aus diesen Briefen erhellt, lange Zeit nach der ersten Begegnung der beiden Frauen nachhallten, erinnere man sich an den seltenen Seelenadel Emma Herweghs der sich in jedem Zug ihres Charakters wie in jedem Wort aus ihrem Mund oder aus ihrer Feder kundgab. Von der reichen Umgebung in der Berliner Gesellschaft, in der sie erzogen worden war, hatte sie manche Vorzüge, keineswegs die Fehler zurückbehalten. Sie besaß eine vielseitige Bildung, Sprachtalent, Kunstsinn, einen wunderbaren Gedankenreichtum, einen ausgezeichneten Stil; aber jede Selbsterhebung war ihr fremd, und ihre schlichte Großmut gewann die Herzen für sich; sie war im höchsten Grade ein fördernder Geist; wo sie hinblickte, entsprang die Hoffnung; wo sie tröstete, raffte sich der Mut von neuem auf.

Von dem Dichter Herwegh muß noch erwähnt werden, daß er zu dieser Zeit eine rege Schöpferkraft wieder an den Tag gelegt. Nach dem beispiellosen Erfolg seiner Gedichte eines Lebendigen hatte es den Anschein genommen, als ob er sich nun zunächst sammeln und abwarten wolle, bis eine günstige Stunde herankam, um wieder ins öffentliche Leben zu treten. In seiner halben Verborgenheit quollen aber neue Lieder aus seiner Brust, mit denen er zuweilen einzelne Freunde, seltener einen größeren Zuhörerkreis erfreute. In einem Briefe berichtet Henriette Feuerbach von einem solchen, dem in den Neuen Gedichten unter dem Titel: ‚O wag' es doch nur einen Tag' gedruckten Lied. Im Jahre 1847 trug sich Herwegh mit dem Plan herum, ein umfangreiches Werk in der Art der göttlichen Komödie zu schreiben. Die Pariser Revolution vereitelte dieses Projekt, sowie die geplante Reise nach Spanien, bei welcher er frische Lust zum Dichten zu gewinnen wünschte. Eine wichtige Stelle aus den folgenden Briefen bezieht sich auf die Rolle, die der Dichter auf dem badischen Feldzug spielte. Seine freie Wahl war es nicht, mit der demokratischen Legion über den Rhein zu ziehen, denn er täuschte sich nicht über die Zwecklosigkeit der Bewegung. Trotzdem war sein Betragen in der ganzen Affäre tadellos. Die Schande muß auf die zurückfallen, welche die Lügengerüchte über sein Handeln im Jahre 1848 mit feindlicher Absicht verbreitet haben.

Victor Fleury.

Liebe Frau Herwegh! Freiburg 31ten Juli 1846.

Schon während Ihres Hierseins freute ich mich kindisch auf den Moment, in welchem ich Ihnen würde schreiben dürfen. Wundern Sie sich nur nicht, wenn ein so verkommenes Geschöpf wie ich, das mit zugenähten Lippen durch die Welt geht, leichter mit dem Gänsekiel zurecht kömmt, als mit dem lebendigen Wort. Ich bin der belebenden Eindrücke so ungewöhnt, daß ich immer nachher erst einige Zeit in der Stille brauche, um meinen Gewinn mir selbst anzueignen. So danke ich Ihnen denn auch jetzt erst mit vollem Bewußtsein

und aus voller, tiefer Seele, daß Sie in unsern Gefängnißwinkel so freundlich hereingeschienen haben. Obschon ich fast glaube, daß Ihre Prophetengabe an mir zu Schanden werden wird, so ist mir's doch ein großer Trost, daß ich noch die Fähigkeit hatte, Sie Beide zu begreifen, mich Ihrer zu freuen; darin liegt noch ein Stückchen gesunde Lebenskraft. Um die Welt gesünder und besser zu machen, brauchen Sie eigentlich Nichts, als sich öffentlich zu zeigen, Hand in Hand, Aug' in Aug', und trotz aller Eng- und Hartbrüstigkeit würde dann jeder Zuschauer einen freien Athemzug und einen Gedanken voll Liebe als Entrée zahlen. So dankbar bin ich Sie kennen gelernt zu haben, daß ich selbst an unserm tollen, köstlichen Abschiedsabend nicht vor Schmerz weinte, sondern vor Freude und feierlicher Rührung, weil ich fühlte, daß so nur gute Menschen und Freunde scheiden können, und daß es so auch eigentlich nicht geschieden, sondern erst sich nahe gekommen heißt. Was ich in Ihnen gewonnen, verliere ich im ganzen Leben nicht wieder — Glauben an Menschen. Wenn ich Ihnen auch sonst nur wenig werth sein könnte, so müßte Sie dies doch freuen.

Ludwig reiste ziemlich wohlgemuth und fidel nach Schwalbach ab. — Ich wollte, er hätte Sie in die Schweiz begleitet; es wäre ihm, dünkt mich, besser gewesen. Mein Mann ist leider, wie immer, sehr angegriffen. Er grüßt Sie aus einem Meer von Geistes- und Körperqualen. Ach, über das Alles läßt sich Nichts sagen. Wir müssen's tragen, und keins kann dem andern helfen!

Das blonde Kind, welches Ihnen die zärtlichsten Grüße schickt, schwelgt im Andenken der vergangenen Tage, und hebt jeden Moment in seinem, treuem Herzen für ihren Bruder auf. Wir zählen nun Tage und Stunden, bis Anselm kommt. Dann will ich mit meinen Kindern in den „anzüglichen" Bergen streifen und Ihrer gedenken.

Ich schreibe nicht mehr, da diese Zeilen nur ein Gruß sein sollen, den ich Ihnen aus Egoismus schicke — dazu ist mein Brief lang genug. — „Bleiben Sie uns gut," ist eigentlich Alles, was ich sagen kann und darf.

Do. Hochwohlgeboren dem Herrn Geheimerath habe ich noch extra einen Gruß auszurichten von Monsieur Victor unserm Kater, der mir gestern in einer vertraulichen Stunde unter stillseligem Spinnen und Schnurren offenbarte, wie glücklich er sich in dem Gedanken fühle, daß der Dichter unsrer Zeit sein graues Fell streichelte. — Er bedauerte nur, daß er nicht im Winterpelz seine Aufwartung machen konnte, indem seine Don Juansnatur ihn gegenwärtig etwas heruntergebracht hat. —

Und nun Adieu — von ganzem Herzen glückliche Fahrt auf Ihrem Zugvogelleben! Bei uns haben Sie sich ein ganzes Nest voll Liebe gebaut, in das in Ihrer Abwesenheit gewiß Niemand anders schlüpft.

Ihre treue Henriette Feuerbach.

Meine liebe liebe Frau Herwegh! Freiburg den 15ten November 1846.

Gestern erfuhr ich von Herrn Siebold, daß Sie noch immer in Montreux

verweilen, und das ist mir ein wahrer Trost, weil nun doch noch ein Briefchen von mir an Sie abgehen kann und darf. — Ich hätte schon lange geschrieben wenn ich nicht fürchtete, Sie wären der Himmel weiß wo hingeflogen, indem ich den von Ihnen bestimmten Termin allerlei Hindernisse wegen versäumte. Vor allem tausend Dank für Ihren lieben Brief, der mich sehr erquickte und erwärmte. Ich hatte Tags vor seiner Ankunft viel mit Anselm (junior) von Ihnen geredet, und denselben Morgen zeichnete er eine Germanenschlacht, in welcher die Hauptfigur ein germanisches Weib ist, die ihr Kind den zurückkehrenden Flüchtigen unter die Füße zu schleudern droht, um sie in den Kampf zurückzutreiben. — Sie sieht hoch auf der Wagenburg mit fliegenden Haaren. Als ich's zum erstenmal sah, war ich frappirt, „das sieht Frau Herwegh ähnlich", sagt' ich, und Anselm erwiederte „Seltsam, ich dachte auch an sie, und stellte mir sie ohngefähr so vor". Indem kam der Briefträger und brachte Ihren Brief, und wir freuten uns doppelt des anmuthigen Zusammentreffens. Die Germanierin ist Ihnen aber so ähnlich geworden, daß, stehen Sie nicht daneben, es für ein Portrait gelten kann. Ich erzähle Ihnen das Alles, weil ich meine, es müsse Ihnen und Ihrem Manne Freude machen.

Anselm war 8 Wochen hier, und das war eine recht glückliche Zeit, obschon auch Manch schweres und Bitteres sich hinein mischte, und ich auch wieder recht meine Unfähigkeit zu genießen tief und schmerzlich empfinden mußte. — Es geht eben nicht, wenn der Mensch mehr tragen soll als er kann — da giebt es innerliche Schäden, die keine Zeit mehr ausheilen kann. Ich möchte Ihnen von dem jungen Menschen viel erzählen, und es ist auch viel von ihm zu sagen, doch wär's mir lieber, Sie kennten ihn selbst, was Ihnen Freude machen würde. Er ist sehr schön geworden, ganz antik, und sieht aus wie ein junger Apoll, sein Kopf paßte auf eine griechische Statur, dabei sehr gewandt und elegant, eine frische ganz freie, ganz selbstständige Natur — trotzig, kühn, weich, wild, zart, stolz, demüthig, heftig ungeduldig, rücksichtslos, und doch im Ganzen gleichmäßig artig, anständig, die angenommenen Formen des Lebens scrupulös einhaltend, übermüthig lustig, ernst und tief melancholisch, feurig leidenschaftlich, und doch Maß haltend in Allem, ein ächter gesunder Mensch an Leib und Seele, mit allem was die Jugend herrlich und unbequem macht, so erschien er mir, nachdem ich im Stillen die ungeheure Veränderung zu überschauen vermochte, die in anderthalb Jahren mit ihm vorgegangen war. In seiner Kunst hat er große Fortschritte gemacht, die alle Hoffnung für die Zukunft geben. — Ich habe nur die eine Sorge, daß er verwöhnt wird, durch das Bewußtsein, allenthalben beim ersten Auftreten die Herzen zu gewinnen, denn dies Talent besitzt er in hohem Grade, dabei eine bedeutende Portion Eitelkeit — doch hoffe ich sein bis zum Ekel steigender Abscheu vor Gemeinheit und Lächerlichkeit wird ihn mit seinem gesunden Sinn und seiner Begeisterung für die Kunst vor leerer Gefallsucht bewahren. — Hier machte er schon viel Glück bei den Damen — die mittelsjährigen nannten

ihn „den kleinen Raphael, Römer“ u. s. w., die Alten „schöner Anselm, lieber Anselm, süßer Anselm“, und die jungen Mädchen sagten mit niedergeschlagenen Augen und feinem Lächeln „der junge Feuerbach“, „der interessante junge Maler“! —

Vor der Hand ist er nach Düsseldorf zurück und wünscht dann später auf einige Monate nach Antwerpen zu gehen, was aber Lessing mißräth, so daß ich noch nicht weiß, wie sich die Sache machen wird. Ich denke, wenn auch jetzt noch nicht, wird er Sie später doch gewiß in Paris oder sonst wo heimsuchen, und wenn er fortfährt körperlich und geistig sich in der bisherigen Weise zu entwickeln, so werden Sie sich seiner freuen.

Sonst sieht es bei uns ziemlich beim Alten. Ich kann nicht sagen, daß Feuerbach mehr, aber auch nicht, daß er weniger leidend ist. Seine tiefe, herrliche, edle, aber unglückselige Natur athmet nur in Qual und Marter und nährt sich von finstern Ideen und Anschauungen. Hier geht ein Dichtergeist zu Grunde an der Zeit, der er in seinen gebannten Verhältnissen nicht gewachsen ist. Wie mancher edle große Mensch wird noch an dieser Klippe scheitern. Einige — eigentlich viel Hoffnung (wie denn der Mensch immer heimlich hofft, wenn man sich's auch nicht eingesteht) setze ich noch immer auf Heidelberg, wo in diesen Wochen die Sache bei Facultät und Senat vorliegt. — Sind auch die Menschen und das Leben und der Geist derselbe, so sieht man doch nicht so gar viel schwarze lange Röcke, worauf bei meinem Mann viel ankömmt, weil die Phantasie sein Hauptquälgeist ist, und vielleicht bekommt man etwas mehr Geld, was für mich sehr gut sein wird.

Kapp's — Herr und Frau — waren ein paar Tage hier, auf der Durchreise nach — ich weiß selbst nicht wohin. — Er ist entsetzlich dick geworden, und ist eine lebendige Garantie für Fallstaff's „der Kummer bläst den Menschen auf“. — Es wurde viel gelandtagt, sonst aber waren es die lieben treuen Freunde wie immer. Von Ludwig hörten wir unmittelbar nichts, wohl aber erhielt ich vor einigen Wochen einen lieben und sehr vertrauten Brief von seiner Frau, aus dem sich manches zwischen den Zeilen herauslesen läßt, was nicht darin sieht. Sie will gerne mit ihrem Kindchen aus der allzugroßen Einsamkeit heraus, und gedenkt zu meiner großen Freude in unsere Nähe sich zu wenden. Ludwig ist nach ihren Nachrichten wohl, und sehr thätig, obgleich es ihm im Anfang seiner Rückkehr sehr schwer wurde in Bruckberg sich einzugewöhnen. Bertha schreibt auch, sie seien entschlossen, im Fall wir Ostern nach Heidelberg kämen, vielleicht schon im Herbst völlig dahin zu ziehen. Jedoch glaube ich es von Ludwig noch nicht sicher, weil er überhaupt in äußeren Dingen bis zur Krankheit unentschlossen ist.

Eben hatte ich Besuch von zwei Klosterdamen weiß und schwarz, ehemalige Lehrerinnen von Emilie, und die haben mich dermaßen aus dem Concept gebracht, daß ich einen förmlichen Anlauf nehmen muß, um meinen Brief zu schließen, mit dem Sie überhaupt sehr vorlieb nehmen müssen, indem ich in

demselben Zimmer schreibe, in welchem Emilchen mit 3 guten Freundinnen sich amüsiert. Daß sie Ihnen eine Million Grüße sagen läßt, versteht sich von selbst — sie ist wohl und munter und freut sich auf die Winterkälte, wo ich Aermste, als Mondfigur postirt, die bitterste Langeweile ausstehen, und meine Stockfischnatur in der größtmöglichsten Blüthe entfalten kann.

Und nun leben Sie wohl, liebe Frau. Ich freue mich von ganzer tiefer Seele Ihrer künftigen Autorschaft, und wünsche Ihnen einen kleinen Helden nach Ihrem Herzen, Ihnen und der Welt zur Freude und zum Glück. — Ich denke mir es schön, Mutter zu sein, und als kleines hülfloses Kind zu lieben, was uns später . . . . .

Wieder eine Visite, und zwar ein Stück Universität. Dazu trinken die Mädchen Café, und zwitschern wie die jungen Vögel. Keine Möglichkeit weiter zu schreiben.

Vergeben Sie den confusen Brief, und hoffen Sie in Zukunft bei besserer Muße auf bessere Schreiberei. Ich würde das Gesudel nicht fortschicken, wenn ich nicht fürchtete, daß es morgen zu spät sein wird.

Schließen Sie uns in Ihre freundlichen Gedanken ein, grüßen Sie Ihren Dichter, und bleiben Sie immer ein wenig gut Ihrer Henriette Feuerbach.

Die arme Frau Henle soll schon wieder so krank sein. Ich sah sie hier, aber nur in einer Visite, wo ich meinen bösen Tag hatte, und sie deßhalb gar nicht kennen lernte. Herr Henle gefiel mir sehr.

Liebe — liebe Emma! 1. Januar 1847.

Ich will mir ein gutes Neujahr machen und an Sie schreiben. Ihren Brief habe ich so recht mit ganzer Seele durch und durch genossen, und danke Ihnen vielmal dafür. Glauben Sie mir nur, es gibt wenig Menschen, die es so zu würdigen und zu genießen verstehen, wenn Jemand, den sie in ihrem Innern hochstellen, ihnen wirklich und wahrhaftig gut ist wie ich. Solch ein sicheres Bewußtsein ist mir ein Schatz, ein Lebensreichthum, ein festes Capital, von dessen Zinsen ich lebe und zehre. Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie habe kennen lernen, denn ich war fast am Punkt mich selbst als völlig für das zu nehmen, für was die Anderen mich hielten. — Ich war so demüthig geworden, so resignirt auf mich selbst, daß mir auch das Gewöhnlichste imponirte, wenn's nur mit Sicherheit auftrat. Ich hatte einen merkwürdigen Respekt vor meinen Frau Colleginnen selbst, und weil ich mich aber dennoch und dennoch unverstanden fühlte, so hielt ich mich für völlig dumm — und eigentlich bin ich es auch wirklich bei Zeiten. Doch das Bewußtsein, daß dieser Zustand nicht meine eigentliche Natur ist, haben Sie zuerst wieder in mir zum Leben erweckt. Sie mit Ihrem freien, völlig bewußten, ganz aus sich aufgerollten und entwickelten Wesen, können sich nicht vorstellen, wie es mir oft zu Muth ist, wenn ich alles fühle was in mir lebt und arbeitet, Tiefes, Großes, Gutes, und doch in siebenfaches Gewölk eingewindelt bin,

und noch von außen mit Stricken gebunden, so daß nichts heraus kann, alles erdrückt und erstickt wird. Wie Sie so schnell den Schlüssel gefunden haben, so daß mir ein einziger Gedanke an Sie schon etwas Luft macht, weiß ich nicht zu sagen. Neulich lernt' ich eine niedliche Frau kennen, die unglücklich verheirathet und geschieden und sich mit einem talentvollen Künstler versprochen hat. Sie ist ein ganz selbständiger Charakter, hat einen originellen Geist, der aber noch ganz naiv und kindlich in allerliebsten poetischen Spielen umherhüpft. Sie gefiel mir sehr und ich verstand sie besser, als sie sich selber, aber glauben Sie, daß nur ein leiser Hauch über meine Lippen kam, der ihr das zu verstehen gab? — Bewahre! Sie ließ in tugendsamer Altjungferngesellschaft ihre netten Lichterchen spielen und glitzern, alle Augenblicke durch einen guten Gefühlsmoment erwärmt, und merkte in ihrer Herzensunschuld gar nicht, daß ihre Zuhörerinnen, die ihre Liebenswürdigkeit priesen, auch keine Sylbe von dem capirten, was sie eigentlich wollte. Ich nahm Abschied von ihr auf wahrscheinlich Nimmerwiedersehen, mit einem leeren Compliment, ohne irgend ein Zeichen des Antheils; ohne Zweifel dachte sie, das ist eine langweilige Person, und damit fertig. Sie heißt Frau Grab und führt auf einem Gut bei Baden eine humoristische Wirtschaft mit einem Pudel und einem Kater und ein paar Verwaltersleuten.

Das alles erzähle ich so geschwätzig, weil es mir schwer wird auf ein trübseliges Thema zu kommen, welches ich noch im Hintergrund zurückhalte. Vorerst noch meinen freundlichen Dank für Ihre Erzählungen und Beschreibung Ihres Pensionshaushalts. Bedauern will ich Sie eigentlich nicht über die Trennung von Ihrem Herzenskleinod, — denn Sie beide können eigentlich gar nicht getrennt werden, die Gedanken und Empfindungen finden sich gewiß jeden Moment auf einer sicheren Mittelstation zusammen, und dann genießt sich auch nachher die liebe Gegenwart umso süßer. Aber dennoch kann ich mir Ihre Einsamkeit, noch dazu in Erwartung einer wenn auch freudigen doch verhängnißvollen Zeit, wohl vorstellen, und möchte gerne ein heiter freundliches Wörtchen dazwischen werfen, wär' ich nur nicht selbst ein so armes, verlassenes Ding mitten in der Heimath, das seine Fühlhörner alle Augenblicke verdutzt und schüchtern herausstreckt, um sie eben so schnell verletzt und geknickt wieder einzuziehen.

Ich habe Ihnen entsetzlich viel, und entsetzlich Schlechtes zu erzählen. Das alte Jahr hat für uns mit einem Theatercoup geschlossen; leider war das Stück ein sehr tragisches Vexierspiel. Vielleicht wissen Sie schon aus irgend einer miserabeln deutschen Zeitung, daß unsere Hoffnung auf Heidelberg schmachvoll betrogen wurde. Nachdem mit stetem Hinhalten und Versprechen 18 Monate vergangen waren, endlich die Universität einstimmig Feuerbach erwählte und vorschlug, und wir stündlich die formelle Bestätigung erwarteten, lasen wir in der Zeitung nebst dem Ministerwechsel mit allem Anhängsel zugleich die Ernennung des Ministerialrath Zell an die Professur der Archäo-

logie in Heidelberg. Kaum glaublich — unerhört und doch wahr. — Eine politische Constellation, die diesen Herrn entfernt haben wollte, wahrscheinlich noch einige Einflüsterungen von anderen Seiten, eine Unvorsichtigkeit Kapp's, am Landtag begangen, dies Alles mochte zu dieser saubern Katastrophe mit gewirkt haben. Diese Christbescheerung traf zwei Tage vor Weihnachten ein. Auf Feuerbach hat der Schlag furchtbar gewirkt. Zuerst war er aufgebracht, das war noch ein Trost — ich aber sah schon das schleichende Ungethüm, diese finstere Stumpfheit und Apathie im Geiste nachziehen, die leider jetzt schon wieder auf seinem Wesen lastet mit all ihrer furchtbar lähmenden Schwere und Hoffnungslosigkeit. Ich habe auch recht innerlich gelitten, für ihn, für die Kinder und für mich. In der Christnacht schrieb ich einen Brief an den Minister, voll Schmerz, Stolz und Indignation, dabei löschten die Thränen meinen Brouillon aus. Er wurde recht gut und würdig. — Als er fertig war, dauerte mich's, daß so ein Stück lebendig Leben an einen Minister sollte abgehen. Endlich schickte ich ihn doch fort. Mit umgehender Post bekam ich Antwort, voller Freundlichkeit und wohlmeinender Worte, Versprechen, Trost u. s. w. — Der hiesige Curator kam auch gelaufen, wahrscheinlich weil er die Weisung bekommen hat, Feuerbach zu beruhigen. Ich gebe sehr wenig auf all' die Sachen, doch war es eine kleine Satisfaction, daß mein wunderlicher Einfall etwas eingeschlagen hat. Ich glaube freilich auch, daß der gute Mann noch keine solche Epistel in seinem Leben gekriegt hat. Nun wissen Sie wenigstens was man denkt. Ich möchte Feuerbach gerne überreden, daß er seine Quiescenz verlangt, nach Heidelberg zieht, und dort irgend etwas treibt — vielleicht Gastvorlesungen an der Universität. — Um den Ausfall in pecuniärer Hinsicht zu decken, wünschte ich auch, daß er über das Vorurtheil hinauskäme, durch welches mir verboten ist, für unsern Unterhalt zu sorgen. Ich kann sehr gute Clavierstunden geben, obgleich ich oft selbst nicht zu spielen vermag. (Es geht mir damit wie mit meinem ganzen Wesen. Zu Zeiten kann ich die Leute weinen und lachen machen, und dann wieder keinen Finger rühren, wie z. B. als Sie hier waren.) Warum darf und soll ich das Talent nicht benützen, um uns Noth und Sorgen zu ersparen? Es ist eben ein Elend, daß wir so arm sind, weil mein Mann diese Armuth nicht als eine unverschuldete Widerwärtigkeit, sondern als eine demüthigende Schmach trägt. — Freilich, er ist in vornehmen Verhältnissen aufgewachsen. — Was mich betrifft, so war ich immer arm, und würde keine Schande darin finden, mein Brod mit meiner Hände Arbeit zu verdienen — doch besser als die Erziehung der Kinder mit Noth, Angst und Schulden zu erkaufen, wie wir es thun müssen.

Wie das Alles sich wenden und fügen wird — ich weiß es nicht. Recht müde bin ich, das gebe ich zu. Mit dem steten Sichselbstvergessen will's auch nicht mehr recht fort. Ist es das Alter, oder bin ich schlechter geworden, zuweilen regt sich etwas Egoismus, der kaum zu überwinden ist. Ich habe

Wünsche — Bedürfnisse, die mich allein betreffen, so etwas kannte ich früher nicht. — Ach Gott — nur einmal möchte ich 8 Tage ohne schwere Sorgen, ohne Kummer leben, nur eine Woche — damit ich doch wüßte, was es heißt ein Mensch sein, leben. — Bisher lebten wir elend, jetzt wird's ein Tod bei lebendigem Leibe sein; ich meine oft — ich kann's und kann's nicht mehr ertragen. Mein Verlangen nach einer freundlicheren Umgebung, nach Heiterkeit und Seelenruhe ist oft wie ein schmerzhafter Kampf, ich sterbe vor brennendem Durst darnach, ich winde und ringe mich ab, unter der Last eines Schicksals, das zu schwer, zu hart für meine Natur ist. Ein großes Unglück, das einschlägt wie der Blitz, das könnt' ich eher tragen, aber dieser fortgesetzte Druck, den der Einfluß eines durch und durch erkrankten Gemüthes auf mich ausübt, saugt nach und nach alle Lebenskraft aus den Adern des Geistes.

Verzeihen Sie — ich lasse mich recht gehen. Ich habe niemand, dem ich sagen kann, wie mir zu Muthe ist. Nun sitz' ich so allein da, es ist 12 Uhr Nachts — und da schwillt das Herz über. Lassen Sie sich's eben gutmüthig gefallen.

Emilie dauert mich auch recht, daß das arme Kind ihre schöne Jugend so trübe verleben muß. Es taugt ihr gar nichts, und ich bin ihr in dieser Beziehung so wenig nütze als der Vater. Wir lieben uns sehr, dennoch aber sind unsere Naturen zu sehr verschieden, um ein ganz inniges Verständniß möglich zu machen. Sie geht mehr z. B. in das Kapp'sche Haus oder zu Feuerbachs in Nürnberg. Ich bin äußerlich zu todt für sie, und das was dafür entschädigt, die gemüthliche Tiefe versteht sie nicht recht. Ich möcht' ihr gerne ein recht freundlich Loos bereiten, weiß aber leider keinen Rath dafür.

Von Anselm haben wir gute Nachrichten. Er hatte indessen einen Strauß mit H. v. Schadow, der ihn als Schooßkind und Famulus verhätschelte und quälte, von welchen beiden Obliegenheiten er sich durch ein aufrichtig Wort losmachte, und jetzt in Ruh' und Frieden an der Akademie arbeitet. Zu Weihnachten schickte er uns sein wunderhübsch gemaltes Portraitchen, mit dem schwarzen Hütchen, wie er es hier trug. Das Bild ist reizend, erinnert in der Art der Anlage an die Van Dyckschen Portraits, so lieblich vornehm guckt es aus dem goldenen Rähmchen heraus, über alle die gemeinen Nöthen des Lebens hin, daß man sie billig auch drüber vergessen sollte. Dieses Kind ist auch mein einzig reines Gut, was ich im Bewußtsein habe, und an dem ich mich über dem Wasser halte. Was Sie über Lessing sagen, dünkt mich vollkommen wahr. Dennoch sind er und Sohn als Portraitmaler die einzigen, von denen man *malen* lernen kann. — Die geistige Richtung muß und wird Anselm sich gewiß selbstständig bahnen. Sein fester Plan ist, so wie er so weit einen guten Studienkopf zu malen, nach Belgien zu gehen, auf längere oder kürzere Zeit — je nachdem er sich am Platze fühlt.

Von da, hab' ich ihm einstweilen Hoffnung gemacht, kann er Sie vielleicht in Paris besuchen, wenn es sich so glücklich trifft, daß Sie gerade zu dieser

Zeit anwesend sind. Vielleicht im Laufe des Sommers oder im Herbste — ich weiß das noch nicht genau. Anselm hat einen Freund gefunden, an den er sich mit voller und tiefer Seele angeschlossen hat — ein junger Genremaler (aber bedeutend älter als Anselm); er ist nach Antwerpen voraus.

Von Ludwig hörte ich seit meinem vorigen Brief an Sie nichts mehr. — Bertha scheint mir die völlige und personifizirte Resignation. — Sie tut alles, für und um ihres Kindes willen. Vielleicht kommt sie künftigen Sommer nach Freiburg, wenn wir denn doch hier bleiben.

Wenn ich mir Ludwig so in der tiefen Einsamkeit in seinem Bruckberg denke, wird's mir auch ganz schwindlig. Da waren Sie denn doch auch äußerlich der gute Engel, der Ihrem Mann und Geliebten über die widerlichsten Klippen des alltäglichen Lebens hinweghilft. — Leider Gottes ist das Geld eine Macht, die auch innerlich mehr wirkt und aushält als man gewöhnlich glauben und zugesehen will.

Nun bin ich aber so schläfrig und müde, daß ich meinen Brief morgen fertig schreiben will, und heute mit einem freundlichen Gute Nacht meinen Kopf auf's Kissen legen. — Sie dauern mich wahrhaftig, daß Sie dies lange Gekritzel lesen müssen.

2ten Januar. — Heute habe ich den halben Tag Noten geschrieben für Sie, und nun nur noch einen herzinnigen Gruß, an den sich die Meinigen anschließen. Auch der junge Anselm, der Ihnen tausendmal für Ihre Liebe und Freundlichkeit dankt. Ich habe ihm Alles geschrieben. Emilie hat sich heute Locken schneiden lassen, die ihr allerliebst stehen. Sie erinnert darin recht an ihre Mutter. Das gute Kind liebt Sie auch sehr. Leben Sie wohl und bleiben Sie recht gut

Ihrer Henriette F.

Wenn Sie an Ihren Wanderer schreiben*, so bitten Sie ihn auch, daß er uns nicht ganz aus dem Gedächtnisse verliert. Ich hätte Ihnen noch eine Masse Dinge zu sagen recht tief von innen heraus, aber es wird zu viel. Ich wollte, ein neugieriger Postbeamter, der auf staatsgefährliche Geheimnisse sinnt, wenn er Ihren Namen sieht, machte den Brief auf — der hätte seine liebe Noth. —

Freiburg, d. 14. Juni 1847.

Gute — Theure — Geliebteste. — Was soll ich Ihnen sonst noch für süße Namen geben?

Seit 4 Wochen freue ich mich in Gedanken an Sie. Einmal 14 Tage über Ihren Brief, und dann wieder 14 Tage auf meine Antwort. Ich hatte allerlei Sorgen während Ihres Schweigens, glaubte Sie krank oder meinen Brief verloren; daß Sie mir nicht mehr gut sind, das dachte ich nicht. Nun sitz' ich in der Laube und laß' mich von der lieben Junisonne bis auf die Knochen

* Herwegh reiste damals nach Nizza und Rom.

durchbrennen. Das gehört auch zum Schreiben, daß einem das Blut warm durch die Adern kreist, und ich möcht' Ihnen so gerne ein Stück Leben statt einem Blatt Papier schicken.

Daß ich in den letzten Wochen stündlich Ihrer gedachte, brauch' ich Ihnen nicht zu versichern. Und ich that dies mit solcher Zuversicht, daß Sie selber Ihre Freude daran haben müßten. Womit Andre sich abquälen und abjammentieren, so denk' ich nur, das machen Sie still und fertig in Fried und Einigkeit mit der Natur ab, und aus den Schmerzen erwächst Ihnen ein neuer Liebesschatz, der Ihr Glück und Ihre Liebe nicht tiefer, denn das ist unmöglich, aber weiter, umfangreicher macht. Ich hoffe sehr, daß nun Alles überstanden ist, und diesen Zeitpunkt wollt' ich auch erwarten, sonst hätte ich Ihnen gleich geantwortet, wie mein Herz begehrte.

Tausend, tausend Dank für das herrliche Gedicht und den lieben Gruß des Dichters. Ach Gott, ich bin's gar nicht werth, und doch hab' ich es begriffen, und weiß nun was ich nie ausdrücken konnte, warum Herwegh so ganz anders ist als alle andre Menschen — Dichter — Helden. „Wer liebt, der gehet in den Tod für eine Schäferstund*?" — Er ist der Liebende — vielleicht der Einzige, der liebt, während die Andern nur gemeine Courmacher oder tyrannische Ehemänner der Freiheit zu sein trachten. Das hab' ich in dem Gedicht verstanden, ein Schmerzensschrei der tiefsten Liebe, all' ihre Qual, das Herzblut — das Mark des Lebens strömt drin, und daß es so süß, so melodisch klingt, das muß den Dichter zugleich stolz und wehmüthig lächeln machen. So fühl' ich's, und daß Sie nun seine Freiheit und seine Liebe sind, nicht als Surrogat, verstehen Sie mich recht, sondern als die lebendige, Fleisch und Blut gewordene Idee seines Lebens und Wesens. Ich habe mich selten, vielleicht noch nie eines eigenen oder fremden Glückes so verständig freuen können, wie des Ihrigen. Das beste Zeichen davon ist mein guter Glaube an seine Unzerstörbarkeit. Ich meine immer, daß jeder Mensch großenteils sein Schicksal aus sich herausschafft, so wird auch in allen Fällen Ihre gesunde kräftige Natur den nächsten Lebensverhältnissen die nötige Heilkraft für momentane Störungen mittheilen, die freilich nirgend ausbleiben.

Auf Ihren lieben, lieben Brief möcht' ich Ihnen gerne Zeile für Zeile antworten, aber es will nicht recht gehen. Die Sonne ist noch nicht heiß genug für mich frostige Person. Sie müssen eben auch zwischen den Zeilen lesen, und es ist wahr, wenn man sich Alles sagen kann, so braucht man sich am Wenigsten zu sagen. Mit dem Schreiben ist es noch ärger. Ein Stückchen Lebenslauf müssen Sie aber doch noch haben. Leider ist das kein anmuthig Geschenk. Wären nicht die zierlichen Rebblätter, die auf dem Papier hin und herspielen, die Bienen und Fliegen, die ihr Käferlied summen, und die langen Grashalme, die zur Laube hereinrücken, ich möchte gar nicht fortfahren.

---

* Aus Herweghs Gedicht: O wag' es doch nur Einen Tag!

Feuerbach ist seit 14 Tagen von einer Erholungs- und Badereise zurück, die aber, fürcht' ich, wenig Erfolg haben wird. Auf Heine's* Rath brauchte er Sturzbäder und von kaltem Wasser in Gleisweiler bei Landau. Der Winter war so schwer, daß ich nichts davon sagen mag. Gott weiß, was die Zukunft bringt; ich sehe alles dunkel vor mir. — Die Wallungen nach dem Kopf haben sich seit diesem Winter auf beängstigende Weise erhöht, so daß auf der rechten Seite die Adern der Stirne bedeutend gegen die andere Seite angeschwollen waren. Denken Sie sich diesen steten Blutandrang, ein heftiges melancholisches Gemüth, Grimm und Bitterkeit im Herzen, und völliges Unvermögen sich zu beschäftigen. In einer etwas milderen Schattierung ist es auch jetzt noch so. Nach Heidelberg glaube ich nicht, daß wir noch Hoffnung haben, und wenn auch, wir nehmen unser Unglück mit, wo wir auch hingehen. Was jetzt die Bitterkeit und Trostlosigkeit über eine verfehlte Zukunft schadet, das hätte vielleicht in Heidelberg übermäßige Anstrengung verdorben. Es bleibt nichts übrig als zuzusehen. Mit welchem Gefühl trostloser Ohnmacht ich dies thue, und mit welcher Masse von bittern Nebendingen, die mich Unschuldige, doch wie Gewissensqualen drücken, können Sie am ersten sich denken, weil Sie sich die Mühe genommen haben, mich kennen zu lernen, eine Gunst, die mir selten genug zu Theil wird.

Freiburg und die Universität ist Feuerbach nun schrecklich verleidet, das ist so begreiflich nach allem Vorangegangenen — aber was thun! Ich bin immer noch für Quiescenz, da sie uns doch nicht viel abziehen können. Feuerbach hat schon 22 Dienstjahre. Auf der andern Seite fürchte ich die Gefahr einer gänzlichen Unthätigkeit. Wenn der Ärmste doch nur eine andere Frau hätte, vielleicht wär' er gesünder und heitrer — O — wenn Sie wüßten, wie mich der Gedanke martert — doch stille. — Warum soll ich ewig lamentieren; damit wird nichts besser gemacht. Emilie war dieses Frühjahr zugleich mit ihrem Vater auf Reisen, in Heidelberg und Wiesbaden. Sie hat sich auf den traurigen Winter gut ausgelüftet, und war unsäglich vergnügt; morgen erwarten wir sie zurück, da wird es wohl einiges Heimweh nach der Fremde setzen. Ich war also 4 Wochen ganz allein zu Hause. Die Ruhe that mir auch gut, denn ich war diesen Winter zum Erschrecken blaß und mager geworden. In den ewigen Kämpfen und Sorgen zersplittert man sich so; alles fährt ordentlich auseinander ohne Halt und Mittelpunkt, da sucht ich mich denn in der Einsamkeit wieder ein wenig zusammenzuklauben. Was ist das ein Glück, sich ganz zu fühlen. Jeder Gedanke, der ganze Geist, jede Empfindung, das ganze Herz. — So weit bring' ich's, aber nicht mit meinem zersetzten Stück Leben und Persönlichkeit.

Von Anselm in Düsseldorf haben wir gute Nachrichten; ich weiß noch nicht, ob er nächsten Herbst oder erst nächste Ostern nach Antwerpen geht. Feuerbach

* Dr. Heine, der Arzt Anselm Feuerbachs.

will gerne haben, daß er einen Abschluß macht in Düsseldorf und Anselm möchte gleich durchbrennen. Wann er Sie aufsucht, weiß ich noch nicht, aber geschehen wird es jedenfalls, wenn auch erst über's Jahr. Um mit Nutzen reisen zu können, muß er doch auch erst etwas Tüchtiges gelernt haben. Was die Menschen dort (in Düsseldorf) betrifft, so sind die Proben, die ich davon zu sehen bekam, von einer grenzenlosen Oberflächlichkeit.

Ein Theil der Familie, bei welcher er in Kost ist, war hier bei ihren Verwandten. — So zierlich, so gespitzt, so fein und fertig, und dabei so zum Grauen und Erschrecken leer am Herz und Sinn; ach, Liebste, ich konnte kein Wort mit ihnen reden, es war mir, wie wenn man mir ein Brett vor den Kopf und einen Knebel in den Mund schnallte. Anselm dauert mich, daß seine Hausgenossen eine solch betrübte Meinung von seiner Mutter bekommen mußten, aber ich konnte nicht anders, und froh will ich sein, wenn er aus dieser anspruchsvollen und doch so nichtigen Umgebung heraus ist.

Solchen Menschen gegenüber drückt mich aber auch, glaube ich, nur die Armuth. Jeder prüfende Blick auf unsere kahle Stube war mir eine Marter. Das ist eine Schwachheit, aber Feuerbach ist noch viel schlimmer in diesem Punkt, als ich. Zum Stundengeben versteht er sich nicht, ich begreife das auch, so gern ich alles aufböte, um unsere Lage zu verbessern, so habe ich diesen Plan aufgegeben, weil ich sehe, daß es ihn tagtäglich verletzen würde. Nun habe ich wieder einen andern Einfall, bei dem ich ein wenig auf Rath und Hülfe von Ihnen hoffe.

Voriges Jahr bekam ich durch ein ganz zufälliges Zusammentreffen den Text zu einem Kupferwerk aus dem französischen zu übersetzen, und verdiente mir damit in 4 Wochen beinahe 100 Thaler. Das Werk selbst kam in Paris heraus, und die dort gelieferte deutsche Übersetzung war so fürchterlich schlecht, daß der Herausgeber sie selbst verwarf, und von einem Bekannten hier eine neue verlangte; auf diese Weise kam es an mich halb im Scherz, das Gold aber war Ernst.

Nun dacht' ich, wenn Sie mir vielleicht irgend ein nagelneues französisches Werk aussuchten, so könnte ich durch eine Übersetzung mir eine kleine Summe verdienen. Ich möchte Feuerbach so gar gerne in ein Seebad verhelfen. Ein Buchhändler wird sich ja dann doch wohl zum Verlage finden, wenn auch nicht zu Freiburg, doch vielleicht in der Nähe. Oder kann man in Paris selbst dergleichen brauchen? So gut wie ein anderer ordinärer Übersetzer kann ich es auch, und was die Wahl betrifft, so ist mir's gleich, weil es weder zu meinem, noch zu jemand Anderes Amüsement geschieht, sondern nur um der Bezahlung willen. Sie werden das sehr betrübt und gemein finden, aber ich stehe so, daß mir das eher eine Annehmlichkeit als eine Last ist, deshalb bitte ich Sie freundlich, d. h., wenn Sie wieder ganz wohl sind, ein bischen Rundschau zu halten in den französischen Literaturzeitungen, und mir Rath zu geben, wie und was ich anfangen soll. Belletristisch oder geschicht-

lich gilt mir gleich, nur ein Name, der zieht. Denken Sie sich, die Glückseligkeit, wenn ich ein paar hundert Gulden selbst verdient hätte, und Feuerbach könnte eine weitere Reise machen, darüber würde ich 10 Jahre jünger werden. Nicht wahr? — Wenn Sie ganz hergestellt sind, berathen Sie sich ein bischen auch mit Ihrem Manne. Ach — er ist ja so gut, und steigt gerne einen Moment von seiner Höhe herab, um mir armen Schelm zu etwas zu verhelfen. Diesen Sommer und Herbst hätte ich so gar gut Zeit. Ihr „vielleicht kommt Georg ein paar Tage zu Ihnen" wirft uns ein helles Licht auf die nächsten Monate, und wir halten einstweilen an der Hoffnung fest. — Dann würde er doch wohl auch mit Ludwig zusammenkommen. Von ihm haben wir lange nichts gehört, als daß er fleißig an der Herausgabe seiner 2. Auflage ist. Bertha hat mir vor 2 Monaten einen ganz verzweiflungsvollen Brief geschrieben, er klingt wie ein Testament, indem sie mir die Sorge für ihr Theuerstes, ihr Kind, vermacht. — Gott — welchen Abgrund von Leiden und Unglück in dieser Familie. Ich sehe übrigens noch immer nicht klar, wie die Verhältnisse stehen. Ludwig scheint eben unglücklich und unzufrieden in seiner Einsamkeit, ohne doch sich zu einem decidirten Schritt entschließen zu können. Bertha wollte hierher zu mir, aber Ludwig wollte es nicht gerne haben. — Ich begreife das so sehr, er hat nichts als sein Lorchen, und das kann auch wieder die Mutter nicht entbehren. Bertha ist viel — viel unglücklicher als ich — noch viel gedrückter — für sie wäre ich noch eine Stütze, während ich selbst noch immer umhergreife. Indessen ist die älteste Schwester Helene, aus dem Missionshaus in Basel, heimlich weggegangen, hat sich einem Mönch in die Arme geworfen, ist katholisch und Nonne geworden. — Was sagen Sie dazu? Lange wußten wir nicht, wo sie sich nur aufhielt, endlich kam man ihr auf die Spur, sie wohnte in einem Dörfchen bei Zürich. Von hier aus schrieb sie mir endlich — nun sollte ich hin, um zu sehen, was zu thun ist, da wurde Feuerbach ernstlich unwohl; indessen trat sie über und ließ sich als Novice einkleiden. Die Mutter und Brüder wissen noch kein Wort davon, ich wage nicht, diese Nachricht meinem Manne zu hinterbringen; bei seiner Reizbarkeit könnte es schlimme Folgen haben, und zittre ich, so wie ihr Name genannt wird. Seltsames Verhängnis — diese Familie, so überschwänglich begabt, und alle — alle unglücklich, da ist auch kein Anhaltspunkt — der Abgrund ist geöffnet.

Meine Liebe, Theure, verzeihen Sie, daß ich Ihnen so vorschwatze. Ich mache mir selbst Vorwürfe und mag doch nicht aufhören.

Nun soll es aber doch ernstlich ans Abschiednehmen gehen. Ach — ich schreibe Ihnen so gerne, mir ist, als hätt' ich jedesmal ein gut Theil der Schollen abgeschüttelt, unter denen mein Herz begraben liegt. — Sie gehen an's Meer — das sind Klänge wie aus den Märchen von tausend und einer Nacht — das Meer! —! Nun, da trinken Sie in der fesselosen Luft frische Kraft und Seelenfreiheit, und der Wellenschaum soll allen Schmutz und

Staub des Lebens von Ihren pariser Sohlen spülen. — Es geht Ihnen ja gewiß gut, es kann ja nicht anders sein, so sag' ich mir immer mit fester Zuversicht, wenn die Sorge für Sie in dieser verhängnisvollen Zeit mich beschleicht. Seien Sie tausendmal gegrüßt, das große und das kleine Paar (?) und allen Segen, den ein redlich Menschenherz nur wünschen kann. Feuerbach grüßt Sie innigst. Er hat mir das Gedicht genommen, und für sich behalten, der böse Mensch. Sie müssen mir einmal aus dem Papierkorb ein Blättchen von Ihrem Dichter stehlen, damit ich doch auch was aufzuheben habe. — Ich bin ordentlich für Sie froh, daß ich jetzt aufhöre — nur muß ich noch sagen, daß ich eine Tyroler Zither habe; die klingt so tief und eigen, wie wenn ein gefangener Geist drin flüsterte und weinte. Mit wahrer Leidenschaft gehe ich jetzt an's Lernen. — Das ist etwas für mich. —

Adien — Adieu! Bleiben Sie stark, gesund und immer gut

Ihrer Henriette F.

Freiburg, 9. October 1847.

Ich entschuldige mich heute gar nicht wegen meines langen Schweigens auf Ihren letzten Brief, Liebe — Gute — (ich spreche diese Allerweltsworte im tiefsten und heiligsten Sinn aus —). Sie bekommen in ohngefähr 14 Tagen einen womöglich noch längeren Brief nach Berlin, worin ich mich Ihnen ganz selbst schicken will, und auch alles erzählen, warum und wie, und alle Falten aufdecken, und alle verlegene Waare aufschütteln. Ich war zu Zeiten unwohl und hatte viel Trübes und Peinliches, das theilweise auf so geheimen Gemütsverfassungen beruht, daß ich weit ausholen müßte, um mich Ihnen recht verständlich zu machen. — Kurz — ich konnte eben nicht schreiben, das heißt Ihnen (sonst schon Briefe, so viel man will.) — —

Mein Verhältniß zu Ihnen ist mir ein Heiligthum, in das ich nur in geweihten Stunden treten mag; ich will mir's rein erhalten. und nicht mit ordinärem Lebensschlamm bespritzen. Wie ich Sie von Herzen liebe, das müssen Sie wissen und fühlen, und Ihr heutiger Brief hat mir auch wieder so viel Muth und Freudigkeit gegeben. Ich kann's eigentlich immer nicht recht begreifen, daß Ihnen wirklich viel an mir liegt, weil ich mich doch so gedrückt und matt und leer fühle. — So nehm' ich's an als ein unverdientes Geschenk, das ich nur mit Hingabe meines ganzen Selbst erwiedern und belohnen kann. Ist's auch nicht viel, so ist's doch Alles, was ich habe.

Wie sind Sie freundlich, meinen lieben Jungen sehen zu wollen. Fast möcht' ich sagen, leider ist er noch hier, und kann bis zu Ihrer Reise nicht in Cöln sein, weil er in Karlsruhe zum Großherzog muß, der Ärmste — wegen eines Stipendiums! Das muß den nächsten Mittwoch über 8 Tage sein, wo Audienz ist, sonst würde er augenblicklich reisen, um Sie zu sehen. Aber vielleicht kommen Sie im Rückweg wieder über Cöln; dann bitte ich Sie, Anselm nach Düsseldorf nur mit einem Wort zu benachrichtigen. Seine Adresse ist:

A. Feuerbach bei Frau Trenelle an dem Elberfelder Bahnhof. Sollte sich Ihre Reise verzögern, und Sie erst bis zum 23.—24. October in Cöln sein, dann kann er auch kommen und bittet nur um ein Wort. Sonnabend, den 23., wird er in Düsseldorf wahrscheinlich eintreffen — Was wäre das eine Freude für das gute Kind! — Wir haben seit 7 Wochen zusammen schöne und trübe Stunden verlebt. Ich muß Ihnen auch über ihn viel sagen. Es ist ein prächtiger Mensch, so jung, so frisch, und doch macht mir wieder manches Sorge. —

Das Alles führt heute zu weit. — So hübsch und reizend ist er noch immer und wird's, hoffe ich, immer mehr, bis er auswächst. Gegenwärtig fängt die Knabenstimme an sich zu brechen; der Ton, der sonst so unangenehm ist, hat so etwas rührend Kindliches an ihm. — Ach Gott, wenn Sie ihn nur sehen könnten — ich wäre ganz glücklich. — Er grüßt Sie tausendmal und dankt Ihnen mit schwerem Herzen, denn es thut ihm zu sehr leid. — Nun noch meinen Dank und Antwort wegen der Übersetzung — Sie Gute. Freundliche, Vorsorgliche! Ich begleite Anselm nach Karlsruhe, damit er nicht die widerwärtigen Geschäfte ohne Hülfe und Rath abmachen muß. Nur will ich noch mit nach Heidelberg hinüber, und vielleicht im Namen eines dritten Unbekannten mit Welcker oder Kapp sprechen, daß sie den Buchhändler Bassermann in Mannheim fragen. — Wenn sich etwas macht mit der polnischen Revolutionsgeschichte, so gebe ich Ihnen dann augenblicklich Nachricht. Ich muß mir das Alles selbst besorgen, da mein Mann leider zu Allem zu angegriffen ist, und denke es besser mündlich abzumachen. Dies geschieht von jetzt an in 8 Tagen. — Ich kann nicht sagen, wie Ihre Sorge und Liebe mich rührt. Mit der George Sand wär's freilich prächtig. Ich habe schon öfters einiges von ihr aus Privatvergnügen übersetzt, weil mir die deutsche Bearbeitung so schlecht vorkam. Wenn Sie wieder in Paris sind, will ich Ihnen einmal was davon schicken. Ich muß eilen, der Brief muß fort.

Tausend Liebesgrüße Ihnen und Ihrem Schatz und Reichthum. Ach — ich möchte zu Ihnen fliegen — und wenn ich's könnte, so würd' ich armes Ding doch nichts können als weinen. — Ihre Henriette.

Liebste Emma! 17. November 1847.

Schauen Sie mich mit Ihren freundlichen tiefen Augen nur nicht an, sonst schäme ich mich meiner Wortbrüchigkeit — und doch, was nützt es, daß ich viel Umstände und Entschuldigungen mache. Lieber seinen Freunden sich in aller Schwachheit hingeben — das thue ich nun.

Verzeihen Sie mir, es war nicht Undankbarkeit, nicht Liebllosigkeit, nicht Vergeßlichkeit — sondern etwas Schlimmeres als das. Traurigkeit, Dummheit und Leerheit. Zwar weiß ich nicht, ob es heute besser sein wird — aber ich habe doch die Feder in der Hand. Ich habe mich überstanden, Herz und Mund zu öffnen, und so ist der schwerste Bann nun schon gebrochen.

Für Ihre letzten zwei Briefe, die lieben, süßen, kräftigen, trostreichen, habe ich Ihnen so oft mit dem Herzen gedankt, daß ich kaum noch Worte weiß, um all' das langempfundene und genossene zu wiederholen. Sie fühlen das wohl auch selbst, viel besser, als ich es sagen könnte, wenn ich mich nun wieder einmal ganz aufrichtig und offen vor Sie hinlege.

Was zuerst Ihre Güte und Sorge und wegen meines damals ausgesprochenen Manuscripts betrifft, so hab' ich leider bis jetzt nichts davon profitieren können. — Nach Ihrem ersten Brief befolgte ich augenblicklich Ihren Rath. Ich schrieb an Ludwig, worauf seine Frau erkrankte, aber so, daß ich daraus merkte, er habe keine rechte Lust. — Da dacht' ich, gar zu große Delicatesse hilft auch zu nichts, und schrieb noch einmal mit der direkten Bitte doch einen Versuch zu machen. Darauf habe ich aber seit 3 Monaten gar keine Antwort erhalten. — Auf Ihre zweiten Zeilen wegen „la révolution polonaise" wendete ich mich an Welcker, und bat ihn, Bassermann in Mannheim zu fragen. Auch keine Antwort. — Dann versucht' ich's noch mit einem wunderlichen Gedicht der George Sand, „Les sept cordes de la lyre", von dem nur eine sehr mangelhafte Übersetzung vorhanden sein soll, und das gerade in meinen Kram taugte, weil alles oder wenigstens sehr viel dabei auf die sorgfältigste und reinste Sprache ankömmt, was ich sehr liebe — Ich fragte bei einem andern Heidelberger Buchhändler an, — ebenfalls keine Erwiederung. Was will ich also machen! Feuerbach ist nicht dazu gemacht, sich einer solchen Besorgung ernstlich zu unterziehen, also bleibt mir nichts übrig, als in Geduld zu warten, bis sich eine Gelegenheit bietet. Selbst etwas schreiben — ja, Liebste, wenn ich könnte! Sehen Sie; ich bin nicht dumm, das weiß ich schon, und habe manchmal leidliche Gedanken, aber sie sind, vielleicht durch den Druck meiner Verhältnisse, zu beschränkt geblieben für unsere Zeit. Ich habe keinen Grund und Boden, auf dem ich stehe, kein Verhältniß zur Welt. — Das Leben ist an mir vorübergegangen, und hat mir nichts gelassen oder gegeben, als mich selber, aller Beziehungen durch außen los und ledig.

In mir bin ich schon tief genug, um etwas schaffen zu können, auch dünkt mich zuweilen, daß ich ein Talent, wenigstens eine gewisse Leichtigkeit und Zierlichkeit habe, mich schriftlich auszudrücken, aber das ist nicht genug. Mein Verstand ist zu begrenzt für die Zeit, ich habe keine Übersicht, keine Einsicht der Geschichte, und, was das Traurigste — keine Begeisterung, kein Feuer. Ich bin ein ganz persönliches Wesen, für einen geliebten Menschen will ich 10000 Tode sterben, für eine Idee habe ich kein Herz. Das ist ein Mangel in meiner Natur, oder durch Verhältnisse erzeugter, ich weiß es nicht. Diese Beschränkung, deren ich mir selbst vollkommen klar bewußt bin, ist mein Unglück. Geist und Gemüth sind angelegt etwas tüchtiges zu schaffen, aber der innere Heerd ist kalt und öd, es brennt kein Feuer, das die Kräfte zur Bewegung in Thätigkeit bringen könnte. Mein einziger Sporn ist eigen Unglück, oder fremdes Leid, das macht mich energisch.

Nun können Sie sagen, „schreiben Sie aus sich — es ist immer interessant, einen Menschensinn, der nicht zu den gemeinen gehört, in aller Wahrheit sich entfalten zu sehen.“ — Das ist auch wahr, aber nun kömmt wieder ein Gefühl der Eitelkeit, des Stolzes und der Scham hinzu, das mich hindert. Ich habe nichts als mich — das ist wenig in den Augen der Welt. Um ohne äußern Anhaltspunkt etwas bedeutendes aus mir selbst zu schaffen, dazu reicht meine Kraft und mein Talent nicht zu, und doch ist mir das Wenige, was ich eben bin, wieder so heilig, es ist mein Alles, ich habe sonst Nichts als meine Gedanken und Empfindungen. — Soll ich die profanieren, ohne daß etwas dabei herauskommt, ohne daß jemand eigentlich sich daran erquicken kann, weil bei der höchst erreichbaren, für mich erreichbaren Vollendung eben erst das liebe Ich, eine kränkliche lückenhafte Organisation desto mehr heraustreten muß. Ich habe ja nichts als Wahrheit —, keine Empfindung, keine Begeisterung, keine Phantasie, keinen poetischen Flug. Ich habe es schon versucht und dadurch einen Ekel vor mir selbst bekommen. Das ist Alles, was ich über diese Sache sagen kann. — Auch bin ich gerade wegen dieser Angelegenheit nicht so weitläufig gewesen, sondern weil's mir überhaupt sehr lieb war, einmal ganz offen meine Gebrechen aufdecken zu können, und so aufrichtig zu sein, daß es, wie Ihre Landsmännin Rahel sagt, „eine Schande ist“. Nach all dem muß ich aber doch noch sagen, daß ich mich in schlaflosen Nächten mit ein paar Schwarzwälder Kindermärchen herumtrage. Aber welche Qual, daß ich alles poetisch empfinde und doch nichts erfinden kann. Wenn noch etwas draus wird, will ich sie dem kleinen Lorchen schenken. Geld, was ich so notwendig brauchte, kann ich doch nicht verdienen, und die Armuth, mein größter Fluch, weil er mich demüthig macht, bleibt doch an mir haften, oder vielmehr an den meinigen, denn ich bin weder reich noch arm für mich selbst. Aber sorgen und sparen an jedem Pfennig und sich ewig in allen möglichen Lumpereien zurückgesetzt sehen, eben wegen einer Lumperei, das macht mich so dumm, daß ich mich selber ganz verliere.

Doch jetzt genug von diesen Dingen. Es drängt mich recht, Ihnen zu sagen, wie ich mich gefreut habe über all Ihre guten Nachrichten, den kleinen großen Mann, der schon so gestiefelt und gesporut in unsere arme Welt gesprungen ist, und daß es Ihnen gut geht, über Ihren Aufenthalt am Meer, und selbst über Ihre Reise nach Berlin, von der ich freilich aus Zeitungen mehr und näheres erfuhr, als aus Ihrem letzten Brief. Ihr Paßkampf hat mich amüsiert, da Alles glaublich ist, so war's anfangs ein Grund mit, daß ich Ihnen nicht nach Berlin schrieb, weil ich dachte, Sie könnten am Ende höflichst wieder zum Thore hinaus bekomplimentiert, oder wenigstens mein Brief aufgemacht werden, was mir unangenehm gewesen wäre. Jedenfalls hätt' ich dann recht klein und undeutlich geschrieben, um ihnen einige Noth zu machen. — Aber auch dazu konnt' ich nicht kommen. Es verging ein Tag nach dem andern — bis heute. Wenn ich alles schreibe, was mir alles im

Kopfe steckt und erzählt sein will, so kriegen Sie ein ganzes Buch. Dieser Tage dacht' ich schon in's Geheim daran, ob Sie wohl über Cöln zurück sind, und ob Sie Zeit hatten, meinen Liebling zu sehen. Ach, wie viel wäre mir das werth. — Er war diesen Herbst 10 Wochen hier bei uns; darin ist für mich ein ganzes Leben. — Seine Entwickelung ist geistig und körperlich herrlich vorgerückt, auch hat er große Fortschritte in seinem Studium gemacht, doch ängstigte mich Eines kläglich, nehmlich der Beginn des Feuerbach'schen „seiner Laune nachgeben" — sich mit melancholischen Stimmungen umhertragen, ohne rechte Willenskraft tüchtig drein zu schlagen, um die Nebel zu verjagen. Später, als ich ihn näher kannte, denn in einem Jahr muß man ein solch junges Naturkind immer wieder von Neuem studieren, beruhigte ich mich drüber, weil ich fand, daß diese traurige Stimmung dennoch nur großentheils von unserm häuslichen gedrückten Leben und so manchem Mangel an Bequemlichkeit oder einer kleinen Eleganz herrührten, an die er gewöhnt ist, und sie um desto schmerzlicher für uns in den hiesigen Verhältnissen vermißte. Die letzten Wochen seines Aufenthaltes hier waren ganz eigenthümlich reizend. Es fiel ihm zum erstenmal ein, einen kleinen Roman zu spielen, und selbst noch völliges Kind, suchte er sich ein andres Kind von 14 Jahren, nicht hübsch gerade, aber sehr lebhaft, originell, mit großen schwarzen Augen, die ganz verwundert in die Welt gucken. Sie erinnern sich vielleicht dunkel noch der kleinen Antonie Siebold, die aussieht wie eine Creolin und scheu und flink wie ein Reh über Stock und Stein springt. Die beiden Kinder waren so reizend zusammen, so rührend unschuldig und lächerlich naiv, daß man kein lieblicheres Gedicht ersinnen könnte. Zum Glück war der etwas philisterhafte Herr von Siebold in Venedig bei den Naturforschern, und seine Frau, eine nachsichtige Mama, die zu meiner Verwunderung fein und nobel genug fühlte, um die Schönheit und Anmuth dieses ganz duftig feinen Verhältnisses zu begreifen. Sie that Alles, was sie Anselm nur an den Augen absehen konnte, hätschelte, schmeichelte ihm auf alle Weise und half dadurch ihrem eignen Töchterchen aus aller Verlegenheit und Grübelei. Wir waren drei Wochen lang — denken Sie, drei Wochen lang, fast täglich zusammen, und die Mamas ertrugen ihren Opferlammsberuf so geduldig, als hätten sie selbst ihre größte Freude dran, was freilich auch eigentlich der Fall war. Ich freute mich, weil ich Anselm täglich heiterer und blühender sah, das Bild der jugendlichen Kraft und Gesundheit, und Frau von Siebold ihrerseits war sehr eitel, daß das junge Ideal, wie sie ihn nannte, ihr Töchterchen auszeichnete; sie wußte nicht süße Namen genug für ihn zu ersinnen. So tanzten die Kinder zusammen, sprangen und rannten auf Spaziergängen über Hecken und Gräben, und des Abends wußte es Anselm geschickt zu berechnen, daß er die Kleine vorauskriegte; dann führten sie die naivsten Gespräche, die den Müttern zu Hause wieder erzählt wurden. Ein paarmal gab Frau Siebold in ihrem hübschen Saal kleine Tanzgesellschaften. Da führten die jungen

Leutchen Märchen auf. — Antonie machte die Prinzessin Dornröschen, die hundert Jahre am Spindeltisch schläft — Anselm war der Königssohn; der sah mit Federbarett und blankem Schwert wunderbar schön aus, und es war der kleinen Prinzessin nicht zu verdenken, daß sie gerne aufwachte und aus ihren rosa Gazeschleiern herausschlüpfte. Sie war auch so vergnügt, als wäre sie keine Prinzessin. Nachher nannte sie Anselm halb schelmisch graciös „Dornröschen", darauf schafften sie das „Herr Feuerbach" und „Fräulein Antonie" ab, und zuletzt im Eifer und Wirrwar des Spieles kam gar manchmal ein kindliches Du heraus. — Der Abschied wurde durch die Rückkehr des Papas etwas gestört, ging aber doch ganz lustig von statten, ohne alle Sentimentalität von beiden Seiten. — Ein Sträußchen, von Heidelberg gesendet, war die Schlußzeile dieses ächten Frühlingsgedichts. Anselm genoß die ganze Episode mit doppeltem Bewußtsein. Im Moment war er mit all seiner Lebenskraft glückliches ausgelassenes Kind, und zu Hause, dann mußte er selbst über sich lachen, und fand seine Kinderei zugleich komisch und köstlich. Er konnte in einer Stunde die tiefsten Gespräche führen wie ein Mann, der nur von seinem Beruf erfüllt und begeistert ist, und dann in der nächsten vor dem Spiegel seine Charadencostüme mit derselben Wichtigkeit probiren. Heine in Germersheim (Ihr lieber Mann kennt ihn) beurteilte ihn auch so. — Er schrieb mir: „Er habe Anselm nach verschiedenen Seiten hin genau beobachtet, und in ihm eine ganz neue und bedeutende Erscheinung gefunden. Ein kindliches Herz bei der Gereiftheit und Klarheit eines Mannes, eine Künstlernatur vom ächtsten und reinsten Schlag, und den wunderbarsten Reiz im Äußern und Benehmen." Ich wollte, Sie hätten das Alles mit angesehen, es hätte Ihnen Freude gemacht, und auch die Kleine, die zuletzt nichts mehr wünschte, als über's Jahr ein Knabe zu sein, damit sie Anselms Freund werden könnte, was doch viel hübscher sei, wäre Ihnen selbst lieb geworden. —

Bis Heidelberg habe ich Anselm begleitet. Da war mir's recht eigen. Ich wohnte drei Tage lang bei Welckers, und der schöne Neckar, über den sich Abends im Mondschein die Bergschatten so zärtlich warm herein legen, und das schöne Schloß, machten mich wehmüthig. — Es ist doch noch eine Luft, die man athmen kann — ich war nicht vergnügt in Heidelberg, aber ich lebte doch — —. Bei Kapp's war ich viel; sie sind fürstlich eingerichtet in ihrem Waldhörnchen. Herr Kapp sieht etwas kummervoll aus, und hält schöne fließende Reden von der Hohenstaufen Schwerterklang, von Kettengeklirr und Rom. Abends im Mondschein, Nachts um 10½ Uhr oben am Philosophenweg gerieth er über Anselm in Begeisterung, und gestikulierte im gelben Nanking . . und schwarzen Samttalar: „Kolossale Natur! Die Idee der Schönheit personificiert, der Geist des Hauses Feuerbach! — Ein griechischer Apoll in's Leben getreten!" Ich mußte lachen, denn seine Begeisterung kommt mir immer wie der Superlativ am unrechten Orte vor, aber doch — wie wärmt einem selbst ein so warmes und ehrliches Herz! Er war so lieb gegen

uns. Frau Kapp war auch sehr gut mit mir, aber Gott, was hat die Frau alles zu thun, und wie bewundert sie ihre eigne großartige Tätigkeit. Sie leistet Unglaubliches, glaube ich, aber es ist so betrübt, daß man sie gar nicht genießen kann; ich muß mich immer halb fürchten vor ihrem Hausscepter. — Der junge August hat mir außerordentlich gefallen; das muß ein lieber tiefer Mensch sein. Mit Johanna endlich habe ich herzliche Freundschaft geschlossen. Sie kam mir auch so traurig vor, so — wie soll ich mich ausdrücken — so weich und tief und dunkel, noch viel mehr als ich — ich fürchte, sie leidet viel, und wir waren sehr innig zusammen. Wir sprachen auch viel von Bertha und Lorchen, für das Johanna sehr zu sorgen scheint. Sie sagte, Bertha sei so unglücklich, daß nur der Tod noch hinzukommen könnte, um sie es noch mehr zu machen. Aber auch hier wie in Bertha's Briefen sind Alles nur dunkle Andeutungen, aus denen ich auf keinen festen Grund und Boden schließen kann. Sie hat vor, glaube ich, nächstes Frühjahr zu uns zu kommen, damit das liebe kleine Wesen Musikunterricht bekommt. — — Von Ludwig hört' ich gar nichts; es scheint, daß er auch mit Kapps in keiner Verbindung steht. — Von Ihnen sprach ich auch viel mit Johanna. Sie hat Sie sehr lieb, und es gab ein harmonisches Duo. Ich weiß nicht, ob ich recht habe, ich fand an Johanna fortwährend einen gewissen sentimentalen Anstrich, der mir auch nicht ganz gesund scheint. Ich fürchte, daß die geistige Übertreibung des Vaters auf ihr Gemüth übergegangen ist, und daß sie daran zu Grunde gehen muß. Vielleicht aber habe ich sie nur von einer Seite kennen lernen in diesen 3 Tagen, und es ist ein Gegengewicht vorhanden, das mir verborgen blieb. — Hofmann von Fallersleben, von dem mein Töchterchen im Frühjahr ganz entzückt und enthusiasmiert war, habe ich auch gesehen, aber er hat mir unglücklicherweise furchtbar mißfallen. Ich will dadurch seiner Innerlichkeit nicht zu nahe treten, aber seine persönliche Erscheinung hat mir einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Zottig, schmutzig, eine Studentenkappe auf den Kopf gestülpt, die Tabakspfeife im Mund, voll langweiliger alter Anekdoten, die er erzählt, als seien sie ihm passiert, dabei einen höhnischen Mund, der im ganzen Gesicht herumfuhr. — —

Ich glaube, wir haben uns Beide furchtbar mißfallen, denn Frau Kapp setzte mich neben ihn, und mich verkrüppelte seine Art und Weise so, daß ich während des Essens kein Wort sprechen konnte. Er solle zartfühlend, geistreich sein, und ein kindliches Gemüth haben; davon konnt' ich selbigen Tags allerdings nichts merken. Freilich war es auch bald nach der Mannheimer Ausweisungsgeschichte, und es ist möglich, daß eine gezwungene rohe Lustigkeit nur den Grimm und Schmerz eines kranken und verwundeten Gemüts zudecken sollten. Die ganze Zeit, seit ich von ihm schreibe, quälen mich noch zwei Worte, die ich eigentlich nicht schreiben wollte, weil ich es gewissenlos und häßlich finde, so hart über einen Menschen zu sprechen, über den man bei näherer Bekanntschaft vielleicht ganz anders urtheilen würde, aber es läßt

mir keine Ruhe — burschikos schmarotzerhaft! So, jetzt bin ich ruhig. Die arme Emilie alteriert sich förmlich, — sie hat niedliche Sträußchen im Album, die er mit seinen dicken Fingern selbst ganz rührend gepflückt — ich kann das alles nicht zusammenreimen. Emilie war auch dieses Jahr so glücklich in Heidelberg, daß ihr vom Menschen bis zu Gras und Stein alles idealisiert vorkam. Das arme Kind taugt eben gar nicht in unser trübes Leben. Denn so sehr ich mich zusammennehme, bin ich eben doch auch zu Hause sehr matt und todt, und dann sind wir auch wieder so sehr verschieden, daß wir uns nur gelten lassen, aber doch nicht im tiefsten Innern verstehen können. Sie flattert sich ab, wie ein Vöglein im Käfig, und ich kann doch nicht helfen. Freilich bezweifle ich auch, ob bei völliger Ungebundenheit etwas Kluges herauskäme. Emilie hat zuviel Ähnlichkeit mit ihrer ältesten Tante, der unglücklichen Helene von Dobeneck — und obschon sie ganz in's andre Extrem reichen würde, könnten doch die moralischen Folgen dieselben sein. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geschrieben habe, daß meine Schwägerin Helene in der Schweiz katholisch geworden ist, und in's Kloster gehen will. Die Mutter und die Brüder, auch mein Mann weiß noch kein Wort davon. Mich wunderte es gar nicht; von der Neigung zur Schauspielerin ohne Talent kann man auch Nonne ohne Talent werden. Die Frage ist nur, wie lange die Herrlichkeit dauert.

So sehr ich mich scheue, und meine Gedanken absichtlich weglenken will, so muß ich nun doch auf den Schmerzenspunkt, auf die Wunde unsres Lebens kommen — den Zustand Feuerbachs — der leider von Woche zu Woche (fast glaube ich) schlimmer wird. Wir haben wie immer einen traurigen Sommer und Herbst verlebt und sehen einem noch traurigeren Winter entgegen. Eine Badekur im Frühjahr, eine kleine Reise im Spätherbst haben gar nichts genützt. — Ich kann nicht sagen und auch kein Arzt sagt es, ob das Leiden mehr geistig oder organisch ist. Alle Medikamente sind fruchtlos, und die völlige Arbeitsunfähigkeit, Niedergeschlagenheit, Gereiztheit, Wuth und Grimm und Lebensüberdruß ist der Inhalt unsrer Tage. Wir leiden Beide furchtbar, und ich habe mir leider in letzter Zeit zuweilen Mangel an Geduld vorzuwerfen. Feuerbach hat für diesen Winter Urlaub genommen, und ist also ohne Unterbrechung zu Hause, kein Tag geht ohne Sturm vorüber, es müßte denn nur die dazwischen liegende Apathie Ruhe stiften. Ich sehe nicht klar in die Zukunft, denn ob mein guter Wille aushält, und ich nicht auch einmal in der Verzweiflung einen desperaten Streich mache, weiß ich nicht. Unser Leben ist so traurig zusammen, daß es fast über Menschenkraft geht, es zu ertragen. — Ich habe gewiß auch Schuld, und sehe das auch schmerzlich genug ein — aber kann man denn auch seine innerste Natur umstülpen? Ich habe leider Gottes schon so viel daran gemeistert und gepfuscht, daß ich bald keine mehr habe. Ich bin in einer Minute ungeduldig und dann jammert mich der Unglückselige wieder so tief, daß ich den letzten Blutstropfen geben möchte, um ihm eine frohe Minute zu schaffen. Aber leider ist das ein Werk der

Unmöglichkeit. Kann's ein schrecklicheres Schicksal geben als todt sein bei lebendigen Organen? Nur wer versteht was Leben ist, kann auch begreifen was solch ein Sterben bedeutet.

Schon zum 5ten mal gestört kehre ich wieder zu meinem Brief zurück. Heute als ich aufhörte zu schreiben, erhielt ich einen Brief von Elise Feuerbach. Sie schrieb mir, daß Ludwig und Bertha in Nürnberg gewesen sind, und zwar Beide in traurigem Gemüthszustande. Ludwig, sagt sie, sähe gebrochen aus, und übertäube sich durch Reizmittel, die ihn noch mehr zerstören, Bertha sei ein wahrhaftes Marterbild und auch das kleine Lorchen trüge schon einen schmerzlichen Zug im Kindergesichtchen. Gott — gegen diese Familie sitzen wir noch im Schoß des Glücks, trotz aller Qual. Elise meinte, wenn Ludwig nicht eine Zeit lang fortginge, so würde er ganz zu Grunde gehen. Macht Ihr Mann denn keine Reise, wo sie sich treffen könnten, denn nach Paris selbst zu kommen, werden wieder die Mittel nicht reichen. Ich will Bertha zureden, daß sie künftiges Frühjahr mit dem Kinde hierher kömmt; obgleich unser Haus auch traurig genug ist, so ist es doch für sie noch eine Erholung, und sie wird sich vielleicht besser finden als im Kreise einer ganz heitern sorgenfreien Familie, gegen die ihr eigner Zustand desto schroffer absticht. Ich fürchte auch, daß es mit der Fabrik und dadurch mit ihrem kleinen Vermögen schief steht. Schreibt Ihnen Ludwig nie?

Ach — der November ist so schön, so blau frisch und glänzend; wie Schade, daß man, wenn man zu sorgen hat, noch betrübter wird, bei aller Herrlichkeit der Natur. Sie sagen so freundlich, Sie dächten an uns, wie an kranke Freunde, nicht wie an unheilbar verlorene. Für mich können Sie recht haben, denn ich bin auch viel besser und kräftiger, wie das gekommen ist, weiß ich selbst nicht. Aber mein armer Mann? Ach dem ist nicht zu helfen. — —

Während ich schreibe, steht Emilie neben mir und mißt und rechnet, um aus einem alten Ballkleid ein neues zu machen. Das gute Kind tanzt so gerne, und ich mache ihr auch die Freude so oft ich kann. Sie ist ganz niedlich geworden, und Anselm hat auch ein recht liebliches Portrait gemalt, mit idealer Haaranordnung in blauem Atlas. Das Ganze nahm sich wunderhübsch aus. Emilie hat viel Geist und einen sehr feinen gespitzten Humor. Sie könnte reizend und interessant sein wenn sie freieren Spielraum hätte. Gegen mich ist sie sehr lieb und gut, und hat auch manchmal ein bischen mit mir auszuhalten, wenn meine eigene Laune in Dissonanzen gestimmt ist, doch kommen auch Zeiten, wo das Blättchen sich wendet. Frühjahr will ich sie wieder nach Heidelberg lassen; da erlebt sie in Welckers Garten unter den Blüthen ungeheure Dinge, und alle Mährchen werden wahr, weil sie selbst eines ist — phantastisch, aber lieblich so lange alles nach ihrem Köpfchen geht. Ist das nicht, da hebt sie es ganz vornehm und zuckt so etwas dédaigneuse von oben herab — wogegen Anselm bei solchen Veranlassungen flucht und stampft. Die Kinder machen mir doch so viele Freude und ich will meinen Brief mit

diesem Gefühl schließen, und nicht undankbar sein. Ich hoffe, daß, je älter sie werden, desto mehr verjünge ich mich durch sie, bis wir vielleicht einmal noch auf ebenen Grund und Boden zusammen kommen. Es ist so was köstliches um eine solche frische urkräftige Jugend; ich wollte, ich könnte recht wachen und sorgen, daß der Blüthenstaub nicht zu bald von den Flügeln gewischt wird. Ich sehe jeden Tag mehr ein wie dumm ich früher war, daß ich eigentlich gar keinen Begriff hatte wie schön es ist zu leben. Erst durch die Kinder erfahre und begreife ich es.

So bin ich nun zu Ende! Denn einen neuen Bogen fange ich nicht mehr an, der Brief soll auf die Post, und ich will in der Liedertafel ein Stück des Mendelssohn'schen Elias probieren hören. Ach — der Todesfall hat mich auch tief ergriffen. Wenn solche Menschen so früh sterben, schämt man sich ordentlich seiner eigenen unbedeutenden Existenz. Ich habe ihn vorigen und diesen Sommer hier gesehen, und vergesse den Blick dieser tiefen, reinen Geistquellenden und strömenden Augen niemals. Ihr Mann hat auch solche Geistaugen, aber sie sind noch tiefer, menschlicher, nicht nur künstlerisch. Behalten Sie mich beide lieb. Feuerbach und Emilie grüßen innigst.

Von ganzem Herzen Ihre Henriette F.

Mein lieber verehrter Freund! Freiburg, den 27. Dezember 1847.

Ich darf doch so sagen, nicht wahr? Ihr lieber Engel von Frau hat mir von Leipzig aus geschrieben, daß sie mir bei Wigand die Übersetzung von den Memoiren der George Sand ausgewirkt hat. — Ich war heute Mittag ganz toll vor Vergnügen darüber, so toll als ich nehmlich sein kann, das ist gar nicht viel, einmal über die Sache selbst, die mir so viel werth ist, und dann über die liebende Vorsorge, mit welcher Ihre Emma immer an mich denkt. Ich kann nur mit der tiefsten und innigsten Herzensliebe ihr danken. Heute Mittag konnt' ich vor Freuden nichts essen, es war mir ganz übel, weil ich's so gar nicht gewohnt bin — Kummer und Schmerzen kann ich viel eher ertragen. Wollen Sie denn nun so freundlich sein, mir so bald als möglich die beiden ersten Bändchen zu übersenden. Ich will mir alle Mühe geben und wie wahnsinnig arbeiten, damit es schnell und gut fertig wird, und mein lieber Protecteur keine Schande an mir erlebt.

Tausend und abertausend Grüße. Ich habe das Herz so voll von Freude, auch wegen Anselm, der nun Ihre Frau in Düsseldorf sieht. Kurz, der Brief war mir eine solch herrliche Christbescheerung, daß ich die an diesem Tag vor einem Jahr eingetroffene (Heidelberg) völlig aus dem Gedächtnis verlor.

Ich schreibe recht bald ausführlich — heute will ich auch keine Minute verlieren.

Meinem armen Mann geht es gar nicht gut. Ach — nun kann er vielleicht nächsten Sommer eine tüchtige Reise machen. Das danke ich Ihnen — liebes gutes Herz, liebste Emma! Denn der Brief wird doch mit Ihnen zu-

gleich ankommen. Sie sind so weich und gut, und doch so felsenfest und unerschütterlich. Ich gebe Ihnen die Hand, und will Ihrer würdig werden.
Mit ganzer Seele Ihre Henriette.

Meine liebste Emma! Freiburg d. 3ten Januar 1848.

Ich will Ihren gestern erhaltenen Brief gleich heute in aller Eile beantworten. — Ich möchte Sie eben so gut trösten wie mich selbst, denn ich fühle es ganz, daß es Ihnen so leid als mir, und vielleicht noch weher thun mußte — mir wär' es an Ihrer Stelle grad so gegangen. — Ich gestehe, daß ich gestern sehr niedergeschlagen war, ganz leidenschaftlich betrübt, denn ich hatte mich an den schönen Gedanken so fest gerankt, daß alle Wurzeln erschüttert waren wie er ausgerissen da lag. — Ich schäme mich gar nicht zu sagen, daß ich mich einsperrte und bitterlich weinte, aber des Abends wurd' ich wieder vernünftig, ich gab mir das Versprechen, noch 3 Jahre lang zu kämpfen und zu ringen, mit all' meinem bischen Kraft, und wenn zehn Sachen mißlingen, die elfte anzufangen; wenn dann die 3 Jahre um sind, und es ist nichts aus uns geworden, dann solls der Teufel holen, und ich kratze ab. —

Dies in mir abgemacht, und nun war ich wieder ruhig, — da kam eine liebe Bekannte zu mir, eine Französin, die ohne geistreich zu sein, eine Energie des Gemüths hat, die beneidenswerth ist — sie hat nach dem Verlust von ihrem ganzen Vermögen, sich mit Mann, Kind und Mutter vom Bettelstab in die Höhe gebracht. Ich half ihr in ihrer schrecklichsten Zeit, deßhalb haben wir uns lieb. — Der vertraute ich die Sache, weil ihr Mann grad aus Frankreich kam. — Sie meinte, sich zu erinnern von den Memoiren gehört zu haben und versprach mir, ihren Mann zu fragen. Diesen Morgen erhielt ich inliegendes Bilettchen von ihr, und schicke es Ihnen nun im Original, weil es doch vielleicht noch einer Frage werth sein möchte. Vielleicht unterrichtet Sie auch Wigand noch näher. Mein Mann meint, es sei doch kaum glaublich, daß ein Geschäftsmann wie Wigand so völlig in die Irre gehen könnte.

Jedenfalls, ob nun noch etwas draus wird oder nicht, verspreche ich Ihnen standhaft zu sein — 3 Jahre — aber nicht länger. Ich lebe vielleicht ohnedem nicht viel länger, denn mein hartes Leben hat doch innerlich schon ordentlich an mir gefressen. Ich bin darüber ganz auf eigenthümliche Art besorgt, so wie über einen zweiten Menschen — weil ich mir persönlich nicht viel draus mache, aber doch entsetzlich betrübt wäre, wenn den Meinigen dies Unglück widerfahren sollte.

Von meinem Anselm habe ich Briefe bekommen. Was haben Sie den lieben Menschen glücklich gemacht. Er ist so erfüllt von Ihnen, hat Sie so mit seinem ganzen Geist und Herzen aufgefaßt, wie ich es erwartete — es ist ihm ein ganz neues Licht aufgegangen. Nicht wahr, ich habe Ihnen nicht zu viel von ihm gesagt? Er will um Ostern fort von Düsseldorf, nach Paris

wahrscheinlich. Heute hab' ich nicht Zeit mehr darüber zu schreiben; das nächstemal ausführlich. Ach Gott, wie ich Sie liebe, das wissen Sie wohl, und daß Sie mir ein Stück Leben sind, und noch dazu das beste, denn Sie haben mir im schlimmsten und verhängnisvollsten Moment die Hand gegeben, wo ich am Abgrund der Selbstaufgebung grad ganz versinken wollte. Sie haben mir das Leben gerettet und nun ist's mir eine Heimath, wenn ich nur an Sie denke. Ich will recht brav und wacker sein, und mich in die Höhe arbeiten so gut ich nur immer kann. — Wenn man recht redlich und ernstlich will, sollte es dann nicht doch endlich gelingen. Feuerbach ist noch immer recht übel. Er kann nun nicht mehr schreiben und lesen, ist ganz unthätig. Heute war er einmal wieder er selbst; das heißt lieb und freundlich, sonst ist er immer so sehr böse in seiner Krankheit, fast immer wüthend über mich; das ist so schwer zu tragen. — —

Leben Sie wohl. Tausend Grüße. Ihre treue Henriette.

Ich habe wieder einen 6 Bogen langen Brief auf dem Herzen, aber heut ist keine Zeit.

Meine theure Emma! Freiburg den 6. März 1848.

Es ist eine lange Zeit, seit ich Ihren letzten lieben warmen Brief erhalten — so dünkt mich wenigstens, denn es liegt so ungeheuer viel dazwischen, daß man meint, statt zehn Tagen 10 Jahre damit ausfüllen zu können. Was haben Sie nicht Alles in der Zeit erlebt, Herrliches und Abscheuliches, Fröhliches und Betrübtes. In diesen großen Weltereignissen verliere ich meinestheils mich selber fast ganz, ich muß mit meinem kleinen winzigen Ich in diesem Meer mir selbst unfühlbar werden, das beängstigt Einen denn doch bei aller Demuth und Hingebung. Bei Ihnen ist das was ganz Anderes — Sie spannen die Segel auf beim Sturm. — Ach Gott, wie geht es denn Ihrem Manne, das hat mich ganz betrübt gemacht, daß so ein herrlicher Mensch krank sein sollte, es giebt ja genug, bei denen das ganz einerlei ist. Ich habe überhaupt den ganzen Winter viel Sorge um Sie gehabt. Wenn man selbst mit so viel Sorgen und Qual umgeben ist, so sieht man so leicht alles Liebe nah und ferne mit einem schwarzen Schleier. ... Wollen Sie denn jetzt wirklich nicht in den schönen milden Süden und recht von Innen heraus Gesundheit und neue Luft schöpfen? Ihrem Dichter würde das auch wohler thun, als sich in dem fürchterlichen Gewühl der beginnenden Organisation und dem Kampf der Parteien, der jetzt noch folgen muß, abzumühen. Freilich, ich verstehe das nicht, ich bin ängstlicher und kurzsichtiger Natur, ich kann nicht wissen, ob nicht Ihnen mit dieser Katastrophe die Verwirklichung eines Lebensprinzips aufgegangen ist. — — — Wir haben auch ein Revolutiönchen gehabt, oder haben es vielmehr noch, und spielen hübsch Soldaten. Ich gestehe aufrichtig, daß ich noch gar nicht fähig bin zu jubiliren über Freiheit und Vaterland, die Gewährsmänner sind mir zu wenig

Respektspersonen, und vor dem lieben vielbesprochenen Volksgeist habe ich auch keinen Respekt. Ich meine so: — Wir werden ganz außerordentlich frei sein, genau so wie es unsere liberalen Herren Deputirten befehlen. — Unser Städtchen sieht ganz kriegerisch aus, alle Bürger und Studenten sind bewaffnet und spielen, wie gesagt, hübsch Soldaten gegen einige Jakobinermützen, die gerne Etwas aus der Brühe herausfischen möchten. — Übrigens ist doch mit einem Federzug Preßfreiheit, Volksbewaffnung und Geschwornengericht gewonnen, und das will doch was heißen. — Jetzt schmachtet nur mein Herz nach Einem, und ich lese deshalb alle Tage so sehnsüchtig die Zeitung, daß es nämlich Ihren Allerwerthesten in Berlin an den Kragen geht — ja das wünsch' ich, und doch bin ich die friedlichste Person von der Welt, Gott sei's geklagt. — Wenn's aber einmal recht los geht bei uns, dann tragen Sie die Fahne voran, und ich ziehe mit dem Verbandzeug als barmherzige Schwester hintendrein, natürlich nicht als graue oder schwarze im Dienst des lieben Gottes, damit er mir nachher in dieser oder jener Welt den Orden der Frömmigkeit umhängt, sondern einzig und allein deshalb, weil Wunden weh thun, und weil ich so eine Leidenschaft habe für alle Menschen, die Schmerzen haben.

Ja wenn man nur etwas Rechtes zu thun hat auf der Welt, dann ist es lange gut, aber so immer stricken und flicken, und stets sich so eng im Kreise drehen, wie des Färbers Gaul in der Rolle, und dabei im Herzen noch Poesie und Enthusiasmus sogar haben — das ist ein Elend!

Den Winter ist es meinem armen Manne recht erbärmlich gegangen. — Denken Sie sich, er kann nicht mehr schreiben, kaum etwas leichtes lesen, ist ganz in vollem Sinne des Wortes beschäftigungslos, gemüthskrank, geistig abgestumpft, voller Qual, ohne alle Energie und ohne Willen, körperlich krank dazu, es ist ein Zustand, der Steine weinen machen könnte. — Mir blutet die Seele, aber ich kann nichts thun.

Anselm hat sein erstes Bild in Düsseldorf vollendet und ist dann ganz gloriös durchgegangen ohne einen Kreuzer eigenes Geld nach Nürnberg zur Großmutter. Er konnt' es nicht mehr aushalten, und das kann man ihm auch eigentlich nicht verdenken. Er schickte kluger Weise einen Freund mit dem Bilde hierher, um des Vaters Mißfallen erst austoben zu lassen. Vor mir fürchtet er sich nicht; er weiß wohl, daß ich armes Ding unter dem Pantoffel meines Herrn Sohnes stehe. — Feuerbach war denn auch wirklich ganz verklärt über das Gemälde — eine mythologische Gruppe, ein alter Faun, der sein jüngstes Kindchen mit der Flöte eingeschläfert hat, während zwei andere muthwillige kleine Bengel immer Spektakel machen wollen; dazu eine einfache heimliche Landschaft am Wasser. Die Kinder sind so wahr und innig, das kleine schlafende Ding so wahrhaft rührend menschlich, daß man unwillkürlich dabei an das Liebste denken muß, was man auf der Welt hat. — Das Bild ist nach Karlsruhe zum Großherzog gewandert, aber freilich zur

schlimmsten Zeit, an dem Tage, an dem die Nachricht von der Pariser Revolution ankam. Wer konnte das auch ahnen. In 4 Wochen wird Anselm hierher kommen und dann vor der Hand nach München gehen. Bis er dann nach Paris kömmt, in späterer Zeit, sind Sie wieder zurück von der spanischen Reise.

Sie sind aber nur zu gut, daß Sie so Noth haben wegen der Uebersetzung. — Was ist zu thun? Vielleicht war's auch wieder gut, daß nichts draus wurde. Ich war auch nicht wohl; ich hatte viele Wochen lang alle Abende so sehr Drücken auf der Brust, besonders wenn ich des Tags viel schrieb; vielleicht hätte es mir geschadet. Man muß sich immer mit etwas zu trösten wissen. Aber was ich gethan habe, darüber werden Sie einmal lachen, Kindergeschichten habe ich geschrieben. Mährchen von Herrn Meerrettig und Fräulein Zwiebel, die im Keller Hochzeit hatten, und vom König Truthahn, gegen den sein Volk rebellirte; da mußte der arme Kerl mit Stiefmütterchen besteckt als Hauptbraten beim Schmaus figuriren. — Lauter dummes Zeug, der Himmel mag's wissen, wie ich dazu kam, denn ich habe die Possen in großer Betrübnis geschrieben. — Einige ernste sind auch dabei. Anselm d. J. haben sie gefallen, er wollte Bildchen dazu machen — Emilie nicht so. — Ich weiß selbst daß gar nichts dran ist, aber ich wollte doch einen obscuren Buchhändler ausfindig machen, der mir ein paar Louisd'or dafür gegeben hätte, und bei dem ich mich mit der Albernheit nicht zu schämen brauchte, aber nun ist kein Gedenken dran, die Zeit ist zu ernst zu solchen Kindereien und ich selbst bin ganz aus der Stimmung gekommen, um die noch fehlenden gar fertig zu machen.

Sie glauben nicht, wie komisch und tragisch das war, ich in meinen schlaflosen und kummervollen Nächten, bleich und oft verweint, und dann doch wieder, wenn Alles im Bett war, auf einmal ganz vergnügt mit meinen kleinen Puppen spielend. — Ich habe mich was redliches dabei heruntergemacht und ausgelacht — aber am Ende war es doch eine Arznei, die sich mein armer Sinn selbst verordnet hat, und deßhalb mag ich mein Hefichen gerne leiden, wenn es auch keinen Heller werth ist. — Ach Gott, wenn ich nur was Kluges schreiben könnte, wie gerne wollt' ich's thun, und wäre es auch nur Ihnen zu Liebe — aber ich weiß in der weiten Welt auch gar keine Form. — Briefe wäre das einzige, und an Sie allerdings wieder das Einzige, aber ich dürfte nur denken, der Brief könnte einmal gedruckt werden, dann bin ich versichert, daß er so dumm und kalt und trocken wird, wie ich selber in Siebold'scher oder Woring'scher Abendgesellschaft. —

Ja wenn ich etwas erlebte, wenn ich hinauskäme! Wie ich neulich 3 Tage in Heidelberg war, was hatte ich da nicht Alles zu erzählen, und das war doch kein großes Evenement. Aber wenn man nur um Kranke ist, und eine Trost- und Beruhigungsmaschine Tag für Tag sein muß, wo sollen da frische gesunde Gedanken herkommen. Daß ich an Sie manchmal leidenschaftlich schreiben kann, das ist nicht mein, sondern Ihr Verdienst, weil wenn ich nur

an Sie denke, so hab' ich schon was Schönes erlebt, und bin aus meinen 4 Pfählen in's freie Land hinausgereist.

Von Ludwig weiß ich Ihnen gar nichts zu sagen. Ich habe ein paarmal einige Zeilen von Bertha erhalten, in denen sich Nichts als Unglück, Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit ausspricht. Sie hatte vor, oder hat es vielmehr noch, diesen Sommer mit Lorchen hierherzukommen. Ich stehe da recht zwischen Thür' und Angel, weil mein Mann in seiner Angegriffenheit über jede kleine Neuerung fast rasend werden will. Auf der andern Seite, meine ich wieder, könnte ich doch vielleicht etwas thun, wenigstens für die Kleine, und es kommt mir furchtbar hart vor, der unglücklichen Frau ein so bescheidenes Asyl zu verweigern. Nun muß ich aber künstlich laviren, bis ich die Sache in's Reine gebracht. Noch ein andrer Stein liegt mir auf dem Herzen. Anselm schrieb mir von Nürnberg aus, auch weiß ich es von früher her schon durch die Schwester Elise, daß die beiden Kinder des verstorbenen Eduard so vernachlässigt werden. Ihre Mutter ist, scheint es, eine ganz gewöhnliche Frau. Anselm sagt, sie seien in einem beklagenswerthen Zustand, besonders das Mädchen so schrecklich mager und schlampig. Nun weiß ich, daß wenn Eduard zu wählen gehabt hätte (dieses noble aufopferungsfähige Herz, das so wenige kannten), so würde er mir am ersten seine Kinder übergeben haben, denn er hielt viel auf mich. Denken sie sich nur in meine Lage, ich möchte so gerne das Mädchen einstweilen haben, das macht ja nicht so viel aus in der Haushaltung, und mein Mann sorgt sich auch so ab über diese armen Kinder, aber ich zweifle, ob ich ihn zu einem Entschluß bringen kann. Er sieht alles so fürchterlich schwer und unübersteiglich an. Dürft' ich nur thun was ich wollte! Ein paar Klavierstunden des Tags, und Alles wäre gedeckt. Aber das duldet er nicht, und so sind mir die Hände auf allen Seiten gebunden. Ludwig ist Vormund der Kinder, aber mein Gott, was kann ein Mann da thun, wo körperliche Pflege noch die Hauptsache ist.

. . . . . .

Nehmen Sie's nicht falsch auf, aber in solchen Dingen bin ich in meiner Lage etwas hartherzig geworden. Ich meine aber immer, in einem gewissen Alter sollte man wissen was man will, und einen Weg sich vorgezeichnet haben, klar und hell von Innen heraus, wenn er auch äußerlich im Dunkel sich verliert. Das hab' ich recht gelernt in meinem Leben, und es reicht aus wenn ich auch sonst nichts wüßte, nur was man sich selbst ist kann man auch Andern sein. Ich habe auch einst am verkehrten Ende angesponnen, und träumte ein Paradies von Selbstopferung und Hingebung, ach Gott, so frommlich und sentimental und wirklich so herzensgut, aber das ist Alles Täuschung, und eine gewisse süße Faulheit, in der man noch mit dem wohlgefälligsten Gewissen von der Welt untertaucht, und meint, man hat was Großes gethan. Nun das ist auch vorbei, und das Kissen ist mir unter dem Kopf weggezogen. Nun möchte ich meine Erfahrung allen denjenigen predigen,

die noch darauf ruhen, weil gerade durch diesen Wahn den edelsten und besten Menschen am meisten Unglück geschieht. Ich bin recht begierig, wie sich all das den Sommer entwirren wird. In 4 bis 5 Wochen kommt dann Anselm. Ich freue und fürchte mich darauf. Er versteht so wenig das kranke Gemüth seines Vaters zu tragen, und begreift alle diese seltsamen Erscheinungen nicht, da mag ich reden was ich will. Ach, lieber Gott, wenn Feuerbach nur geistig gesund wäre, wie glücklich könnten wir sein, und so ruht ein Fluch auf unserem Hause, der jedes frische Gedankenflämmchen gleich im Keim erstickt. Anselm brauchte einen väterlichen Berather, der noch die Kraft hat, die Jugend zu begreifen. Ach, mein armer Mann ist dazu nicht fähig, er kann sich nur ängstigen und quälen, ist bei dem geringsten Widerspruch verletzt, so bringt ihm die tiefe Liebe, mit der er an seinem Sohne hängt, nur Schmerzen. Ich habe nie eine edlere Natur in so schmachvollen Sclavenketten gesehen wie ihn. Es ist ein Schauspiel zum Verzweifeln. — Die Zeit — ja freilich an der Zeit ist er zu Grunde gegangen, aber wenn er nicht so eine kranke Natur hätte, so wär's nicht so geworden. — Ein gesunder Mensch, ein kräftiger wird eben den gesunden Athem seiner Brust eher der Zeit einhauchen, als daß er sich so schnell von ihr vergiften läßt. Jetzt wäre es wohl anders, aber für uns zu spät. Möchten nur Sie mit Mann und Kindern recht gesund beisammen bleiben — das ist so ein alter Gevatternenjahrswunsch, und ich möchte mein ganzes Herz ausschöpfen, so wüßt' ich keinen bessern. Und gehen Sie nach Spanien — man ist nur einmal jung; jetzt, wo Ihre Knaben mehr nur körperliche Pflege brauchen, geht es noch. Und von unser Aller Neugestaltung bekommen Sie doch noch genug bei Ihrer Rückkehr. Vielleicht erfrischt die milde Luft Ihren theuren Kranken. — Italien thut ihm ja auch so gut. Und dann schreiben Sie mir zuweilen! nicht wahr? Wenn Sie wüßten, welch Heiligthum mir Ihre Briefe sind! Ich will alles immer gewissenhaft geordnet halten, damit Sie jeden Augenblick Herr darüber sind. Was mich betrifft, so will ich mich in meinen Briefen halten wie bisher, ohne allen Rückhalt, ganz nur sein, mich nicht benehmen für allenfalsigen Druck. Es ist eigentlich dies mein einzig völlig freies Asyl im Leben. Wie es kommt, ob Sie mit zufrieden sind oder nicht, das kümmert mich nicht einmal, so bin ich aber, ja so geb ich mich. — Wenn man sich lieb hat, so sind auch die Schwächen eine Art von Heiligthum, und eben weil ich weiß, daß Sie wissen, ich verdiene Ihre Liebe im Grunde der Seele, so will ich eben haben, daß Sie alles merken und ausspioniren, wo mir's fehlt.

Es ist 1½ Uhr in der Nacht. — Adieu meine Freundin! Feuerbach kann nicht mehr schreiben. Er verwechselt die Worte und Buchstaben.

Ich bin seitdem viel besser geworden und kräftiger. Zuerst hab' ich es nur Ihnen geglaubt, daß ich noch nicht so ganz dumm bin und elend, jetzt glaub' ich mir es schon selbst. Es muß dies, ohne daß ichs weiß, auch in meinen

Briefen herauskommen. Da können Sie einmal Freude daran haben, das ist eine rechte Königskrone, die man trägt für's Leben. Wenn ich oder ein andrer Mensch so dem Selbstbewußtsein Feuerbachs aufhelfen könnte!!

Von Emilie hab' ich noch gar nichts erzählt. Die war diesen Winter unbarmherzig tanzlustig, und jetzt ist sie über all die Revolutionen toll vor Vergnügen. Sie hat sich eine tricolore Cocarde gemacht, so groß wie ein Wagenrad. Das arme Kind verkümmert auch hier, sie möchte sich so gerne lustig herumtreiben, und was sind das für Menschen hier! Daß Kapps sie gar nicht einmal auf ihr großes Gut einladen, thut mir leid — mit 25 Zimmern könnte man doch für ein so kleines Mädchen ein Plätzchen erübrigen. Und sie war voriges Jahr so glücklich am Neckar in Blüthen und Mondschein. Diesen Winter war Frau Kapp einmal einen Abend hier — aber so komisch! — ich mag nicht sagen, wie!

Wie sich Anselms Roman gestaltet, ob viel Sieboldisirt wird, bin ich begierig. Ich glaube übrigens, er ist curirt. — Die Mutter benimmt sich einfältig, als wenn das Gott weiß was wäre. — Im letzten Brief schrieb er sehr lakonisch, sie hätten in Briefen nach Erlangen über die Sache geschwatzt, und nun sei's ihm ekelig. Die Mama sei immer eitel, der Papa guckte wie ein Bullochse drein, weil er auch einmal gesagt hätte „Fanny, ich liebe dir und morgen heirathen wir." Im Uebrigen sei er eben ein flotter Bursche. In Nürnberg werden ihn Großmama und Tanten gehörig verwöhnen, doch das schadet ihm weniger. Was ich fürchte ist nur sein fahriges, unstetes Wesen, dem es noch an Gewicht und Beharrlichkeit fehlt. Aber er ist noch so sehr Kind — das wird sich wohl geben wenn er selbst erst reif genug sein wird, um genau und selbstständig zu wissen, was er eigentlich will.

Es ist recht spät — tief in der Nacht, und ich kämpfe zwischen meiner Lust zu schreiben und dem Schlaf. — Wie Sie sehen, hat der letzte schon den Sieg errungen. Ihren Louis Blanc mit seiner Messiasmission sollten alle guten Menschen des Morgens und Abends in ihr Gebet einschließen. Ist denn da eine Abhülfe möglich, eh' eine zweite Revolution losbricht?

Leben Sie wohl. Die innigsten Grüße von uns Allen Ihrem lieben Manne.

Von ganzer treuer Seele Ewig Ihre Henriette.

Liebe theure Emma! Heidelberg 3ten Januar 1849.

Dein Brief kam mir wie ein rechtes Christkind mit goldenen Flügelchen in's Zimmer geflogen. Ich wußte wohl, daß Du mich nicht vergessen hattest, aber was hilft das bloße Bewußtsein in so weiter Ferne und über eine solche Kluft hinüber, wie die Zeit, die zwischen unserm Wiedersehen und dem jetzigen Moment liegt. — Mir ist, als wären Jahrzehnte da drunten im Abgrund des alten Jahres begraben, und aller Hoffnung baar und ledig trete ich wie Du in das neue hinüber. — Das Ideal, nach dem man einen Moment mit freudenreicher Ahnung aufschaute, liegt als Zerrbild und Trunkenbold mit

Koth besudelt am Boden. — Freunde und Feinde haben es so zugerichtet, was ist da zu hoffen. — Euch habe ich unbeschreiblich bejammert, in diese unseligen Winkelgeschichten verwickelt zu sehen, wo am Ende ein augenblicklicher Dusel von Freiheit und Champagner, und etwas Aufsehen liebende Eitelkeit die Haupttriebfedern waren. — Es kommt mir vor, wie wenn's mit der Idee der Freiheit ginge, wie mit dem Schönheitsideal der Alten; die Menge begreift es nicht, und die wenigen, die es in seiner ganzen Harmonie verstehen und würdigen, können es eben doch nicht nachahmen oder vielmehr erreichen. — Wie oft habe ich an Dein Wort gedacht, «Sie verstehen die Revolution von 1848 nicht, diese Menschen.» — und was ist jetzt auch in Frankreich die Revolution von 48 geworden! —

Laß mich schweigen von all diesen Geschichten. Am Ende ist mein armer kranker Mann doch ein Prophet, der sagt, es sind die letzten Zuckungen des alterschwachen Europa. Für mich ist das Alles noch leichter zu tragen, da ich überhaupt nicht auf politischem Boden wurzle, und doch habe ich tiefe Schmerzen gelitten und leide noch. Ich habe von Anfang des März nicht einen Moment festen Fuß fassen können in meinem Bewußtsein, daß was ich ahnte und wollte, das lebte eben nur in einem weit von der Wirklichkeit entfernten Bild. Und jetzt suche ich selbst die Gedanken davon zurückzuziehen. — Eine stille Insel, sag ich, mit blauem Himmel und Orangenwäldern, und dann Adieu Welt! — Doch das sind Träume! —

Ich freue mich, daß deine Liebe dir nach so vielen Stürmen, Kämpfen und Verlusten einen neuen Schatz bringt, der dir der Schmerzen viele vergessen lassen wird. Wir selbst und die, die uns angehören mit Leib und Seele, sind doch am Ende das Einzige, auf das wir rechnen dürfen als Lebensgut und Eigenthum. Wir können einander auch in dieser Richtung aufführen, nicht? Doch was braucht es der Worte! —

Warum ich Dir im alten Jahr nicht mehr schrieb, war blos Unwohlseins wegen. Ich bin überhaupt diesen Herbst sehr krank gewesen, doch das gehört in die Erzählung. Feuerbach war auf einen furchtbaren Grad geistigen und körperlichen Leidens herabgekommen, so verließen wir Freiburg Ende Juni, um den Sommer in Baden-Baden zuzubringen. Dort war's gräßlich — die herrliche Natur, und unser tiefes Elend, das Gewühl der Menschen und unsere Einsamkeit. Solche grausame Contraste, wie sie nur die bitterste Ironie des Schicksals hervorbringen kann. Von da reisten wir nach Heidelberg, wo ich für meinen Mann ein kleines Quartier suchte, Emilie blieb bei Roux's, ich ging zu meinen Verwandten nach Ansbach, fast in der sicheren Ueberzeugung und einer tiefen Sehnsucht, mich in die heimatliche Erde für immer zu legen. So war es aber nicht gemeint. Ich bekam eine sehr heftige und gefährliche Hirnentzündung, von der mich mein guter Bruder durch die allersorgsamste Behandlung und Pflege in 3 Wochen wieder aufbrachte. Nach 8 glücklichen Ruhewochen kam ich mit Anfang November hierher zurück, um

unsern nach langen Kämpfen von mir fast gewaltsam durchgesetzten Winteraufenthalt hier einzurichten, eine kurze Zeit nach Freiburg, um dort Alles für unsere Abwesenheit zu ordnen, machte mich auf's Neue unwohl, doch nur unbedeutend. Feuerbach geht es körperlich besser, geistig aber gar nicht, und es ist eine große Frage, ob er im Frühjahr sein Amt wird wieder aufnehmen können. Bis jetzt hatte er Urlaub — Ostern ist jedoch der letzte Termin.

Wir sind sehr gerne hier, besonders Emilie und auch ich. Wir haben eine niedliche warme Wohnung und leben sehr wohlfeil im Verhältnis. Die gemütliche Familie Roux ist mir sehr wohlthätig.

Ludwig ist hier, Vorlesungen haltend nach langem Hin und Herziehen, dem Inhalt nach interessant, wie natürlich, der Form nach zerrissen und nicht gut vorgetragen. Er selbst ist in hohem Grade verstimmt und verschlossen, und ein Zusammensein mit ihm sehr unerquicklich. Auch sein Äußeres hat sich verändert — ein rother struppiger Republikanerbart zerstört den Adel und die Feinheit seiner Züge, und läßt ihn äußerlich mehr einer gewissen Kaste angehörend erscheinen, was ich an einem so hoch stehenden Geist gar nicht liebe, denn am Ende ist die Gemeinheit überall im Troß, rechts oder links. Darin bin ich durch und durch aristokratisch, und kann nicht anders.

Unser kleiner Maler geräth nach und nach etwas in die Flegeljahre und scheint ein wenig rücksichtslos und geldverachtend sich zu gueriren, wogegen sich am Ende nichts sagen läßt, wenn nur ein großes Kinderbild von 10 lebensgroßen nackten Figuren, an welchem er arbeitet, bis zum Frühjahr glücklich und gut an's Licht kommt. Auch plagt ihn nebenbei die Poesie sehr, und die geduldige Mama erhält monatlich ganze Bücher geduldiges Papier mit Versen beschrieben, worunter manches wirklich gute steckt, und alles nur so ganz roh und ungekünstelt vom Herzen in die Feder geströmt ist. Emilie ist ganz lieb und fleißig helfend diesen Winter, dabei phantasirt sie sich in geistreich poetischen Spielen über die Lebensoberfläche weg. — Der Himmel gebe, daß nicht plötzlich ein Moment eintreten möge, wo der Ernst ihr wie ein Gespenst nahe tritt, in dem sie zu Tode erschrickt. Mir ist ein Wesen wie Emilie eine wirklich räthselhafte Erscheinung, sie hat sich selbst eine Wolke gewoben, in der sie ganz warm sitzt und wohlgemuth von Tag zu Tag und Jahr zu Jahr schifft. Bei mir ist leider alles Wahrheit, nackte Wirklichkeit, alles zackig und felsenhart, doch kommt zu Zeiten freundlich-grünes Moos und kleine Blumen zum Vorschein, die die scharfen Kanten mild umkleiden; das ist nun so meine Weise.

In Ansbach habe ich fleißig musiziert, ein Schüler von Thalberg hat mir viel geholfen, und ich lernte ungeheuer für die kurze Zeit. Das ist nun auch so ein Moosklümpchen, das in der Felsenspalte steckt.

Wie gern möcht' ich Dir mehr schreiben, aber mein Kopf ist von der Krankheit noch schwach. So nimm denn mit meinem gesunden Herzen vorlieb. Grüße deinen Georg tausendmal. Deine treue Henriette.

1814

Meine liebe Emma! Lichtenthal 9. Mai 1873.

Ich bin nicht seit 4 Wochen, sondern seit zwei Tagen hier, nachdem der erste Versuch des Hierherkommens vor 4 Wochen gescheitert war an dem schlimmen Wetter.

Ich komme zu Dir, ehe ich weggehe. Man hat es gut gefunden mich hierherzuschicken, weil ich — nicht körperlich — aber gemüthlich so angegriffen bin, daß ich nicht darüber Herr werden kann. Mein Aufenthalt wird nur noch einige Tage dauern, denn die Zeit ist um.

Habe Geduld und glaube, daß ich immer dieselbe bin und meine Gesinnung nie ändere.

Mit freundlichem Gruße auf Wiedersehen! Deine Henriette Feuerbach.

Meine Theure! Lichtenthal Donnerstag Morgen.

Anselm erwartet heute den Karlsruher Geschäftsmann wegen des Gastmahls. — Da wir nur ein Zimmer haben und ich dabei sein soll, bitte ich dich, heute nicht zu kommen. Wir bleiben noch Sonnabend und vielleicht auch Sonntag.

Anselm hat gestern von freien Stücken gesagt, er wolle deinen Mann besuchen. So ist es immer. Er respektirt keine Familienverbindungen, sondern nur seine eigenen persönlichen Verhältnisse. Da läßt sich nichts ändern.

Herzliche Grüße Deine Henriette F.

Meine liebe Emma! Dienstag Morgen 1873.

Ich fühle mich so elend, daß ich es nicht mehr dazu bringe, nach der Stadt zu kommen. Verzeihe und denke nicht schlimm von mir. Ich hoffe, in nicht allzu langer Zeit für etwas länger zu meiner eigenen Erholung hierher zurückzukommen; dann will ich Alles Versäumte in alter Freundschaft und aus gutem treuem Herzen nachholen. Diesmal bin ich unfähig etwas, was über das Muß hinausgeht, auch nur im Gedanken zu fassen.

Ich leide an einer Kopfschwäche, deren Symptome mich beängstigen und von der ich fürchte, daß sie Schlimmes mit mir vorhat.

Habe Geduld und bleibe freundlich gesinnt Deiner Henriette Feuerbach.

A Koy/ eine Erzählung aus dem Osten/ von Johannes V. Jensen

angtsekiang ...

Nein, kein brausender Lobgesang auf einen der herrlichsten Flüsse der Welt, ruhig Blut, eine einfache Erzählung von einem Seemann und einem chinesischen Mädchen in Hankow.

Er hieß George Bantam und war jüngster Assistent an der Maschine eines großen, europäischen Dampfers, der mit den Hauptbestandteilen einer Eisenbahnlinie geladen, Schwellen, Lokomotiven, Stationsgebäuden und dergleichen, den Jangtsekiang hinaufgefahren war und jetzt vor Hankow löschte. Auch dieses verdiente einen Lobgesang — hier lag ein Schiff und lud alles Zubehör einer modernen Zivilisation in die chinesischen, vorzeitdüsteren Djunken, die es zum Flußufer brachten, wo Scharen von Kulis bei mystischen Gesängen, steinzeitalt im Klang, die schwere Ladung an Land brachten und zu der, hinter der Europäerstraße gelegenen Eisenbahnlinie schleppten, die von dort bis nach Peking führen sollte. Das Schiff war mit Geschichte geladen, die Urzeit und eine unbekannte, gewaltige Zukunft begegneten sich; hier aber soll nur von dem Augenblick in Mr. Bantams vor Wichtigkeit geschwellter kleiner Persönlichkeit die Rede sein.

George Bantam bekleidete eine eigenartige Stellung an Bord, indem er mit der neugebauten Maschine aus Europa gekommen war, als spezieller Kenner ihrer Konstruktion; er wußte mit allen Schlüsseln, Hähnen und dergleichen Bescheid, und das war natürlich von ungeheurer Wichtigkeit, selbst wenn neidische Personen — doch nicht wenn er es hören konnte — ihn den Schraubenjungen nannten. Im übrigen war er eigentlich Volontär, nahm aber den Rang eines Assistenten ein. Obgleich niemand regelmäßige Arbeit von ihm verlangte oder ihn vermißte, wenn er geruhte an Land zu gehen und Tage und Nächte fortzubleiben, so liebte er es doch sich unten bei der Maschine aufzustellen, im kolossalen Gefühl seiner Notwendigkeit, mit untergeschlagenen Armen und von Ruß und Öl triefend. Und dieses mächtige Lebensgefühl stand im umgekehrten Verhältnis zu seiner äußeren Erscheinung. Er war ganz klein, aber wie ein Mastiff gebaut, mit kurzen, knotigen Armen und einem kleinen, dicken Ringernacken; bei der geringsten Bewegung schwoll das Fleisch auf seinen Gliedern. Er sah aus, als sei er gerade konfirmiert worden und doch war er schon neunzehn Jahre alt. Es galt, seine Stellung zwischen den anderen Erwachsenen zu behaupten, den offenen Mäulern gegenüber, die wahrlich nicht zögerten, wenn sie zuschnappen konnten; der Schraubenjunge versuchte sich darum auf der Höhe zu halten, indem er so düster wie möglich aus seiner kurzen Pfeife paffte, indem er weithin und kundig spuckte und stets eine Haltung zur Schau trug, die von fürchterlicher Kraft zeugte. Im übrigen hatte er nicht viel mitzureden. Die blutigen Abrechnungen, die zwischen

ihm und dem ganzen Schiff gleichsam in der Luft zu liegen schienen, wurden nie Wirklichkeit. Man lächelte dem Schraubenjungen süßlich zu und gab ihm keine Veranlassung zur Fehde. Die gigantische Geringschätzung, die ihm angeboren war, machte sich den elenden Chinesen gegenüber Luft, die sich an Bord wagten, um Leopardenfelle und andere Dinge zu verkaufen; diese unterbot er aufs schändlichste, und nagelte sie in seiner Eigenschaft als Europäer mit stahlharten Blicken auf dem Fleck fest, er terrorisierte sie in bodenlose, wimmernde Angst, um nachher seine Herrlichkeit daran zu sättigen, daß er das Gewürm wieder zu Gnaden annahm und es leben ließ.

Einst jedoch bewies Mr. Bantam, daß seine Todesverachtung echt war. Und das war damals, als er über Bord ging und mit dem allmächtigen Vater Jangtse in höchsteigener Person einen Kampf auf Leben und Tod aufnahm, ohne nachher viel Aufhebens davon zu machen — die Sache war nämlich so zugegangen:

Der Dampfer lag mitten im Strom und der Jangtsekiang ist ein reißender Fluß. Die Ankerketten strammten sich vom Rumpf abwärts, während der Fluß seine Areale von lehmigem Wasser mit solcher Hast an den Schiffsseiten vorbeijagte, daß es den Anschein hatte, als sei der Dampfer in voller Fahrt. An der Fallreeptreppe lag immer eine Schar von Sampans, chinesische Mietsböte, die bereit waren, die Besatzung des Schiffes an Land und wieder zurückzubringen. Ein Sampan ist eine leichte, rundbauchige Jolle, die nur durch die Erfahrung eines Eingeborenen, in diesem Fluß, wo Strom und Wind das Wasser auf die heftigste und unberechenbarste Weise zusammenschraubt, gesteuert werden kann. Besonders beim Herausspringen aus der Jolle aufs Fallreep, galt es aufpassen und beizeiten zugreifen, wenn der Betreffende nicht kopfüber in dieses Lehmwasser hinein wollte, das sich wie ein Katarakt gebärdete, indem es bald sechs bis acht Meter unter der Schiffsseite verschwand, bald ebenso hoch aufwärtsschoß, während der Dampfer im Strom krängte. Die skelettmageren, chinesischen Bootsleute manövrierten mit einer unglaublichen Behändigkeit und Präzision. Es war ein ganzes Schauspiel, sie vom Lande kommen zu sehen, in dem kleinen, runden Boot, das gemalte Augen auf dem Bug hatte, womit es auf die Wogen herabschielte, als sei es der Sampan selbst, der den Strom ausnützte und blitzschnell im Winkel auf den Dampfer losschoß. Der Chinese achter am Wickriemen versuchte es so einzurichten, daß er gerade auf die Fallreeptreppe zuschoß, wo er dann mit Katzengeschwindigkeit ein Tauende festmachte. Mißglückte es ihm, so wurde das Boot in wenigen Minuten vom Strom vorbeigetrieben und mußte dann mühsam seitwärts hinaus und wieder stromaufwärts gerudert werden; ein Boot direkt an die Schiffsseite zu zwingen, das war eine Unmöglichkeit.

Eines Abends standen mehrere von den Schiffsoffizieren in der Dämmerung an der Reling und sahen diesem Schauspiel zu. Ein Teil der Besatzung hatte Landurlaub gehabt und kam jetzt in verschiedenen Sampans zurück. Es

war dunkles, stürmisches Wetter, und es gehörte Geistesgegenwart dazu, von der Jolle auf das Fallreep zu springen. Der Strom raste vorbei, aufgeregt und geschwollen, das Wasser übte solch starken Druck auf sich selbst aus, daß es vielerwärts seltsam gebrochen und massenhaft in die Höhe sprang, wie eine Herde von Panik ergriffener Büffel. Es waren die Heizer, die Landurlaub gehabt hatten, und es schien bedenklich genug, sie in diesem schwierigen Wetter an Bord zu bekommen. Die meisten waren betrunken und hatten auf dem Kai Meuterei gemacht, so daß der zweite Steuermann sie wie gewöhnlich Mann für Mann zuschanden schlagen mußte, um sie von Land zu bekommen. Jetzt saßen sie mit wackelnden Köpfen im Boot, hatten aber doch noch Verstand genug, sich an der Leiter festzuklammern, wenn es auch nicht gerade die feinste Akrobatenkunst war, die man dabei zu sehen bekam. Mann für Mann erschien an Bord, sehr beleidigt über die Behandlung, die ihnen an Land zuteil geworden war und die ihnen noch wie die Schläge eines Vorhammers in den Ohren klang; der zweite Steuermann pflegte ohne Bedenken und nur ein einziges Mal zuzuschlagen! Kein Wort war von den Heizern zu hören.

„Da kommt der Schraubenjunge", sagte der erste Maschinist mit dem gewöhnlichen Lächeln, aber mit einem Zusatz von Besorgnis, denn der kleine Mann war stark betrunken.

Draußen im Strom kam der Schraubenjunge im blauen Anzug, in einem Sampan dahergeritten, der in dem Wellenschlag wie eine Schaukel hüpfte. Ja man konnte es der Gelenkigkeit des kleinen Assistenten wohl ansehen, daß es nicht der Wellengang allein war, der ihn so lebendig machte, er hatte einen tüchtigen Rausch. Wahrscheinlich hatte er in einer der Kneipen in Hankow tüchtig gezecht. Als er seines Vorgesetzten ansichtig wurde, erhob er sich und grüßte sehr gesittet, im selben Augenblick treibt der Strom den Sampan seitwärts heran, der Chinese manövriert mit blitzschnellen Bewegungen und schleudert sein Tau um die Landungstreppe, es kommt aber auf der entgegengesetzten Seite des Stromes an der Reling in die Klemme und der Sampan dreht sich sehr natürlich in den Wogen um und legt sich wie ein Deckel über seine Insassen. Der Chinese kam nicht wieder zum Vorschein. Wohl aber der Schraubenjunge, der im nächsten Augenblick mit dem Kopf auftauchte, das Wasser von den Augenbrauen schüttelte und sich umblickte, indem er mit reißender Geschwindigkeit nach achter getrieben wurde.

„Los da!" ruft er einem Sampanmann zu, bei dem er vorbeigerissen wird. „Ich gebe fünf Dollars!"

„Gebe zehn Dollars!" schreit er einem Sampan zu, der etwas weiter hinten vertäut liegt. Der Chinese rührt sich nicht.

„Gebe zwanzig Dollars!" brüllt der Schraubenjunge außer sich dem allerletzten Sampan zu, der mit straffem Tau am weitesten achter liegt. Seine Stimme klingt so drohend, als solle den picktail, wenn er nicht augenblicklich los

macht, die ewige Verdammnis treffen. Aber es nützt nichts, und im nächsten Augenblick ist der kleine Mann in der Dämmerung und dem wirbelnden Strom verschwunden, während er sich auf der Seite schwimmend über Wasser hält.

Kommandorufe, Knarren von Schiffswinden, Stampfen von Füßen auf dem Boden eines Bootes, und drei Minuten später ruderte ein sechsriemiges Boot, alles was die Matrosen ziehen konnten, in der hereinbrechenden Dunkelheit hinter dem Schwimmer her. Einige Stunden später kam es zurück, ohne Mr. Bantam gefunden zu haben, und keiner erwartete den kleinen Schelm jemals wiederzusehen, den alle, wie es sich jetzt zeigte, sehr gern gehabt hatten.

Später am Abend aber, als es ganz dunkel geworden war, und nur die seltsamen Lichtscheine der Millionenstädte Hankow, Hanjang und Wuchang den Gesichtskreis unterbrachen, hörten die betrübten Überlebenden auf dem Dampfer unten an der Fallreeptreppe eine fürchterliche Zänkerei, und sie erkannten zu ihrer in aller Eile recht gemischten Freude, die mit Verachtung geschwellte Stimme des Schraubenjungen. Er war im Begriff den Sampanmann um den Fährlohn zu betrügen. Oben vom Schiff aus sahen sie den unglücklichen Chinesen den Stüber auf den Boden des Sampans werfen und hörten ihn in lautes, exaltiertes Weinen ausbrechen. Der weiße Mann habe ihm zwei Dollars versprochen, schrie er in seinem pidgin, und er habe zwanzig Cents bekommen! Me belong vely poor Sa — Sa! Und da seine Sprachkenntnisse nichts fruchteten, brach er schluchzend in seiner eigenen Sprache in Wehklagen aus, wie ein gereizter Kiebitz: wui oa uia ia a . . . Mr. Bantam enterte ruhig die Schiffswand hinauf, indem er unterwegs mit würdigen und frechen Redensarten den Chinesen zur Ruhe verwies.

Er sah schön aus, als er auf dem Deck stand. Sein blauer Anzug war ein Haufe von Schlamm und Dreck; Wasser und Morast troff ihm aus seinen Hosen, Vater Jangtse hatte ihn wahrlich ordentlich in seinen lehmigen Armen gewiegt. Nachdem er sich mit Fassung bei seinem Meister gemeldet hatte, gab Mr. Bantam eine kurze Erklärung ab. Ja, er sei natürlich eine Meile flußabwärts getrieben. Da er aber beim Treiben gleichzeitig landeinwärts geschwommen sei, mußte er ja schließlich Land erreichen, obgleich es eine Ewigkeit dauerte, bis er Fuß faßte, wo der Fluß eine Biegung machte. Dann hatte er einen Rickshaw genommen und war zur Stadt gefahren und hatte sich zum zweitenmal von einem Sampan übersetzen lassen.

„Habt ihr gesehen, daß ich Schlagseite hatte, während ich schwamm?“ fragte er mit dem Baßklang in der Stimme, den er stets zu bewahren verstand. „Das kam davon, weil dieser Kavalier mich herabzog.“

Und Mr. Bantam zog einen großen, nassen Revolver aus der Hüftentasche und zeigte ihn den anderen. Ja, ja, da konnten sie freilich die Schlagseite verstehen.

Damit ging der Schraubenjunge — säbelbeinig, auch eines seiner Kunststücke — in seine Kajüte, um sich Vater Jangtse vom Körper zu waschen.

Dies hatte sich zugetragen, bevor die Veränderung mit dem Schraubenjungen vor sich gegangen war, die den anderen auf dem Schiffe nicht entging, in die sie aber lange vergeblich ihre Nase zu stecken versuchten. Der Bursche hatte Heimlichkeiten an Land! Er blieb des Nachts über fort. Und wenn er in der Messe schweigend über seinen Teller gebeugt saß, konnte er ganz privat einen feuerroten Kopf bekommen. Es ging geradezu eine Brutwärme von ihm aus, die unanständig und und so genierend war, daß die anderen sich mit der Hand Kühlung zufächeln mußten. Gar nicht zu reden von der Luft, die ihnen aus seinen Kleidern und seinem Atem entgegenschlug; für Leute, die kein Opium kannten, war es zum Verrücktwerden, wie dieser Bengel nach Harz und unsagbaren Dingen stank. Aber er wollte sich nicht mitteilen. Und nichts wird von Leuten von Mr. Bantams eigener Art, besonders wenn sie auf einem Schiff aufeinander angewiesen sind, unbedingter verlangt, als moralische Gemeinschaft. Kein Privateigentum von „Gefühlen", kein Feinerfeinwollen als die anderen! Wenn Seeleute an Land gehen, gehen sie scharenweise, und wenn jemand darauf verfällt, seinen eigenen Weg außerhalb der Truppe zu verfolgen, so wird dies unbarmherzig als Verräterei gerächt. Als man deshalb auf den Verdacht kam, daß der Schraubenjunge sich mit privaten Landerlebnissen schmückte, die er nicht zur allgemeinen Begutachtung ausliefern wollte, bildete sich eine ziemlich geladene Stimmung gegen ihn auf dem Schiffe. Mr. Bantam wappnete sich gegen die glimmende Bosheit, indem er sich mit noch einer Schicht von Barschheit umgab und wie ein Kettenhund bei dem geringsten Annäherungsversuch schnappte. Seiner verbissenen Miene nach schien es, als brüte er über ein Attentat gegen die ganze Welt. Ein Kenner aber hätte durch den menschlicheren Schimmer im Auge des Burschen nachweisen können, daß das Geheimnis im Gegenteil die Haudegenseele des kleinen Mannes milderte.

Der Schraubenjunge war verliebt. Und es war noch etwas besseres, etwas, was sich ja gar nicht mit Worten sagen ließ: es gab jemand, der ihn leiden mochte! Mr. Bantam, den selbst Vater Jangtse nicht unterkriegen konnte, war in einem Liebesabenteuer versunken. Sie hieß A Koy.

Wenn Mr. Bantam selbst hätte erzählen sollen, wie die Sache zugegangen war, wäre die Schilderung wohl sehr spärlich ausgefallen; ein Beobachter war er nicht, war sich überhaupt einer Sache nicht bewußt, bevor etwas *geschah*. Obgleich der Schraubenjunge genug freie Zeit hatte, den ganzen Tag, wenn er wollte, so ging er nie ohne einen Zweck aus, wenn dieser auch in nichts anderem bestand, als sich mit einer Büchse ans Ufer rudern zu lassen, und dort einen Haufen chinesischer Bauern zu versammeln, von denen er später nichts anderes zu erzählen wußte, als daß er das Pack durch seine Waffe in ehrerbietigem Abstand gehalten habe. Oder er zog nach Haukow um Tabak zu kaufen und interessierte sich auf der Straße vielleicht flüchtig für einen Eingeborenen, der eine eisenbeschlagene Tischplatte um den Hals trug, eine chine-

fische Form von Sühnung für Diebstahl, oder er sog den gegerbten Geruch von den Ladungsplätzen ein, wo Millionen Pfunde von Mauersteinen aufgespeichert lagen, von denen Mr. Bantam sich ganz schwach erinnerte, bereits in seiner Kindheit etwas gehört zu haben. Im übrigen aber erschütterten die mystischen Jangtsestädte den jungen Maschinisten nicht durch ihre Fremdartigkeit. Der Verbrauch von dem vielen Bambus erregte durch eine Ideenverbindung mit Rückenwirbeln, Skeletts und anderen häßlichen Knochenbloßlegungen, eine gewisse unheimliche Stimmung in ihm. Und im übrigen umfaßte er die schmutzigen Gelben mit der ganzen unartikulierten Gleichgültigkeit seines Wesens, versenkte er sich in wortlosem Ekel vor diesem Viehzeug in Röcken, mit Weiberzöpfen und Pechaugen, die den Schmutz, den sie selbst absonderten, in ihren schmutzigen Gassen breittraten.

Vielleicht war es dieses Übermaß von Abscheu, das durch die Nähe seines eigenen Gegensatzes das Gemüt des Schraubenjungen für Abgründe in entgegengesetzter Richtung vorbereitete. Jedenfalls ereignete es sich, daß er eines Tages beim Besuch der Chinesenstadt in Hankow eines Mädchens ansichtig wurde, von dem es ihm unmöglich war, seine Augen loszureißen, und der er ohne das geringste Zögern folgte, wenn sie ihn auch in die Hölle geführt hätte. Sie saß hoch oben in einem Palankin von uralter, kostbarer, chinesischer Arbeit, für welchen Mr. Bantam jedoch kein Auge hatte, ebensowenig wie für die beiden nackten Kulis, die den Palankin auf Bambusstangen trugen; er hatte seine Aufmerksamkeit nur auf die Ebenholzluke von durchbrochenem Schnitzwerk gerichtet, hinter der er den wunderlieblichen Mädchenkopf sah.

Ein Chinesenmädchen, jawohl ... geh weg, Schweinehund, und Mr. Bantam stieß einen picktail beiseite, der ihn am raschen Vorwärtskommen hinderte ... eine Eingeborene, aber entzückend, weiß und rot wie ein Wunder Gottes, mit Perlen im Haar und einem langen Goldfutteral auf dem einen der winzigkleinen, weißen Finger. Hier war keine Rede von gebrandmarkten Pechaugen, sondern zwei schwarze Sterne leuchteten wie eine Offenbarung der Seele der Nacht aus der Dunkelheit des Tragstuhles, wo der Schein von rosenroter Seide sich mit dem Lächeln von den Lippen des kleinen Weibes vermischte. Eine Welt von Liebreiz und Eigenart, ein Wunder von Jugend und gleichzeitig rätselhaftem Alter lugte durch die geschnitzte Ebenholzklappe, und in einer Sekunde hatte der Anblick Mr. Bantam wie die große Fremdartigkeit ergriffen, die er doch selbst war, wie das Wunder, das er nicht faßte, das ihn aber augenblicklich dazu trieb, dem Palankin zu folgen.

Die Gassen waren so schmal, daß er hinterhergehen mußte, und da schwankte der seltsame Schrein durch die eine düstere Spalte in der Chinesenstadt nach der andern, hoch oben auf den wiegenden Stangen, während die beiden Sklaven barfüßig in dem giftigen Straßenschmutz patschten und sich gegenseitig mit dumpfen Stöhnen von dem Takt unterrichteten, um nicht aus dem Tritt zu kommen. Es fing an zu dämmern und die Reise wollte kein

Ende nehmen. Mr. Bantam wußte nicht mehr wo er war, die Stadt nahm ein immer seltsameres Aussehen an, lauter hohe, geschlossene Häuser mit häßlichen Steinfiguren und Drachen und nur wenig Menschen, die hier und da wie moosbewachsene Ratten aus den Löchern in den Häusern kamen. Das Lächeln aber, das er gesehen hatte, hielt ihn fest, er konnte es nicht loswerden und er fuhr fort der geheimnisvollen Beförderung zu folgen. Einmal kamen sie ganz aus den Straßen heraus und gingen ein Stück längs der Stadtmauer, dann quer über ein Feld, wo alte Särge frei auf der Erde standen, bisweilen von Knochen und Schädeln umgeben, und dann bogen sie wieder in ein Wirrwarr von Gassen ein. Inzwischen war es in den tiefen Straßen, in denen die Dunkelheit brütete, fast Abend geworden, während der Novemberhimmel noch blaßblau und klar darüberstand, von phantastischen Dachlinien und Giebeln eingefaßt. Drinnen in den Häusern, in den seltsamen Läden oder Höhlen, wo Chinesen mit ihren über die Hände herabfallenden Seidenärmeln standen und mit einem andersartigen Ausdruck von Gier und Hohn, als man ihn in Europa gewöhnt ist, aber wahrscheinlich von wesentlich demselben Inhalt, auf die Straße blickten, aus Löchern in den Mauern, hinter düsteren Jalousien, überall wurde jetzt Licht angezündet, rote, qualmende Pfennigslichter oder dämmerige Papierlaternen. Und die tausend hängenden Schilder, die die Straße zu einer Art verzaubertem Wald machten, glotzten mit ihren lotrechten Reihen von vergoldeten oder blutroten oder blauen Chinesenbuchstaben wie Geheimschriften. Schließlich verwandelte sich die gespensterhafte Beleuchtung und der Laut von unzähligen, schleichenden Filzschuhen und die seltsam grinsenden Gesichter, die im Schatten ein- und ausglitten, zu mystischen, jahrtausendalten Szenen auf einer unterirdischen Bühne, mit Kulissen aus lackierten Schildern und mit Greueln, die sich in Blutbuchstaben vermummt hatten. Der dicke, warme Gestank, der sich aus vielen Quellen vermischte, aus dem rauchenden Abfall der Gassen, aus dem Dunst der Häuser von Essen und Menschen, Kräutern, Tee, Fleisch, Tabak, vereinigte sich zu einem schwefligen Gas, das sich wie aufgewühlte Schwermut aufs Gemüt legte, wie eine Ahnung, daß man sich in der Hölle befände. Und inzwischen war alles in Bewegung, alle gingen, alle hatten zu tun, die Zeit ging, die Dunkelheit nahm zu, der Himmel veränderte seine Farbe, überall wuchs und starb es in dem seltsamen Sumpf. Ein noch lebendes Aas von einem Hund erhob sich aus dem Rinnstein und fiel wieder um, ohne Beachtung zu finden, knochendürre Bettler saßen in dem beißenden Mist und waren vor Hunger eingeschlummert, und neue Menschen kamen und gingen, und die Scharen schlichen davon, es flutete in den Gassen wie von einem bläulichen Teig von Chinesen, Chinesen... hoch über dem Strom aber schwankte noch immer der Palankin, der kostbare Schrein mit seinen geschnitzten Ursymbolen und mit seinem lebendigen Schatz von Jugend, in Gestalt eines Mädchens hinter dem Ebenholzgitter.

Plötzlich schwenkten die Träger nach links ab und waren im nächsten Augenblick aus der Stadt heraus und unten am Fluß, wo eine alte, ausgetretene und schlammige Steintreppe zu einer Fährstelle hinabführte. Bantam atmete befreit auf und sah sich um. In weiter Ferne, eine Viertelmeile flußabwärts, leuchteten die Bogenlampen in The Bund, der europäischen Straße, und noch weiter fort sah er die Toplaterne des Dampfers mitten in dem nachtverhüllten Strom. Gerade gegenüber, auf der anderen Seite des Flusses aber lag ein seltsamer Berg von Dunkelheit, der mit Tausenden von kleinen spärlichen Lichtfunken überschüttet war — das war Wuchang.

Die Palankinträger schritten, ohne ihren Tritt zu unterbrechen, die Treppe hinab und gingen geradeswegs an Bord eines großen Sampans oder einer Djunke mit hohem Hinterkastell, wie die alten Karavelen in Europa, und einen Augenblick später stieß dieselbe mit einem Mastbaum von einem Wickriemen achter von Land und glitt durch die Dunkelheit davon. Bantam nahm eine Jolle und eilte hinterdrein.

Während der Überfahrt begriff er, weshalb der Palankin den langen Weg durch die Stadt gemacht hatte. Es war, um in einem passenden Winkel zur Landungsstelle auf dem gegenüberliegenden Ufer zu kommen, damit der Strom die Fähre mitsichführen konnte, während gleichzeitig gerudert wurde. Sie landeten eine Viertelmeile weiter unten am Fluß als sie ausgegangen waren, die Träger gingen an Land, und bald schwankte der Palankin wieder Straße auf und Straße ab, jetzt aber in Wuchangs dichtester Chinesenstadt, die Träger schlugen eine Richtung ein, die immer mehr aufwärtsführte zu dem mittelsten, hochgelegensten Teil der Stadt, und plötzlich verstärken sie ihre Gangart unter lautem Stöhnen, biegen um eine Ecke in eine enge Spalte zwischen hohen, schwarzen Mauern, ein schnurrender Laut läßt sich hören, und als Mr. Bantam nachfolgt, rennt er gegen eine schwere, geschlossene Tür, bum! Geschlossen! Fort!

Ja, da war die geschlossene Tür in der Mauer. Der Palankin war verschwunden, als sei das Ganze nur ein Traum gewesen.

Bantam versetzte der Tür einen Fußtritt. Darauf schüttelte er seinen Kopf, schüttelte ihn wieder. Schlenderte dann weiter, verlegen, bis zu Tränen enttäuscht, zornig, einsam.

In einiger Entfernung sah er ein großes erleuchtetes Lokal, wo viele Menschen unter einem offenen Dach saßen, wahrscheinlich ein Teehaus, und dort trat er ein. Man betrachtete ihn von allen Seiten, aber niemand tat ihm etwas zuleide. Die Chinesen saßen an kleinen Tischen und tranken Tee und aßen Nußkerne und ganz kleine verzuckerte Kuchen. Bantam bestellte Tee und bekam ihn. Er wurde in einer kleinen Porzellanschale serviert, mit einer anderen, etwas weniger gewölbten darüber, und Bantam trank ihn zwischen den Rändern dieser beiden Schalen aus, wie er es die anderen tun sah. In einer Ecke saß ein eingeborenes Orchester und musizierte, da war ein Gonggong, eine

Flöte mit einer völlig verkehrten Skala und eine zweisaitige Violine, alles natürlich aus Bambus, und die Musik klang auch wie ein Konzert auf Rückenwirbeln, Hüftschalen und Knochen von Schienbeinen. Die Chinesen saßen leise grunzend da und nestelten an ihren Pfeifen, stopften nicht mehr Tabak wie eine Erbse hinein, zündeten ihn mit einer langen Lunte an und rauchten den einen Zug, worauf sie die Asche herausputzten und von neuem stopften. Einige hatten riesige Hornbrillen auf der Nase, sie schienen von Rang zu sein. Da Bantam seinen Tee ruhig trank, dauerte es nicht lange, bis man seiner gar nicht weiter achtete. Das Haus lag mitten in der Stadt, auf dem Gipfel der Anhöhe, und man konnte nach allen Seiten auf ein Meer von niedrigen, muschelgewundenen Dächern herabsehen, mit ampelroten Lichtreflexen aus den Straßen. Der Lärm aus diesem ungeheuren, enggebauten Bienenkorb war von einer seltsam morastigen und wühlenden Art; es gab ja keine Wagen, nur Menschenfüße, nackt oder in Filzschuhen, und Wuchang hat einige Millionen Einwohner. Es klang wie Maikäfer in einem Sack, es kochte dort unten, schwitzte, dampfte von Chinesen.

Und hier also saß der Schraubenjunge und verbrannte sich am Tee und biß sich in seine bebende Lippe, wenn die Schwäche ihn überkam, die Enttäuschung und die Sehnsucht nach dem herrlichen Mädchen, das er gesehen hatte. Bis zu drei Tassen Tee ohne etwas Herzstärkendes drin, hu ha, hatte dieser Gemütszustand gewährt, da machte der Schraubenjunge sich in drei fürchterlichen Flüchen Luft und haute auf den Tisch um zu bezahlen. Es war keine große Summe und der allzuehrliche Kellner gab ihm außerdem zu verstehen, daß er seine Nußkerne und Süßigkeiten nicht stehen lassen brauche, sie waren bezahlt und kamen ihm zu. Mr. Bantam wehrte mit der Hand ab, nein, danke. Als er aber die Steintreppe hinabstieg, schossen ihm die heißen Tränen in die Augen, weil der Chinese so gut war, und er mußte seinen Schmerz wieder unter fürchterlichen, inwendigen Flüchen herunterschlucken. Gott, wie war er verlassen — aber wartet nur, gleich würde er alles kurz und klein schlagen! Wagte man, sich über ihn lustig zu machen? Tod und Teufel, was fiel denn dem Mond ein? Stand er nicht dort über den Häusern und glich dem bloßen Hintern eines Chinesen. . . . Ha, das Universum sollte sich hüten. Und der Schraubenjunge stampfte die Straße hinab, immer noch mit Tränen im Halse, von einer Schwäche belagert, der er mit bestialischer Wut begegnete, bis es ihm dick und schmerzend in den Brauen saß. Es war ja noch nicht so lange her, seit der kleine Haudegen seiner Mutter entwachsen war.

Plötzlich sieht er ein Chinesenmädchen ziemlich hoch oben auf einer Balustrade oder einer Art hohlgeschnitztem Käfig stehen, vor einer offenen Tür, die zu einem dahintergelegenen, erleuchteten Raum führt — es geht ihm wie ein Stich durch die Brust — sie ist es! Ja, mit Perlen im Haar, rot und weiß, im farbigen Seidenmantel. Aber das ist ja ganz unmöglich, denn das Haus wo der Palankin verschwand, liegt ja viel weiter oben in der Straße. Sie

kann es nicht sein, und Mr. Bantam beißt die Zähne zusammen, bezwingt sich und stampft weiter. Einen Augenblick später begegnet er einer höchst sonderbaren Doppelfigur in der düstern Gasse, einer Art Centaur, der unten aus einem schmutzigen Kuli besteht und oben aus einem feinen kleinen Chinesenmädchen. Der Kuli trägt die kleine Dame vorsichtig auf den Armen wie ein Kind, und sie sitzt dort oben in himmelblauer Seide mit einer Bambusvioline in den Händen und Perlen auf dem rabenschwarzen Haar — aber, mein Gott, das ist ja das Palankinmädchen! Mr. Bantam blickt dem Kuli, der die liebliche Bürde trägt, der Boden und der Gipfel von China, mit offenem Munde nach. Er ist im Begriff vor Ungewißheit aus der Haut zu fahren — ist sie es wirklich, und wo soll sie hingetragen werden? Schließlich seufzt er und reißt sich los, setzt seinen Weg fort. Aber einige Häuser weiter unten in der Gasse sieht er das Mädchen wieder, und die kohlschwarzen, süßen Augen leuchten diesmal oben in einem Fenster, mit Perlen im Haar, weiß und rot, und jetzt bleibt er fassungslos stehen. Sie ist es ... aber wie ... oder ist er verrückt geworden? Von Entsetzen gepackt, folgt er einer Eingebung, kehrt in gestrecktem Lauf zu dem Haus mit der Balustrade zurück, wo er sie zuerst sah — und sie sieht noch da, und sie ist es, und nun lächelt sie, und die kohlschwarzen, süßen Augen leuchten dort oben ...

Da war es mit der Überlegung des Schraubenjungen vorbei. Ohne Rücksicht auf Zauberei und Augenverblendung oder was weiß er, ist er mit zwei Sprüngen am Fuße des Hauses, und im nächsten Augenblick auf dem Wege zur Balustrade hinauf, mit Händen und Füßen über Drachen und geschnitztes Krimskrams kletternd, den Revolver zwischen den Zähnen. Das Palankinmädchen sieht ihm innig zu, und als sie ihn erreichen kann, faßt sie ihn am Rock und zieht mit der ganzen Kraft ihrer schwachen Arme, um ihm heraufzuhelfen. Später erfährt er, daß es A Koy ist.

Das war das Geheimnis des Schraubenjungen.

Jeden Abend in dieser Flutzeit, wenn das gelbe, zynische Mondgesicht über Wuchangs gewundene Dächer emporsteigt, konnte es einen jungen Europäer beobachten, der mit immer mehr Übung und größter Sicherheit, jetzt ohne Spur von Revolver im Munde, zu einer Balustrade hinaufklettert und von einem reizenden Chinesenmädchen ins Haus geholfen wird. Mehr konnte der alte, leere Mond nicht erspähen.

Mr. Bantam kam nie weiter als zu dem kleinen Zimmer hinter der Balustrade, in dem A Koy wohnte, aber das war ihm auch vollkommen genug. Was in den übrigen Zimmern des Hauses, von wo er oft andere chinesische Stimmen hörte, vorging, und was A Koy vorhatte, wenn sie von ihm ging und ihn zwischen den geschnitzten, perlmuttereingelegten Ebenholzmöbeln zurückließ, das kümmerte ihn wenig. Nach Geräuschen, wenn Türen offenstanden, hatte er geschlossen, daß es ein großes, bevölkertes Haus sei, mit vielen weiblichen Bewohnern und daß es oft bei Musik hoch herging. Das

ganze Haus war von dem brenzlichen und unwiderstehlich süßen Opiumgeruch wie durchtränkt. Mr. Bantam aber hatte nur Gedanken für A Koy, vergaß ihretwegen alles andere in der Welt. Deshalb kam es wie ein unvorbereiteter, lähmender Schlag, als Mr. Bantam plötzlich eines Abends eine fürchterliche Männerstimme hörte, die ihm bekannt war, und als er im nächsten Augenblick sah, wie der zweite Steuermann sein bärtiges Gesicht durch die Tür, die zu den anderen Zimmern führte, hereinsteckte.

Der zweite Steuermann! Und Mr. Bantam saß in zwangloser, häuslicher Bekleidung und trank Tee mit A Koy! Der zweite Steuermann tat erst, als sei er garnicht überrascht, kam herein und nickte dem Schraubenjungen mehrmals freundschaftlich zu. So, so. Wohlbekomm's beim Tee. Schönes Wetter heut abend. Nach und nach aber geriet der Steuermann, ohne daß er es selbst wußte, in eine Sprache, deren verblümte Rede und Kernigkeit ihn mit sich riß. Aha, hier also verbrachte der Schraubenjunge seine Abende, wenn andere meinten, er sei zum Gottesdienst im Heim für Seeleute. Na, obgleich er ein junger Dachs sei, ließ sich das hören. Aber daß er — und hier steigerte der Steuermann sich durch einen Fluch zu Pathos — daß er wie auf einem Theater zu einem Balkon hinaufklettere, ein langes, gefährliches Stück im Mondschein am Hause hinaufklettere, anstatt wie andere Seeleute durch die Haustür zu gehen — und er könne ihn versichern, daß sie offenstehe — um die Treppe hinaufzusteigen, wie solle man das nennen? Gab es überhaupt Worte für ein derartiges Benehmen?

Der Schraubenjunge ließ den Kopf sinken. Und er blieb bewegungslos sitzen, alles Blut stockte in ihm, er konnte vor Scham nicht aus den Augen sehen, während der Steuermann ihn schonungslos bloßlegte.

Jawohl, der zweite Steuermann hatte sich vorgenommen, dem Märchenprinzen etwas in die Karten zu gucken, war ihm gefolgt und hatte gesehen, wie ausgezeichnet er klettern konnte. Es war ja unverkennbar, daß der elende Schraubenjunge sich einbildete, er entere ein Laterna magica-Schloß mit einer Fee auf dem Söller, he, junger Dachs!

Hierbei betrachtete der Steuermann mit einem schrecklichen Urteil im Blick den gebeugten Kopf. Und als er sah, daß der Schraubenjunge zerschmettert war, ging er zu einem falsch barmherzigen, schneidenden Ton über:

Durften sie einander nicht kriegen? Widersetzten die schlimmen Eltern sich ihrer Verbindung, das Aas von einem Vizekönig in Wuchang und sein Drache von einer Gemahlin? Ach, wie traurig. Hier *liebten* zwei teure junge Menschen einander, und sollten mit Gewalt davon zurückgehalten werden, sich in die Arme zu sinken, he . . .

Und der Steuermann fiel mit einem schrecklichen Fluch aus der Rolle. Die alleinige Nachahmung von Zärtlichkeit zwang ihn, sich Luft zu schaffen. Er brüllte vor Entrüstung: Daß so ein Dummkopf von einem Bengel, kaum dem Mutterleib entschlüpft, so eingebildet sein konnte! Daß man

die ganze Achtung des Standes seiner Vornehmtuerei wegen riskieren sollte. Hu!

Da der Sünder noch immer schwieg, während A Koy verständnislos und innig mit ihren weichen, schwarzen Augen dabeisaß, begann der Steuermann Mr. Bantam auf eine seemannsmäßige, kränkendere Art zu höhnen, froh und grob: Ob er auch hier alle Schlüssel und Schrauben kenne, he? Ob er sich wirklich einbilde, daß er der einzige in der Welt sei, der das Geheimnis der Compoundmaschine mit Kühlung und dem Druck von sieben Atmosphären besitze usw. usw.

Jetzt war der Steuermann in seinem Fett und er grinste vor Wohlbehagen. Die Bitterkeit war überstanden, er genoß nur die glänzenden Vorteile, die die Situation bot. Plötzlich aber wendete sich das Blatt. Und das geschah, als der Steuermann in einem Sturm von Gelächter, auf den einzigartigen Erfolg Vorschuß nahm, den er in der Messe des Schiffes haben würde, wenn er von dem Abenteuer des Schraubenjungen in der verzauberten Stadt erzählte, von der Aufklärung des Mysteriums, von der Strickleiter aus dem Fenster der Geliebten, dem Teewasser im siebenten Himmel und der zärtlichen Zwiesprache der Liebenden auf chinesisch . . .

Der Steuermann konnte vor Lachen nicht aus den Augen sehen, hatte alles andere um sich herum vergessen, als ihm plötzlich der Atem stockte und er etwas Schweres an seinem Hals hängen fühlte. Es war Mr. Bantam, der ihm an die Kehle gesprungen war und dort wie ein wütender Iltis hing. Es kam zu einem kurzen, furchtbaren Kampf.

Tsi, sagte der Steuermann, während er sich des reißenden wilden Tieres zu entledigen versuchte. Noch war er nicht böse und begnügte sich damit, Mr. Bantams Hände von seinem Hals zu klemmen und sich von ihm befreien. Damit aber war er noch nicht fertig, denn der Schraubenjunge ließ sich durch die erste Probe von des Steuermanns enormen Kräften nicht einschüchtern, er schlug, schwupp, in des Steuermanns streng gehegtes Zwergfell, schwapp, noch einen auf die Kinnlade, daß die Zähne wackelten — da mußte der Steuermann zum Vorhammer greifen. Er brüllte laut wie ein gereizter Ochse, und ließ den Hammer fallen, einmal, und als Mr. Bantam sich wie ein Blinder erhob, noch einmal. Da blieb er liegen.

Das Zimmer war voll von Chinesinnen mit Perlen im Haar, die die Oberlippe von den Zähnen zurückzogen und voller Interesse den furchtbaren Steuermann betrachteten, der auf allen Vieren über seinem bewußtlosen Kameraden lag, wie um ihn zu zerreißen, wenn er sich noch einmal rühren würde. Sie sahen einander an und holten sich neuen Hohn aus ihren Blicken, gegen diese beiden fremden Unbeschreiblichkeiten. Eine von ihnen aber lag auf dem Fußboden und flehte dem Steuermann ins Gesicht, flehte mit Lippen, die keinen Laut von sich gaben, flehte mit den schiefen Augen, die vor Tränen nicht sehen konnten. Das war A Koy.

Bei dem ersten Lebenszeichen, daß Mr. Bantam von sich gab, brummte der Steuermann und erhob sich. Dann lud er den Dachs auf seinen Nacken und schleppte ihn, ohne der kleinen, weinenden A Koy oder der Kneipe überhaupt einen Blick zu schenken, auf die Straße und bis zu einem Sampan.

Der zweite Steuermann lieferte den Schraubenjungen den Kameraden an Bord nicht aus. Nicht daß er ihn schonte; im Gegenteil, er war mehr als unbarmherzig, wenn er die unbezahlbare Geschichte zum Besten gab, wo er Mr. Bantam gefunden habe. Es war aber eine Nuance in seinem rauhen Wesen, eine gewisse Vorsicht, die zur Folge hatte, daß Mr. Bantam die Geißelung passieren ließ — der Steuermann wußte wohl aus Erfahrung, wie weit er gehen konnte. Die Kletterpartie im Mondschein usw. erwähnte er nicht.

Es dauerte nicht lange, bevor George Bantam als wirklich reifes Mitglied von der Gesellschaft an Bord aufgenommen wurde, anerkannt als Sünder und selbst davon befriedigt, daß er seinen Platz im Niveau kräftig ausfüllen konnte. Er bewies eine ungewöhnliche Anlage für eine grobe Schnauze; er hatte feine Nerven zu beschützen.

In der Tiefe seines Herzens aber bewahrte er — ebenso wie die andern — den schönen Traum unberührt, den seine törichte Jugend zur Wirklichkeit gemacht hatte. Er würde sich des kleinen stummen Weibes, das seiner so froh gewesen war, daß sie sterben konnte, nur weil er dumm war und sie besitzen wollte, stets erinnern.

Bantam schüttelte den Kopf, wenn er unten bei der Maschine stand, von Öl und Verantwortungsgefühl triefend — schüttelte plötzlich seinen Kopf, wie eine Saite, die angeschlagen wird, aber nicht mehr klingt. Dann war es, daß er A Koy mit den Opiumsaugen verlor und von neuem nicht zu fassen vermochte, daß ein Mädchen so lieblich und so grenzenlos gut sein konnte.

Als das Schiff den Jangtsekiang hinabfuhr, verstand George Bantam nicht, was es war, das schwebte ihm als eine unersetzlich verlorene Welt vor, oder als eine Welt, die er einst in ferner Zukunft, nach einer langen, langen Reise erreichen würde. Es schien ihm, daß es derselbe Fluß, just derselbe Fluß sei, den er sah, als er herreiste, und doch erkannte er ihn nicht wieder.

Nein, er sollte den wunderbaren Fluß nie wiedersehen, den er in Opiumstränen befahren hatte, mit A Koy lautlos vor Liebe an seiner Seite, die kleine, fruchtbare A Koy mit der Seidenschnur um ihren runden Leib, A Koy, die ihm so nah gewesen war, wie zwei Seelen an derselben Opiumslampe sich kommen können. Nur eine Dämmerung, von der rotschwarze Ebenholzmöbel mit Perlmuttereinlage sich abhoben, war zurückgeblieben, und dann eine Erinnerung, die sich nicht greifen ließ, die Erinnerung an das bodenlos süße Opium, das wie der Rauch des verbrannten Paradieses duftete.

Der Vater Jangtse aber, den Mr. Bantam in einem Opiumrausch befahren

hatte, und den er später nicht sehen konnte, war ja nur der Fluß, der ist, der Jangtsekiang, der gewaltig durch das weitgestreckte Alluvium fließt, das er selbst geschaffen hat, mit tausendjährigen Pagoden bei jeder Biegung, als Zeichen, daß noch keine nennenswerte Zeit verflossen ist, daß es noch garnicht für ihn eilt. Der Jangtsekiang mit dem Tempel auf der Klippe mitten im Strom und mit Bergen zu beiden Seiten. Der Jangtsekiang mit Lehmhütten längs der meilenweiten flachen Ufer, wo Enten so dick wie Wolken aus dem Schilf auffliegen und der Mongole ungestört wie zu Attilas Zeiten seine geflochtenen Fischreusen im Fluß auslegt; Jangtsekiang mit den schwimmenden Inseln, den weitläufigen, bewohnten Holzflößen, die wie losgerissene Stücke von den überfüllten Städten hoch oben im Lande, dem Meere zutreiben, Jangtsekiang mit dem fetten, fast eßbaren Nilschlamm, der seit Jahrtausenden gepflegt worden ist und noch heute gepflegt wird, so daß jeder Zoll grünt . . .

Ja, es ist der Jangtse, kein fremder Fluß und nicht fern, wenn du ein Herz hast, es ist Jangtse, der große Ernährer, der so viele Mongolen unterhält, daß, wenn du ihn auch tagelang beschiffst, du nichts am Lande siehst, als gepflegte Gräber und blaue Chinesen, und richtest du dein Fernglas auf eine Stelle in dem flachen Uferland, bekommst du den Sehkreis voller Gräber und blauer, chinesischer Bauern.

Das ist der Jangtse auf der anderen Seite der Erde, das ist A Koys fruchtbare, unerschöpfliche Welt.

Held oder Abenteurer? Ein Selbstgespräch/ von Oscar Bie

Eines Morgens rasiere ich mich gerade, da kommt ein lenkbares Luftschiff über den Hof hinüber, auf den ich hinaussehe. Ich blickte, eingeseift wie ich war, ein wenig vom Spiegel weg, in dem ich mein Selbstporträt betrachtet hatte, und verfolgte den Ballon. Er war nicht hoch, so daß ich den Propeller arbeiten und die Passagiere sitzen sah. Seine Bewegung war elegant und von einer Selbstverständlichkeit, die alles Wunderbare ausschloß. Er machte eine Wendung und steuerte in anderer Richtung weiter, so sicher und unproblematisch wie ein Schiff auf dem Wasser. Der Verstand erst sagte mir, welcher Mut und welche Gefahr da an mir vorüberzogen, und verwickelte mich in eine Gedankenreihe, die ich den Abend vorher angeknüpft hatte. Die neue Sehnsucht nach dem Helden war übermächtig geworden. Nicht die romantische eines Carlyle oder die philosophische eines Nietzsche, sondern die ganz reale nach einem modernen Heldentum, das uns von den Überschüssen der Romantik erlöste. Auch kein tragischer Held, wie ihn die Dichter liebten — er wurde wohl meist tragisch, aber das war sein Schicksal, nicht sein Wesen. Ich meine den Helden, der das Leben unter sich bekommt, der die Stärke des Willens, nicht die instinktive, sondern die bewußte und ethische Heldenhaftigkeit an seiner Umwelt erprobt. Also ein Mann von Charakter. Wir sehnen uns nach ihm, wir suchen ihn. Diese Menschen da auf dem Ballon, sind das die Helden? Einen Augenblick sah ich sie als Helden, wie eine Erscheinung, wie ein Vorübergleiten. Dann überlegte ich.

Ich überlegte: die Hingabe, das in die Arme-Sinken, das Verschmelzen im Gefühl hat uns vielleicht vertieft, aber sicher nicht gestärkt und lebensfähiger gemacht. Das Lebensgefühl, der einzige erhaltende Zustand, verlangt eine Organisation selbst des Rausches und des Schmerzes. Das Bewußtsein, unsere eigentliche menschliche Qualität, verlangt die Herrschaft, nicht die Willenlosigkeit. Mit der bloßen Tiefe des Erlebens kommen wir nicht durch, wir ertrinken im Meer der Gefühle. Die bloße Landschaft ist zu wenig, sie verlangt Kolonisation. Die bloße Empfindung ist zu wenig, sie verlangt Kanalisation. Indem wir uns betätigen, leben wir aktiv. Alle Ansammlung von historischer Pietät und sozialer Empfindsamkeit darf uns nicht dazu bringen, sentimental zu bleiben. Wir müssen Schleusen einrichten und Ventile öffnen können. Dann staut sich nicht mehr das Lebensgefühl, sondern es bestätigt sich, es rauscht dahin und treibt Werke. Es rechnet selbst die Depressionen nur als Spesen, selbst den Müßiggang nur als Hygiene. Die Renaissance umrahmte Leben, Kunst und Mensch. Sie stellte aus einem tektonischen Gefühl für alle Dinge den begrenzten, aber einheitlichen Ausschnitt her, sie zog die Horizontale in die Gotik hinein. Wir möchten etwas ähnliches mit der Romantik. Auch wir möchten nach Zeiten des Vegetativen wieder bauen und herrschen. Alles

was wächst, läßt sich bauen, sagte der Gartenkünstler jener Epoche. Wir sagen dasselbe wieder. Nur tektonisieren wir nicht mehr, wir technisieren. Wir sagen: alles was wächst, hat seine Funktionen. Die laßt uns herausheben und eine feste Konstruktion aufführen.

Wenn wir Briefe von Romantikern lesen, fühlen wir ein angenehmes Ausfließen, ein entzückendes Schwimmen, richtiger: Auf dem Rücken liegen. Sind wir zu Ende, so bleibt nichts als die Erinnerung etwa an einen Spaziergang ganz besonderer Reize, keine helfende Wirkung. Lesen wir Goethes Briefe, so stehen wir auf einem Gipfel, und eine Ruhe über die ganze geordnete Landschaft unter uns, ein Höhegefühl von stärkender Bewußtheit steigt in uns auf. Was warten wir immer auf das Wunderbare, das uns im Schaukelspiel des Lebens hier und dort, morgen oder übermorgen begegne? Meistern wir lieber die Illusion und schaffen wir uns das Wunderbare. In einem Brief berichtet Goethe, wie er im gleichbleibenden Lauf des Lebens stets nach der Heimkehr von der Reise auf irgendein Geschehnis gehofft habe, das ihm irgendwie neue Nahrung zuführe. Nun kommt er heim, jeder drückt ihm die Hand wie zuvor, auf dem Schreibtisch liegt alles wie es immer liegt, man erzählt alles, wie man es immer erzählt hat — und wie er das schreibt, ist er selbst und sind wir mit ihm über das Wunderbare hinaus, das man steuerlos in den Lüften sucht, statt sich auf der Erde das Haus zu bauen.

Wir werden technisch erzogen sein. Ich denke mir oft, wir sollten es sogar sein. Das historische Organ lehrte uns den Bau der Geschichte begreifen, die Entwicklungslehre technisierte die Natur, der Bau mit Glas und Eisen die Kunst. Diese Technik setzt sich in Erlebnis um. Wir sollen so etwas wie Ingenieure des Lebens werden, alle Arbeiter mit dem Glauben an die Arbeit. Unser Kompaß zeigt dorthin, hier bildet sich der Boden der neuen Kultur. Es ist die Erziehung zur Unsentimentalität, zum Funktionalismus. Ein Gleichnis: der Romantiker geht ans Meer im Sommer; er gibt sich ihm hin. Sein Antipode geht auf die Berge. Er braucht Höhenluft und Herrschergefühl. Der Sport kräftigt ihn für die technischen Ansprüche des Lebens. Er beschwört die Gefahr und prüft die moralische Widerstandskraft, sollte selbst auf einige Stunden das Landschaftsgefühl dabei pausieren. In der Tuckettthütte auf der Brenta sah ich, wie aus einer Loge, junge Mädchen am Seil das Kastelletto besteigen, junge Männer mit Hacken über die Gletscher klettern. Ich dachte daran, wie ich mit Richard Strauß einmal Athleten im Zirkus besuchte. Er beneidete sie um ihre technische Akkuratesse. Seine Musik gehört in diese Richtungslinie des Unsentimentalen: darum mußte sie aus technischer Herrschaft kommen. Wie bei Johannes V. Jensen der Gedanke des Amerikanismus zum Gestalter wird, oder bei van Gogh die Schärfe des funktionellen Organs. Bei allem heutigen Kunstgewerbe. Es ist das Kommende, bei vielen Komplikationen, die ich weiß.

Im Chauffeur ist ein Minimum vom technischen Helden, den wir dunkel

suchen. Wenn Geliebte von Tenören mit ihnen heute durchgehn, so ist das ein Simplizissimus zur Kulturgeschichte. Dunkel sucht das Volk nach Helden im Technischen, weil es Helden sucht und das Technische als ein Lebenselement fühlt. Die Überspannung der Zeppelinbegeisterung hat diese Psychologie. Scheiden wir genau. Eiffel baute aus Eisen den höchsten Turm der Welt. Es zeigte sich, daß er etwas Abenteuerliches hatte. Zeppelin baute das lenkbare Luftschiff, das Gordon Bennettrennen vereinigte die nichtlenkbaren. Eiffel wirkte für eine Idee ohne Gefahr, Zeppelin für eine Idee mit Gefahr, die Bennettleute für keine Idee mit Gefahr: denn ihr Treiben bleibt wesentlich Sport. Sport mit Abenteuerlust. Aber hingebender Sport, wie Segeln, nicht aktiver wie Bergesteigen. Da haben wir die ganze Skala. Wenn ein Held ein Mann ist, der für eine Idee alles, auch sein Leben hingibt, so steht Zeppelin ihm am nächsten. Kann sein, eine spätere Zeit bezeichnet ihn so. Wir können es noch nicht ganz: einmal weil wir die Idee des lenkbaren Luftschiffs noch nicht so hochstellen wie die Idee, für die sich Sokrates oder Christus opferte. Und dann: weil wir mit dem Begriff des Helden unbedingt etwas Abenteuerliches verbinden. Wir möchten sagen, Abenteurer und Held sind im Affekt gleich, nur im Effekt verschieden. Ihr Erfolg gibt ihnen die Apposition. Die großen Entdecker, ob sie nur darauf lossegelten oder eine bestimmte Reise zu vollenden hofften, mußten abenteuerlich sein. Nansen und Andree mußten es sein. Gustav Adolf und Napoleon mußten es sein. Alles das, waren kriegerische oder wenigstens entdeckerische Unternehmungen. Für eine geistige Idee, sei sie selbst Eroberung der Luft, weniger mit einem Entdeckungsziel, als einem Erfindungsproblem, fehlt uns noch der Begriff, der Held und Abenteurer vereinigt. Wir suchen im Dunklen. Wir fühlen, daß da etwas vom Helden ist, aber da der Begriff Held bisher auf andere Unternehmungen bezogen wurde, so sind wir in Verlegenheit, unserer Sehnsucht hier denselben Namen zu geben. Das aufregende Schicksal der Bennettleute unterscheidet sich in nichts von dem eines romantischen Abenteurers. Wir aber sind so sehnsüchtig nach dem Heroischen, daß wir auch auf Kosten eines Mißverständnisses die bloße heroische Anregung, die darin liegt, für genügend erachten, heldische Prädikate zu verteilen. Resultat: der alte, wesentlich kriegerische Held richtete seine Abenteuerlust auf materielle Güter. Die Bennettleute sind noch Abenteurer, und doch nicht ganz Helden des Problems. Der neue Held wird der Eroberer oder Märtyrer geistiger Güter sein, der opferbereite Experimentator technischer Probleme, der Erzieher für jeden ethischen Funktionalismus des Lebens. Und von da aus wird man auch Sokrates und Christus einschätzen. Der Begriff Held muß erweitert werden, der Zusatz des Abenteuerlichen immer mehr schwinden, die Vorbildlichkeit für das Nichtabenteuerliche, das Konstruktive, das Unsentimentale des kommenden Lebens stärker werden.

Was antworte ich also dem, der mir gestern sagte, diese Bennettleute, die

ins Ungewisse mutig hineinfliegen, um halbtot von Schiffen aufgefischt zu werden, seien so etwas wie moderne Helden? Ich sage ihm, daß er eine kleine Verwechslung mache. Da der Held bisher abenteuerlich und gern tragisch war, glaubte er, daß der tragische Abenteurer auch ein Held sei. Aber ein Held ist mehr. Er begnügt sich nicht mit Sport und mit der unlenkbaren Zufälligkeit. Es lebt einer Idee. Sonst brauchen wir ihn nicht, sonst ist er nur ein interessantes Temperament. Es wird uns gesagt, die Bennettleute seien die Exploiteure für das kommende lenkbare Luftschiff. Ihre Erfahrungen mögen schließlich diesem Zweck dienen, ihre Naturelle scheinen über die Lüfte des sportlichen Abenteurers nicht hinauszugehn. Und am kommenden Helden wird das Abenteuer und selbst die Tragik nur ein reizvoller Nebenumstand sein, niemals das Wesentliche. Sogar das ganz Unwesentliche. Die Tage der spielerischen Ziellosigkeit und der Freude am Opfer seiner selbst sind gezählt. Wenn Christus wirklich am Kreuze einen Augenblick nur Gott fragte, warum er ihn verlassen habe, so war er griechischer als Sokrates. Und eine Ahnung der Zukunft.

Was ist mir da alles durch den Kopf gegangen? Mit dem Rasieren bin ich fertig und es war mir, als ob ich allen Ballast von Gefühlen und Traditionen ins Waschwasser versenkte. Um höher zu steigen. Vielleicht komme ich morgen in eine andere Luftströmung und denke über den Wert der Persönlichkeit für den Helden nach. Irgend etwas suchen wir da oben — und es mag nichts schaden, wenn so ein vorübersegelnder Luftballon solche Gedankenreihen in Fluß bringt.

Mit mir nur rat' ich,
red' ich zu dir.

Schlaflosigkeit/ von Hermann Hesse

An der letzten Grenze des Bewußtseins
Lauert müd' und grimmig wachsam der Geist,
Tausend Leben in Augenblicken
Schattenhaft lebend, fiebermüd'
Und in Ewigkeit keiner Ruhe gewärtig.
Dunkel lodert aus träumendem Aderspiel
Sehnsucht nach Leben — nach Tod,
Deren der Geist mit bittrem Lächeln
Greisenhaft spottet.
In schweigender Folter
Atmen die tausend Nerven ihr feines
Horchendes Leben, auf jeden Laut
Antwort gebend und jede Regung der Nacht
Mit schmerzlicher Spannung erlauschend.

Da — Musik! Aus zitternden Fernen her
Wehen Töne, edle, heilige Töne,
Schlingen Reigen und schöpfen die Nacht,
Die furchtbar lange, spielend
In lebendige Takte, lösen die Zeit
Lächelnd aus der Unendlichkeit.

Sieh, und farbig aus Tiefen her
Der ermüdeten Seele steigen
Liebevoll die Gebilde des Tags;
Selig schwelgt die Erinnerung
Lichter, wahrhaftiger Bilder voll.
Blühende Bäume! Kinder im Reigenspiel!
Blumen, Farben, leuchtende Menschenaugen
Grüßen erstaunt und unverloren
In die gestaltenlose Düsternis.

Wie in glühender Sommernacht
Welkende Gärten der Tau berührt,
Rührt mir Erinnerung leise mit Zauberhand
An die schweigenden Saiten, und träumend
Wandeln die Sinne im Spiegel der Wirklichkeit.

O Erinnerung, einzige Göttin du,
Trösterin, sei mir gegrüßt!

1834

Still nun und lauschend wie ein Bezauberter
Schau ich die Reihen ehmals gelebter Stunden
Unzerstört im ewigen Tage wandeln,
Jede vollkommen, jede der Zeit entrückt.
Heimlich duftet indes im Fenster die Nacht,
Heimlich wartet der goldene Schlaf und wirft mir
Schon vom nahenden Land
Seine rettenden Seile zu.

1835

Der Maler Wilhelm Busch/ von Emil Heilbut

Um Wilhelm Busch trennten sich der königliche Zeichner und Dichter und der Maler auf das Schärfste voneinander. Der Zeichner und Schriftsteller war voller Stil, der Maler war hingegen nur ein Geschmackskünstler, man könnte sagen ein Ästhet. Dies anzunehmen war man auch früher schon geneigt gewesen, wenn etwa eine Reproduktion nach einem der Kneipenbilder von Busch zum Vorschein kam — ausstellen ließ Busch seine Ölbilder nie —: man wurde durch das falsche Adriaen Brouwer-Air solcher Darstellungen nicht leicht irregeleitet. Aber zur Gewißheit erwuchs die Voraussetzung von Buschens Mangel an Maleroriginalität erst durch eine Ausstellung im Künstlerhause, in welcher alle seine Werke vereinigt wurden. Busch hatte sich gegen diese Ausstellung nicht wehren können, da er dreiviertel Jahre zuvor gestorben war. Auch hatte man sie in der besten Absicht in die Wege geleitet: eben um seinen Ruhm auf eine „breitere" Grundlage zu stellen.

Aber nicht nur von dem Maler, selbst von dem Zeichner Busch offenbarte die Ausstellung unoriginale Züge. Sie überraschte durch eine Madonnenzeichnung im Schwind-Genre, das Schwindempfinden war ernst gemeint. Auch eine Dürerhafte Zeichnung begegnete — der Dürertypus kam nicht so gut wieder wie die Schwindrichtung. Wir lernten in dieser Nachlaßausstellung Busch in seinem uneigentlichen und eigentlichen Charakter umfassen.

Die Ölbilder waren im Grunde nur Ölskizzen. Man wurde frappiert durch ein Stilleben mit einem aufgehängten Hasen an einer hellen Wand, vor der in einem zinnernen Leuchter eine Kerze stand; das war das allgemeine Stillleben zahlreicher jungen Leute ohne Originalität — und zwischen den Zeilen gewann man den Eindruck, der junge Busch, der mit seinem klugen, auffallend schönen Künstlerkopf uns in der Ausstellung durch zwei Selbstporträts lebendig wurde, habe selber eingesehen, daß aus diesem Stilleben nie eine Schöpfung werden würde, und er habe deshalb Unlust gespürt, weiter daran zu arbeiten. Auch aus den vielen Wiederholungen von Motiven in den anderen Bildern, Landschaften und Figurenstücken, die immer ohne Vertiefung erschienen — Variationen, durch die er doch nicht weiter kam — wollte der forschende Blick erkennen, daß der Künstler erfaßt habe, daß die Malerei nicht sein eigentliches Gebiet sein würde: er hat ja auch tatsächlich die Malerei, wenigstens als Beruf, später aufgegeben. Vor allem aber erschien in der Ausstellung, inmitten der Hauptwand, Buschens Porträt, von Lenbach gemalt, und dies Bildnis überragte so sehr die Malereien des Künstlers, der in dem Raume geehrt werden sollte, daß der Lorbeerkranz, mit welchem das Bildnis behängt war, sich gleichsam zu Lenbach zurückwandte. Dieser Freund von Busch erschien in dem Saal als der dominierende Meister.

Man wurde dazu geführt, sich Buschens Malereien und Lenbachs Malereien

vergleichend vorzustellen, und fand, daß Lenbach gerade das in seinen Werken organisiert hatte, was Busch nur vage vorgeschwebt hat, man findet bei Lenbach geordnet, was Busch nicht systematisiert hat, man findet bei ihm zu einer Art von Abgeschlossenheit und Abrundung gebracht, was bei Busch nur skizziert war. Beide sahen, wenn sie malten, die Natur nicht schöpferisch, sondern retrospektiv an. Indessen hatte Busch bei seinen Spaziergängen in den Museen Antwerpens und in der Pinakothek seine Vordermänner — Brouwer, Teniers, Frans Hals — nur als ein ästhetischer Bummler, sich müßiggängerisch umtuend, betrachtet, während Lenbach bei seinen Untersuchungen der großen Porträtmaler, den straffen Leib geradeaus getragen, mit Vorsätzen bis an die Zähne gewaffnet, die Blicke scharf auf das Machwerk der großen Porträtmaler gerichtet hielt und voll Scharfsinn die Lücken in seinem malerischen Sehen durch psychologische Phantasie ausfüllte. In jenen Zeiten, als Lenbach, Busch und Reinhold Begas als *Maler* sich den Schöpfungen der alten Meister hingaben, war Lenbach ein beflissener Roturier, der mit Energie vorwärts zu kommen suchte; Busch dagegen der voll Geschmack Genießende, kein arbeitender Plebejer.

Wenn man diese Vorstellungen festhält, wird man auch die Berichte derer begreifen, die uns erzählen, daß Busch, wenn er aus seiner hannoverschen Einöde zu Besuch nach München zurückkam, in den ersten Tagen verbittert erschienen ist und nur allmählich auftaute. Denn wenn Busch sich auch bei Zeiten in die Einsamkeit eines philosophischen Lebens zurückgezogen hatte, in der Erkenntnis, daß die Malerei nicht sein Erbteil wäre, und im Besitz eines weltweiten Ruhms in der Domäne, welche ihm gehörte, so mögen ihn doch bei seinen Aufenthalten in der Malerstadt und besonders bei seinen Aufenthalten bei Lenbach zunächst finstere Gedanken bedrückt haben, weil ihn hier alle Träume seiner Jugend umgaukelten, und er zwischen Tapisserien und silbernen Statuen die Staffeleien mit Lenbachschen Bildnissen sah, die er wahrscheinlich höher geschätzt hat als seine eigenen Arbeiten auf einem andern Gebiete.

Man ist geneigt, anzunehmen, daß in einer derartigen Zeit, da er als Gast in Lenbachs Atelier weilte, „der Boheme-Maler" entstanden ist (Nr. 73 des Katalogs): das Bild eines Künstlers, der sich in seiner Verschmiertheit zufrieden fühlt, ein Werk, in welchem noch viel zu finden ist von einer immer noch währenden Liebe für die Tongebungen der Alten, zugleich ein Werk, in dem ein liederlich verwogener Ausdruck frei geworden ist, ein Ausdruck, welchen die Jugendbilder Buschens bei ähnlichen Themen noch nicht hatten. Auch das tonfeine Bildchen eines Bauern, der in der Heide neben seinem Rindvieh stehend die Zeitung liest, mag in einer solchen Ferienzeit in Lenbachs Atelier entstanden sein. (Kurz, man ist geneigt, alle konzentrierteren Bilder, die man von Busch in dieser Ausstellung fand, den Aufenthalten zuzuschreiben, welche Busch alljährlich bei Lenbach nahm. Die anonymeren Arbeiten verwies man demgegenüber in Buschens Jugendepoche.)

In seiner Jugend malte Busch kleine Landschaften, mit kompositorischem Raumgefühl leicht und gefällig hingeworfen, in welchen die Heidegegend seiner Heimat wiederkehrte, zugleich aber — nicht aus der Heimat — in der Ferne die bekannten blauen Berge vorkamen, welche wir aus den Landschaften der alten Holländer kennen. Die beste dieser Arbeiten von Busch ist eine Landschaft mit einem Weiher, in dem sich eine Mühle und ein rotes Bauerndach spiegeln, über den Vordergrund fällt ein dunkler Wolkenstreif, der Mittelgrund ist belichtet, die Ferne zeigt die blauen Berge ziemlich zart und anmutig.

Bei den Figurenbildern sieht man nur sehr allmählich in Busch das Gefühl für seine lebendige Umgebung erwachen — ein Gefühl, das in dem humoristischen Zeichner so unmittelbar entstand. (Der Maler in Busch hatte so viel Reaktionäres zu überwinden!) Dafür ist anzuerkennen das immer hervortretende perspektivische Empfinden dieses ausgezeichneten Raumkünstlers, und man versteht, daß, trotzdem Busch sich selbst nicht genügte, in ihm ein ausgesprochenes Talent hervortrat, das für die Werdezeit der neuen Münchener Malerei, in der man sich an die Alten lehnte, bezeichnend ist.

Nach diesen Ölstudien sah man die Zeichnungen, die die Erde kennt und die man nicht zu charakterisieren braucht. Vor „Hans Huckebein" blieb man gebannt stehen; Bewunderung erfüllte uns ganz; Europa hat diesen humoristischen Zeichnungen nichts entgegenzusetzen; noch mehr als in den gedruckten Albums wirkten diese Zeichnungen auf der Ausstellung, weil sie auf Kartons gezogen waren, unmittelbar aneinandergeklebt, und so das Geschlossene der Komposition, man möchte sagen die gigantische Einheit zum Beispiel in den verwickelten Szenen, noch stärker hervortrat. — Auch die Tierstudien des eminenten Künstlers sah man mit lebhafter Bewunderung an.

Eine einzelne von den Zeichnungen war ganz anders als die übrigen. Man wurde, auch durch den Gegensatz, gefesselt, obwohl diese Zeichnung, wie die frühen Ölbilder, nur in einer andern Richtung, anonym ist. Sie zeigte eine Dorfwiese, mit Gebüsch, in der brütenden Hitze des Mittags. In wenigen verwischten Schattierungen war sie angelegt, und sie könnte vielleicht von vielen Künstlern, der heutigen Richtung, angefertigt worden sein, vom früheren Busch zeigte sie keine Spur mehr. Sie war vom Sonnenlicht ausgegangen. Wenn sie auch nicht eine Besonderheit offenbarte, so berührte ihr vollständiges Eingehen in die Natur doch verwunderlich und tief bei dem alten Maler. Man empfing von dieser Zeichnung die Erinnerung an eine Dorfgeschichte, die Busch in seinen letzten Tagen schrieb und die ohne Pointe, ohne Inhalt, das Wesen des Sommers und dörflicher Menschen zum Gegenstand hatte.

Chronik: Bürgschaften/ von Junius

I

Was ist geschehen? Die Spalten der deutschen Presse sind mit Scham, mit Groll, mit drohendem Unmut gefüllt. Philister werden zu wilden Politikern, Stümper zu Schriftstellern. Das Getös des Parteihaders und des Fraktionshasses, dieser urdeutschen Erblaster, verstummt. Der politische Indifferentismus wird aus seinen behaglichen Schlupfwinkeln aufgescheucht. Was hat bewirkt, daß die zerrissene deutsche Volksseele sich mit einem Male wieder als Einheit fühlt?

Nichts Neues. Nur ein Spezialfall des alten Übels, zu dem die Keime aus den byzantischen Sümpfen des Kryptoabsolutismus aufsteigen. Nur, was seit zwanzig Jahren im Deutschen Reich Brauch und Satzung ist. Nur die grausame Bestätigung, daß das Reichsschiff, bemannt, bewimpelt, betackelt, ohne Kompaß und ohne Steuer auf den unbekannten Meeren der Politik umhertreibt: ein ideelles Wrack. Nichts Neues; aber das Alte vergrößert, vergröbert, al fresco auf die Riesenspalten der Londoner Zeitung Daily Telegraph gemalt und von dort her bis in die fernsten Weltwinkel und Gehirnfalten ausstrahlend. Ein Spezialfall also, der alle Gebrechen unseres politischen Lebens wie mit Scheinwerfern grell beleuchtet: die Umdüsterung unserer politischen Grundbegriffe; die Ohnmacht und strafbare Schwäche unserer mehr leidenden als leitenden Minister seit Bismarck; die feige Lässigkeit unserer Parlamente, die die Kraft zu kontrollierendem Mißtrauen sich schlecht bewährender Staatsmänner nicht aufbringen können; die ganze Zwitterhaftigkeit unseres Verfassungslebens, das aus dem Verantwortungsparagraphen keine Zuchtrute zu machen versteht. Und ganz kleinlaut fügen wir hinzu: das konnte geschehen, weil in diesem Lande der Technik und Volkswirtschaft, der gelehrten Besserwisser und Spezialisten die Ideen keine Macht mehr haben, die hin- und herflackernden Impulse des politischen Dilettantismus zu vernichten.

Und darum, weil dieser Spezialfall so gründlich alle früheren Fälle summiert, wissen jetzt alle Völker Deutschlands, weiß dieses Millionenheer von Gefühlen dynastischer Anhänglichkeit beseelter Menschen, daß sie auf einem Krater stehen, dessen Eruptionen sie verderben können.

Und darum, weil dieser Spezialfall so gründlich alle früheren Fällen summiert, wissen jetzt alle Völker, wissen die Engländer, die Russen, die Franzosen, die Japaner, die Chinesen, die Türken, weiß die ganze große Völkerfamilie, mit der wir friedlichen Tauschverkehr treiben: L'Empire c'est la Paix.

Einst war das die vielverspottete Versicherung Napoleons III., des Kupferkönigs, wie ihn Thomas Carlyle getauft hat. Heute, angesichts der im Daily Telegraph geoffenbarten Absichten des Empire Allemand, wird es uns mit grausamem Hohne entgegengehalten. Auf der Bank der Spötter sitzen diesmal nicht nur... sitzt diesmal das große deutsche Volk und muß sich fragen lassen,

ob es noch die sittlichen Kräfte habe, mit Einrichtungen, die solche Tragikomödien möglich machen, seine mit Strömen Blutes errungene Stellung im Staatenkonzert zu behaupten.

II

Die Krisis in dem Schicksal regierender Persönlichkeiten ist gewiß ein tragischer Vorgang; aber politisch müssen wir uns zwingen, ihn mit dem bösen Blick derer zu betrachten, denen ein unberechenbarer Schaden zugefügt ist. Darum werden Bürgschaften gefordert, die solche Dinge in Zukunft unmöglich machen. Aber Bürgschaften dieser Art liegen weniger im Pergament der Verfassungsurkunde, weniger im staatsrechtlichen Formalismus als in den Denkgewohnheiten der Regierten und der Art, wie sie sich im politischen Leben geltend machen. Auch in den paragraphierten Formeln der Verfassung, versteht sich; aber sie schützen nur, wer sie zu seinem Schutz zu gebrauchen versteht. Wir vergessen bewährte Trivialitäten. Ein guter Spieler auf einem schlechten Instrument ist besser als ein schlechter Spieler auf einem guten. In der englischen Verfassung lebt im Gegensatz zur französischen ein Minimum von juristischer Begriffstechnik, von Logik, von Verallgemeinerungskunst; aber die Engländer sind politisch freie Menschen, die Franzosen leben bei all ihrem logischen Genie seit hundert Jahren, trotz ihrer konstitutionellen Eiffeltürme, hart am Rande der Anarchie . . Britische Staatsrechtslehrer erzählen uns, daß, streng genommen, das englische Recht Preßfreiheit nicht anerkennt, ebensowenig wie die englische Verfassung ein spezielles Versammlungsrecht anerkennt. Das Versammlungsrecht lebt in der von den Gerichtshöfen vertretenen Auffassung von der individuellen Freiheit der Person und der individuellen Redefreiheit. Also: was zwölf Krämer, die das Schwurgericht zusammensetzen, für erlaubt oder unerlaubt halten, darf in England gesagt und geschrieben werden. Die Reichsexekutive liegt in den Händen des Kabinetts, eines Ausschusses aus der siegreichen Mehrheitspartei, der weder einem Verfassungsstatut noch einem Beschluß der beiden Häuser des Parlaments seine Existenz dankt. In dem Premierminister, dem Vorsitzenden des Exekutivausschusses, verkörpert sich eine Einheit des Staatswillens, nach der selbst Bismarck unter Wilhelm II. immer wieder sehnsuchtsvoll hinüberblickte: sie allein garantiert die Stetigkeit im politischen Wollen und Handeln. Sie stützt sich nicht auf Papiere, auf königliche Kabinettsordres, die der eiserne Kanzler in seinen Nöten anrief, sie ruht auf der Einsicht in die Notwendigkeit, daß das Leben des Organismus Staat von den Einseitigkeiten und der möglichen Unstäte des Monarchen als Einzelwesens radikal loszulösen ist. Dieses Kabinett nun und diesen Premierminister kennen die englischen Verfassungsurkunden nicht. Das heißt also: Die Engländer leben politisch unter einem System stillschweigender Einverständnisse, die in ihrem Blute kreisen und in ihren Denkgewohnheiten wurzeln. Diese Konventionalregeln sind nicht vorbedacht, sind keine logischen Konstruktionen, in ihnen verewigen sich unter besonders eindrucksvollen Umständen gemachte

Erfahrungen, die, ungeschrieben aber unverlierbar, in der politischen Sitte fortleben.

Ich will damit sagen, daß unsere politischen Denkgewohnheiten die von innerlich Unfreien sind. Wir haben die radikalsten Denker der Welt gehabt, Schulheilige wie Kant und Fichte haben vor hundert Jahren den Republikanismus gepredigt (oder was dem nahe kommt), als die einzige Verfassungsform, die den Fall ausschließt, daß der öffentliche Wille von dem Regenten als Privatwille gehandhabt wird. Aber wir sind, das ist unsere Geschichte und unsere Eigenart, heute da ... wo wir sind. Also, meine lieben Freunde, nicht nur Paragraphen, sondern der unbesiegbare Wille, die vorhandenen bis zur äußersten Grenze ihrer Anwendbarkeit auszunutzen, tut not. Auch ihr, meine Herren Abgeordneten, könnt ein Ministerium ablehnen, könnt durch Budgetverweigerung die Staatsmaschine zum Stillstand bringen und die Beachtung des Gesamtwillens erzwingen. Keine glatten und platten Diskussionen von Prinzipienfragen können helfen, keine Tribünenkritik des von der gemeinen und historischen Vernunft längst Widerlegten, sondern Mißtrauensvoten, Adressen, Deputationen, feierlich-einmütige Beschlüsse, hinter denen diesmal Bildung und Arbeit, Intelligenz und Besitz, die Genießenden und die Bauenden, die Beharrenden und die Fortschreitenden, kurz alle stehen würden, in denen noch ein Funken patriotischen Verantwortungsgefühls glimmt. An der warnend erhobenen Hand eines ganzen Volkes soll der Monarch sehen, daß eine neue politische Sitte sich bildet, eine Konventionalregel, die seiner Willkür Schranken setzt. Es gibt keine Mittel, auf die Dauer gegen die Wünsche eines gesitteten und selbstbewußten Volkes zu regieren, das, selbst in Preußen-Deutschland, in Presse und Parlament mächtige Vollstrecker seines Willens hat ... oder haben sollte.

III.

Bleiben wie wir nicht am Anekdotischen kleben, an der Zufälligkeit dieses Einzelfalles: verallgemeinern wir.

Was zeigt der Vorgang? Man sagt: die Desorganisation des Dienstes im Auswärtigen Amte. Nebensache. Man sagt weiter: die Impulsivität des Kaisers; seinen elementaren Mitteilungsdrang; die Stärke seines Aktionstriebes, das Bedürfnis nach allumfassender Wirksamkeit, nach der Rolle der Ururursache für alles nationale Geschehen, — nach der Rolle „der Ersten Liebe und Allwissenheit". Das sei die Hauptsache: die Hauptquelle für die Verfälschung alles Willens zu sachlicher Politik. Aller Schaden, lesen wir, den kaiserliche Reden bisher angerichtet haben, wird überboten durch den letzten und größten Schaden; aber auch der würde verwunden werden können, wenn wir wenigstens von jetzt an befreit wären von der Besorgnis, daß Kaiser Wilhelm II. in der bisherigen Weise weiter regiere. Dürfen wir solches hoffen? Nein. Wir sind dieser Hand weiter anvertraut, wir und unsre Kinder; unser Heer, unsre Flotte, unsre Diplomatie: alles, alles gehört

diesem Mann. Wir mögen in unsren sorgenden Gedanken uns zergrübeln so viel wir wollen, das Ende bleibt immer: er hat die Macht! So wäre denn also diese Analyse von liberaler Seite beim Fatalismus angelangt. Da der aber nicht sein darf, werden Heil und Ausweg darin gesucht, daß die ganze Öffentlichkeit dem Kaiser zurufe: Wir verbitten uns jede willkürliche Privatpolitik! So wurmstichige Logik ist wie eigens für die Reichstagsdebatten über das persönliche Regiment präpariert. Sie zeigt, was sechzig Jahre autokratischen Regiments zustande bringen. Das eine Wörtchen „gehört", wie vom Zufall in den Erguß eines freimütigen Mannes gestreut, offenbart, wie zerrüttet oder — kindlich rudimentär konstitutionelles Denken noch immer in der deutschen Bourgeoisie ist. Er kann vom Anekdotischen, von der Einzelerscheinung nicht loskommen. Er kann von der absolutistischen Gedankenwelt sich nicht emanzipieren. Er begreift das Königtum noch immer unter dem Bilde eines Besitz- und Herrschaftsverhältnisses. So tief wurzelt in denen, die berufen (und sonst auch fähig) sind, das moderne Leben politisch neu zu organisieren, der monarchische Sinn in der patriarchalischen Form, als deren Kern und Grundwesen die monarchische Initiative empfunden wird. Das war in allen Entrüstungsstürmen der nationalen und liberalen Presse deutlich zu spüren; man vermied die Geschosse gegen den unser Verfassungsleben beherrschenden und hoffnungslos verwirrenden Begriff der monarchischen Initiative zu richten, weil die gute Gesinnung erzogen wurde, zu glauben, daß das Recht, nein: die Pflicht zur monarchischen Initiative durchaus und in allen Fällen ein Vorzug deutschen Königtums sei. Dieses nationale Vorurteil hat allen Schaden angerichtet, nicht der Kaiser, der tut, wozu Blut und Gewissen ihn treiben.

Wie stehen in Wirklichkeit die Dinge? Der Ministerpräsident dankt seine Existenz der freien Willensentschließung des Souveräns: er ist sein Geschöpf, durch eine Art einseitiger Wahlverwandtschaft ins Leben gerufen. Aber Geschöpfe werden nicht selten — zu Kreaturen. Läßt sich von Geschöpfen, die Kreaturen sein können, erwarten, sie sollen in jedem Augenblick und unter allen Umständen ihren Willen, ihre Existenz also, gegen ihren Schöpfer und Erhalter, gegen die Rechts- und Daseinsquelle ihrer Existenz geltend machen? Nein. Das ist eine psychologisch und darum politisch unhaltbare Fiktion; trotzdem beherrscht sie unsre politische Wirklichkeit und pflastert den Weg zu Katastrophen wie der eben erlebten. In Bismarcks Entlassungsgesuch vom 8. März 1890 ist der groteske Widersinn dieses Pseudokonstitutionalismus so deutlich aufgedeckt, daß ... nur die Deutschen nichts daraus zu lernen wußten. Frei und unfrei zugleich, soll unser Premierminister der Handlanger des königlichen Willens und doch wieder vor der öffentlichen Meinung der verantwortliche Vertreter seiner (!) eigenen Politik sein. Bismarck wurde zugemutet, die Richtung unsrer auswärtigen Politik den Weisungen seines Königs anzupassen. Ihm wurde zugemutet, es geschehen zu lassen, daß jeder

einzelne Minister hinter dem Rücken seiner Kollegen und ohne Verständigung mit dem Premier „Allerhöchste Anordnungen extrahierte". Ihm wurde zugemutet, die Hand zu bieten, um die königliche Verordnung vom 8. September 1852 aufzuheben, wonach der Ministerpräsident für die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesamtministeriums einzustehen habe; — also sein eigenes Todesurteil zu unterschreiben. An dem königlichen Machtwillen zerschellte der Bismarcks. Die zwei der Krone nebengeordneten Gewalten, Bundesrat und Reichstag, standen, unbefragt und stumm, beiseite; gerade nach der Meinung der Nationalgesinnten versagten sie in kritischer Stunde. Weiter aber reichte ihr Denken nicht. Die konstitutionellen Faktoren und die in der Presse organisierte öffentliche Meinung waren, durch das nationale konstitutionelle Vorurteil, wie stets seither, zur demoralisierendsten aller Funktionen verdammt: der Kritik der kaiserlichen Person und Politik. Das konnte nur geschehen, weil sie nicht als Gegengewichte und Bremsen gegen monarchische Willkür — besser: gegen schädlichen Gebrauch des Rechtes auf monarchische Initiative gedacht waren, sondern als solche nach unten: gegen die Masse, das Volk, die Wähler. Nehmen wir Bismarck als Symbol für eine schöpferische politische Intelligenz, für das politische Genie schlechthin: so wird durch einen Federstrich des Souveräns ein großer, ein — angenommenermaßen — unersetzlicher Sozialwert zerstört.

Kann Volkssouveränität, wo sie am schlechtesten beraten ist — sagen wir, um das Lieblingsbeispiel der Absolutisten zu brauchen, unter romanischen Völkern mit anarchistischen Grundinstinkten — unökonomischer wüten? Der Kaiser tat, wozu Gewissen und Blut ihn trieben. Er handelte völlig korrekt nach Bismarcks eigenem Rezept: der Löwe hatte sich in dem Netz seiner eigenen konstitutionellen Theorie verstrickt, die er Wilhelm I. in dem königlichen Erlaß vom 4. Januar 1882 mit wundervoller Klarheit also entwickeln hieß: „Die Regierungsakte des Königs bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers und sind, wie dies auch vor Erlaß der Verfassung geschah, von den Ministern des Königs zu vertreten, aber sie bleiben Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen und der seine Willensmeinung, verfassungsmäßig durch sie ausdrückt . . . Es ist deshalb Mein fester Wille, daß sowohl in Preußen wie in den gesetzgebenden Körpern des Reiches über Mein und Meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik Meiner Regierung kein Zweifel gelassen und der Meinung stets widersprochen werde, als ob die in Preußen jederzeit bestandene und durch Artikel 43 der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit der Person des Königs oder die Notwendigkeit verantwortlicher Gegenzeichnung Meinen Regierungsakten die Natur selbständiger Königlicher Entschließungen benommen hätte." Der Erlaß war, zum Teil wenigstens, bestimmt, den Vorwurf des ministeriellen Absolutismus, der Kanzlerdiktatur, zu entkräften. Ich weiß nicht, ob nicht Bismarck später selber zugeben hätte — später: nachdem er seinen Sturz als logische

Konsequenz seiner eigenen konstitutionellen Theorien erlebt hatte —, daß dieser Erlaß erdacht war, den ministeriellen Absolutismus mit dem Königtum zu decken. In der den Erlaß erläuternden Reichstagsrede sagte Bismarck: bei uns regiert der König selbst, die Minister redigieren wohl, was der König befohlen hat, aber sie regieren nicht. Das sei der Felsen, auf den die Burg des preußischen Königtums gebaut ist. An dem von ihm selbst geschaffenen oder neu belebten Ideal des monarchischen Prinzips ging Bismarck zugrunde. Als er die Verfassung gegen den König anrief, war es zu spät — für ihn.

Heute, achtzehn Jahre später, ruft das Volk die Verfassung an gegen seinen König. Das ist der Sinn der Krise. Mit der Theorie von der monarchischen Initiative — mit der Theorie von dem König, der regiert, dem Minister, der redigiert, mit der Vorstellung, unser Heer, unsere Flotte, unsere Diplomatie, unsre Wirtschaft, unsere Kultur gehöre diesem König, mit der Auffassung des Regenten als nationaler Vorsehung, in der Gesetz und Willkür ungeschieden neben einander herlaufen, ist die Krisis nicht zu überwinden. Der Fortbestand der konstitutionellen Fiktionen demoralisiert nicht nur die politische Atmosphäre und die öffentliche Sittlichkeit, sie fälscht zugleich den Begriff der nationalen Ehre so gründlich, daß diese — die Marokkohändel bis zu dem Casablancaausläufern beweisen es — den Rechtsboden verliert. Wenn die bürgerlichen Parteien die Lösung der konstitutionellen Frage nicht mit dem Vorsatz, zu siegen oder zu sterben, in Angriff nehmen, können sie abdanken. Wenn sie nicht überzeugt sind, daß was sie sonst scheidet, gemessen am Gewicht dieser Aufgabe, Lappalie ist, sind sie von politischer Impotenz zerfressen. Wenn sie nicht fühlen, daß Weltwirtschaft und Weltpolitik nur bei freien Völkern und in freien Staaten auf die Dauer gedeihen, haben sie den Sinn der Geschichte nicht verstanden. Was Millionen Deutsche von ihnen verlangen, ist die Bildung einer konstitutionellen Partei. Wer zweifelt, daß diese Partei unvergleichliche Werbekraft hätte?

Sie wird kommen, diese Partei, weil sie kommen muß. Ein moderner Staat kann nur einen König brauchen, der Gesetz — nicht Willkür, der Symbol — nicht irrender Privatmensch ist. Erfahrungen wie die, die eben hinter uns liegen, werden dem Parlamentarismus alle Schrecken nehmen; denn selbst wenn er die organisierte Mittelmäßigkeit bedeutet, wird jeder ehrliche Vaterlandsfreund diese als das kleinere Übel gegenüber den Unberechenbarkeiten des persönlichen Regiments empfinden.

Auf diesem Wege liegen die Bürgschaften, die wir suchen. Ein für ein unpolitisches Volk schwer gangbarer, ein mit Dornen übersäter Weg, der an Abgründen entlangführt. Dieser Kanzler wird ihn nicht betreten wollen, dieser Reichstag ihn nicht zu Ende gehen können. Aber so wahr das deutsche Volk noch zu leben bestimmt ist: nur in dieser Richtung kann es politisch sein Heil finden.

Rundschau

Gustav von Schmoller

Papa, was ist das eigentlich: in den Adelsstand erhoben? fragte der 10jährige Knabe. Dem Vater schwirrte das Schubertsche Goethelied im Kopfe, das ihn am Abend vorher im Konzerte entzückt hatte. „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif" antwortete er zerstreut. — Denkwürdig immerhin daß ... Erlkönigs Töchter auch einmal, nach so vielen großen Finanziers, einen großen Gelehrten zur Wartung ausersehen haben. Die grauen Gebilde des Zwielichts! Zwielicht bleibt es ... wie um die Stellung des unabhängigen Forschers und Denkers überhaupt, im heutigen, zumal im preußischen Staate, der nicht von Philosophen beherrscht wird — im Gegenteil. Auch unsere Machthaber „bewilligen" Freiheit der Wissenschaft — duldend. Man muß dabei zuweilen an den prachtvollen Junker denken, der in ihrem Sinne über etwas Nahverwandtes sprach: Preßfreiheit, ja; und den Galgen daneben!! — Wenn also ein Mann, der das politische Gebiet selber in einem langen Leben mehr als gestreift hat, in die regierende Kaste feierlich aufgenommen wird, so darf das wohl mit den Heiligsprechungen der Kirche verglichen werden: er muß Wunder getan haben und mit übernatürlichen Gaben ausgerüstet sein.

Um Herrn von Schmoller hatte sein Patriarchentag vor kurzem den Kreis der Verehrer gesammelt, und es mögen schier Wundergaben dazu gehören, unter der Traufe so vieler Huldigungen mit Geduld zu stehen. Von dem „Gönner des Sozialismus", den vor 30 Jahren H. von Treitschke so ahnungslos angegriffen hat, war dabei, so viel wir vernommen haben, keine Rede. Auch nicht von dem was eine so reiche Tätigkeit unerfüllt gelassen hat; ob der rüstige Greis es noch leisten wird? Man weiß, daß er seit lange als seine eigentliche Lebensaufgabe sich zum Ziele gesetzt hat, die Geschichte der preußischen Verwaltung zu schreiben, und daß er schier unermeßlichen Stoff dafür gesammelt, zum Teil auch verarbeitet hat. Es ist eine große Sache für den Historiker, die Geschichte eines Staates zu begreifen und darzustellen. Schwerer ist es, sie als Jurist aufzufassen, aber am schwersten, als Ökonom die unablässige Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen und politischen Bewegungen scharf ins Auge zu fassen und in ihren gehelmsten Einzelheiten zu beleuchten. Schmoller vermöchte es, und nach ihm wird schwerlich ein anderer, selbst wenn er seine Materialien beherrschte, dazu imstande sein.

Die Aufgabe charakterisiert den Mann. Der preußische Staat steht im Mittelpunkte seiner Ideen. Er gehört zu den vielen tüchtigen „Ausländern", d. h. deutschen Nichtpreußen, die ihr Denken und Tun mit einem gewissen Enthusiasmus dem „Beamtenstaate" gewidmet haben. Man vergleiche ihn mit Adolph Wagner, seinem antagonistischen Kollegen und gewissermaßen Konkurrenten. Dasselbe Fach, fast das gleiche Alter, die gleiche Arbeitskraft und Frische, im Grunde auch nahe verwandte Gesinnungen, ähnliche Lebensbedingungen ... und doch ganz und gar verschiedene Geister. Auch Wagner ein Mann des Staates, der „Staatssozialismus" knüpft sich an seinen Namen. In der Tat hat er es mit dem abstrakten Staat und,

wenn man den Ausdruck nicht vulgär verstehen will, mit dem „Zukunftsstaat“ zu tun; Schmollers Interesse gehört dem Gegenwartsstaat und dem konkreten Staat. Ja, er hat eine kleine Vorliebe für die Vergangenheit, zwar keineswegs für das Mittelalter — der Theologie und dem Feudalismus steht er ferner als Wagner — aber für den aufgeklärten Absolutismus, insbesondere den der Hohenzollern, die „in einer feudalen Gesellschaft verstanden haben, ein antifeudales Beamtentum zu schaffen“ — und auch in unsern Zuständen, die dem reinen Beamtenstaate entwachsen seien, läßt er nur die Monarchie und das Beamtentum Deutschlands als Bürgschaft dafür gelten, daß es „nicht zum brutalen Klassenkampf“ zwischen den neu emporgewachsenen Elementen der Gesellschaft kommen werde. Schmoller ist Historiker und will es sein. Historiker haben ihn mit einer Schärfe, die wohl nicht durch rein sachliche Beweggründe bestimmt wurde, kritisiert. Daß ihm Schwächen nachgewiesen worden sind, mag man schon darum glauben, weil er doch mehr ist als Historiker, nämlich Philosoph. Seine „alte Liebe zu philosophischen und psychologischen Studien“ ist in späten Jahren mit neuer Kraft erwacht. Eine gewisse Universalität des Wissens und der Bildung — heute fast ein babylonischer Turmbau — hat sein gewaltiger Fleiß nicht ohne Erfolg erstrebt. Freilich hat die Philosophie am stärksten in einem Sinne auf ihn gewirkt, der gewissermaßen von ihr selber abführt, wenigstens von den Gestalten der Philosophie, die am mächtigsten, gleich den Schöpfungen großer Künstler, auf den Geist, auf den guten Teiles auf die Phantasie von Mit- und Nachwelt gewirkt haben. Schmoller ist Empiriß, und hat als Nationalökonom mit beinahe eifernder Ausschließlichkeit sich bemüht, die induktive Methode zur herrschenden zu erheben, wenngleich er sich verwahrt, „nicht die Deduktion überhaupt, sondern nur die aus oberflächlichen unzureichenden Prämissen“ bekämpfen zu wollen. Was ihn gerade in dieser Hinsicht prinzipiell von Wagner unterscheidet, beruht nicht am wenigsten in grundverschiedenem Temperament und „Wesen“. „Caure et circumspecte“ könnte man den Wahlspruch Schmollers nennen; „fortiter et audacter“ denjenigen seines kampflustigeren Fachgenossen. Diesem ist es immer in erster Linie um die Feststellung von Begriffen, jenem um die Festlegung von Tatsachen zu tun. Der eine lebt zuerst in seiner Gedankenwelt, der andere zuerst in der wirklichen Welt. Diese Richtungen des Geistes sind in gleicher Weise berechtigt und notwendig, aber je nach der Natur des Gegenstands muß die eine oder die andere vorwalten. Schmollers „Allgemeine Volkswirtschaftslehre“ bleibt von dauerndem hohen Werte auch für den, der einem ganz anderen Ideale der Wissenschaft nachgeht und abstrakte Schemate für unerläßlich hält, um in dem Wirrsal der Tatsachen sich zurechtzufinden. Jener Wert liegt nicht nur in der Verfügung über ein ungeheures Material von positivem Wissen, sondern auch in dessen geistiger Durchdringung, die das ganze menschliche Dasein in seinen wirtschaftlichen Zusammenhängen, in seiner wirtschaftlichen Bedingtheit verstehen lehrt; so weit dies soziologische Verständnis auf einer überwiegend historischen, teilweise statistischen Basis erreichbar ist. Denn begriffliche Konstruktionen fehlen; für sie hat Schmoller kein Organ und, im günstigsten Falle, eine wohlwollende Geringschätzung; wenngleich er um gerechtes Urteil und das Verständnis abweichender Sinnesart immer, und vielleicht mit zunehmenden Jahren immer mehr, bemüht gewesen ist. Es darf nicht ihm zur Last gelegt werden, daß in seiner ausgebreiteten und literarisch fruchtbaren Schule Neigungen und Fähigkeiten in dieser Richtung sich schwach entwickelt zeigen. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß Schüler mehr die Schwächen, als die großen Kräfte der Meister fortbilden; sie pflegen eben selber „schwächer“ zu sein. Allerdings sind auch bedeutende Forscher durch diese Schule gegangen und sehen zu Schmoller empor als zu einem ungewöhnlich förderlamen, emsig-freundlichen Lehrer. Wer nur von Hörensagen darüber sprechen kann, wird doch die ausgeprägte, charaktervolle Persönlichkeit hoch schätzen, die in so vielseitiger Tätigkeit herrlich sich auslebt; auch wer politisch andere, heftigere Gesinnung hegt, wird in dem vermittelnden Sozialreformer die Klugheit, den Takt, die Besonnenheit aner-

kennen, Eigenschaften, die den älteren Mann besonders zieren; auch wer davon durchdrungen ist, daß man theoretisch nicht „bei ihm stehen bleiben" dürfe, wird von seiner reifen Weisheit dankbar zu empfangen immer bereit sein.

Ignobilis

Die Briefe Hans von Bülows

Der letzte Band der Briefe Bülows, von Ende 1885 bis zum Tode, ist erschienen. Wir haben neulich wieder einige Proben daraus bringen dürfen und eine Empfehlung dazu gesetzt, die eine Kritik und Charakteristik war. Jetzt, da das gesammelte Werk der von Marie von Bülow herausgegebenen Briefe vorliegt, wissen wir, daß sie etwas Einziges in der Literatur der Memoiren darstellen: formell in einer musterhaften Art geordnet und ausgewählt, inhaltlich unübertroffen in der Durchdringung von Material zur Kenntnis der Musikgeschichte, und des sonst so verdeckten Musikbetriebes, mit jenem Fluidum ethischer Kraft, das von seltenen Menschen in ihren unüberwachten brieflichen Äußerungen ausgeht.

Entsprechend dem letzten Leben Bülows löst sich dieser letzte Band in vielerlei kleine, nebeneinanderliegende Kreise auf, die gleichsam die souveräne Verwaltung von Provinzen, Herzens- und Berufsprovinzen darstellen. Aber sie gipfeln in einer großen Aussprache, die im August 1888 zwischen Bülow und Hans von Bronsart stattfindet. Hier steht der Königsthron dieses letzten Bandes. Hier werden die Lebensfäden in eine Hand noch einmal zusammengenommen: ein Ecce homo eines Musikers. Hans v. Bronsart lädt Bülow zur Teilnahme an den Tonkünstlerfesten des Allgemeinen Deutschen Musikvereins ein. Er antwortet mit einer Absage. Bronsart versucht noch einmal ihn dem Betrieb des Musikvereins in dieser Form zu gewinnen. Er antwortet mit einer noch ausführlicheren Absage, und dieser Brief Nr. 213 aus Scheveningen wurde das Bekenntnis. Er sagt sich los von Liszt und dem Getriebe um ihn, er sagt sich los von seiner eigenen Vergangenheit, vom „Komödiantentum" dieser Gruppe, und bekennt sich zu Brahms, dem Beethovenvollender, dem Echten und Reinen, der ihn zu sich selbst gebracht hätte — und sei es aus bloßem Eigenwillen. Indem er Berlioz allein aus der Lisztgruppe den Vortritt vor Brahms gestattet, beweist er eine gewisse Konsequenz, die er dann auch Richard Strauß gegenüber erfüllte; indem er aber Mendelssohn gleichfalls den Zutritt gestattet, beweist er den Eigenwillen persönlicher Sympathie. So wird dieser monumentale Brief ein wunderbares Zeugnis eines Menschen, dessen Erlebnisse sich in Geschmack, Urteil und Beruf umsetzen, dessen „eigener" Sinn den Mut und die Kraft hat, das Objektive zu meistern. Bronsart steht ihm gegenüber als der bescheidene und neutrale Mahner, die leibhaftige Kunstgeschichte, die über die Krämpfe und Velleitäten der Einzelnen mit kühler, dezierender Ruhe hinweggeht und von einer bewußt unsubjektiven Dankbarkeit sich nährt. Eines ist dabei merkwürdig, und ein anderes beherzigenswert. Merkwürdig, daß gerade Bronsart ihn, den Unmittelbaren, vor der „latenten Wärme" von Brahms gegenüber der unmittelbaren Wirkung der Lisztgruppe warnen muß. Und beherzigenswert und ruhig über allen Gipfeln, daß beide — Kavaliere und Freunde bleiben.

Oscar Bie

Königsstraße*

Ptolemäus Philadelphos, der Ägypter König, interessierte sich für die Mathematik. Doch fand er es dornig, Einzelkenntnisse in dieser Wissenschaft zu erwerben, und das Vorwärtskommen war ihm zu langsam. So fragte er eines Tages einen griechischen Mathematikus, der kein geringerer war als Euklides, ob es denn nicht in seiner Wissenschaft eine „Königsstraße" gäbe, die geradeswegs und schnell zu den Höhen der Erkenntnis führe ... Eine ähnliche Königsstraße wünscht sich heutzutage jeder Laie, der für Naturwissenschaften einiges Interesse hat.

* Wilhelm Ostwald, Grundriß der Naturphilosophie. Bücher der Naturwissenschaft, Bd. I. Leipzig bei Reclam.

Der Physiologe Daftre meint, es gebe heut eine Königsstraße: die Naturphilosophie habe sie gebahnt und weise sie jedem, der sich ihr anvertrauen will. Mit Recht. Die Naturphilosophie ordnet und verarbeitet die Ergebnisse der Einzelforschung, sie verleiht somit einen Überblick über die verschiedenen Disziplinen und gibt uns ein Bild von dem jeweiligen Stande der Erkenntnis. Wie weit sind wir nun eigentlich? auf die Frage soll sie antworten. Das ist wohl solche Königsstraße, wie sie Euklides seinen König nicht führen konnte. Und wenn man den neuesten kleinen Grundriß der Naturphilosophie betrachtet, so möchte man fast sagen, diese Königsstraße sei zugleich auch eine Volksstraße. Jedem, auch dem Unbemitteltsten und Beschäftigtsten wird sie zugänglich gemacht. Es ist in der Tat lebhaft zu begrüßen, daß Wilhelm Ostwald selber, den man den Vater der modernen Naturphilosophie genannt hat, sich herbeigelassen hat, diesen kleinen Grundriß der Naturphilosophie zu schreiben. Mit seiner unübertrefflichen Klarheit und Anschaulichkeit zeigt er die Grundlagen der Naturwissenschaft. Und er führt uns stufenweise aufwärts steigend von den Vorgängen der Begriffsbildung über die formalen zu den physischen Wissenschaften und zu den Fragen des Lebens und der menschlichen Gesellschaft und Kultur. Mancher wird bedauern, daß die Lebenserscheinungen, die Probleme, die uns eigentlich am meisten angeben und interessieren, noch kürzer behandelt sind, als das übrige. Doch das ist nicht die Schuld des Verfassers, darf auch nicht etwa dem Umstande zugeschrieben werden, daß er Chemiker ist. Sondern: im Reiche des Lebens sind heut die Grundfragen strittig. Rätsel ist das Meiste, Ergebnisse, wirkliche positive Ergebnisse sind verschwindend wenige. Wir sind nicht eben herrlich weit in der Erkenntnis.

Also beschreiten wir diese Königsstraße, vertrauen wir uns dem berufenen Führer an! Sie werden von der Höhe, zu der die Straße führt, keine Einzelheiten erkennen in den Tälern, aber sie werden einen Überblick genießen über die heutige Naturwissenschaft und über die Beziehungen, die Hierarchie ihrer Disziplinen.

Gerhardr Karsch

Go*

Frau Agas kleiner Go, der in der Klasse als Georg Williwid aufgerufen wird, und das mit immer negativem Resultat, hat das Unglück, als Spätling in die Literatur zu kommen. Höher als bis Quarta, glaube ich, war er nicht gediehen, als er schon Hand an sich legte, und so versammelt er sich zu seinen ehrwürdigeren Vorgängern, den Tertianern, Sekundanern, Primanern, die aus Angst vor dem Lehrer oder vor Vater in die Grube fuhren. Die Wedekind, Emil Strauß, Hermann Hesse, Friedrich Huch und nun dieser neue Martin Beradt haben da einen literarischen Friedhof für jugendliche Selbstmörder gestiftet. In diesem letzten betrübenden Fall ist es aber nicht die Schule unmittelbar, die den kleinen Go umbringt, sondern seine frühe Lasterhaftigkeit. Er weiß, er wird es nicht lassen können, so oft er es auch dem lieben Gott ehrenwörtlich versprochen hat. Und er hat sich doch redlich gewehrt, einmal sogar zehn Mark, für Leipzig schon recht anständig, ausgegeben, um seiner anälenden Begierde die normale Beruhigung zu schaffen. Martin Beradt hat ihn trotzdem nicht begnadigt, wozu sich doch der harte Wilhelm Hegeler in demselben Fall erweichen ließ; er bringt den kleinen Go zur Strecke mit gewählten blanken Worten, mit elegant polierten Sätzen, mit mathematisch sicheren Argumenten. Wenn nämlich die Pubertät, die in normalen Bengeln gar nicht sehr dramatisch aufzutreten pflegt, über solchen Schwachmatikus und Neurhasthenikus herfällt, wenn die ganze Klasse, die ganze Schule, die ganze Kindheit, wovon in der Regel das Gegenteil stattfindet, in gemeinsamer Aufgeregtheit nur von sexuellen Dingen wispert, ja dann wird sich die Katastrophe allerdings ergeben können. Von seinen Prämissen aus soll Beradt also schon Recht haben, nur darf er an der fünften oder sechsten Kinderleiche unserer psychopathologischen Romankunst kein frohes Hallali von uns verlangen.

Doch ich habe mir dieses Erstlingsbuch nicht ausgesucht, um den Ärger an einer Übersättigung abzuladen, für die Beradt ja nichts

* Berlin, S. Fischer, Verlag.

kann. Sein Buch hat eine psychologische Sicherheit und eine artistische Fertigkeit, wie sie ein Anfänger selten mitbringt. Aus dumpfer Naivität kommt sein Talent, wenn er es überhaupt zum zweitenmal haben wird, ganz gewiß nicht, sondern es nährt sich sozusagen auf chemische Weise aus den Extrakten einer Intellektualität, die so fein aufnimmt und so scharf wiedergibt, daß sich die Beobachtung wie in Kristallen absetzt, leicht, kantig, durchsichtig, aber auch irisierend. Mit der Feinarbeit seines Schliffes ist er heute schon so sehr Schriftsteller, wie Graf Keyserling, dem das Buch gewidmet, erst nach dem Verdampfen eines neblig-klebrigen Lyrismus wurde. Jedes Kapitelchen rahmt ein Bild von zweckvoll gewählter Farbe und Kontur. Ein kurzer Satz am Eingang gibt den Takt an, in dem die anderen ihm nachklanken, und diese Technik bewährt sich mit großer Elastizität. Die Interieurs des bürgerlichen Eßzimmers, der Kinderstube mit dem Windelgeruch fügen sich da so gut hinein, wie der Teich, der Hof mit den Pferden, die Landstraße, Begräbnis, Taufe und auch die Ansichten aus dem Leben des Dachpappefabrikanten Williwid mit Bublschaften in und außer dem Hause. Beradt kann so wenig erzählen, wie manche anderen modernen Erzähler. Da die Begebenheiten nicht durch eigene Schwere in natürlichen Fluß kommen, so leitet er sie in einen schlanken Kanal, aber er weiß sehr geschickt seine Stauwerke anzulegen, uns darüber auf eine zierliche Brücke zu kriegen, so daß wir nun ein belebtes Farbenspiel der munter gemachten Wässerlein genießen. Dieser gerade Lauf vertieft sich durch manche Kundschaft vom unteren Leben, die seine stille, neugierige Sensibilität gesammelt hat. Und damit kommen wir auf die Figur der Frau Aga, derenwegen ein Kenner das Buch lesen soll. Auch wenn der Fabrikant Williwid seinere Gelüste haben sollte als essen, trinken und bei seiner Frau schlafen, er wäre doch an die Unrechte gekommen. Frau Aga ist die weibliche Neurhasthenie an sich mit dem unumstößlichen Unwillen zum Leben, mit der unnützen träumerischen Trägheit, die der kleine Go zu seinem Unglück erbt. Eine Schwester von blassen Keyserlingschen Damen, die in weißen Schlössern wohnen, eine entfernte Verwandte der sinnlicheren, wärmeren Madame Bovary, zugleich Extrem und Typus. Alle Frauen, soweit sie nicht kochen können und wollene Unterröcke tragen, haben Teil an ihr. Alle Unfruchtbarkeiten des Gemüts, alle faulen, leeren Momente von wirklichkeitsscheuem, feig sich wegträumendem Weiberdasein haben an ihrer Bildung mitgeholfen, die aber doch eine persönliche Form bekommen hat. Sogar als Mutter bleibt sie im Fetischismus, der statt des Lebendigen die Hülle nimmt. Der richtige Go ist ihr nicht so lieb, wie seine abgelegten Kleider. Sie treibt eine Art Inzucht, wenn sie mit den Verwandlungen des Sohnes vom Baby zum Kittelwesen, zum Hosenmatz zärtlich umgeht. Es ist Selbstbefriedigung dekadenten mütterlichen Instinktes. Solche Wesen verdorren wurzellos und selbst ein feinerer Mann als Herr Williwid würde da kein Erdreich finden, um etwas von Anhänglichkeit, Sorge oder nur Erinnerung hineinzupflanzen. Sie geben unter den groben Menschen als ein stiller Vorwurf umher, immer verlassen und gekränkt. Das einzige, was sie sammeln, ist Haß, und dieser Haß lächelt auch gegen Herrn Williwid. Aga merkt wohl, daß er es mal mit der Magd, mal mit der pikanten Gouvernante hält, und sie läßt ihn mit einer kleinen Genugtuung verkommen. Man kann solche zarten, lächelnden Frauen, die nie aggressiv werden, nicht prügeln, und man wird schließlich auch zu schimpfen aufhören, weil die Injurien ins Bodenlose fallen. Die frechste Brutalität widersteht nicht so zähe, wie die absolute Schwäche, die Impotenz des Gemüts in einem anämischen Weibe. Doch ich sehe, daß ich anfange, mich über Frau Aga zu ärgern und habe damit noch einmal zugegeben, daß diese überaus fein angefaßte Figur bei aller Verhaltenheit zu einer drohenden Existenz kommt. Sie und nicht Go stempelt das Buch, ein wirklich geschriebenes Erstlingswerk, das vielleicht ein artistisches Talent ankündigt, das ganz gewiß literarisch schon Klasse hat.

A. Eloesser

Das Tränenhaus*

Sich selbst historisch sehn; verstehen, was man gefollt und gekonnt hat und aus diesem Verstehen eine Erkenntnis ziehen, deren Früchte man den dumpfer Schmachtenden darbietet — mehr kann man nicht leisten als Mensch und Frau. Gabriele Reuter tut das in dem vorliegenden Buche. Ganz bewußt. Eine letzte Türe, sagt sie, will sie denen öffnen, die draußen harren. Und sie meint, daß gerade jetzt die Zeit gekommen sei hierfür. Daß es nun schon viele seien, die warten.

Was sie ihnen zu sagen hat, ist dies: Macht und Gewalt könnten die Frauen bekommen, wenn sie zusammenstehen und den Mißhandelten, Gequälten, die gegen das bürgerliche Gesetz geboren haben, ihre Arme entgegenstrecken wollten; sie lieben und ihnen helfen.

Ähnliches ist in den letzten Jahren schon überall und von vielen gesagt worden, hier aber spricht Eine, die die Mission in sich fühlt. „Einmal mußte wohl dies alles von einer Frau gelitten werden, die es nicht nur dumpf quälend fühlt, die es in Erkenntnis wandeln kann.“ Und inmitten all ihrer äußeren Erniedrigung fühlt sich Cornelie Reimann, die Heldin und Stellvertreterin Gabriele Reuters, als eine Auserlesene, als „Symbol der Zeit“. „Wir tragen ihr Brandmal oder ihre Flammenzunge an unserer Stirne, wissen nicht, ob das feurige Zeichen Schande oder Ehre bedeutet.“ Wer einmal so gezeichnet wurde, der muß sein Los auf sich nehmen und seine letzten Bitterkeiten austrinken. Und viele sind es, die dieses typische Leben der Zeit leben, entgegen dem Wollen ihrer individuellen Natur. Der Strom der Zeit reißt sie mit und führt sie hinaus aus ihrem friedlichen Tale, zu schwerer Frone und nur halbgewollter Kraftentfaltung und läßt sie dann bernhigt und vollendet mit den anderen wildgezwungenen Strömen zusammenrinnen im Meere.

Cornelie Reimann ist es nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie in dem stillen württembergischen Tale im Tränenhaus unter der Fuchtel der Hebamme Frau Uffenbacher und und in Gesellschaft all dieser verirrten und abseitigen Mädchen die wichtigsten Phasen ihres Frauen-Geschicks durchleben sollte. Ihre eigene Natur ist auf schlichte bürgerliche Ruhe gestimmt. Sehnsucht nach Mutterglück hat ihr freilich die engen Jugendjahre erhitzt, aber es war eben doch nur ein Sich-gleiten-lassen, kein Propagandatun, das sie dazu brachte die Geheimnisse der Liebe ohne staatliche Sanktion zu enträtseln. Die Anschauungen der Zeit sind schon der Fünfzehnjährigen geläufig gewesen. „Wie kann eine Verbindung zwischen zwei Menschen heiliger, reiner und fester werden durch die Erfüllung einer äußeren Form?“ räsonierte sie damals. Und als ihr, der Reifen, noch immer Sehnsüchtigen der frisch zugreifende Liebende begegnet, mit dem sie sich seelisch und künstlerisch verbunden glaubt, da versagt sie sich ihm nicht und ist stolz darauf.

Hier, im tränenreichen Asyl so vieler armer schmerzensvoller Mädchen, deren keine sich bewußt ist, daß sie dem Manne Opfer bringt, deren keine den Mann anklagt, oder ihm zur Last fallen will — fühlt sich die intellektuelle Cornelie mit ihrem Haß gegen den Vater ihres Kindes, der so feige im schweren Augenblick versagt hatte, als eine Absonderlichkeit. Hier lernt sie Duldung und weises Einordnen in den typischen Verlauf des Frauenwesens, das in schrankenloser Nachsicht, geduldiger Güte gegen den Mann besteht, der ihnen das Muttertum ermöglicht. Sie lernt, daß diese unermüdliche Nachsicht zur Waffe und zur Tyrannei werden kann, die allein das Wesen der Ehe bildet; mag sie nun bürgerlich sanktioniert sein oder nicht. Cornelie aber hatte das Wunderbare erwartet von der Liebe. Sie hatte nicht kämpfen können. Nicht klug, nicht brutal. Darin hatte immer ihre Kraft versagt.

Das Buch bringt eine Fülle von humoristischer Milieuschilderung. Man erlebt die lärmenden Zankszenen zwischen Hebamme und ihren Pflegebefohlenen, die man erst nur als Masse sieht, die man aber nach und nach einzeln kennen und gern haben lernt. Die Verfasserin hat es verstanden, ein Buch mit so ernstem Inhalt amüsant zu schreiben. Freilich nicht nur amüsant. Jedes Einzelschicksal, das sich vor uns enthüllt, wird ein Beitrag zum Typischen. Ein Beitrag auch zur Entwicklung

* Roman von Gabriele Reuter. (S. Fischer, Verlag, Berlin)

Cornelius. Zuletzt erstreckt sich ihre mütterliche Empfindung versöhnt und friedlich auch auf den Vater ihres Kindes, den Mann, der sie enttäuschte. Es ist eine kleine leise und feine Szene am Schluß, die das Wiedersehen der Beiden bringt und das Bewußtsein für Cornelien, daß sie fortan ihren Weg mit ihrem Kinde ohne dessen Vater wird gehen müssen. Und können. Die behäbige württembergische Art der Leute, von denen Cornelie im Tränenhaus umgeben wird, gibt dem Philosophieren der Heldin etwas Gesundes, Erdiges hinzu, das wohltut. Technisch ist das Werk mit reifer Meisterschaft gehandhabt. Wie zum Beispiel die Vorgeschichte unauffällig zwischen die Tageserlebnisse und Tagesreflexionen hinein erzählt wird, ist sehr fein. Und auch an künstlerischen Schönheiten bringt der Roman uns genug. Neben Naturschilderungen und Ausmalung von Seelenstimmungen, fein geprägte Sentenzen, prägnante Bilder. Und alles in einer sicheren, überlegenen Sprache, die stetig vorwärts drängt, ohne Originalhascherei oder Krafthuberei. Das Buch einer klugen, geistvollen Frau und Künstlerin, die es drängt, zu ihren Schwestern zu reden, in Tönen, die ihr vom Herzen kommen.

Anselma Heine

Arthur Schnitzlers neuer Roman

Dieses Buch der Bekenntnisse führt nicht etwa tiefer in die Innerlichkeit des Dichters ein, als seine früheren; es eröffnet neues Gebiet. Den Juden in sich hat Schnitzler wohl längst entdeckt und als wichtige Potenz in die Ökonomie seiner schaffenden Kräfte einbezogen; nun stellt er ihn offen zur Diskussion. Damit bietet er seine eigene Person, nicht sein Talent allein, dem allgemeinen Urteil an. Bisher repräsentierte nur sein Talent; war es spezifisch jüdisch, so mußte das seiner Erfindung und seiner Arbeit anzumerken sein. Nun stellt er sich persönlich vor sein Werk, verweist ausdrücklich auf sein Judentum und spricht darüber. Denn alle Fragen, die in dem Buche* laut werden, sind irgendwie der Vielfältigkeit des einen Problemes entnommen, das die Juden durch ihren lebhaften und eindringlichen Anteil an allen Bewegungen der modernen Kultur geschaffen haben. Man hat sie so lange und so erbittert nach ihrem Recht auf diese Anteilnahme gefragt, daß sie nun vielfach selbst, von außen bedrängt und im Innern aufgestört, nach einer Antwort verlangen. Und wo diese fehlt, macht es doch schon ruhiger, die Fragen noch einmal gefragt, sie auf einen sanfteren Tonfall, in den Bereich besserer Möglichkeiten gebracht zu haben. Aber dem Zwange, sich ihnen irgendwie zu nähern, entgeht keiner, den sie direkt betreffen. Darum ist dieses Buch von einer unverkennbar höheren Notwendigkeit. Die Zeit verlangte es; schien es gerade von diesem Dichter zu verlangen, den seine Gaben bestimmen, hinter den Gebilden der heutigen gesellschaftlichen Kultur in die Tiefe zu spüren. Er hat, wie kaum ein zweiter, die sozialen Formen des modernen Bürgertums mit psychologischen Lichtern durchhellt. Ihm war die Aufgabe am nächsten, seine Analysen einmal, über den Einzelnen weggreifend, auf Allgemeineres einzustellen. Und ihm war es vielleicht am dringendsten, gerade vor solche Fragen hinzutreten, die dem Kulturmenschen seines Blutes den erworbenen Heimatboden unter den Füßen zu erschüttern drohen. Denn da bisher so vieles, was zweifelhaft und problematisch ist in dieser Kultur, ihn und seine Dichtung anzugeben schien, so war er der nächste, der sich der Frage stellen mußte: Und du selbst? Was kommst du Fremder her, um in unseren Dingen mitzureden? Verweile nun gefälligst einmal bei diesem Problem und gib Antwort!

Es ist keine Antwort. Wenn so lebendige und so zähe Kräfte in gegenseitigem Mißverhältnis sind, dann bleibt es ein leerer Versuch, zu bedenken, welche von ihnen im Rechte sein könnte. In solchem Gegeneinanderwirken gibt es kein Recht, es gibt nur Resultanten. Glücklich, wer ohne auf Antwort zu drängen, die Fragen so zu stellen vermag, daß sie auf einen sanfteren Tonfall, in den Bereich besserer Möglichkeiten gebracht werden. Das geschieht nun in diesem Buch weit ausgreifender Gespräche, lebhaft gewechselter Meinungen. Damit hat es sich, als ein Roman, mit der

* Der Weg ins Freie. (S. Fischer, Verlag)

sonderbarsten und unmöglichsten technischen Aufgabe beladen: im Hin und Her der stetig fortentwickelten Debatte eine Aktion zu fördern, Menschen von innen her zu formen, die Farbe, den Ton und die Lebendigkeit gesellschaftlicher Ereignisse festzuhalten. Ein weniger aufmerksames, weniger auf rhythmische und stilistische Empfindlichkeit geschultes Talent müßte an den zehnfachen Härten dieser Forderungen zerscheitern. Schnitzler gelingt es, die Entwicklung seines geistigen Themas mit dem Gang der Handlung, mit dem Aufbau der Menschenbilder, mit der Ausweitung des Milieus in gleichem Takt zu halten. In dem Vielerlei von ideellen, gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen, die sich hier durcheinanderbewegen, ist mit hingebendster Sorgfalt alles so geführt, daß Kreis um Kreis dieser mannigfaltigen Lebendigkeit im gleichen Tempo und zur gleichen Bedeutsamkeit sichtbar wird. Und hinter allem webt das Licht jener besonderen Psychologie, die den besten Ruhm und den ganz modernen Reiz gerade dieses Dichters ausmacht; einer Psychologie, die auf kleinste Widersprüche, Hemmungen und Selbsttäuschungen nachdenklicher Seelen eingestellt ist, auf alles, was unbestimmbar zwischen Bewußt und Unbewußt balanciert. Sie leuchtet auch hier durch die Endlosigkeit der Gespräche und bringt menschliche Bewegung in das blutleere Getümmel der Gedanken. Sie gibt den Problemen, die das wichtigste in diesem Buche sind, die Schwere persönlicher Erlebnisse, sie gibt hochansteigenden Abstraktionen den Pulsschlag lebendiger Temperamente. Sie schafft den Grund her, auf dem sich die innere Echtheit dieser Menschen aufbaut, die niemals durch besondere Schicksale oder einen besonderen Zweck in ihrer Welt beglaubigt werden. Denn sie ist imstande — und das war von jeher ihre vorzüglichste Kraft! — das in Wahrheit Unausgleichbare künstlerisch auszugleichen; den Widerspruch zwischen dem Leben, das lebt, und den Gedanken, die darüber hingehen, in stilvoller Selbstbetrachtung aufzuheben. Und weil dieser Widerspruch von naivem und geistigem Dasein dem Getriebe von Fragen, die das Buch erfüllen, immer den ersten und stärksten Anstoß gibt, kann das Werk selbst, das sich in künstlerischer Vollendung über solche Zwiespältigkeit erhebt, als eine stumm bedeutsame Lösung seines Urproblemes gelten. In ihm ist der Widerspruch nicht mehr; Gedanken sind starkes Leben geworden, und lebendiges Leben geht in Gedanken auf. Die psychologisch-technische Meisterschaft des Dichters, der hier die stärksten Proben auferlegt waren, webt unmerklich eins in das andere, vermählt und erhöht beides zu einer neuen geistig-seelischen Innerlichkeit. Die schwerste Frage, die dieses Gedankenwerk stellt, hat es so für sich selbst und seinen Schöpfer beantwortet: die Frage, wie absolute Geistigkeit in starke Lebendigkeit aufzulösen sei. Die Antwort lautet freilich: durch künstlerische Bewältigung, und ist freilich nur für Künstler zu gebrauchen. Indessen, es besteht auch eine Künstlerschaft, die nichts anderes zu gestalten weiß, als das eigene Leben. Sie ist Ergebnis persönlicher Kultur und allen erreichbar, die Entwicklung in sich haben. Diesen gilt die stumme Antwort, die das Buch sich selbst und seiner lautesten Frage gibt; ihnen gilt die wortlose Mahnung, ihr gefährlich unfruchtbares Denken rhythmisch zu bewältigen, zum künstlerischen Erlebnis, zu einem kulturbildenden Element zu erhöhen.

Willi Handl

Crommelynck

Daß ein französischer Dichter es sich gestatten darf, so barbarisch zu heißen, Crommelynck, Fernand Crommelynck, vor zwanzig, vor zehn Jahren wäre es vielleicht noch verwunderlich gewesen. Heute aber zeugt nicht Frankreich selbst, sondern das Ausland den Franzosen ihre großen Dichter. Maeterlinck, Eekhond, Verhaeren sind Belgier, Vielé-Griffin Amerikaner, Stuart Merill Engländer, und klingt ein Dichtername einmal gut gallisch, wie der des Jean Moréas oder der Komtesse de Noailles, so ist's nur Falschmeldung des Griechen Papadiamantopulos und der rumänischen Prinzessin Bibesco. Bald werden sie (und wir) sich noch an den zerklüfteten Namen des Fernand Crommelynck gewöhnen müssen, dieses ganz unwahrscheinlich jungen Belgiers, der mit einem tragischen

Symbol „Le sculpteur des masques“* breite Bresche in die Tradition des französischen Theaters gesprengt hat. Ein Einakter ist es freilich nur, aber so ein Erstlingseinakter, wie Maeterlincks „Princesse Maleine“, Lerberghes „Flaireurs“, Hofmannsthals „Gestern“, so einer, wo im eingerollten Keimblatt sich schon die Form neuartiger, seltsam duftender und eigenfarbiger Frucht unruhig rührt, ein Einakter, in dem Leidenschaft ohnegleichen eingeschmiedet ist in einen Ring von vier, fünf Menschen, eingefangen in einem Feuernetz von zuckenden Bildern. Leidenschaft ohnegleichen. Wie Blutsturz, heiß, dampfend, mörderisch bricht aus diesen fiebernden Menschen die Rede, zornig schleudern sie sich ihr Schicksal entgegen. Unheimlich ist das Tempo, Katarakt, Gischt, sprudelt alles ineinander. Bilder zerplatzen wie Petarden, blenden den Blick, betäuben das Ohr, bohren sich mit spitzen Splittern ins Gefühl, aber schon rattert der Rhythmus weiter, neue blitzen auf, blitzen und treffen. Und weiter, wieder weiter reißt einen der Katarakt, bis man, fast keuchend — denn so ohne Rast fiebert der Vers Crommelyncks — auf der letzten Seite Atem holt und die Flucht überschaut, das Schlachtfeld, das man durchjagte. Aller Schauer ist ins Höchste gesteigert. „La crainte de voir partout s'ouvrir des yeux“ schüttelt die Ehebrecherin, „vivre, vivre“, stöhnt ihre namenlose Angst, der vom Nachbarzimmer das Todesröcheln der Betrogenen als grauenhaftes Echo antwortet. „Je suis neuf“, die Gier, die Brunst des noch Unverbrauchten gellt der junge Aussätzige den Bachantinnen entgegen, furchtbarer Maskenblick „la paupière saignante son horrible insomnie“ starrt dem Glühenden entgegen, und über all dem Tumult, dem phantastischen Durcheinanderjagen stöhnt und jauchzt der Künstler seine Ekstatik „L'irreel seul est reel“. Wie Gift sind hier die Farben gemischt, wie Vergiftete zucken und winden sich diese Menschen in unerträglichstem und nur innerlichen Schmerz, in Wort und Schrei suchen sie — vergeblich, vergeblich! — diesen Brand aus ihrem Blut zu speien. Wer mit achtzehn Jahren solche Visionen faßt, sie so stolz am gegenwärtigen Theater vorbei schreibt, so glühend, so unbändig neuen, heißeren dramatischen Möglichkeiten entgegen, der wird sich seinen Weg erobern. Prachtvoll ist dieser Germanensturm gegen die französische Tradition, den wir — die meisten mit blinden Augen — miterleben. Maeterlinck und Verhaeren haben die erste Bresche gebrochen, schon bröckeln die Steine der chinesischen Mauer, mit der sich die Franzosen jahrzehntelang gegen das Ausland den Blick vernagelten. Nun drängen sie geschreckt zusammen in das letzte Karree des Alexandrinertums. Maurice Barrès, der Kluge, der Vorsichtige rät bereits freiwilligen Rückzug, predigt „le retour au dix huitième siècle“. Doch der einzige Große in Frankreich, der den blonden Barbaren wehren könnte, Anatole France, der edle Spätling, der letzte Lateiner, ist längst mehr nur leidenschaftsloser Zuschauer literarischer Dinge. In seinem kühlen Lächeln ist der letzte Wille zur Abwehr erfroren, Belgier greifen nach dem Kronreif von Paris, dem Imperium der Welt.

Stefan Zweig

* Le sculpteur des masques. Symbole tragique. Bruxelles, E. Deman 1908.

Omar*

Der trunkenen und träumenden Weisheit Omars, des Zeltwebers, hat Markus Behmer Kleid und Zier gegeben. Ein grüner, weiß- und goldgestickter Teppich ist der Titel, und die Initialen dieser Vierzeiler sind breitgefügte Viereckplatten, grün in der Farbe des Propheten, grün in der Farbe der Trauben, doch das Blattwerk, das durch die Buchstaben hingewürfelt ist, mahnt in seinen Formen und in dem gebleichten Weiß an fahles Totenbein und Totenschädel. Und die Lebens- und die Sterbestimmung, die Verzweiflungslust, das Scherbengelächter dieser Verse klingt unbewußt aus diesen Zeichen wieder.

Die Feuilletonisten haben Omar jetzt durch des Fürsten Bülow Nordernever Tischreden schätzen gelernt. Doch mancher hat ihn wohl vorher geliebt, und Stephan von Sala sprach

* Ruba'ijat des Omar Chajjâm. Insel-Verlag, Leipzig.

ihn aus und sah dabei ein junges Mädchen an . . .

Nach Lärm und Reiz der Freudenjagd, ein Augenblicksgelüste bei dem Haar zu packen, ausgeflackert, heimgekehrt auf Fledermausflügeln . . . nun naht die weiche, langgedehnte Stunde der Duietude.

Das ist die Einsame-Weg-Stunde, die Stunde der Einkehr, das ist die Stunde für Omar.

Er ist der Muezzin vom Turm der Schatten, er ruft den Kindern irrend in der Dunkelheit ein bitteres Erfahren zu: Ich kam wie Wasser, werd' wie Wind vergehn.

Der Rest ist Wahn, so klingt die Dämmerungsstimme aus. Und durch Wüsten-Endlosigkeit zieht die Karawane der Gedanken:
Wir sind die Schattenbilder, die im Tanz
Sich drehn um der Laterne Sonnenglanz
Der Meister Gaukler dreht das große Licht
Zu diesem mitternächt'gen Mummenschanz.

Empörung schreit auf, kein Klagen de profundis, sondern ein Lästerspott gegen die Mächte. Die Altäre des unbekannten Gottes werden von wilder Anklage umstürmt: „Wer durfte sich so freventlich vermessen, mit uns dies Spiel zu treiben?" Als Gottes Narr und Spielball seiner Launen fühlt sich Omar:
Von seinem Spiel ein willenloses Stück,
Fragt Er nicht viel nach unserem Leid und Glück.
Er schiebt uns hin und her, Wie's Ihm gefällt,
Dann legt Er in den Kasten uns zurück.

Im Grenzenlosen verloren erschauert das Geschöpf aber doch vor dem Ungeheueren der Allmacht:
Und kaum geahnt, hat euch die Nacht umfaltet,
Die über diesem Weltendrama waltet,
Das Er zum Zeitvertreib der Ewigkeiten
Sich selbst ersann, betrachtet und gestaltet.

Und er beugt sich, aber die Hand reckt er im Gotteszorn noch aus, und am Boden, doch nicht überwunden, wirft er Ihm, „der mit Fall und Fallstrick hat versehn, den Pfad, worauf Er uns bestimmt zu gehn", das trotzig-stolze Wort zu, gegen das die Vaterunserbitte von der Schuldvergebung mattherzig klingt:
Verzeih den Menschen, wie wir Dir verzeihn.

Aus der Gedankenwildnis, die den Kopf wuchernd umstrickt, locken immer wieder heraus die bunten Trugbilder des Lebens, die Spielzeuge, die Gaukelmagien, die uns von uns selbst befreien, daß wir außer uns geraten und wellengetragen über das eigene Gefühl hinwegrollen. Die Trunkenheit und die Verzückung sind das Licht im irdischen Dunkel:
Ich will mein Haupt in deine Locken pressen,
Dein Leib ist schön und schlank wie die Zypressen,
Du holde Weinespriesterin. Das Rätsel
Von Gott und Welt will ich bei dir vergessen.

Durch der Schenke Für im Dämmerweben grüßt er seinen höchsten Augenblick. Wein wird der Trost, der ihn vor heut und morgen kann bewahren, und glücklich taucht er unter in die Purpurflut. Im Trunke sendet er die Seele aus auf Forschung in das unsichtbare Land, und die Erkenntnis weht ihn an, daß Himmel wie Hölle nur in ihm selber.

Heiterkeit, auf dunklem Grunde schwebend, gibt sich hin und bekränzt mit Wunderblumen auch den Tod. Als Engel mit dem Becher naht er ihm, und in grüne Trauben gehüllt, in Traubensaft gebadet, so träumt er sich sein Ende, sein leibliches Ende. Doch von der Seele Ausgang flüstern und raunen dumpfere Reime, in Flören wallend:
Da war das Tor, ich fand den Schlüssel nicht,
Da war der Schleier, hinter dem kein Licht,
Es war die Rede noch von ich und du —
Dann sprach man auch von diesen beiden nicht...

Felix Poppenberg

Markt

Ein Wochenmarkt ist etwas Helles, Lebendiges, Reichliches und Lustiges. Durch die breite, sonst so stille Straße ziehen sich zwei lange, von Lücken unterbrochene Reihen Warenstände, belegt und behängt mit allem, was Haushaltungen und Familien tagtäglich nötig haben. Die Sonne, die sonst hier herum herrisch und träge liegen kann, hat heute zu springen und zu blitzen, sozusagen zu fuchteln, denn jedes bewegliche Ding, das hier herumrührt, jeder Gegenstand, jeder Hut, jede Schürze, jeder Topf, jede Wurst, alles will angeblendet sein. Würste in Sonnenschein gebadet sehen prächtig aus. Das Fleisch prahlt und prunkt von den Haken, an denen es hängt, stolz und purpurrot herunter. Das Gemüse

grünt und lacht, Apfelsinen scherzen in prachtvoll gelben Mengen, Fische schwimmen in breiten wassergefüllten Kübeln. Man sieht so, und dann tut man einen Schritt. Man tut. Es kommt so genau nicht darauf an, ob der geplante, probierte und ausgeführte Schritt wirklich ein wahrhaftiger Schritt ist. Dieses fröhliche, einfache Leben, wie es bescheiden anzieht, wie es einen kleinbürgerlich und häuslich anlacht. Dazu ist der Himmel von einem allererstklassigen Blau. Erstklassig! Man will sich nicht zu dem Wort „süß" versteigen. Wo man Poesie empfindet, bedarf's keinerlei poetischer Anwandlungen. „Drei Abbelsinen for'n Jroschen." Wie oft, Mann, hast du das eigentlich schon bald mal gesagt? Welche Auswahl prächtiger, dicker Weiber. Unfeine Menschenfiguren mahnen so recht an die Erde, an das Landweben und -leben, den Gott selbst, der sicher auch keinen gar so übertrieben schönen Leib hat. Gott ist das Gegenteil von Rodin. Wie entzückend ist das: an etwas Bäurischem ein wenig, wenn auch nur für einen „Jroschen" Geschmack empfinden zu dürfen. Frische Eier, Landschinken, Land- und Stadtleberwürste! Ich muß es herausjagen: ich liebe und tauge nichtse gern in der Nähe von lockenden Eßwaren umher. Wieder erinnert's ans lebhaft Vergängliche, und das Lebendige ist mir lieber als das Unsterbliche. Hier sind Blumen, dort Kachelgeschirre, nebenan Käse, Schweizer, Tilsiter, Holländer, Harzer und entsprechender Geruch dazu. Wenn man nun in die Ferne schaut, so wimmelt es von Landschaftsmalmotiven, schaut man zur Erde, so entdeckt man Schalen von Äpfeln und Nüssen, Fleischabfälle, Papierreste, halbe und ganze Weltblätter, einen Hosenknopf, ein Strumpfband. Blickt man hoch auf, so ist es ein Himmel, blickt man gerade vor sich, so ist es ein Durchschnittsmenschengesicht, von Durchschnittstagen und -Nächten redet man nicht, von einer Durchschnittsnatur auch nicht. Ist denn nicht das Durchschnittliche das Festeste und Beste? Ich bedanke mich für Genie-Tage und -Wochen, oder für einen außergewöhnlichen Herrgott. Das Bewegliche ist stets das Gerechteste. — Und wie zierlich können einen Bauernweiber angucken. Mit welch seltsamen leisen Geberden sich hin und herdrehen. Der Markt läßt immer ein Stück Landahnung im Stadtviertel zurück, gleichsam, um es aus seinem monotonen Hochmut aufzurütteln. Wie hübsch ist das, daß alle diese Kaufgegenstände in der freien, frischen Luft liegen. Jungens kaufen sich warme Würste, sie lassen sich dieselben der ganzen saftigen Länge nach an- und abstreichen, damit sie sie gleich kunstgerecht verzehren können. Essen paßt so gut unter den blauen, hohen Himmel. Wie reizend sehen mir da die üppigen Blumenkohlbüschel aus. Ich vergleiche sie (nicht ganz gern) mit weiblichen straffen Brüsten. Der Vergleich ist impertinent, wenn er nicht klappt. Wie viel Frauen da um einen herum sind. Aber der Markt geht, sehe ich, zu Ende. Die Zeit des Abrüstens ist da. Obst wird in Körbe zusammengescharrt. Bücklinge und Sprotten werden ringepackt, Buden abgeschlagen. Das Gewimmel hat sich verzogen. Nach kurzer Zeit wird die Straße wieder ihr vorheriges Aussehen zurückerwischt haben. Adieu Farben. Adieu vielerlei. Adieu Gesprenkel von Lauten, Düften, Bewegungen, Schritten und Lichtern. Übrigens habe ich ein Pfund Wallnüsse eingehandelt. So kann ich nun nach Hause traben, in meine Wi-wi und wa-wä Kindergeschrei-Wohnung. Ich esse so ziemlich alles gern, aber wenn ich Nuß esse, bin ich direkt glücklich.

Robert Walser

Das Märchen der Weihnachten

Von der unheimlichen Verlassenheit seiner Bude in die Straße geworfen, streift der Ausländer am Weihnachtsabend durch die Stadt. Heuer feiert er zum achten Male die deutschen Weihnachten. Nach seiner Weise — verlassen, verleugnet und beiseite gestellt. Das Schicksal hat sein Schiff nach Deutschland geblasen. Er hat sich dort einen leidlichen Hafen gebaggert. Nur einmal im Jahr, an diesem Tag des Märchens, an diesem rührenden, naiven, lieben Abend, über den er am liebsten von ganzem Herzen sich ausweinen möchte, an diesem Abend der keuschesten, süßesten Lügen, ist er wieder der Heimatlose, Entwurzelte, ist er der rastlose, ewige Wanderer, dessen Schwelle nicht hält.

In den dunstbehangenen Fenstern, unter denen er seine Veranlaßtheit dahin irren führt, glüht das Licht, besät mit den einzelnen dicken, kugeligen Sternen der Kerzen auf den Tannenbäumen, wandern mit verzückten Bewegungen die Schatten der Weihnachtsmenschen. Sie sind Märchen geworden; eine Kinderzeit blüht in ihnen auf mit einem tiefen Blumengarten voll Erinnerungen. Die Schatten springen, behangen mit einer glückseligen Ruhe, in den Fenstern, deren Dunst golden glüht, wie eine stille, versunkene Abendröte zwischen zwei dunkeln Wolken, und die deutsche Stadt hat sich sachte am Kragen gefaßt und sich in das andere Land geboben, in dem das Tagewerk ein Lied und Herzensschauer sind. Die Herzensschauer erheben über das Gold der dunstbehangenen Fenster und bleiben weit von dem Ausländer in den Fensterscheiben an den hohen, eintönigen Hauswänden hängen.

Seine Augen gehen zur Bannmeile hinaus, wo die Schornsteine wie ein Staketenzaun sich zusammenreihen, kalt und nüchtern, fleißig, Zähler der Tagesarbeit der rührigen Stadt. Rundum häuft sich, fast ziffernmäßigen Anblickes, die Masse der Straßen und ihrer scheußlichen neuen Häuser, die von den Schornsteinen überragt sind, und es fällt selbst an diesem heiligen Abend etwas Rauch aus den Köpfen der Schlote auf die Dächer. Es schneit oder es ist trocken kalt. Frostwind klirrt über die Straßen und die Hausreihen.

Aber drinnen, wo der Schoß der Familien liegt, in den Kesseln der häßlichen Häuser innerhalb des Walles der Schlote brennt heiliges Feuer, heiliges heidnisches Feuer. Im Winterabend treffen sich in den Stuben das Grün, das aus dem Erdschoß der Wälder erblüht, und das Licht, wie zwei heidnische Gottheiten, die die Welt nicht verlassen wollen, die Menschen wohnen wohl wieder für einen Abend in tiefen Wäldern und beten zum Wind, zur Sonne und zum Wasser der See.

Und der Ausländer, dem die Bindung zu zu diesem einen heiligen Abend fehlt, weil seine Kindheit nie vom naiven Schauer des altenlosen Festes gestreichelt worden, geht draußen in Bitternis vorbei und vermag sich, klar wie niemals auszudenken, wie not das bischen Phantasie tut, das weiche Zerfließenlassen der Konturen der kompakten Wirklichkeit! Er will gerne jede Konsequenz fahren lassen. „Ein bischen von eurem Märchen!“ bittet er. Denn mehr als die schönsten und blühendsten Märchen des Orients, mehr als die versunkensten Schöpfungen der Phantasien der Dichter ist das eine große, lebend gewordene Märchen des deutschen Heiligen Abends, das einmal aus den Alltagen in die Nacht des Jahres aufsteigt, wie der glühende Ball einer Rakete. Im modernen Leben schaffende Völkerstämme erleben es mit einer Naivität und einer Intensität des Gefühls, als habe niemals ein Voranschreiten, ein Ändern der Zeit, als habe niemals der raubgroße, vergewaltigende Lärm von den Maschinen des geänderten Jahrhunderts in ihre Phantasie hineingeklungen . . . als habe ihre Einbildungskraft die unberührte Kindlichkeit bewahrt, die wie ein Blumengarten in den Seelen zu sprossen vermag, die den Schoß des bewußtlosen Werdens der Natur noch niemals verlassen haben.

Ihr Märchenträumer! Also soll der Mann, der das Reisigbündel durch den Mond trägt, weiter bestehen, trotz der bedeutenden Gläser, die eure Maschinen schleifen und die die Gestirne aus den Weltenräumen in greifbare Nähe herunterziehn! Soll die dunkle, glühend schöne Haremsfrau im Orient, den eure Bahnen zu durchfluttern beginnen, in den verlorenen und nie betretenen Schloßkammern noch immer weiter erzählen durch die tausend Nächte von Leben, die Schatten zu werden vermögen, von den Ungreifbarkeiten, die sich plötzlich zur Wahrheit gestalten können! Sollen die guten und die bösen Leuchen weiter hausen in den Bergen, die eure Bohrmaschinen durchstoßen! . . . damit ihr an einem Tag des Jahres eure verträumten Weihnachten feiern könnt, damit ihr auch noch fernerhin diese leuchtende, blumige Lüge in die Herzen eurer Kinder und in eure eigenen Seelen niederlegen könnt.

Täuscht ihr euch denn nicht und werden nicht eines Tages eure Nerven sein wie die Maschinengetriebe, mit denen ihr euch umgebet — schwer, groß, nüchtern, aber mit pünktlicher, brutaler Traumlosigkeit arbeitend, zu voll von Haß für die kleinen gelegentlichen Ausflüge ins Land der Träume. Und die Märchen werden sterben.

Norbert Jacques

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1908
Bd.4

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY